

PSYCHO-
PATHOLOGISCHE
DOKUMENTE

SELBSTBEKENNTNISSE UND
FREMDZEUGNISSE AUS DEM
SEELISCHEN GRENZLANDE

VON

KARL BIRNBAUM



BERLIN
VERLAG VON JULIUS SPRINGER
1920

ISBN-13: 978-3-642-98810-3

e-ISBN-13: 978-3-642-99625-2

DOI: 10.1007/978-3-642-99625-2

**Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung
in fremde Sprachen, vorbehalten**

Copyright 1920 by Julius Springer in Berlin

Immer glaubte ich, daß die Natur
gerade beim Abnormen Blicke ver-
gönne in ihre schauerlichste Tiefe.
E. Th. A. Hoffmann.

VORWORT ALS EINFÜHRUNG.

Der Verfasser dieses Buches sieht sich in einer wenig beneidenswerten Lage. Er weiß zur Empfehlung seines Werkes nichts Besseres zu sagen — und will zu seiner Empfehlung nichts Besseres sagen —, als daß es in allen Hauptsachen nicht von ihm stammt. Was es bringt, sind Produkte fremden Geistes, geistige Kundgebungen anderer, wie sie in Briefen und Tagebuchblättern, in Lebenserinnerungen und Selbstbiographien, in lebens- und zeitgenössischen Berichten niedergelegt sind. Von allen Seiten herbeigeholt, den verschiedensten Epochen entstammend und wechselnden Lebens- und Kulturgebieten entnommen, scheinen sie in ihrer Mannigfaltigkeit und Vielgestaltigkeit zusammenhangslos auseinanderzustreben. Doch schließt sie alle, wenn auch nicht immer aufdringlich hervortretend, ein einheitliches geistiges Band zusammen. Das gemeinsame Bindeglied ist die Beziehung zum Pathologischen.

Diese Beziehungen zum Pathologischen verlangen zur Klarstellung der Situation vorweg noch einige Worte. Sie wollen richtig verstanden sein. Und wer dahinter nur ganz grob allerhand Irrenwesen vermutet, der erfaßt weder Art noch Umfang des Psychisch-Abnormen in dem Sinne, wie es hier gemeint und zur Grundlage genommen ist. Diese Beziehungen zum Pathologischen sind ungleich weitere, vielseitigere und feinere, als es der Alltagsauffassung entspricht. Sie sind zum Teil allerdings auch losere. Und so ist hier so manches mit herangezogen, was an seelisch Ungewöhnlichem und Ausnahmeweisem die Norm des Durchschnittlichen nur eben überschreitet, ja was sogar nur gerade herangerückt ist an die Grenze des Krankhaften, nur auf jener Linie gelegen ist, die in der Richtung nach dem Pathologischen hinbiegt. So manches daher auch, was nicht sowohl tiefste Wesensidentität mit ihm als nur Berührungen, Anklänge und selbst nur Parallelen aufweist. Es wäre vielleicht richtiger, zum mindesten weniger mißverständlich, von diesen Dingen, sofern es überhaupt auf Worte ankommt, als von psychisch abartigen oder abwegigen — natürlich ohne jeden Wertakzent — zu reden.

Aber aufs Wort kommt es hier gewiß nicht an. Und selbst die Frage, ob normal oder pathologisch, ist hier nicht von grundlegender Bedeutung. Mag auch das praktische Leben allenthalben auf eine strenge Abgrenzung des Krankhaften vom Normalen aus-

gehen, mag die Wissenschaft sie im Interesse einer reinlichen Scheidung ihrer Teilgebiete fordern, mag auch sonst wer immer auf eine solche Trennung Wert legen in der — fälschlichen — Überzeugung, damit zugleich eine bequeme Entscheidung über den Wert oder Unwert an die Hand zu bekommen — hier, wo es sich im wesentlichen nur darum handelt, gewisse aus der Alltäglichkeit herausfallende seelische Erscheinungen geschlossen auf einer Linie aneinanderzureihen, — hier ist es ohne tieferen Belang, wo schließlich der Grenzstrich gezogen wird. Und so stelle ich es auch jedem Leser anheim, ihn an anderer Stelle zu ziehen, als ich es getan habe. Und nur um denen, die am Anfang eines solchen Buches vom Autor eine präzise Stellungnahme zu seinem Material fordern zu müssen glauben, die Antwort nicht schuldig zu bleiben, sei kurz bemerkt:

Ein gut Teil des hier Dargestellten liegt am äußersten Endpunkt der gedachten Linie und ist einwandfrei psychiatrischer Natur. Ein anderer, erheblich geringerer, Teil liegt am entgegengesetzten Pol, er ist ebenso sicher rein normalpsychologischen Charakters (und nur herangezogen, um die Gemeinsamkeiten und inneren Beziehungen zwischen beiden zu beleuchten). Für beide erübrigt sich jede Diskussion. Ein dritter, recht erheblicher Teil endlich liegt in der Mitte, und er ist der strittige. Ihn für das Pathologische in Anspruch zu nehmen, findet seine Rechtfertigung in der psychopathologischen Erfahrung selbst, die allenthalben fließende Übergänge, innere Übereinstimmungen und Wesensgemeinschaften mit dem einwandfrei Pathologischen erkennen läßt. Wer diese Erfahrungen nicht kennt oder nicht gelten läßt, wer vor allem gewöhnt ist, geistige Dinge von Kulturwert nur vom Standpunkt der Ästhetik, der Ethik usw. zu betrachten, der wird freilich hier nicht mitgehen können. Und so bin ich denn auf den üblichen Vorwurf sehr wohl gefaßt: Hier habe wieder einmal ein plumper medizinischer Materialismus (noch dazu womöglich auf unzulängliches Beweismaterial: mißgedeutete Zufallsäußerungen, willkürlich aus dem Zusammenhang gerissene literarische Bruchstücke u. dgl. sich stützend) — habe, heißt es, sich unfähig erwiesen, den Besonderheiten gerecht zu werden, die aus abweichenden Zeit- und Kulturverhältnissen, aus ungewöhnlichen Lebensumständen und vor allem aus dem besonderen Eigenwuchs einer nicht mit der Alltagselle zu messenden Individualität, einer überragenden Persönlichkeit sich ergeben. Und habe es so fertig gebracht, in seelischen Ausnahmeerscheinungen nur Irresein, in ungewöhnlichen Persönlichkeitsgestaltungen nur Geisteskrankheit, in befremdlichen seelischen Umwälzungen nur psychotisches Geschehen und in originellen Geistesschöpfungen nur Krankheitssymptome zu sehen.

Ich nehme diesen Vorwurf ruhig hin als Ausdruck des einfachen Sachverhalts: daß verschieden eingestellte Wissenschaften — die Naturwissenschaften auf der einen Seite, die Geistes- und vor allem die Normenwissenschaften auf der anderen — zu den gleichen Erscheinungen durchaus verschiedenartige Stellung nehmen und bei doktrinärer Handhabung es nicht über sich bringen, zugleich auch dem — an sich ebenso berechtigten — Standpunkt der anderen gerecht zu werden. Die Tatsachen aber bleiben davon unberührt. Und so wird auch durch solche vorweggenommene Ablehnung noch nicht aus der Welt geschafft: daß durchaus nicht selten bedeutsame psychische Erlebnis-, Entwicklungs- und Produktionsformen sich auf einem — wenn auch mehr oder weniger verdeckten — pathologischen Untergrund erheben; daß sie mannigfache pathologische Bestandteile aufweisen; daß pathologische Triebkräfte im wesentlichen Maße an ihnen (bald ursächlich, bald inhaltlich, bald formend und gestaltend) beteiligt sind. Ebensowenig soll freilich damit auch jene andere Tatsache verdunkelt werden, die zum Teil wenigstens die allgemeine schroffe Ablehnung der hier herangezogenen Betrachtungsweise erklärt: daß der Versuch, den Anteil des Pathologischen an bedeutsamen psychischen Lebenserscheinungen aufzudecken, von psychiatrischer Seite nicht immer mit genügend taktvoller Zurückhaltung, mit genügend freiem Blick und geistig vertiefter Bildung gemacht worden ist.

Selbstverständlich hat eine solche Betrachtung vom Pathologischen her ihre Grenzen, ihre sehr eng gezogenen Grenzen. Und wer ihr vorhält, daß sie sich unfähig erweise zur vollen Erfassung und Bewertung wirklicher seelischer Werte und wahrhafter geistiger Größen, der fordert von ihr mehr und anderes, als sie ihrer Natur nach geben soll und geben kann. Wer menschliche und sonstige Werte und Größen in ihrer ganzen Bedeutsamkeit und inneren Tiefe dargeboten haben will, darf nicht bei den pathologischen Dokumenten suchen. Wer vollends aus tiefstinnerlichem Gefühl es ablehnt, bedeutsame Lebenswerte und -inhalte mit dem Krankhaften in Verbindung gebracht zu sehen, wer die dunklen Stellen eines wertvollen Bildes lieber überdeckt als ins helle Licht gerückt sieht, für den gibt es natürlich nur eins: die Hände weg von dem Buche. Über einen solchen Standpunkt läßt sich selbstverständlich nicht weiter diskutieren. Man hat ihn oder man hat ihn nicht. Aber ich gebe die Hoffnung noch nicht auf: Vielleicht wird doch noch mancher, der es trotz des ominösen Titels und der berüchtigten psychopathologischen Seziersucht über sich bringt, das Buch vorzunehmen und dazu auch die nötige geistige Umstellung gewinnt, zur eigenen Überraschung sich in der Lage sehen, ein gut Stück Weges mit dem

psychiatrischen Barbaren gemeinsam zu gehen. Und er wird dann vielleicht auch finden, daß psychiatrische Sachlichkeit durchaus noch nicht völlige Verständnislosigkeit in allen sonstigen Beziehungen gegenüber Persönlichkeit und Werk zur Voraussetzung hat. Ja, ich wage sogar noch mehr zu erhoffen: Vielleicht werden gerade diese Belegstücke ihn zur weiteren eigenen Überraschung dahin bringen, daß er fortan nicht mehr ein unanfechtbares Dogma in jener bisher allgemein anerkannten Anschauung sieht, die FRIEDRICH JODL in die Worte gefaßt hat: „Vom Pathologischen aus gelangt man nie zum Großen, sondern immer nur zum Kleinen; nie zum Unsterblichen, sondern immer nur zum Vergänglichen.“ —

Sind und bleiben somit die hier dargebotenen Dokumente im wesentlichen im Rahmen des Pathologischen, so treten sie doch mit der erweiterten Fassung des Begriffes aus dem engen Kreise des irrenärztlich Begrenzten hinaus. Sie sind keine Krankengeschichten, sollen beileibe keine sein, wie dieses Buch überhaupt weder psychiatrische Klinik, noch gar irrenärztliche Gutachtertätigkeit treiben will. Worauf es ihm ankommt, ist vielmehr dies: Das psychopathologische Geschehen und Erleben, in eigenem oder fremdem Seelenleben ausdrucksvoll widergespiegelt, vermitteltst dokumentarischer Nachweise und authentischer Belegstücke zu entrollen. Und zwar so, daß zunächst der ganze Formenreichtum seiner Erscheinungen, die ganze Mannigfaltigkeit seiner Gestaltungen, die reiche Ausdrucksfülle seiner Äußerungsweisen voll zutage tritt; und dann weiter so, daß die ganze Vielfältigkeit seiner Beziehungen zum Leben, der volle Fluß seines Spiels in allen Lebenserscheinungen, die reiche Vielgestaltigkeit seiner Ausstrahlungen in allem äußeren wie inneren Geschehen, kurz und gut seine umfassende Bedeutung als Formkraft für individuelle wie allgemeine, für historische wie kulturelle und sonstige Lebensgestaltungen sich klar kund tut.

Daß alles dies in Zeugnissen wiedergegeben wird, die zwar nicht irrenärztlich approbiert und nicht von gerichtsnotorischer Wertigkeit, dafür aber von um so höherem allgemein menschlichen Werte sind und nicht zuletzt den ganzen Reiz der Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit des aus der Quelle selbst Dargebotenen an sich tragen, — darin liegt die Besonderheit und — sofern man ihm solches zuerkennen will — der Wert und die Bedeutung des Buches. Den psychopathologischen Dokumenten darf es daher auch überlassen bleiben, durch sich selbst zu wirken. Und indem sie so für sich und durch sich selbst sprechen, lassen sie alle psychiatrische Schul- und Binsenweisheit nicht recht an sich herankommen. Ich habe mir daher auch — wofür ich den Dank des Lesers erhoffe — in psychiatrischen Fachdingen, zumal in banalen, weitestgehende Be-

schränkung auferlegt und von ihnen nur gerade so viel herangezogen, als für den Zusammenhang und das Verständnis der Einzelheiten unvermeidlich erschien. Nur um den, der darüber hinaus wenigstens ein Stück Wegerichtung angedeutet sehen möchte, nicht ganz im Stich zu lassen, habe ich am Schluß ein paar die Fachliteratur berücksichtigende Anmerkungen beigelegt. Sie nicht zu beachten, steht jedem frei. Freilich bleibt bei dieser zurückhaltenden Art der Betrachtung so manches durchaus an der Oberfläche, und insbesondere jener Problemenkreis, der sich hier allenthalben aufdrängt: die Beziehungen des Pathologischen zu den Kultur- und den Lebenswerten, wird immer nur flüchtig gestreift. Dies ebenso bedeutsame wie heikle Thema, dem bisher noch nirgends die verdiente ausführliche Bearbeitung zuteil geworden, bleibt einer selbständigen Arbeit aufgespart.

Daß schließlich auf die Authentizität der Dokumente möglicher Wert gelegt wurde, liegt in dem Charakter des Buches begründet. Ich will aber nicht verhehlen — und selbst auf die Gefahr hin, mein ohnehin geringes Verdienst noch weiter herabzusetzen —, daß ich auch gelegentlich aus zweiter Hand geschöpft habe, wenn die Originalquelle mir nicht leicht zugänglich war. Selbstverständlich geschah es nur dann, wenn die Gewähr für eine einwandfreie Übermittlung bestand.

Und nun „werf“ ich mich denn“ — (um mit einem sonst gar nicht üblen psychiatrischen Autor aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts zu reden) — „mit jugendlichem Mut dem gelehrten Publikum in die Arme“.

Berlin-Herzberge, Sommer 1920.

Karl Birnbaum.

INHALTSÜBERSICHT.

Vorwort als Einführung	III
I. Sinnestruggebilde	I
Joh. Müllers phantastische Gesichtsercheinungen. — Cardanos Kindheitssinnestäuschungen. — Friedrich Nicolais halluzinatorische Lebensperiode. — William Blakes visionäre Malerei und Dichtung. — Die visionäre Theosophie Swedenborgs. — Die affektbetonten Visionen des Friedrich Staps vorm Attentat. — Der halluzinatorische Verkehr Johannas von Orleans. — Die religiösen Visionen des Mystikers Heinrich Suso. — Die imaginären und intellektuellen Visionen der hl. Theresa von Jesus.	
II. Traumhaftes und delirantes Erleben	17
Die Traumunruhe der staubstumblinden Helen Keller. — Die ängstlichen Traumgebilde des kindlichen Richard Wagner. — Die alkoholisch bedingten Angsttraumerlebnisse Adam Oehlenschlägers. — Die nächtlichen Angstzustände Dostojewskis. — Die somnambulen Episoden des jugendlichen Ludwig Ganghofer. — Die halluzinatorischen Traumnachwirkungen bei Spinoza. — Die beängstigenden Halbwachträume Hermann Linggs. — Die nächtlich deliranten Erlebnisse des greisen Kant. — Das Fiebertraumleben Viktor Blüthgens. — Die Todesvision des fieberkranken I. I. David. — Die Haschischträume Baudelaires. — Die Opiumträume Thomas de Quinceys. — Die Architekturträume Piranesis. — Die Opiumrauschverse Coleridges. — Die Opium- und Alkoholschöpfungen E. A. Poes. — Die traumhaft psychotischen Episoden und Kunstschöpfungen Gérard de Nervals.	
III. Wahngeschehen	35
Die stürmische Wahnepisode Strindbergs. — Die chronische Wahnspsychose Gutzkows. — Die Wahnbekenntnisse Rousseaus. — Die Wahnverstimmung Hermann Linggs. — Das wahnhafte Mißtrauen in Schopenhauers Charakter.	
IV. Abnorme Empfindungs- und Gedankenverknüpfungen	48
Walter Scotts und Grillparzers Erinnerungsfälschung des Déjà vu. — Die abnormen Nervenaustrahlungen bei Grillparzer. — Otto Ludwigs nervöse Begleitsensationen musikalischer Eindrücke. — Baudelaires musikalische Licht- und Raumerlebnisse. — Rimbauds Vokalonett. — Heidenstams Märchen von den Vokalen. — Baudelaires Zusammenklänge. — Huysmans Geschmackssymphonien. — K. Ph. Moritz' Stadtbildvorstellungen. — Otto Ludwigs Begleitfarben des dichterischen Genusses. — Ganghofers Begleitfarben des Musikgenusses. — Hebbels musikalische Begleitempfindungen der poetischen Stimmung. — Flauberts Farbenerzeugungstendenz beim dichterischen Schaffen. — C. M. v. Webers Umsetzung der Sinnesindrücke in Töne. — Farben- und Tonbeziehungen zur Dichtkunst bei Kleist und Goethe. — Die sinnlichen und sittlichen Farben-	

wirkungen bei Goethe und Ph. O. Runge. — Hebbels gedankliche Verknüpfung innerer und äußerer Erscheinungen. — Grillparzers abnorme Ideenverknüpfung im Halbschlaf. — Baudelaires Analogieerlebnisse im Haschischrausch. — Swedenborgs System der Entsprechungen. — Fouriers Erkenntnisse aus Analogien. — Jacob Böhmes Erkenntnisse durch Buchstabensymbolik. — Gehrmanns Symbolik bezüglich Gehirn, Körper, Seele, Gott.

V. Abirrungen des Persönlichkeitsbewußtseins 61

Die Persönlichkeitsspaltung in Hebbels Fieberkrankheit. — Die Ich-Verschmelzung mit den Objekten in Baudelaires Haschischrausch. — Tennysons episodischer Ichbewußtseinsverlust im selbsterzeugten Trance. — Das mystisch-religiöse Verschmelzungs- und Einheits-erlebnis bei Maria Maddalena de Pazzi und de la Mothe Guyon. — Rousseaus Phase des seelischen Aufgehens im All. — Malvida von Meysenbugs pantheistisches Erleben. — Henri Amiels wechselnde Formen des Persönlichkeitsbewußtseins. — Heines Episode seelischer Identifikation mit dem Großoheim. — K. Ph. Moritz' episodisches Übergehen in ein fremdes Persönlichkeitsbewußtsein. — Mitterwurzers Einfühlung in die Schauspielerrolle. — Devrients seelisches Verharren im Rollen-Ich. — Friedrich Kaysslers inneres Schauspieler-Erleben.

VI. Visionäre und phantastische Veranlagungen 72

Goethes sinnliches Vorstellungsvermögen: die geistigen Unterhaltungen, die autoskopische Vision und die visionäre Rosette. — Grillparzers visionäre und illusionäre Erlebnisse. — C. F. Meyers plastische Vorstellungsgabe. — Zolas Materialisationen seiner Erinnerungen. — Gustav Frenssens visionäre Phantasiegestalten. — Zschokkes Hingabe an seine visionären Vorstellungen. — Flauberts innere Visionen und sein Aufgehen in den visionären Phantasieschöpfungen. — Kleists Miterleben mit seinen dichterischen Gestalten.

Hebbels überlebhafter Kindheitsphantasien. — E. Th. A. Hoffmanns phantastischer Wesenseinschlag. — Clemens Brentanos phantastische Lügenneigung. — Hebbels dichterische Lügnerzählungen. — K. Ph. Moritz, die typische Phantastennatur. — Cagliostro, der phantastische Schwindler, in subjektiver und objektiver Spiegelung. — Casanova über die Pseudologie des Grafen St. Germain.

VII. Zwangsläufig-selbsttätige Gedankengänge und Geistesproduktionen 93

Die Zwangsgedanken des geistig überanstrengten Fr. Nicolai. — Die quälenden Zwangsmelodien Richard Wagners. — Th. Gautiers Zwangsrekapitulation zufällig aufgegriffener Worte. — Das Zwangs-antriebserlebnis Varnhagen van Enses. — Die quälenden Zwangs-impulse des jugendlichen Otto Ludwig. — Die Zwangsvorstellungen des melancholiekranken Hansjakob. — Die vielfältigen Zwangsbefürchtungen des Bernardin von St. Pierre. — Rousseaus religiöse Zwangsbefürchtungen. — Gottfried Kellers Zwangsblasphemien. — Susos religiöse Zwangszweifel und -skrupeln. — G. Th. Fechners innerer Kampf gegen das Zwangsdenken.

Die nächtlich produktive unwillkürliche Gedankenarbeit Bismarcks. — Der Zwangscharakter der Inspiration bei Goethe und Nietzsche. — Die religiöse Inspiration bei Jakob Böhme. — Der unwillkürlich zufließende Gedankenstrom bei Philo von Alexandrien. — Inspiriertes und willkürliches schriftstellerisches Schaffen bei Clara

Eysell-Kilburger. — Die Begleitmotorik beim Schaffensprozeß Friedrich Schillers. — Die körperlichen Erregungserscheinungen bei Rousseaus geistiger Produktion. — Die körperlichen Störungen bei Mussets dichterischer Inspiration. — Charlotte Wolters hysterische Krisen beim schauspielerischen Nachschaffen. — Die visionäre Konzeption und der abnorme Produktionszwang bei Turgeniew. — Das Farben- und Formenspektrum bei Otto Ludwigs dichterischem Schaffen. — Goethes Traumproduktion. — Paul Heyses novellistische Traumschöpfungen. — Brugsch-Paschas somnambule Forscherarbeit. — Grillparzers Ahnfrau-Niederschrift unter Fieberhitzen. — Holteis schöpferische Schauspielertätigkeit im Fieberzustand. — Hebbels dramatische Produktion in Fiebernächten. — Richard Wagners Konzeption des Rheingoldvorspiels im dämmerhaften Erschöpfungszustand. — Die halluzinierten Tonproduktionen in der Geisteskrankheit Robert Schumanns. — Schillers abnorme Produktionsbedingungen und die alkoholbeeinflußten „pathologischen Stellen“ seines Werkes. — Die geistigen Anregungen des Alkohols bei E. Th. A. Hoffmann.

VIII. Krankhafte Lustgefühlserregungen und abnormes Glücksgeschehen 113

Des Chemikers Humphry Davy körperliche Lusterregung beim Lachgasexperiment. — Die Glückserlebnisse des Opiumrausches bei Th. de Quincey. — Hans Leuss Gefühlsanreicherung durch die Zucht-haushaft. — Das ekstatische Glückserleben des Mystikers Heinrich Suso. — Walter Bloems Erlösungsglücksempfinden im Granatfeuer. — Der Glücksrausch der schöpferischen Inspiration bei Nietzsche. — Die pathologische Scheinproduktivität in Davys Lachgaslustrausch. — Die produktive Erregung von Nietzsches manisch-paralytischer Krankheitsphase. — Die dichterische Produktivität der manischen Psychose Stauffer Berns. — Die jugendliche Bettina von Arnim als hypomanisch-produktives Temperament.

IX. Depressives Seelenleben 125

Hansjakobs melancholische Phasen. — Luthers religiös betonte Depressions- und Angstzustände. — Albrecht von Hallers religiös gefärbte Altersmelancholie. — Blüchers hypochondrisch-depressive Alterskrankung in den Befreiungskriegen. — Der Opfertod von Charlotte Stieglitz und die depressiv bedingte Hemmung ihres Gatten Heinrich. — Die seelische Gebundenheit der depressiven Jugend-jahre C. F. Meyers. — Die hypochondrischen Depressionen im Leben Johann Georg Zimmermanns. — Der depressive Wesenseinschlag bei Lichtenberg, Byron und Lenau. — Die depressiv hypochondrischen Tagebuchblätter Grillparzers. — Ch. D. Schubarts dichterische Produktion hypochondrischer Färbung. — Schopenhauers philosophisches Lebenswerk als Spiegelung einer depressiven Konstitution. — Der Selbstmord des Schauspielers Viktor Arnold als Flucht aus der krankhaften Verstimmung. — Die pathologischen Depressionsreaktionen im Leben des Visionärs Hans Engelbrecht. — Franz Grillparzers Gutachten über die dysphorisch bedingten triebartigen Entweichungen seines Bruders Karl. — Fritz Reuters und E. A. Poes Trunksucht aus krankhaften Verstimmungen.

X. Psychopathische Charaktere 153

Die Hypersensitiven: Maupassants gesteigerte nervöse Sensibilität. — Flauberts sensitive Nervenerlebnisse. — Mörikes erhöhte seelische Vulnerabilität. — Die sensitive Reaktion des jugendlichen

Strindberg. — Hektor Berlioz als Repräsentant eines krankhaft sensitiven Charakters. — Henri Amiels sensitive Innenerlebnisse im Spiegel seiner Tagebücher. — Die psychischen Schutzmaßnahmen des seelisch vulnerablen C. F. Meyer.

Die Konfliktsnaturen: Benjamin Constants innere Zwiespältigkeit.

Die Disharmonischen: Heinrich von Kleists seelische Zerrissenheit und Freitod.

Der hypersensible Ästhet: Felix Poppenberg, der „Dandy“.

Die psychopathisch Verschrobnen: C. F. Diefenbach, der Naturmensch, Malerapostel und Weltbeglückter.

Die Haltlosen: Die Charakterschwäche Ch. D. Schubarts. — Grabbes Instabilität.

Die moralisch Defekten: Edward Avelings „moralische Krankheit“.

XI. Psychopathischer Fanatismus 183

Rousseaus Schachraserei. — Richard Wagners Spielwutepisode.

— Susos religiöse Selbstkasteiung. — Friedrich Adlers politischer Fanatismus. — Anselm Feuerbach über den fanatischen Querulanten Ludwig Steiner.

XII. Sexualpsychische Abirrungen 194

Die geschlechtlichen Anfechtungen des jugendlichen Flaubert. —

Die Incestneigungen des kindlichen Beyle-Stendhal. — Hebbels frühreife Sexualität. — Rousseaus Bekenntnis seiner vielgestaltigen Sexualabirrungen. — Goethes fetischistisches Verlangen. — Rétif de la Bretonnes Fuß- und Schuhfetischismus. — Die Skandalaffaire des Marquis de Sade vom Jahre 1786. — Leopold von Sacher-Masoch als Sexualpsychopath. — Herzog Aemil August von Sachsen-Gotha, der feminine Transvestit. — Platens homosexuelles Leben und Leiden im Lichte seiner Tagebücher. — Oskar Wildes homosexuelle Dokumente in seinem Strafprozeß. — Gleims kußselige Freundschaftsempfindungen. — Walt Whitmans Phalluspoesien. — Die „göttliche Wollust und Sinnlichkeiten“ der Antoinette von Bourignon. — Das religiös erotische Erleben der hl. Katherina von Siena. — Die Wege der Vereinigung bei den christlichen Mystikern. — Das Frigiditätsbekenntnis Adolf Menzels.

XIII. Abnorme seelische Krisen und psychische Ausnahmeerlebnisse 210

Ludwig Tiecks schwere Pubertätskrise. — Benvenuto Cellinis Läuterung durch Gefängnisvisionen. — Pascals mystisches Amulett. — Swammerdams religiöse Charakterumgestaltung. — Tolstois Beichte. — Oskar Wildes neue Welt durch Leiden. — Beardsleys seelische Wandlung in der Todesnähe. — Beethovens seelische Lebenskrise im Heiligenstädter Testament. — Magister Laukhards Schicksalswendung durch eine kritische seelische Episode. — Pfarrer Weidigs seelischer Zusammenbruch unter der politischen Vormärz-Inquisition. — Hans Leuss' depressiver Zusammenbruch unter dem psychischen Druck des Gefängnisses. — Dostojewskis seelisch-nervöse Festungshaftreaktion. — Dostojewskis Erlebnis der unmittelbaren Todesnähe. — Albert Heims seelisches Absturzkatastrophenerlebnis. — Baelzs Gefühlerstarrerlebnis beim Erdbeben. — Goethes Kanonenfieber bei Valmy. — Goethes Landschaftswandlung in erotischer Erregung.

XIV. Zeit- und Kulturformen hysteropathischen Geschehens	228
Die Besessenheitserlebnisse der Ursulinerin Jeanne de Beclier und des Pater Surin. — Die Erleuchtungserlebnisse des Kamisardenführers Elie Marion. — Das magisch-übernatürliche Erleben der Seherin von Prévost. — Das spiritistische Erleben der Mme. d'Espérance.	
XV. Psychische Infektionen und psychopathisches Massengeschehen	244
Richard Wagner bei den revolutionären Massensexzessen 1830. — Die Massentrugwahrnehmungen englischer Truppen beim Rückzug 1914. — Die Massenpanik der Deutschen bei der Panzerfestenexplosion Douaumont. — Die Aachener Tanzepidemie von 1374. — Die epidemische Predigtsucht schwedischer Mädchen um 1840. — Die Massenhysterie bei der Züricher Pfingstbewegungskonferenz 1910. — Das epidemische Zungenreden in der Apostelgeschichte. — Die psychische Gruppenansteckung bei der Kreuzigung von Wildenspuch 1823. — Die abnorme Seelengemeinschaft der Mucker von Königsberg. — Die wundergläubige Gemeinde des geisteskranken Kupferstechers Friedrich Müller. — Die psychopathische Vegetarierversammlung von Ascona.	
XVI. Psychisch-nervöse Störungen und Nerven-anfälle	263
Lichtenbergs Ausstrahlungen des Moralischen auf das Körperliche. — Goethes psychische Beeinflussung des körperlichen Befindens. Kants psychische Beherrschung hypochondrischer Tendenzen. — Grillparzers hypochondrischer Choleraanfall. — Rousseaus hypochondrischer Herzpolyp und seine Heilung. — G. Th. Fechners nervöse Organleiden in ihren psychischen Abhängigkeiten. — Bismarcks nervöse Krisen im Dienste seiner Zwecke. — Moses Mendelssohns psychisch bedingte Hemmungszustände. — Die hysterischen Anfälle der hl. Theresa von Jesus. — Mohammeds Anfälle in ihren religiösen Beziehungen. — Platens Affektanfall. — Die hysteropileptischen Anfälle Flauberts. — Die epileptischen Störungen van Goghs. — Die Epilepsie Dostojewskis und ihre geistigen Ausstrahlungen.	
XVII. Zerstörende psychische Krankheitsprozesse	279
Bismarcks Gehirnerschütterung mit rückläufigem Erinnerungsausfall. — Beyle-Stendhals Hirnschlagssignale. — Friedrich Wilhelms IV. organische Sprachstörung. — Faradays organische Gedächtnisschwäche. — Gottfried Kellers psychische Altersstörung. — Kants seelische Greisenverödung. — Die fortschreitende Hirnlähmung des Herzogs von Abrantès. — Der paralytische Geistesverfall Lenaus. — Die organischen Krankheitszeichen in der Nachlaßdichtung Heinrich Lautensacks. — Der paralytische Krankheitsanschlag in Nietzsches „Ecce homo“. — Die psychotisch beeinflussten Regierungsaussagen Ludwigs II. von Bayern. — Tassos chronisch halluzinatorische Psychose. — Die Jugendverblödung I. M. R. Lenz'. — Der schizophrene Dauerverfall Hölderlins.	
Anmerkungen	304
Namenverzeichnis	318
Sachverzeichnis	320

I.

Sinnestruggebilde.

„Es ist selten, daß ich nicht vor dem Einschlafen bei geschlossenen Augen in der Dunkelheit des Sehfeldes mannigfache leuchtende Bilder sehe. Von früher Jugend auf erinnere ich mich dieser Erscheinungen, ich wußte sie immer wohl von den eigentlichen Traumbildern zu unterscheiden; denn ich konnte oft lange Zeit vor dem Einschlafen über sie reflektieren. Vielfache Selbstbeobachtung hat mich denn auch in den Stand gesetzt, ihre Erscheinung zu befördern, sie festzuhalten.

Schlaflose Nächte wurden mir kürzer, wenn ich gleichsam wachend wandeln konnte, unter den eigenen Geschöpfen meines Auges. Wenn ich diese leuchtenden Bilder beobachten will, sehe ich bei geschlossenen vollkommen ausruhenden Augen in die Dunkelheit des Sehfeldes. Wenn nun im Anfang immer noch das dunkle Sehfeld an einzelnen Lichtflecken, Nebeln, wandelnden und wechselnden Farben reich ist, so erscheinen statt dieser bald begrenzte Bilder von mannigfachen Gegenständen, anfangs in einem matten Schimmer, bald deutlicher. Daß sie wirklich leuchtend, und manchmal auch farbig sind, daran ist kein Zweifel. Sie bewegen sich, verwandeln sich, entstehen manchmal ganz zu den Seiten des Sehfeldes mit einer Lebendigkeit und Deutlichkeit des Bildes, wie wir sonst nie etwas so deutlich zur Seite des Sehfeldes sehen. Mit der leisesten Bewegung sind sie gewöhnlich verschwunden, auch die Reflexion verscheucht sie auf der Stelle. Es sind selten bekannte Gestalten, gewöhnlich sonderbare Figuren, Menschen, Tiere, die ich nie gesehen, erleuchtete Räume, in denen ich noch nicht gewesen bin. Es ist nicht der geringste Zusammenhang dieser Erscheinungen mit dem, was ich am Tage erlebt, zu erkennen. Ich verfolge diese Erscheinungen oft halbe Stunden lang, bis sie endlich in die Traumbilder des Schlafes übergehen.

Nicht in der Nacht allein, zu jeder Zeit des Tages bin ich dieser Erscheinungen fähig. Gar manche Stunde der Ruhe, vom Schlafe weit entfernt, hab ich mit geschlossenen Augen zu ihrer Beobachtung zugebracht. Ich brauche mich oft nur hinzusetzen, die Augen zu schließen, von allem zu abstrahieren, so erscheinen unwillkürlich diese seit früher Jugend mir freundlich gewohnten Bilder.“

So kennzeichnet JOHANNES MÜLLER (1801—1858), der bedeutende Berliner Forscher und Begründer der modernen Physiologie, die ihm seit Jugend eigene phantastische Umbildung der von den Innenerregungen des Auges ausgehenden Reize zu täuschenden Gesichtsbildern. Und einer Zeit angehörig, die es noch nicht für unvereinbar mit ernster Wissenschaftlichkeit hielt, wenn sie sich Anregungen auch außerhalb des engen Wissenschaftsbereichs herholte, fährt er fort:

„Wie freute ich mich nun, als ich in den „Wahlverwandtschaften“ wieder fand, wie einer der sinnlich kräftigsten Menschen aus reicher Selbstbeobachtung die Lebenswahrheit auch dem kunstreichen Gebilde mitzugeben weiß. Es heißt nämlich dort von Ottilie: „Wenn sie sich abends zur Ruhe gelegt und im süßen Gefühl zwischen Schlaf und Wachen lebte, schien es ihr, als wenn sie in einen ganz hellen, doch mild erleuchteten Raum hineinblickte. In diesem sah sie Eduard ganz deutlich und zwar nicht gekleidet, wie sie ihn sonst gesehen, sondern in kriegerischem Anzug, jedesmal in einer anderen Stellung, die aber vollkommen natürlich war und nichts Phantastisches hatte, stehend, gehend, liegend, reichend. Die Gestalt, bis aufs kleinste ausgemalt, bewegte sich willig vor ihr, ohne daß sie das mindeste dazu tat, ohne daß sie wollte oder die Einbildungskraft erregte. Manchmal sah sie ihn umgeben, besonders von etwas Beweglichem, das dunkler war, als der helle Grund, aber sie unterschied kaum Schattenbilder, die ihr zuweilen als Menschen, als Pferde, als Bäume, als Gebirge vorkommen konnten. Gewöhnlich schlief sie über der Erscheinung ein!“

Diese von selbst auftretenden, unwillkürlich sich gestaltenden „phantastischen Gesichterscheinungen“ setzt so JOHANNES MÜLLER in GOETHE'S Falle zu einer normalwertigen Geistesanlage, zur „kräftigen Sinnlichkeit“, zur sinnlich lebhaften Vorstellungskraft des Dichters in innere Beziehung. Sie müssen bei anderen aus dem geistigen Durchschnitt sich heraushebenden Persönlichkeiten, bei denen sie bekannt geworden sind, in engere Verbindung mit dem Pathologischen gebracht werden. Zumal bei jenem zweifellos psychisch abnormen Manne, der als Arzt, Mathematiker und Naturforscher zu den universellen Geistern der Renaissance zählt, bei GIROLAMO CARDANO (1501—1576). Er hat aus seinen Kinderjahren von solchen eigenartigen Sinnestruggebilden berichtet. In seiner kurz vor dem Lebensende verfaßten Selbstbiographie, die anschaulich, wenn auch mit reichlich phantastisch-ahergläubischem und mystischem Beiwerk einen Rückblick auf das eigene Leben gibt und dabei zugleich ein ganzes Füllhorn psychopathologischer Gebilde vor dem überraschten Leser ausbreitet, heißt es von diesen Frühzeichen einer abwegigen Geistesartung:

„Das erste Anzeichen einer sozusagen anomalen Natur zeigte sich in meinem vierten Lebensjahre und dauerte ungefähr drei Jahre lang. Auf das Geheiß meines Vaters blieb ich morgens bis in die dritte Tagesstunde im Bette liegen, und da ich immer schon früher aufwachte, widmete ich die Zeit, die mir bis zu der gewohnten Stunde des Aufstehens blieb, einem wohligen Schauspiel, das sich jeden Morgen einstellte, nie vergebens auf sich warten ließ. Ich sah verschiedenartige Bilder, und zwar war es etwa wie luftige Körper, die aus ganz kleinen Ringen zu bestehen schienen, wie wir sie bei einem Kettenpanzer haben, obschon ich bis dahin noch nie einen solchen Panzer gesehen hatte. Die Bilder bewegten sich von der unteren rechten Ecke des Bettes an in einem Halbkreis herauf und senkten sich langsam wieder nach links herunter, bis sie völlig ver-

schwanden. Es waren Bilder von Burgen, Häusern, Tieren, Pferden mit Reitern, von Pflanzen, Räumen, Musikinstrumenten, theatralischen Dingen, von verschiedenartig gestalteten Menschen, von Kleidern aller Art, von Trompetern vor allem, die auf Posaunen zu blasen schienen, obwohl ich keinerlei Laut oder Ton vernahm, außerdem Soldaten, Menschenmengen, Felder, körperliche Figuren, wie ich sie bis auf diesen Tag noch nie gesehen hatte, Haine und Wälder und andere Dinge, deren ich mich nicht mehr entsinne; mitunter waren es auch ganze Haufen von vielen Dingen, die durcheinanderstürzten, ohne sich freilich zu verwischen und zu vermengen, sondern nur um in aller Eile vorüberzuziehen. Diese Dinge waren alle ganz durchsichtig.

Dies Schauspiel erfreute mich nicht wenig und ich mochte dann wohl mit starren Augen nach diesen Wundern schauen, so daß mich einmal meine Tante frug, ob ich denn etwas sehe. Und obwohl ich damals ein ganz kleiner Knabe war, dachte ich doch bei mir selbst: Plaudere ich die Sache aus, so wird vielleicht das, was mir alle diese Pracht vor Augen führt, zornig und macht dem ganzen Fest ein Ende. Und so blieb ich denn, da ich weder in meiner Jugend noch in meinem Alter gewohnt war, zu lügen, lange Zeit ganz still, ohne eine Antwort zu finden.“ — —

An psychologischem und psychopathologischem Interesse weit über diese Erscheinungen hinausreichend und weder wie bei CARDANO an das Lebensalter unkritischer Selbstbeobachtung, noch wie bei JOHANNES MÜLLER an die Ausschaltung der äußeren Sinnesreize gebunden, erscheinen jene reichen Trugerlebnisse der Sinne, die ein sehr nüchterner Mann, FRIEDRICH NICOLAI (1733—1811), der Berliner Verlagsbuchhändler und Schriftsteller der Aufklärungszeit, für wichtig genug hielt, um sie einem illustren wissenschaftlichen Forum zu unterbreiten. In einer Vorlesung vor der Kgl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 28. Februar 1799 berichtete der Freund LESSINGS und MENDELSSOHNs folgendes, was am 24. Februar 1791, vormittags 10 Uhr, sich ereignet hatte:

„Ich war in allzu heftiger Gemütsbewegung über eine Reihe von Vorfällen, die mein ganzes moralisches Gefühl empört hatten und woraus ich keinen vernünftigen Ausgang sah. Plötzlich stand ungefähr zehn Schritte entfernt eine Gestalt vor mir, die Gestalt eines Verstorbenen. Ich wies darauf, fragte meine Frau, ob sie die Gestalt nicht sehe: Sie sah natürlich nichts, nahm mich äußerst erschrocken in die Arme, suchte mich zu besänftigen und schickte nach dem Arzte. Die Gestalt blieb wohl eine halbe Viertelstunde. Ich kam endlich etwas zur Ruhe und, da ich äußerst erschöpft war, fiel ich nach einiger Zeit eine halbe Stunde lang in einen unruhigen Schummer.

Nachmittags nach vier Uhr erschien die Gestalt wieder, die ich vormittags gesehen hatte. Ich war allein, da es geschah, und da mir dieses, wie leicht zu begreifen ist, sehr unangenehm war, ging ich zu meiner Frau, der ich es erzählte. Aber auch hier erschien die Gestalt. Zuweilen war sie da, zuweilen war sie weg, immer stehend. Ungefähr nach sechs Uhr erschienen auch verschiedene einzelne wandelnde Gestalten, welche mit der stehenden Figur nichts gemein hatten.

Da mich, nachdem das erste Entsetzen vorüber war, diese Erscheinungen nicht sonderlich erschütterten, da ich sie für das hielt, was sie waren, für merkwürdige Folgen einer Krankheit, so suchte ich um so mehr Besonnenheit zu behalten, um in recht deutlichem Bewußtsein dessen, was in mir vorging, zu bleiben. Im ganzen war zwischen meinem Gemütszustande, zwischen meinen Beschäftigungen und übrigen Gedanken und zwischen den mannigfaltigen mir vorkommenden und wieder verschwindenden Gestalten gar kein Zusammenhang zu entdecken.

Die Gestalt des Verstorbenen erschien nicht mehr nach dem ersten erschütternden Tage, hingegen kamen sehr deutlich viele andere Gestalten zum Vorschein: zuweilen Bekannte, aber meistens Unbekannte.

Die Phantasmen erschienen mir schlechterdings unwillkürlich, als würden sie mir von außen dargestellt, gleich den Phänomenen in der Natur, ob sie gleich gewiß bloß in mir entstanden, und dabei konnte ich, sowie ich überhaupt in der größten Ruhe und Besonnenheit war, jederzeit Phantasmen von Phänomenen genau unterscheiden, wobei ich mich nicht ein einziges Mal geirrt habe. Ich wußte genau, wann es mir bloß schien, daß die Tür sich öffnete und ein Phantom hereinkam, und wann die Türe wirklich geöffnet ward und jemand wirklich zu mir trat.

Übrigens erschienen mir diese Gestalten zu jeder Zeit und unter den verschiedensten Umständen gleich deutlich und bestimmt. Meist sah ich menschliche Gestalten beiderlei Geschlechts: Sie gingen gewöhnlich durcheinander, als hätten sie nichts unter sich zu verkehren, so wie etwa auf einem Markte, wo sich alles nur fortdrängt; zuweilen schienen sie Geschäfte miteinander zu haben. Einigemal sah ich unter ihnen auch Personen zu Pferde, desgleichen Hunde und Vögel. Diese Gestalten alle erschienen mir in Lebensgröße, so deutlich wie man Personen in wirklichem Leben sieht: Mit den verschiedenen Karnationen der unbekleideten Teile des Körpers, und mit allen verschiedenen Arten und Farben der Kleidungen; doch dünkte mich, als wären die Farben etwas blässer als in der Natur. Keine der Figuren hatte etwas besonders Ausgezeichnetes; sie waren weder schrecklich noch komisch, noch widrig. Die meisten waren gleichgültig, einige auch angenehm.

Je länger es währte, desto mehr häufte sich die Anzahl der Phantasmen, und die Erscheinungen kamen öfter. Nach etwa vier Wochen fing ich auch an, Reden zu hören. Zuweilen sprachen die Phantasmen unter sich, mehrentsils aber ward ich angedet. Diese Reden waren meist kurz und hatten nie etwas Unangenehmes; mehrmals erschienen mir verständige und von mir verehrte Freunde und Freundinnen, deren Reden mich über Gegenstände meines Kammers, der natürlich noch nicht ganz verschwunden sein konnte, trösteten. Diese Reden hörte ich doch mehr, wenn ich allein war, indes auch zuweilen mitten in Gesellschaft, mitten unter dem Reden wirklicher Personen, oft nur in einzelnen Phrasen, zuweilen auch zusammenhängend.

Obgleich während dieser Zeit sowohl mein körperlicher, als mein Gemütszustand ganz erträglich war, ob ich gleich mit diesen Phantasmen so bekannt ward, daß sie mir zuletzt nicht die geringste unangenehmste Empfindung verursachten, daß ich mich sogar nicht selten mit der Betrachtung derselben amüsierte und mit meiner Frau und mit meinem Arzte darüber scherzte, so wurden doch, besonders da dieser Zustand merklich zunahm, und mich oft ganze Tage lang und auch nachts, wenn ich aufwachte, die Gestalten nicht verließen, verschiedene Arzneien gebraucht, und endlich ward beliebt, wieder Blutegel an den After zu setzen.

Dies geschah den 20. April vormittags um elf Uhr. Ich war mit dem Wundarzt allein, aber während der Operation wimmelte das Zimmer von menschlichen Gestalten aller Art, die sich durcheinanderdrängten. Dieses dauerte ununterbrochen fort, bis ungefähr um halb fünf Uhr, gerade wieder um die Zeit der anfangenden Verdauung. Da bemerkte ich, daß die Gestalten anfangen, sich langsamer zu bewegen. Kurz darauf begannen ihre Farben nach und nach blasser zu werden; sie nahmen mit jeder halben Viertelstunde immer mehr ab, ohne daß die bestimmte Figur der Gestalten wäre verändert worden. Etwa um halb sieben Uhr waren alle Gestalten ganz weiß und bewegten sich nur sehr wenig, doch waren die Umrisse noch sehr bestimmt; nach und nach wurden sie merklich unbestimmter. Jetzt zerflossen sie gleichsam in der Luft. Ungefähr um acht Uhr war gar nichts von den Gestalten mehr da.“

Man wird dem „Aufklärer“ das Lob nicht versagen können, daß er alles Wesentliche an diesen Sinnestruggebilden: ihre Eigenart des Sich-Bewegenden, Durchsichtigen, Zerfließenden, ihre Stellung im subjektiven Sehraum, ihre Unabhängigkeit von Phantasie und Wille u. dgl. — durchaus klar erfaßt und anschaulich dargestellt hat, und der Spott, mit dem GOETHE'S Mephisto in der Walpurgisnacht den NICOLAI verkörpernden Proktophantasmisten überschüttet: „Wenn Blutegel sich an seinem Steiß ergetzen, ist er von Geistern und von Geist kuriert“, erscheint wenigstens gegenüber dieser verdienstlichen Darstellung recht unbillig. Und mag man auch im Gegensatz zu NICOLAIS Meinung die Entstehung und Heilung der Sinnestäuschungen vom After her ablehnen, die körperliche Grundlage, den inneren Zusammenhang mit körperlichen Störungen wird man diesen krankhaften Erscheinungen wohl zugestehen dürfen. Hat doch NICOLAI auch schon früher, im Jahre 1778, bei einer Fiebererkrankung in ähnlicher Weise farbige Bilder gesehen. —

Was für alle diese Männer in seinen episodischen Manifestationen nur ein freundliches Spiel, ein interessantes Erlebnis, eine Anregung zum Nachdenken und wissenschaftlichen Forschen bedeutete, niemals aber einen tiefgreifenden Einfluß auf ihr inneres Leben gewann, das wächst sich bei anderen, deren Geist durch Jahre hindurch von den halluzinatorischen Begleiterscheinungen einer dauernden Seelenstörung in Anspruch genommen wurde, zum beherrschenden Element, zum Hauptträger ihrer geistigen Welt aus.

WILLIAM BLAKE (1757—1827), der englische Maler, Dichterphilosoph und Mystiker, schon in jungen Jahren von den Sinnestäuschungen einer früh einsetzenden Geisteskrankheit heimgesucht, ist von ihrem Wirklichkeitscharakter durchaus erfüllt. In engen Verkehr mit diesen pathologischen Bildern und Gesichtern tretend, wird er in seinem Leben wie in seinem vielgestaltigen Schaffen von ihnen maßgebend beeinflußt.

Wie sehr er unter dem — oft genug das geistige Leben störenden — Einfluß dieser halluzinatorischen Gebilde stand, hat er selbst in jenem „beschreibenden Katalog“ zum Ausdruck gebracht, den er anläßlich der Ausstellung seiner nach einem besonderen selbstentdeckten Malverfahren — „Fresko“ — von ihm geschaffenen Bilder („experiment pictures“) verfaßte. Danach waren es pathologische Einwirkungen, die die Sonderart dieser Gemälde bedingten:

„Diese Bilder, die unter zahlreichen anderen als Experimente gemalt wurden, waren das Ergebnis der Versuchungen, die mittels jener Höllenmaschine in den Händen venezianischer und vlämischer Dämonen Chiaro Oscuro genannt, die Einbildungskraft zu zerstören beabsichtigen. Ihre Feindseligkeit gegen den Maler selbst und gegen alle, die in der Florentiner oder Römischen Schule studieren, mag durch eine Darlegung ihrer niedrigen Kniffe dargestellt werden. Sie sind die Ursache, daß alles in der Kunst Maschine wird. Sie sind die Ursache, daß braune Schatten alle Ausführung verhindern. Sie versetzen den urwüchsigen Künstler in Furcht und Zweifel über seinen eigenen urwüchsigen Entwurf. Titians Geist war besonders rührig, Zweifel an der Möglichkeit einer Ausführung ohne Modell zu erregen, und hatte er erst den Zweifel erregt, so war es ihm ein Leichtes, die Vision einmal ums andere wegzuschnappen. Denn griff der Künstler zum Stift, um seine Ideen auszuführen, ward seine Einbildungskraft so schwach und verdunkelte sich so sehr, daß statt einer aus der Komposition entspringenden und ihr angemessenen Ausführung die Erinnerung an die Natur und an Bilder der verschiedenen Schulen sich seines Geistes bemächtigte.“ — —

Vielfach bezeugt und verbürgt ist die visionäre Herkunft vieler von BLAKES Gemälden, ihre Sonderentstehung in unmittelbarer Wiedergabe halluzinierter Bilder. So berichtet ALLAN CUNNINGHAM von dem Modell zu BLAKES Bild des biblischen Lots:

„Ein Freund, auf dessen Wahrhaftigkeit ich mich durchaus verlasse, kam eines Abends zu Blake und fand ihn mit Stift und Tafel, so recht mit dem ganzen Eifer eines Mannes, der weiß, daß ihm ein heikles Modell sitzt, im Begriffe an ein Porträt zu gehen. Er sah auf und zeichnete, und zeichnet und sah auf, und doch war keine Menschenseele zu sehen. ‚Stören Sie mich nicht!‘ flüsterte er; ‚es sitzt mir einer!‘ — ‚Sitzt Ihnen?‘ rief der Gast erstaunt. ‚Wo ist er und was ist er? Ich sehe niemanden!‘ — ‚Aber ich sehe ihn!‘ versetzte Blake hochmütig. ‚Hier ist er, und sein Name ist Lot. Sie können von ihm in der heiligen Schrift lesen. Er sitzt zu seinem Porträt.‘“

Ähnliches erfahren wir von VARLEY über den Geist einer Fliege, den BLAKE in dessen Skizzenbuch für sein „Zodiacal Physiognomy“ zeichnete:

„Dieser Geist suchte Blakes Phantasie in einer Weise heim, wie er es in einem Insekt nie zuvor getan hatte. Da ich begierig war, der Wahrheit dieser Visionen, soweit es in meiner Macht stand, auf den Grund zu kommen, fragte ich ihn, als ich von der Geistererscheinung einer Fliege hörte, ob er mir das Bild dessen, was er sehe, zeichnen könnte. Er sagte sogleich: ‚Ich sehe es jetzt vor mir!‘ Ich reichte ihm Papier und Bleistift, und er

zeichnete das Porträt, von dem in dieser Nummer ein Faksimile gegeben wird. Seine Art vorzugehen, erweckte in mir die Überzeugung, daß er wirklich ein Bild vor sich hatte; denn er hörte auf und fing auf einer anderen Stelle des Papiers wieder an, um eine separate Zeichnung des Mundes der Fliege zu machen. Denn der Geist hatte den Mund geöffnet, und Blake war darum verhindert, in der ersten Skizze fortzufahren, bis er ihn wieder schloß. Während des Zeichnens erzählte ihm die Fliege, daß in allen Fliegen die Seelen derjenigen hausten, die übermäßig blutdürstig waren und darum in die Gestalt und Größe von Insekten gezwängt wurden: Hätte sie selbst z. B. die Größe eines Pferdes, so würde ein großer Teil des Landes entvölkert. Sie fügte hinzu, daß sie schwimmen könne, und wenn sie bei dem Versuche, von einer Insel zur andern zu springen, ins Meer fiele, nicht zugrunde gehen würde. Dieser Geist erschien Blake später noch einmal und gewährte ihm die Ansicht seiner ganzen Figur. Die Stärke des Geschöpfes kommt vorzüglich zum Ausdruck, und seine offensive, wie seine defensive Natur wird durch seine Haut angedeutet, welche in Schuppen und hörnerne Auswüchse übergeht, die einer Rüstung gleichen.“

Und wie die Gesichtstäuschungen BLAKE die Modelle für sein malerisches Schaffen stellten, so wirkten Sinnestrugegebilde auch bei seinen sonstigen geistigen Produktionen mit. Bezeichnend in diesem Sinne erscheint eine Äußerung gegenüber H. CRABB ROBINSON, wonach er nichts mehr drucken lassen wolle:

„Ich schreibe, wenn der Geist es mir befiehlt, und im Augenblick, in dem ich geschrieben habe, sehe ich die Worte im Zimmer in allen Richtungen fliegen. Es ist dann veröffentlicht, und die Geister können es lesen. Mein Manuskript hat weiter keinen Zweck mehr. Ich war versucht, meine Manuskripte zu verbrennen, doch meine Frau will es nicht zulassen.“

Selbst der eigentliche Produktionsakt, die schöpferische Inspiration läuft bei BLAKE in halluzinatorischer Form ab. Die unbewußt selbst geschaffenen, seinem Geiste zuströmenden Verse hört er vernehmlich von außen her. Ein Brief an BUTTS vom 25. April 1803 gibt in dieser Hinsicht bezeichnende Aufklärung über die Entstehungsweise jener großen Dichtung, die er in Felpham während der Jahre seiner vermeintlichen Vorbereitung für seine geistige Erneuerung schrieb:

„Ich habe dieses Gedicht nach unmittelbarem Diktat geschrieben, zwölf- oder manchmal dreißig Verse auf einmal, ohne Überlegung und selbst gegen meinen Willen. Die Zeit, die erforderlich war, es zu schreiben, war wie nicht vorhanden, und so existiert ein ungeheures Gedicht, das die Arbeit eines langen Lebens scheint und durchaus ohne Arbeit oder Studium hervorgebracht wurde. Ich erwähne dies, um Ihnen zu zeigen, was ich für den großen Zweck halte, um dessentwillen ich nach Felpham gebracht wurde.“

WILLIAM BLAKE steht nicht allein. Ihm nahe verwandt in seiner pathologischen Eigenart, doch ihn in der Wirkungskraft seines krank-

haft beeinflussten Schaffens weit überragend, erweist sich jener halluzinatorisch beherrschte Geist, der gleich ihm im engsten inneren Verkehr mit den abnormen Gebilden der eigenen gestörten Seele stand und so wie er durch sie in den Fesseln mystischer Anschauungsweisen gehalten wurde. Es ist IMMANUEL SWEDENBORG (1688—1772), der nordische Theosoph, den EMERSON der Ehre gewürdigt hat, ihn mit GOETHE und anderen höchsten Genien den Repräsentanten der Menschheit zuzugesellen. Dieser Mann von schöpferischer Begabung wendet sich zunächst den Naturwissenschaften zu, umfaßt mit klarer Erkenntnis das naturwissenschaftlich Bekannte und baut die Naturerkenntnisse mit strenger Logik aus. Da ergreift in den Jahren des absteigenden Lebens, im sechsten Lebensjahrzehnt, die seelische Störung von seinem Geist Besitz, und nun wandelt sich bezeichnenderweise seine Geistes- und Arbeitsrichtung: Theologisch-mystische Gedankenkreise nehmen fortan sein Denken und Schaffen in Anspruch.

Über den Beginn seiner Psychose und damit seiner krankhaft halluzinatorischen Offenbarungserlebnisse, die so tief in sein eigenes Seelenleben — wie das zahlreicher anderer — eingreifen sollten, hat SWEDENBORG selbst vielfach Mitteilung gemacht, wie uns überhaupt über ihn und seine geistige Erkrankung die reinsten Quellen zur Verfügung stehen. Der Bericht des schwedischen Geistlichen ARWED FERELIUS von einer Unterhaltung, die er mit SWEDENBORG über dessen religiöse Erlebnisse führte, gibt folgende bezeichnende Äußerungen wieder:

„Sie wissen ja, wie oft Studierende, besonders Theologen, welche sich in unnötige Grübeleien vertieft haben, verrückt geworden sind. Ich hatte nie daran gedacht, in den geistigen Zustand zu kommen, in dem ich bin. Aber der Herr hatte mich dazu ausersehen, den geistigen Sinn darzustellen, den er in den Propheten und in der Offenbarung Johannis zu erklären verheißt hat. Mein früherer Beruf war in den Naturwissenschaften, z. B. in der Chemie, Mineralogie und Anatomie forschen.“

Und weiter auf FERELIUS Frage, wo und wie ihm ein Einblick in die Geisterwelt gegeben worden sei:

„Ich war in London, und speiste eben in meinem gewöhnlichen Quartier zu Mittag, in dem ich mir ein Zimmer gemietet hatte. Meine Gedanken waren mit den Gegenständen beschäftigt, die wir soeben besprochen haben. Ich war hungrig und aß mit großem Appetit. Gegen das Ende der Mahlzeit bemerkte ich, daß eine Art von Nebel sich über meine Augen breitete. Der Nebel wurde dichter, und ich sah den Boden meines Zimmers mit den scheußlichsten kriechenden Tieren bedeckt, wie Schlangen, Kröten u. dgl. Ich war darüber erstaunt, denn ich war ganz bei Sinnen und vollem Bewußtsein. Die Finsternis nahm nun immer mehr überhand, verschwand jedoch plötzlich, und ich sah jetzt in einer Ecke des Zimmers einen Mann sitzen, der mich, da ich ganz allein war, durch seine Worte in Schrecken setzte. Er sagte nämlich: Iß nicht soviel! Alles verdunkelte sich jetzt wieder, aber plötzlich wurde es wieder hell, und ich sah mich allein

im Zimmer. Ein so unerwarteter Schrecken beschleunigte meine Heimkehr. Ich ließ gegen meinen Hauswirt nichts merken, überdachte aber, was mir begegnet war, sehr genau, und konnte es nicht als eine Wirkung des Zufalls oder irgendeiner physischen Ursache ansehen. Ich ging nach Hause; aber in der folgenden Nacht stellte sich mir derselbe Mann noch einmal dar. Ich war jetzt durchaus nicht erschrocken. Der Mann sagte: Er sei Gott der Herr, der Welt Schöpfer und Erlöser. Und daß er mich erwählt habe, den Menschen den geistigen Sinn der Heiligen Schrift auszulegen; daß er mir selbst diktieren werde, was ich schreiben solle über diesen Gegenstand. In der nämlichen Nacht wurden zu meiner Überzeugung die Geisterwelt, die Hölle und der Himmel mir geöffnet, wo ich mehrere Personen meiner Bekanntschaft aus allen Ständen fand. Von diesem Tage entsagte ich aller weltlichen Gelehrsamkeit und arbeitete nur in geistlichen Dingen, gemäß dem, was der Herr mir zu schreiben befahl. Täglich öffnete mir der Herr die Augen meines Geistes, bei völligem Wachen zu sehen, was in der anderen Welt vorging und ganz wach mit Engeln und Geistern zu reden.“

Wie SWEDENBORGS äußeres Verhalten sich unter diesen halluzinatorischen Einflüssen gestaltete, darüber berichtet FERELIUS weiter:

„Über seine Anfechtungen haben mir die bescheidenen Dienstleute, der alte Gärtner und seine Frau, voll teilnehmenden Mitleids erzählt, daß Swedenborg nachts sehr oft in seinem Zimmer laut spreche und gegen die ihn besuchenden bösen Geister eifere. Auf die Frage, was ihn in der Nacht so beunruhige, antwortete er, die bösen Geister hätten ihn geschmäht und er hätte gegen sie geeifert. Oft bat er Gott, ihn in der Versuchung nicht verlassen zu wollen. Dann rief er unter bitteren Tränen laut aus: ‚Herr, Gott, hilf mir! Mein Gott, verlasse mich nicht!‘ Fragten ihn die Leute, wenn die Versuchung vorüber war, nach der Ursache seines Jammers, so gab er zur Antwort: Gott sei gelobt! Jetzt ist alles überstanden, ihr müßt euch meiner wegen nicht beunruhigen, denn was mir begegnet, ist Gottes Fügung, und er läßt es nicht weiter kommen, als er sieht, daß ich es tragen kann!“

Zahlreich durchziehen visionäre Schilderungen SWEDENBORGS Werke, in eigentümlicher Weise das, was an seinem geistigen Schaffen gesund und von innerem Wert ist, mit dem Krankhaften verbindend und durch die befremdende Verquickung von Gehaltvollem und Banalem selbst nicht immer der Komik entbehrend. Besonders voll davon ist auch jenes im Jahre 1758 erschienene Werk, in dem er auf Grund eigener Anschauungen: „Vom Himmel und seinen Wunderdingen, von der Geisterwelt und von der Hölle nach Gehörtem und Gesehenem“ mit weitgehendster Ausführlichkeit berichtet. Und was er hier und anderwärts als Niederschlag seiner visionären Erlebnisse, seiner halluzinatorischen Offenbarungen wiedergibt, läßt zugleich erkennen, daß auch dieser schöpferische Geist in seinen pathologischen Produktionen des Himmels- und Höllenbilds nicht über die Enge allgemeiner menschlicher Anschauungen hinauszukommen vermochte:

„Doch nun zur Erfahrung; daß die Engel menschliche Gestalten oder Menschen sind, habe ich tausend Male gesehen, denn ich sprach mit ihnen wie ein Mensch mit dem Menschen, bald mit einem, bald mit mehreren in Gesellschaft, und ich sah durchaus nichts an ihnen, das vom Menschen in Rücksicht der Gestalt unterschieden wäre; und einige Male wunderte ich mich, daß sie so waren; und damit man nicht sagen möge, es sei eine Täuschung oder ein Gebilde der Phantasie, wurde mir gegeben, sie zu sehen, als ich in vollem Wachen oder in vollem Gefühl des Körpers und im Zustand des klaren Bewußtseins war. Öfter erzählte ich ihnen auch, die Menschen in der Christenheit seien in Rücksicht der Engel und Geister in so tiefer Unwissenheit, daß sie glauben, diese seien Geistwesen (mentes) ohne Gestalt, und bloße Gedanken. — Hierauf sagten die Engel, sie wissen, daß in der Welt viele diesen Glauben haben, und daß er herrsche bei den Gelehrten, und selbst auch, worüber sie sich wunderten, bei den Geistlichen. —

Da die Engel Menschen sind und untereinander leben wie die Menschen der Erde unter sich, so haben sie auch Kleider, sie haben Wohnungen, und vieles Ähnliche, nur mit dem Unterschiede, daß alles vollkommener ist, weil in vollkommenerem Zustand; denn wie die Engelsweisheit die menschliche Weisheit in solchem Grad übertrifft, daß sie unaussprechlich genannt wird, so entspricht auch alles, was von den Engeln wahrgenommen wird und ihnen erscheint, ihrer Weisheit.

Allein es ist besser, Erfahrungsbelege vorzuführen: So oft ich mit den Engeln von Angesicht zu Angesicht sprach, war auch ich bei ihnen in ihren Wohnungen; ihre Wohnungen sind ganz wie die Wohnungen, die man Häuser nennt, nur schöner; es befinden sich in ihnen Säle, Zimmer und Schlafgemächer, in großer Anzahl, und Vorhöfe, und ringsumher Gärten, Blumenauen und Felder; wo sie beisammen leben, da sind ihre Wohnungen aneinanderstoßend, die eine neben der anderen, und bilden zusammen eine Stadt, mit Straßen, Gassen und Marktplätzen, ganz in der Weise der Städte auf unserer Erde. Es wurde mir auch gegeben, sie zu durchwandern, und mich überall umzusehen und hie und da in die Häuser zu treten; dies geschah bei völligem Wachen, als das innere Sehen mir geöffnet wurde.

Die Engel reden untereinander ganz wie die Menschen in der Welt, und zwar auch über mancherlei Dinge, wie z. B. von häuslichen Angelegenheiten, von Gegenständen der bürgerlichen Zustände, von den Dingen des moralischen Lebens und von den Dingen des geistigen Lebens, und kein anderer Unterschied waltet dabei ob, als daß sie einsichtsvoller als die Menschen, weil tiefer aus dem Denken heraus, miteinander reden. Es ist mir oft gegeben worden, mit ihnen im Umgang zu sein, und mit ihnen zu reden, wie ein Freund mit dem Freunde, und zuweilen auch wie ein Unbekannter mit einem Unbekannten, und weil ich dann in gleichem Zustand mit ihnen war, so wußte ich nicht anders, als daß ich mit Menschen auf der Erde rede.

Die Engelsrede ist ebenso in Wörter abgeteilt, wie die menschliche Rede; sie wird auch ebenso tönend ausgesprochen und fällt tönend ins Gehör, denn sie haben ebenfalls einen Mund, eine Zunge und Ohren.

Die Verrichtungen in den Himmeln können nicht aufgezählt, noch im besonderen beschrieben, sondern es kann bloß im allgemeinen etwas darüber gesagt werden; denn sie sind unzählig, und auch je nach den Obliegenheiten der Gesellschaften verschieden. Es gibt in den Himmeln wie auf Erden

vielerlei Verwaltungen; denn es gibt kirchliche, es gibt bürgerliche, und es gibt häusliche Angelegenheiten. —

Alle Geister in den Höllen erscheinen, wenn sie in einigem Lichte des Himmels betrachtet werden, in der Gestalt ihres Bösen, weil jeder das Abbild seines Bösen ist; — — im allgemeinen sind ihre Gesichter grausenhaft und leblos wie die der Leichname; bei einigen sind sie glührot wie Feuerbrände, bei einigen durch Blattern, Beulen und Geschwüre verunstaltet; bei vielen ist gar kein Gesicht zu sehen, sondern statt desselben etwas Struppiges oder Knöchernes, bei einigen zeigen sich bloß Zähne; ihre Leiber sind auch mißgestaltet; und ihre Rede wie aus Zorn oder aus Haß oder aus Rachgier hervorgehend, denn jeder redet aus seinem Falschen und tönt aus seinem Bösen; mit einem Wort, sie sind alle Abbilder ihrer Hölle; welche Gestalt die Hölle selbst im ganzen hat, ist (mir) nicht zu sehen gegeben worden; es wurde nur gesagt, daß wie der ganze Himmel im Gesamtumfang einen Menschen darstellt, so auch die ganze Hölle in ihrem Gesamtumfang einen Teufel vorstelle, und auch wirklich im Bilde eines Teufels dargestellt werden könne; welche Gestalt aber die Höllen im besonderen, oder die höllischen Gesellschaften haben, ist (mir) öfter zu sehen gegeben worden; denn an den Öffnungen derselben, welche die Pforten der Hölle heißen, erscheint meistens ein Scheusal (monstrum), das im allgemeinen das Bild derer darstellt, die darin sind; die Wütereien derer, die darin sind, werden dann auch durch Gräßliches und Entsetzliches vorgestellt, das ich nicht näher berühren will.

Es ward mir auch gegeben, in die Höllen hineinzublicken und zu sehen, wie sie inwendig beschaffen sind, denn wenn es dem Herrn gefällt, kann der Geist und Engel, der oberhalb ist, mit seiner Sehkraft, unaufgehalten durch die Bedeckungen, bis ins Unterste hinabdringen. In einigen Höllen erscheinen wie Trümmer von Häusern und Städten nach einer Feuersbrunst, in welchen höllische Geister wohnen und sich verbergen. In den milderer Höllen zeigen sich wie elende Hütten, hie und da zusammenhängend wie eine Stadt mit Straßen und Gassen; im Innern der Häuser sind da höllische Geister, und unter unablässigen Zänkereien, Feindseligkeiten, Schlägereien und Zerfleischungen; auf den Gassen und Straßen Raub und Plünderung. In einigen Höllen sind lauter Dirnenhäuser, welche garstig anzusehen und mit Schmutz und Auswurf erfüllt sind.“

So von halluzinatorischem Geschehen in weitem Umfange erfüllt, muß SWEDENBORGS theosophisches Werk nicht zum wenigsten als ein pathologisches Geistesprodukt angesprochen werden, mag es auch durch die ihm eigene starke schöpferische Geisteskraft in seinem inneren Wert und Gehalt gehoben und durch die ihm inwohnenden mathematisch-logischen Fähigkeiten zur Höhe eines theologischen Systems zusammengeschweißt sein.

Und pathologischen Ursprungs ist somit jene „neue Kirche“, der zahlreiche Gemeinden mit vielen Millionen anhängen und deren amtlicher Katechismus auf die 39. Frage: „Du sagtest, es sei jetzt die Zeit der zweiten Ankunft des Herrn. Was weißt du von dieser Ankunft?“ — die Antwort gibt: „Sie ist kein persönliches Kommen, sondern ein geistiges durch Offenbarung des geistigen Sinnes seines heiligen Wortes“ — und auf die 41. Frage: „Wo kannst du dich über

die zweite Ankunft des Herrn, den geistigen Sinn seines heiligen Wortes und die neue Kirche, genannt das neue Jerusalem, weiter unterrichten?“ — die weitere Antwort erteilt: „In den Schriften des Dieners des Herrn, IMMANUEL SWEDENBORG, der von ihm berufen wurde, die Menschheit über diese wichtigen Gegenstände zu belehren.“ Die Kunde aber von der höheren Welt hat dieser „Erzgeisterseher unter allen Geistersehern“, dieser „Erzphantast unter allen Phantasten“ — wie ihn KANTs klarer Geist gekennzeichnet hat, — nicht von überirdischen Einflüssen her bekommen, sondern nur von pathologischen.

Es bedarf durchaus nicht immer eines von tiefgreifender seelischer Störung schwer beeinträchtigten Geistes, um den Truggebilden der Sinne weitreichenden Einfluß auf Innen- und Außenleben zu gewähren. Starke Wirkungskraft vermögen sie auch da zu entfalten, wo eine an sich normal geartete Psyche unter abnormen Bedingungen steht, wo in einem von starken Affektspannungen getragenen Seelenleben die eigene Gedankenwelt sich zu halluzinatorischen Gebilden formt, wo unter dem Drucke des Affekts das Denken und Streben, Wünschen und Fürchten sich in plastischen Gestaltungen niederschlägt. Was das eigene Innere von sich aus nicht vermag, dazu verhelfen dann die selbstgeschaffenen pathologischen Kräfte.

FRIEDRICH STAPS (1792—1809), jener jugendliche Fanatiker, der sein von patriotischem Überschwang eingegebenes, Oktober 1809 in Schönbrunn verübtes Attentat auf Napoleon mit dem Tode büßen mußte, erscheint nach des eigenen Vaters hinterlassener Schilderung als ein geistig einwandfreier Jüngling, der vor dem Entschluß in schweren inneren Kämpfen ringt. Die Entscheidung geben schließlich religiöse Halluzinationen, die im Grunde nur Realisierungen, Objektivierungen der religiösen Gedanken, Bedenken und Anregungen sind, die ihn in diesem Kampf der Motive innerlich bewegen. Sein Abschiedsbrief an die Eltern vom 20. September 1809 läßt klar erkennen, wie sich das Bewußtsein einer gottgefälligen Tat ihm in bestätigenden Halluzinationen verwirklicht:

„Teuerste Eltern!

Diesen Brief wird Ihnen der gute Vetter in Hassenhausen überreichen, nachdem er Ihnen beigebracht hat, daß Sie mich nie wiedersehen. — Ach! könnte ich Ihnen fühlbar machen, wie schwer mir es wird, dieses Ihnen zu schreiben, und doch muß ich! Ja ich muß fort, fort, um zu vollbringen, was mir Gott geheißen, was ich ihm fürchterlich heilig geschworen habe zu vollbringen. Fort muß ich, um Tausende von ihrem Verderben, vom Tode zu retten, und dann selbst zu sterben. — Was und wie ich es tun will, darf ich selbst Ihnen nicht entdecken. Schon vor einigen Wochen kam ich auf den Gedanken, dieses zu tun, doch fand ich überall Hindernisse; als zwei Tage darauf, bei einer unangenehmen Nachricht, ich

Gott bat, mir Mittel zu geben, mein Vorhaben ausführen zu können: da wurde es mir so hell vor den Augen; mir war es, als säh ich Gott in seiner Majestät, der mit donnerähnlichen Worten zu mir sprach: Gehe hin und tue, was du dir vorgenommen hast, ich will dich leiten, dir behilflich sein; du wirst diesen Zweck erreichen, doch dein Leben zum Opfer bringen müssen, aber dann bei mir ewig froh und selig sein. Da hub ich meine Hände auf zu ihm und schwur fürchterlich und heilig, ihm zu gehorchen bis in Tod und verlangte hier keine frohe Stunde und dort ewige Verdammnis, wenn ich meinen Schwur brechen würde. Und schon damals hätte ich gehen sollen: aber ich war zu wankelmütig; bereute oft, was ich geschworen hatte. Doch mein Gewissen wacht jetzt auf und sagt mir: Gehe, eile fort, jetzt ist noch Zeit; aber die höchste Zeit, drum eile! Es reißt mich fort mit Riesengewalt zu meinem Schicksal hin, dessen Laufbahn bald geendet sein wird; denn dann erwartet mich jene Seligkeit, jene ewige Herrlichkeit, die mir Gott verheißen hat. —

Tausendmal hab ich zu Gott gebetet: Himmlischer Vater! Muß es sein? Muß ich gehen? Wie soll ich's möglich machen? — Du mußt fort! donnerte mir jene Stimme zu, ich begleite und führe dich, was brauchst du mehr? Sei unverzagt und gehe. — Würde ich jetzt noch bleiben, so könnte ich keinem ehrlichen Menschen ins Gesicht sehen, ohne als ein Meineidiger zu erröten.“ — —

Ähnlich sind als natürlicher, wenn auch abartiger Ausdruck und Niederschlag eines von tiefgehenden Gefühlsbewegungen getragenen Gedankenlebens jene visionären Erscheinungen zu bewerten, die durch ihren Einfluß auf Leben und Wirken JEANNE D'ARCS, der Jungfrau von Orleans (1412—1431), auch von eingreifender geschichtlicher Bedeutsamkeit geworden sind. Was von ihrem Seelenleben überliefert ist, spricht nicht für das Vorliegen eigentlicher psychotischer Störungen, sondern nur für eine Seelenverfassung, die in der Enge der mittelalterlichen Anschauungen befangen, fest an ihre religiöse Gedankenwelt gebunden ist und diese, wie viele ihrer gläubigen Zeitgenossen auch, plastisch verkörpert erhält. Ihre erhaltenen Aussagen bei den gerichtlichen Verhören vom Jahre 1431 in dem von englischer Seite gegen sie anhängig gemachten Prozesse weisen in der Tat auf nichts weiter als eine solche halluzinatorische Verwirklichung der ihr Inneres erfüllenden naiven Vorstellungskomplexe hin und lassen unzweideutig erkennen, daß die Taten, zu denen sie von diesen Halluzinationen und damit scheinbar von außen her gedrängt wurde, im Grunde und in Wirklichkeit von ihrem eigenen Inneren, den Gedanken und Wünschen einer von heißem Patriotismus durchglühten Seele den Ausgang nahmen. Sie gesteht:

„Alles was ich Gutes für Frankreich getan habe, das habe ich durch die Gnade und auf den Befehl Gottes, des Königs des Himmels getan, wie er durch seine Engel und Heiligen es mir offenbart hat, und alles was ich weiß, weiß ich einzig und allein durch die Offenbarungen und auf den Befehl Gottes; auf sein Geheiß bin ich zu König Karl VII. gegangen. —

Alles was seine heilige Stimme mir aufgetragen, habe ich nach meinen besten Kräften, soweit ich sie verstand, vollbracht. — Wollte ich alles sagen, was mir Gott geoffenbart hat, es würden acht Tage nicht hinreichen. Wie die Heiligen aber zum ersten Male zu mir gekommen sind, das geschah also: Es sind nun sieben Jahre, es war an einem Sommertage um die Mittagsstunde, ich mochte ungefähr dreizehn Jahre alt sein und befand mich in dem Garten meines Vaters, da hörte ich zum erstenmal mir zur Rechten nach der Kirche hin eine Stimme und es stand eine Gestalt in hellem Glanz vor meinen Augen. Sie hatte das Aussehen eines recht guten und tugendhaften Menschen, sie trug Flügel, war von allen Seiten von vielen Lichtern umgeben und von den Engeln des Himmels begleitet. — Es war das der Engel Michael. Es schien mir eine sehr ehrwürdige Stimme, aber ich war damals noch ein junges Kind und hatte große Furcht vor der Gestalt und zweifelte sehr, ob es der Engel sei. Erst als ich sie dreimal vernommen, erkannte ich, daß es seine Stimme sei. Er lehrte und zeigte mir so vieles, so daß ich fest glaubte, er sei es. Ich habe ihn und die Engel mit meinen eigenen Augen so deutlich gesehen, wie ich euch, meine Richter, sehe; und ich glaube so fest an das, was er gesagt und getan, als ich an den Tod und das Leiden unsers Herrn und Erlösers Jesus Christus glaube; und was mich zu diesem Glauben bewegt, sind der gute Rat, der Beistand und die guten Lehren, die er mir geleistet und gegeben. — Die heilige Katharina und Margaretha sind mir, wie der Engel vorgesagt, darauf erschienen; sie geboten mir, mich aufzumachen und zu Robert von Vaudricourt, des Königs Hauptmann von Vaucouleurs zu gehen, er würde mich zwar mehrmals abweisen, zuletzt aber doch einwilligen und mir Leute geben, die mich in das Innere Frankreichs zum König führen würden, und dort würde ich die Belagerung von Orleans aufheben. — — —

Die Heiligen haben mir nicht geboten, ihre Erscheinungen geheim zu halten, ich fürchtete mich aber sehr, sie zu offenbaren, aus Angst, die Burgunder würden meine Reise zum König verhindern, und ganz besonders fürchtete ich meinen Vater, er möchte sie verhindern. — Selten sehe ich die Heiligen, ohne daß sie von einem Glanze umgeben sind, ich sehe ein Gesicht; von ihren Kleidern, ihren Haaren, ihren Armen, und ob sie überhaupt sonst bildliche Glieder haben, davon weiß ich nichts zu sagen. Ich sehe sie stets unter derselben Gestalt, und nie habe ich in ihren Reden einen Widerspruch wahrgenommen, ich weiß eine von der anderen wohl zu unterscheiden, ich erkenne sie an dem Klange ihrer Stimme und an ihrem Gruß, sie nennen sich mir, wenn sie zu reden beginnen. — Ich wollte, jeder hörte sie so deutlich als ich. Vor der Befreiung von Orleans und nachher haben sie mehrmal, wenn sie zu mir sprachen mich ‚Johanna die Jungfrau‘ und ‚Tochter Gottes‘ genannt. — Sie kommen oft, ohne daß ich sie rufe, und würden sie nicht bald kommen, so bitte ich unseren Herrn, daß er mir sie senden möchte. Ich habe sie noch nie bedurft, ohne daß sie gekommen wären.“

Die Welt des Mittelalters, zumal die religiöse, ist überhaupt voll von solchen halluzinatorischen Geschehnissen, in denen sie selbst, ihr Denken und Fühlen sich anschaulich niederschlägt und widerspiegelt. Die gläubige Hingabe an das Religiöse, die volle innerliche Versenkung darin, das von starken Affektspannungen begleitete Beten und die den Körper schwächende

Askese, dies alles gibt bei den mittelalterlichen Menschen einen besonders günstigen Boden für das Auftreten von Visionen und Gesichte, und so sind denn auch ihre religiösen Berichte voll von den halluzinatorischen Gestaltungen ihrer religiösen Freuden und Leiden, ihrer überirdischen Hoffnungen und Befürchtungen, ihrer Engels- und Teufelsvorstellungen. Sie treten bezeichnend aus dem schlichten Lebensbericht hervor, den ein Kind des 14. Jahrhunderts, der Mönch HEINRICH SUSO (1295 bis 1366) von sich selbst — übrigens in der dritten Person — gibt:

„Da in denselben Zeiten hatte er gar viele Visionen künftiger und verborgener Dinge, und gab ihm Gott eine empfindliche Kundschaft insofern es denn sein mochte, wie es im Himmelreich, in der Hölle und im Fegfeuer stünde. Es war ihm gewöhnlich, daß viele Seelen ihm erschienen, so sie von dieser Welt schieden, und ihm kundtaten, wie es ihnen ergangen wäre, womit sie ihre Buße verschuldet hätten und womit man ihnen helfen möchte oder wie ihr Lohn wäre vor Gott. Unter andern erschien ihm auch der selige Meister Eckart und der heilige Bruder Johannes der Tucrer von Straßburg. Von dem Meister ward ihm gewiesen, daß er (der Meister) war in überschwänglicher Klarheit, in die seine Seele bloß vergottet war in Gott.

Der andere Bruder, Johannes, der zeigte ihm auch in dem Gesicht die wonnigliche Schönheit, mit der seine Seele verklärt war, und von dem beehrte er auch, daß er ihm eine Frage ausrichte. Die Frage war also: Er fragte, welche unter allen Übungen die wäre, die einem Menschen am allerwehesten täte und ihm die allernützeste wäre? Da hub der Bruder an und sprach: Daß nichts Wehtuenderes und Nützeres dem Menschen wäre, denn so der Mensch in Verlassenheit von Gott sich selber geduldiglich ausginge und also Gott durch Gott ließe.

Sein eigener Vater, der der Welt Kind zumal gewesen war, der erschien ihm nach seinem Tode und zeigte ihm mit einem jämmerlichen Anblick sein ängstliches Fegfeuer und womit er das allermeist verschuldet hätte, und sagte ihm ausgeschiedentlich (ausführlich), wie er ihm helfen sollte. Und d. s. tat er; und derselbe erzeugte sich ihm danach und sagte ihm, daß er ledig davon wäre worden. Seine heilige Mutter, mit deren Herz und Leib Gott Wunder wirkte bei ihrem Leben, die erschien ihm auch in einem Gesicht, und zeigte ihm den großen Lohn, den sie von Gott empfangen hatte. Desgleichen geschah ihm von unzählig vielen Seelen; und von dem nahm er da Lust, und es gab ihm viele Zeit, eine bildreiche Aufrechterhaltung in der Weise, die er da führte.“

Da wo sich höherer psychologischer Scharfblick und tiefere psychologische Einsicht mit dem religiös-visionären Erleben verbinden, da heben sich auch die Schilderungen über die üblichen Äußerlichkeiten von Heiligen- und Teufelerscheinungen hinaus, und wir erhalten gelegentlich Darstellungen, die über alles zeitlich Bedingte hinweg einen dauernden psychologischen Wert beanspruchen können. Und was uns an der Selbstbiographie jener ethisch wie geistig so hochstehenden spanischen Nonne, die den Karmeliterorden reformierte, was uns an der religiösen Lebensgeschichte der THERESE

DE AHUMADA (1515—1582) — der hl. Theresia von Jesus — auch heut noch fesselt, ist nicht sowohl das, worin sie dem religiösen Geisterglauben ihrer Zeit huldigt, ist nicht all der mit unerschütterlicher Überzeugung der vollen Realität hingegenommene Spuk von Himmels- und Höllenerscheinungen, als vielmehr die psychologischen Zerlegungen und Differenzierungen, mit denen sie diese visionären Truggebilde erfaßt und auseinanderhält. Vor ihrem psychologischen Blick scheiden sich imaginative und intellektuelle Visionen. Die imaginären nimmt sie nicht mit dem körperlichen, sondern dem geistigen Auge wahr:

„Am Tage des Festes des heiligen Paulus erwies Jesus Christus während der Messe mir die Gnade der Erscheinung in all seiner hochheiligen Menschlichkeit, wie man ihn als Auferstandenen malt, mit unaussprechlicher Schönheit und Majestät, ich sprach zu euch davon in einem meiner Briefe, um eurem mir ausdrücklich erteilten Gebote zu gehorchen; doch das geschah nicht ohne Schmerz; denn man fühlt, wenn man solche Dinge schreiben will, eine beinahe tödliche Ohnmacht. — Selbst wenn ich mich lange Jahre hindurch abgemüht haben würde, mir eine so strahlende Schönheit vorzustellen, wie weit wäre ich da hinter dem Ziel zurückgeblieben, so sehr übertreffen nur seine Weiße und sein Glanz alles, was man derartiges hienieden ahnen kann. — Ich habe diese, obgleich imaginäre Vision oder irgendeine andere niemals mit leiblichen, sondern nur mit geistigen Augen erschaut.“

Die intellektuellen Visionen dagegen erfaßt sie — wiewohl sie sich gleichfalls auf sinnlich wahrnehmbare Dinge beziehen — auch nicht mit dem geistigen Auge, sondern mit der Bewußtheit, der Gewißheit ihrer Gegenwart:

„Am Tage des Festes des glorreichen heiligen Petrus, als ich im Gebet war, sah ich, oder um mich richtiger auszudrücken, denn ich sah nichts, weder mit meinen leiblichen, noch mit meinen geistigen Augen, — fühlte ich dicht neben mir unseren Herrn und Heiland Jesus Christus und sah, daß er es war, der zu mir sprach. Da ich durchaus nicht wußte, daß es möglich war, solche Visionen zu haben, ergriff mich anfangs eine große Furcht darüber, und ich weinte in einem fort. Es schien mir, als ob er immer an meiner Seite ging, nichtsdestoweniger war das keine imaginäre Vision, denn ich sah nicht unter welcher Gestalt. Ich erkannte nur auf sehr deutliche Weise, daß er immer an meiner Seite war, daß er alles sah, was ich tat; und sofern ich mich nur einigermaßen sammelte und nicht völlig zerstreut war, mußte ich unbedingt die Gewißheit haben, daß er neben mir war.“ — —

Und des psychologisch Befremdenden dieser eigenartigen Wahrnehmungserlebnisse selbst bewußt, gibt sie die weitere Aufklärung:

„Da ich nun sagte, ich habe den Herrn und Heiland weder mit leiblichen noch mit geistigen Augen gesehen, so wird man mich zweifellos fragen, vorausgesetzt, daß die Vision keine imaginäre ist, wie ich seine Nähe mit größerer Deutlichkeit, als wenn ich ihn mit meinen eigenen Augen gesehen hätte, wissen und versichern kann. Ich antworte, daß es dasselbe ist,

als wenn ein Blinder oder ein in große Dunkelheit gehüllter Mensch einen anderen, der sich dicht neben ihm befindet, nicht sehen kann; mein Vergleich ist jedoch nicht genau, er drückt nur eine schwache Ähnlichkeit aus, denn die Person, von der ich spreche, erwirbt durch das Zeugnis der Sinne die Gewißheit der Gegenwart des anderen, sei es durch Berührung, sei es durch Reden oder Sichbewegen hören. Bei meiner Vision gibt es nichts dergleichen; unser Herr und Heiland zeigt sich der Seele gegenwärtig durch eine Kenntlichkeit, die heller ist als die Sonne. Ich sage nicht, daß man weder Sonne noch Helligkeit sähe, ich sage jedoch, daß es ein Licht ist, das ohne irgendeinen Schein unsere Blicke trifft, unseren Verstand erleuchtet. — Mag sich hier im ersten Augenblicke nur ruhig der Zweifel einstellen, es bleibt dafür eine unumstößliche Gewißheit zurück, daß dieser Zweifel grundlos ist.“

Mit diesen auseinandertretenden halluzinatorischen Gebilden eröffnet **THERESE VON AHUMADA** Ausblicke auf weitere psychische Ausnahmeerscheinungen: Die imaginären Visionen weisen hin nach jenen visionären Phänomenen, die auf einer krankhaften Steigerung der sinnlichen Vorstellungskraft beruhen, die intellektuellen nach jenen Bewußtheiten gewisser Existenzen und Gegenwärtigkeiten, die sich im Rahmen der mystischen Gefühlserlebnisse vorfinden. Beide Wegerichtungen werden noch weiter zu verfolgen sein.

II.

Traumhaftes und delirantes Erleben.

Das so häufige Vorkommen des Traumes erweist sich als die natürliche Pforte, die vom Alltag her wenigstens einen flüchtigen Blick in abartiges psychisches Geschehen gestattet. Von hier führt dann der Weg zu ausgeprägten pathologischen Vorgängen von traumhaftem Charakter weiter.

Die durch ihre Taubstummblindheit zunächst von allem geistigen Leben abgeschlossene, dann durch die aufopfernde Erziehungsarbeit der Mrs. **SULLIVAN** allmählich geistig voll erweckte **HELEN KELLER** (1880 geb.) erfährt, wie diese Auferweckung und Anregung des geistigen Innenlebens zugleich eine vermehrte Traumbewegung, eine erhöhte Unruhe in den nächtlichen Schlaf hineinträgt. Die Geschichte ihres Lebens berichtet von diesem störenden Einfluß der geistigen Anregungen auf Schlaf und Traum:

„— — Jetzt schlafe ich selten, ohne zu träumen; bevor aber **Fräulein Sullivan** zu mir kam, waren meine Träume selten und mit

Ausnahme derer von rein physischer Natur, gedankenarm und zusammenhanglos. In meinen Träumen fiel stets etwas plötzlich und schwer herab, und mitunter schien mich meine Wärterin für mein unfreundliches Benehmen, das ich im Laufe des Tages gegen sie gezeigt hatte, zu züchtigen. Ich fuhr aus meinem Schläfe empor unter verzweifelten Anstrengungen, meiner Peinigerin zu entgehen. Nachdem Fräulein Sullivan zu mir gekommen war, träumte ich um so öfter, je mehr ich lernte; aber mit dem Erwachen meines Geistes stellten sich oft schreckhafte Phantasien und unbestimmte Furchtanwandlungen ein, die meinen Schlaf lange Zeit zu einem sehr unruhigen machten. — Oft wenn ich träumte, ziehen Gedanken durch meinen Sinn, wie verumtunte Schatten, schweigend und in weiter Ferne, und verschwinden dann. — Ich habe selten Träume, die nicht im Zusammenhange mit dem stehen, was ich wirklich denke und fühle.“

Nächtliche Angsttraumerregungen haben den Schlaf der Jugendjahre RICHARD WAGNERS (1813—1883) dauernd beeinträchtigt. Hier ist es die Angst- und Schreckempfindlichkeit des überlebhaft erregbaren Kindergemüts, die sich in dieser Form ängstigender Traumerlebnisse niederschlägt:

„Von zartester Kindheit an übten gewisse unerklärliche und unheimliche Vorgänge auf mich einen übermäßigen Eindruck aus; ich entsinne mich, vor leblosen Gegenständen, als Meubeln, wenn ich länger im Zimmer allein war, und meine Aufmerksamkeit darauf heftete, plötzlich aus Furcht laut aufgeschrien zu haben, weil sie mir belebt schienen. Keine Nacht verging, bis in meine spätesten Knabenjahre, ohne daß ich aus irgendeinem Gespenstertraum mit fürchterlichem Geschrei erwachte, welches nie eher endete, als bis mir eine Menschenstimme Ruhe gebot. Das heftigste Schelten, ja selbst körperliche Züchtigung, erschienen mir dann als erlösende Wohltaten. Keines meiner Geschwister wollte mehr in meiner Nähe schlafen; man suchte mich so fern wie möglich von den übrigen zu betten, und bedachte nicht, daß meine Gespensterfurchthilferufe nur desto lauter und anhaltender wurden, bis man sich endlich an diese nächtliche Kalamität gewöhnte.“

Nächtliche Zustände dieser Art stehen dem normalen Geschehen allzu nahe, um nicht entsprechend verbreitet zu sein. Sie sind daher in allerlei Abstufungen vielfach in Selbstschilderungen bekannter Persönlichkeiten festgehalten. Bei ADAM OEHELENSCHLÄGER (1779 bis 1850), dem dänischen Dichter, haben sich ähnliche Angstzustände über Jahre hinweg geltend gemacht. Der Alkohol, der an sich das Auftreten von Angsterscheinungen begünstigt, hatte sie verursacht. Aus OEHELENSCHLÄGERS Lebenserinnerungen erfahren wir, wie von bedrohlichen Sinnestäuschungen bestimmt, eine angstvolle Situationsverkennung ihn erregte und zu ausgesprochenen motorischen Reaktionen der Abwehr veranlaßte:

„Nun hatte ich in jenen Jahren und noch viele Jahre hindurch einen wunderbaren Traum, eine Art Alpdrücken, das oft wiederkehrte. Ich träumte nämlich, daß ich in meinem Bette lag, was wirklich der Fall

war, ich erkannte meine Schlafkammer deutlich wieder, obgleich es dunkel war. Und nun entdeckte ich einen Räuber mit einem Dolch, der herbeischlich, um mich zu durchbohren. Ich erhob mich leise in Todesangst, um aus dem Bette zu springen, mich hinter ihn zu schleichen und ihm den Dolch aus der Hand zu reißen. Kaum setzte ich den Fuß auf den Boden, so erwachte ich und fand mich mit nackten Füßen zitternd im Zimmer. Erst in späteren Jahren, als ich nicht mehr meinen gewöhnlichen Abendschnaps trank und im Sommer Wasser in den Wein goß, blieb der Räuber fort.“

Ganz von motorischen Erscheinungen beherrscht erweisen sich jene völlig dem Pathologischen zufallenden nächtlichen Schlafphänomene, die in den Pubertätsjahren vorübergehend das geistige Leben des Schriftstellers LUDWIG GANGHOFER (1851 geb.) beeinträchtigt haben. Es sind Zustände von Somnambulismus, von nächtlichem Schlafwandeln. Ein psychisches Schockerlebnis sexueller Färbung, das mit unreiner Aufdringlichkeit in die ruhige Entwicklung seines kindlichen Gemütslebens sich hineindrängte, hatte sie zur Auslösung gebracht. Beklemmend wirkt GANGHOFERS eigene Wiedergabe des den Dreizehnjährigen in seiner seelischen Natürlichkeit unheimlich bedrängenden, unbewußten nächtlichen Geschehens. Es war im Alumnat:

„In einer Nacht erwachte ich plötzlich, wie von brennendem Feuer geweckt. Ich empfand einen grauenvollen Schmerz und glaubte eine Hand an meinem Körper zu fühlen. Schreiend stieß ich mit den Füßen zu — und während ich dann in halber Bewußtlosigkeit dalag, war mir, als würden viele Schlafsaalkameraden wach und als hörte ich sie fragen: ‚Was ist denn? Wer hat denn so geschrien?‘ Eine Stimme: ‚Wird halt einer geträumt haben!‘ Und eine andere Stimme: ‚Silentium in cubiculo!‘ Und das alles ferne, wie unter schweren Schleiern. Jetzt wieder die Ruhe. Schlaf ich? Oder bin ich wach? An meinem Hals ein wildes Hämmern in den Schlagadern. Ein Sausen in meinen Ohren. Doch im Schlafsaal ist alles ruhig. Die Lampe brennt, ich sehe die weißen Betten, sehe das Kupfer des Waschtisches blinken wie rotes Gold.

Ich muß wohl geträumt haben — einen schweren, fürchterlichen, ‚keelen‘ Traum?

Schweißtropfen standen auf meiner Stirne. Dann kam ein dumpfer Schlaf.

Was war das nur?

Ich hatte seltsam schwermütige Tage und ruhelose, verstörte Nächte. Und in der gleichen Woche begann dieses Unheimliche in mir.

In einer Nacht erwachte ich. Finsternis war um mich her. Und es fror mich. Und ich sah keine Lampe, kein Bett, kein blinkendes Kupfer. War das wieder ein Traum? Aber deutlich fühlten meine Hände das harte Holz vor mir. Und langsam erkannte ich viele dämmerige Vierecke — die großen Fenster. Nur mit dem Hemd bekleidet, saß ich im Stuidersaal vor meinem Pulte. Ein Schreck befahl mich, den ich nicht schildern kann. Ich rannte verstört die Treppe hinauf, warf mich in mein Bett und zitterte. —

In einer Nacht erwachte ich. Mich fror. Aber graue Dämmerung war um mich her, und viele Sterne funkelten über mir. Ich saß auf dem Schindeldach der Kegelbahn. Auf den Boden hinunter war's kein hoher Sprung. Aber die Kieselsteine des Seminargartens zerstachen mir die nackten Sohlen. Und als ich ins Haus wollte, fand ich das Tor verschlossen. Gott Jesus, wo bin ich denn nur herausgekommen? Irgendwo fand ich ein offenes Fenster — und kletterte hinein ins Haus. Und lautlos hinauf in den Schlaftaal. Neben meinem Bette stand das Fenster geöffnet — und da draußen, glaub ich, war ein Blitzableiter. —

Den ganzen Tag zermartete ich mein Gehirn, um einen Weg zu finden, auf dem ich der Angst vor diesem Fürchterlichen entrinnen könnte. Ich wagte mich keinem Menschen anzuvertrauen — aus Furcht vor dem Spott der anderen, aus Furcht — ich weiß nimmer, was ich alles fürchtete! Und am Abend nahm ich von Mutters Garnknäueln einen mit hinauf ins Bett, knüpfte mir zwei doppelte Zwirne um die Handgelenke, und band die Enden um die Knäufe der Bettlade. In der Nacht, als ich wieder wandern wollte, spürte ich den Zug von Mutters Fäden und erwachte. Dann kam es nimmer. Ich war geheilt.“

Nächtliche Störungen von Schlaf und Traum begegnen uns in wechselnden Formen bei nervös und psychopathisch veranlagten Naturen. Schwersten nächtlichen Angstzuständen wird FEDOR DOSTOJEWSKY, der russische Dichter (1821—1888), ausgeliefert, durch jene schwere Nervenkrankheit, die Epilepsie, die auch sonst in sein Leben und Schaffen gewaltsam eingegriffen hat. Er hat selbst diesen „mystischen Schrecken“ der Nacht eindrucksvoll geschildert:

„Sowie die Dämmerung eintrat, verfiel ich allmählich in den Seelenzustand, der sich meiner des Nachts so oft bemächtigt, seit ich krank bin, und den ich den mystischen Schrecken nenne. Es ist eine zermalmende Angst vor etwas, was ich nicht erklären und mir nicht einmal vorstellen kann, was noch nicht leibhaftig besteht, sich aber vielleicht plötzlich, in diesem Augenblicke verwirklichen, erscheinen und sich vor mir aufbäumen wird, wie eine unerbittliche, gräßliche, unförmliche Tatsache.“

Auch in charakteristischen dichterischen Gestaltungen finden sich gelegentlich diese nächtlich-abnormen Erscheinungen wieder und LENAUS „Traumgewalten“ („Der Traum war so wild, der Traum war so schaurig“ —) geben ebenso wie manche poetische Fragmente SCHOPENHAUERS („Mitten in einer stürmischen Nacht bin ich mit großen Ängsten erwacht“ und „Die lange Winternacht will nimmer enden“ —) dieser selbsterlebten krankhaften Neigung zu nächtlichen Beängstigungen wirklichkeitsgemäßen und darum um so eindringlicheren Ausdruck.

Auch das halluzinatorische Element der nächtlichen Erscheinungen kommt zu Zeiten zu ungewöhnlicher Geltung. Den klar blickenden BARUCH SPINOZA (1632—1677) verfolgten einmal die halluzinierten Traumgestalten weit in den wachen Zustand hinein. Als ihm PETER BALLING im Jahre 1664 von einer eigenen

Gehörstäuschung beim Tode seines Kindes schrieb, da antwortet er ihm — übrigens mit vollem Verständnis für die Natur des Vorgangs:

„Was ich da sage, kann ich durch einen Vorfall, der mir im vergangenen Winter in Rhinsburg begegnete, bestätigen und zugleich erklären. Als ich eines Morgens, da es schon zu tagen begann, aus schwerem Traum erwachte, blieben mir die Bilder, die ich im Traum gehabt hatte, so lebhaft vor Augen, als wären sie wirkliche Dinge, und namentlich war es das Bild eines schwarzen und aussätzigen Brasilianers, das ich noch nie zuvor gesehen hatte. Dieses Bild verschwand zum größten Teil, wenn ich, um mich durch etwas anderes abzulenken, meine Augen auf ein Buch oder sonst etwas richtete. Wenn ich aber wieder dann die Augen von einem solchen Gegenstand abwandte und sie ohne Aufmerksamkeit auf irgend etwas richtete, dann erschien mir das Bild desselben Negers wieder mit der gleichen Lebhaftigkeit und so wiederholt, bis es allmählich aus dem Gesichte verschwand.“

Der Dämmerzustand zwischen Schlaf und Wachen läßt gelegentlich im nervös erregten Geist noch pathologische Gebilde zur Geltung und Wirksamkeit kommen, die vom klaren Wachbewußtsein gehemmt und ferngehalten werden. Der Dichter HERMANN LINGG (1820—1905), eine krankhaft veranlagte, zur Depression geneigte Natur, hatte im Jahre 1849 während der Militärzeit eine kurzdauernde, von Sinnestäuschungen und Wahnideen begleitete seelische Störung durchgemacht. Nach erfolgter Genesung drängten sich ihm noch ihre letzten Ausläufer im Halbschlaf in beängstigend-phantastischen Erscheinungen ins Bewußtsein. In seinen Tagebuchblättern macht er von der unheimlichen Gesellschaft Mitteilung, die ihm beklemmende Rätsel auferlegt:

„Verkümmerte Wesen mit menschlichen Gesichtern, alten, eingetrockneten, die sich in sphinxartige, graugrüne Katzen verwandelten und dann in die Mauer verschwanden, mit wachenden Augen morgens drei Uhr gesehen.“

„Es heult und winselt wieder in der Luft. Eine Rose sah ich durchs Fensterglas verschwinden, eine Blutrose.“

„Heute Morgens halb träumend, halb wachend, sah ich ein großes hundähnliches Menschentier mit rundem Korb auf dem Kopf vorübergehen und sehr grämlich in mein Zimmer lugen. Halb Kirche, halb Theater, zahllose Zuschauerschädel, Schatten an Schattenbild. Ein Reiter in weißem Talar, mit weißem Hut, Grabsteine auf Sand rollend.“

„Alle Töne des Hauses besuchten mich wieder und wisperten um mich so deutlich, daß ich die Worte sogar verstehen konnte. Abends am Tisch hörte ich: Volk, dein Herr, Volk, dein Herd, Volk, dein Held. Woher klang's?“

„Warum dies kaum hörbare Flüstern, dies geisterhaft heimliche Schluchzen, dies geheimnisvolle Anhalten des Atems? Züngelt die ewige Flamme um unseren Herd?“

Des greisen IMMANUEL KANTS der organischen Alterszerstörung unterliegendes Gehirn erzeugt nächtliche traumhaft-

beunruhigende Bilder, über die sein geschwächter Geist auch in der Tageshelle nur erst allmählich Klarheit gewinnt. WASIANSKI, der treu ergebene Hüter seiner letzten Lebensjahre, berichtet aus dieser Zeit von solchen nächtlich-deliranten Geschehnissen, die KANT veranlaßten, sich Verhaltensmaßregeln in sein Merkbüchlein zu notieren:

„Gegen das Ende des Winters fing er an, über unangenehme, ihn aufschreckende Träume zu klagen. Oft tönten Melodien der Volkslieder, die er in der frühesten Jugend von Knaben auf der Straße singen gehört hatte, ihm lästig in die Ohren und er konnte sich bei aller angestrengten Abstraktionskraft nicht davon losmachen. Läppische Schulschnurren aus den Kinderjahren fielen ihm oft ein. Sowohl diese, als auch ähnliche sinnlose Verse, sowie seine Träume störten ihn des Nachts, jene verzögerten sein Einschlafen, diese scheuchten ihn fürchterlich auf, wenn er noch so fest schlief, und raubten ihm die nächtliche Ruhe . . . Seine furchtbaren Träume wurden immer schrecklicher und seine Phantasie setzte aus einzelnen Szenen der Träume ganze furchtbare Trauerspiele zusammen, deren Eindruck so mächtig war, daß ihr Schwung noch lange im Wachen bei ihm fortwirkte. Er dünkte sich fast nächtlich mit Räubern und Mördern umgeben. In furchtbarer Progression ging diese nächtliche Beunruhigung durch Träume dergestalt fort, daß er in den ersten Augenblicken nach dem Erwachen seinen, ihm zur Beruhigung und Hilfe eilenden Diener für einen Mörder ansah. Wir sprachen im Tage über die Nichtigkeit seiner Furcht; Kant belachte sie selbst und schrieb sich in sein Büchelchen: Es muß keine Nachtschwärmerei stattfinden.“ — —

Nur mit tiefer Ergriffenheit liest man den Bericht über die letzten Lebensstunden OTTO VON BISMARCKS, die von traumhaft verworrenen Vorstellungsbildern und unruhiger Erregung erfüllt waren. Sie bringen noch einmal eindringlich zum Bewußtsein, wie sehr seinen Geist bis zum Ende die politische Sorge um das Vaterland im Bann hielt. Die letzten Worte des von bangen Traumgebilden gequälten sterbenden Mannes gewinnen in den Tagen des Weltkrieges eine historische Bedeutung. Sie zeigen noch im umschatteten Geiste den klaren Zukunftsblick. Von BISMARCKS Familie selbst stammt die Mitteilung:

„Er, Bismarck, hatte einen schweren Todeskampf, in einem fort rief er: Hilfe, Hilfe! In Phantasien nannte er Serbien, England, die Türken, Rußland; dann rief er wieder: Aber ach Deutschland, Deutschland, Deutschland! Krampfhaft riß er dabei an einer starken Quaste, die an einer dicken Schnur über seinem Lager angebracht war, damit er sich in gesunden Tagen ohne fremde Hilfe leichter aufrichten konnte.“

Nicht immer ist die Dämmerphase, die Leben und Tod verbindet, so von qualvoller Unruhe erfüllt. Eine wohliger-erdeferne, traumhaft-milde Stimmung kann die Stunden nächster Todesnähe verschönen. Der Wiener Chirurg THEODOR BILLROTH (1829—1894), der menschlich mehr war als nur ein erfolgreicher Operateur, hat

diesen eigentümlichen Seelenzustand einmal unmittelbar, nachdem er ihn erlebt, in einem Briefe an seinen vertrautesten Freund, JOHANNES BRAHMS, den Komponisten, geschildert. Eine lebensgefährliche Lungenentzündung hatte ihn im Jahre 1887 auf jenen Weg gebracht, der so selten ins Diesseits zurückführt, die Kohlen säurevergiftung durch die behinderte Atmung hatte die so weit von allem Todesgrauen entfernte euphorische Gemütslage erzeugt:

„Als wir uns zum letzten Mal sahen und uns für den Sommer Adieu sagten, hatte ich die Empfindung, daß ich Dich kaum wiedersehen würde, so krank fühlte ich mich schon damals innerlich. Beinahe wäre vor kurzem meine Ahnung in Erfüllung gegangen.

Nun ist das alles wie ein Traum hinter mir.

Ich lag längere Zeit in einem nicht unangenehmen Halbschlummer, manchmal wohl dabei ärztlich mich beobachtend, wie die Atemzüge immer rasselnder, immer flacher wurden und mein Geist zu wandern schien. Ich weiß ganz deutlich, wie ich aus einem Deiner Lieder sprach: „Mir ist, als ob ich schon gestorben bin“. Und das alles war so milde und schön, ich schwebte und sah die Erde und meine Freunde so ruhig und freundlich unter mir! — Mit einem Male rüttelte man mich empor, ich mußte wie ein Soldat auf Kommando atmen, allerlei Zeug schlucken. Ich bat: „Laßt mich! mir ist so gut!“ Doch umsonst, immer wieder rüttelte man mich auf, und aus vielen Stimmen, dies und das zu tun, hörte ich dann die Stimme meiner Frau: „So tue 's doch um der Kinder willen!“ So ließ man mich über eine Woche lang nie zum festen Schlaf kommen, — mein Schlaf hatte wohl eine zu große Ähnlichkeit mit seinem Zwillingbruder. Die halb träumerische, durch die Krankheit bedingte Stimmung brachte mich über diese Dinge leichter hinweg, als man meinen sollte. — —“

Zu überraschenderen Gestaltungen traumhaften Erlebens, zu ungewöhnlicheren Bildverbindungen und reicherer Abwechslungsfülle deliranten Geschehens führen den Geist jene seelischen Krankheitsepisoden, welche körperliche Störungen, Fiebererkrankungen, Infektionen, Vergiftungen zu begleiten pflegen. Anschaulich führt uns VICTOR BLÜTHGEN, der Dichter (1844—1920), in diese fremde Welt phantastisch-wechselvollen Dämmerlebens ein, indem er von den selbsterfahrenen deliranten Geschehnissen während einer schweren körperlichen Krankheit berichtet:

„Ein ganz wunderliches Traumleben in einer Art Wachtraum habe ich vor einigen Jahren wohl durch eine Woche geführt, wo ich als so gut wie aufgegebener Patient — man wollte mich nicht mehr operieren — an einer Paratyphlitis lag. Ich hatte das Gefühl in dieser kritischen Zeit, daß mein eigentliches Ich sich von der Körperlichkeit gelöst hatte, zugänglich für die Drübenwelt und doch zugleich noch fähig, sich des Körpers zur Wahrnehmung des Diesseits zu bedienen. Ich sah mein Krankenzimmer, und zugleich schattenhaft darin ein ganz anderes, mit höchst

lebhaft sich darin bewegenden Personen, die sich ganz unter sich fühlten. Ich warnte z. B. unser Mädchen, das nach einem Schrankschlüssel griff, weil sie durch eine dort stehende Person hindurchgreifen mußte, dies, ich wiederhole, bei vollem Bewußtsein. Aber ich entfernte mich auch, ein schwebendes Etwas nur kam in andere Räume, z. B. eine gesellige Versammlung, die eine verdickte Luftschicht von mir trennte, von der aber einzelne Personen Notiz von mir nahmen, mir lachend zunickten, einander auf mich aufmerksam machten. Man versuchte zu mir zu sprechen, aber ich blieb tonlos — ‚Verzeihung,‘ sagte ich, ‚aber ich bin noch nicht ganz tot, kann nicht verstehen.‘ Dann aber schwärmte ich doch weiter aus: Nichts mehr vom Diesseits, sondern jenes seltsame Jenseits für sich, in einer traumlosen Helldämmerung, in der sich Menschenleben wie im Diesseits abspielten, nur mit verblüffender Bewegungsfreiheit. Es gab da Äcker, Wiesen, Gärten, eine kleine Ortschaft mit Jahrmarkt und Vergnügungsgärten, lustiges Menschentreiben mit märchenhaft nüanzierten Lebensgewohnheiten. Ich bewegte mich fremd und doch nicht befremdet leicht dazwischen und studierte diese Welt mit ungeheurem Interesse, im vollständigen Gefühl: Das ist ja Realität, das ist ja ganz etwas anderes, als Fieberphantasie. Ich kehrte zurück in meine Körperlichkeit, schilderte meiner Frau, was ich gesehen, außer mir über das Ungeheure, was ich erleben durfte, um immer wieder auszuwandern und mehr zu studieren. Hier hörte ich auch reden. Ich entdeckte, daß es sich hier um einen Ort mit organisierter Gemeindeverfassung handelte, der Neuankömmlinge, die nicht hinpaßten, weiter abschob. Durch Maueranschläge waren sogar Anweisungen gegeben, um fremdsprachigen Personen die Verständigung zu ermöglichen. In einem kleinen Gehölz, zu dem ein kleiner Bergweg hinabführte, tagte eine Aufnahmekommission. Ich kehrte auf diesem Bergweg zurück — ein Stück hin gab es einen ungeheuren Turm, etwa das Pantheon zu Eifelturmhöhe erhöht, in dem es stets Orgelmusik und Gesang gab. Einmal kam mir diesen buschigen Weg bergab eine Frau in Schwarz entgegen, mit verstörtem Gesichtsausdruck: ‚Wo bin ich denn, bin ich tot? Wo komme ich hier hin?‘ Und ich konnte sie zurechtweisen. Dieses ganze Stück Traumleben sehe ich heute noch, in jedem Detail, mit allen Gesichtern. Zwischen all dem Menschlichen gab es fremde Wesen, menschenartig und doch anders.

Das ist das Ungeheuerlichste und Eindrucksvollste, was ich überhaupt erlebt habe. Mit einer entschiedenen Genesung flaute alles ab und schloß mit einem gespensterhaften Wesen ab, das sich, nachdem es längere Zeit in phantastischen Posen in einem offenen Schrank gestanden, eine Art Don Quixote, still hinlegte und verdämmerte.“

Schon dieser Bericht rätselhaft traumhaften Erlebens, für dessen Verständnis BLÜTHGEN selbst eine jenseitige, unserem körperlichen Empfindungsleben nicht zugängliche Welt heranzieht —, schon dieser einfache Bericht läßt erkennen, daß die krankhaft beeinflusste Psyche in ihrer geistigen Bewegung über alle Alltagserfahrung und Tatsachenwelt hinweg zu ungeahnten Scheingeschehnissen führen kann. Und daß sie vor allem sich zu einer Gestaltungs- und Phantasiehöhe der Produktion zu erheben vermag, die sonst der geistigen Durchschnittsbegabung versagt bleibt. Und so genügt

denn bei entsprechend hoher sprachlicher Begabung die bloße schlichte Wiedergabe des deliranten Erlebens, um Gebilde von wahrhaft künstlerischer Höhe darzubieten. I. I. DAVID (1859—1906), der österreichische Dichter, hat die Infektionsdelirien, die ihn als seelische Begleiter einer schweren Influenza überfallen hatten, in wahrheitsgetreuer Darstellung aufgezeichnet. Diese Schilderung, die er selbst mit den ergreifenden Worten begleitet: „Ich bin mir bewußt, Wahrheit gegeben zu haben, soweit ein Mensch dies kann, zumal bei der Rückschau auf immerhin längere Zeiten, die ferner rücken und verdümmern wollen. Absichtlich gefärbt und stilisiert habe ich sicherlich nichts, weil ich diesen Aufzeichnungen den einzigen Wert nicht nehmen wollte, den sie allenfalls beanspruchen können, den unbedingter Wahrheit“ — diese Schilderung gibt an einzelnen Stellen trotz des krankhaften Ursprunges und Charakters ihres Inhalts den Produkten einer zielbewußt schaffenden und schöpferisch gestaltenden dichterischen Kraft an innerer Größe und Gewalt nichts nach. So etwa in jener großartigen Vision vom Tode, mit der die Krankheit selbstschöpferisch gewisse vorher im eigenen Geiste aufgetauchte Vorstellungskreise unmittelbar in lebendige Wirklichkeit umsetzte:

„— Es kamen auch sonst Gesichte von anderer Art, aber voll Größe und Nachdruck. Da hatt' ich in grenzenloser Mißstimmung wider eine Art Reinlichkeitsbedürfnis in mir, das in gesunden Tagen niemals ein Wort in mir laut werden läßt, geeignet, eines einzigen Menschen Glaubensbedürfnis zu stören oder zu besudeln, ein mal dem Abend zu gegen Gott und alle Teufel blasphemiert. Die Zeit schlich: Die Vorkehrungen für die Nacht wurden getroffen; die Wärterin bezog ihre Ruhestatt hinter der spanischen Wand, das Gas wurde abgedreht. — Ich war sicherlich und so vollkommen wach, wie ein Kranker es nur irgend zu sein vermag; denn ich hörte jeden Auftrag, den man der Pflegerin erteilte, verstand ihn und suchte ihn nach der fatalen Art von Kranken in irgendeinen Bezug mit Veränderungen des eigenen Zustandes zu setzen. Da nun trat er ein, und ich begriff kaum, wie er in seiner Riesengröße die Tür passieren konnte. Am geeignetsten Ort, hinter dem Ofen, da für Männer seiner Statur schon gar kein Raum war, ließ er sich behaglich nieder. Er war in jeder Hinsicht schön. Der Körper, ganz anders, als man ihn in der Regel darstellt, ohne jede Spur von Verbildung, tadellos gebaut und von unwiderstehlicher Kraft. Ich konnte das ermessen, da er den Rock von sich streifte. Der Kopf, ein wunderschöner, ebenmäßiger Rundkopf, reiches, ganz kurz geschorenes, rötliches Haar darum, um die vollen und runden Wangen ein jünglinghaft weicher Bart von gleicher Farbe; eine starke, edelgeformte Hakennase im Antlitz. Er schien gewohnt, zu gebieten und zu zwingen. So nun, in einem Ton, dessen man nimmer vergißt, ohne ihn schildern zu können, flüsterte er einige Worte, entsinne ich mich recht, der Entgegnung auf meine Herausforderung, gegen mich. Dann erhob er sich, reckte sich mächtig. Sein Auge, grün und glanzlos und groß wie ein edler Serpentin, tauchte in das meine. Immer näher kam er mir, und

mein Herz schlug, daß ich meinte, man müsse das hören, daß ich mich umsah, ob denn niemand merke, welchem furchtbaren Gesellen man mich Wehrlosen allein gelassen habe. Eine beispiellose Lähmung und Beklommenheit in mir. Alles zerrann. Um mich das Schweigen. Ich sah nach der Uhr, die ganze Vision konnte nicht eine Minute lang gewährt haben.“

Mit diesen abnormen Kunstprodukten deliranter Gestaltungskraft werden wir nun herangeführt an jene eigenartigen Persönlichkeiten, die nicht zum wenigsten das, was sie an besonderen Erlebnissen erfahren, von den pathologischen Einflüssen auf das Gehirn erhalten, die, was sie an eigenartigen künstlerischen Schöpfungen darbieten, eben diesen pathologischen Erlebnissen, und was sie an besonderem menschlichen Ruhm gewinnen, eben dieser pathologischen Kunst verdanken. Die künstlichen Nervenreize der Genußgifte, des Haschisch, des Opium und anderer, führen dem Sinnenleben durch eigenartige Umbildungen und Neugestaltungen einen unerhörten Erlebniszuwachs zu, führen in ungeahnte Welten, in phantastische Reiche, in beglückende Himmels- und quälende Höllensphären.

CHARLES BAUDELAIRE (1821—1861) — so gewiß eine abnorm veranlagte Persönlichkeit wie ein dekadenter Dichter — greift in seinem aus seiner pathologischen Natur erwachsenden seelischen Reizbedürfnis zum lusterzeugenden und das Innenleben bereichernden Haschisch und fällt dem Zauber des von ihm ausgehenden Rausches zum Opfer. Und was er in pathologischen Gestaltungen erlebt — oder von den Genossen der gleichen Sucht erfährt —, das läßt sein dichterisches Schaffen nicht unberührt. Es klingt in vollen Tönen in seinem Werke da wieder, wo die „künstlichen Paradiese“ aufleben.

Farben und Formen gewinnen im Haschischrauch eine unerhörte Bereicherung. Sie vereinigen sich zu einem Fest der Sinne, zu einer Wahrnehmungswelt von überraschender Schönheit, zu einem wahrhaften künstlichen Paradies:

„— — Wenn du eine dieser (sensiblen) Seelen bist, wird deine angeborene Liebe zur Form und zur Farbe gleich in den ersten Offenbarungen deines Rausches eine unermessliche Weide finden. Die Farben werden eine ungewohnte Energie gewinnen und mit siegreicher Intensität in das Gehirn eindringen. Die Deckenmalereien, ob fragwürdig, mittelmäßig oder selbst schlecht, werden ein beängstigendes Leben annehmen. Die größtbemalten Papiere, mit denen die Wände der Herbergen tapeziert sind, werden sich vertiefen und weiten wie strahlende Dioramen. Die Nymphen in ihren leuchtenden Fleischtönen werden dich anblicken mit großen Augen, tiefer als der Himmel und klarer als die Flut. Die Figuren der Antike, in ihre priesterlichen oder kriegerischen Gewande gehüllt, tauschen mit dir durch den bloßen Blick feierliche Gelöbnisse aus. Die Schweifung der Linien ist eine Sprache von bestimmter Klarheit, in der du die Bewegtheit und die Sehnsucht deiner Seele liest. — —“

Und weiter, die Schilderung eines Literaten aufnehmend, in der sich die bezeichnende Licht- und Goldmalerei des Haschisch aufdrängt:

„Sie wissen, daß der Haschisch stets wundervolle Lichterscheinungen, herrliches Geleucht, Kaskaden flüssigen Goldes erzeugt; alles Licht ist ihm dabei recht, ob es über ein Tischtuch flutet, ob es wie Strohhalme an Kanten und Winkeln häkelt, die Kandelaber der Salons, die Kerzen im Marienmonat, die rosenroten Wolkenlawinen der Sonnenuntergänge. — — —“

Sodann die traumhaften Haschischerlebnisse einer Dame, die der Rausch alsbald aus ihrem Boudoir in Landschaften mit bezeichnenden spiegelnden Wassern und glänzenden Flächen entführt, um sie dann hinabgleiten zu lassen in phantastische Welten mit zauberhaften Szenerien und Fabelgetier:

„Ich war zu Anfang sehr erstaunt, als ich große Flächen sich breiten sah, vor mir und mir zur Seite und überall. Da waren klare Flüsse, und grünende Landschaften spiegelten sich in ruhigen Wassern. (Sie erraten hier die Wirkung der Paneele, die von den Spiegeln zurückgestrahlt wurden.) Als ich die Augen aufhob, sah ich eine untergehende Sonne, gleich flüssigem Metalle, das gefriert. Das war das Gold des Plafonds; jedoch das Gitternetzwerk ließ mich denken, daß ich mich in einer Art Käfig befinde. Ich betrachtete mich als eingeschlossen in diesem prachtvollen Käfig, inmitten dieser feenhaften Landschaftsbilder, unter diesen wundervollen Horizonten. Ich träumte: Die Schöne, die im Walde schläft; sie hat hier eine Sühne zu erdulden; — ich träumte von einer künftigen Befreiung. Und mir zu Häupten flogen flimmernde Tropenvögel, und wie mein Ohr den Ton der Glöckchen am Halse der Pferde vernahm, die ferne auf der großen Straße liefen, so verwirrten die beiden Sinne ihre Eindrücke zu einer einzigen Idee und ich schrieb den Vögeln diese wundersamen kupfernen Klänge zu und glaubte, sie sängen mit metallenen Schnäbeln. Offenbar schwätzten sie über mich und freuten sich meiner Gefangenschaft. Affen sprangen umher, Satyrn machten ergötzliche Kapriolen, und alle schienen sich über diese hingestreckte Gefangene zu belustigen, die zur Bewegungslosigkeit verdammt war. Alle mythologischen Gottheiten indes blickten auf mich mit einem liebenswürdigen Lächeln, gleichsam als ob sie mich ermutigen wollten, geduldig diesen Zauberspuk zu tragen. — —“

In noch größere Fülle, Weite und Phantastik dieser toxisch traumhaften Gebilde führt uns jener Mann, für den das Opium zum grausam beherrschenden Lebenselement wurde, das ihn in gleicher Weise bereicherte wie verarmte, ihm neben beglückendem und beängstigendem Erlebnisreichtum schweren körperlichen und seelischen Verfall, neben der Krankheit das Weiterleben des Namens über den Tod hinaus, neben dem Verlust der seelischen Energien für das praktische Leben den Stoff für originelle Geistesschöpfungen verlieh. Es ist THOMAS DE QUINCEY (1785—1859), der „Opiumesser“. Und wenn der pathologische Tröster, den er gegen die Pein eines Zahnleidens gedanken-

los zu Hilfe rief, ihn im Leben eng in seinen Fesseln hielt, so führte er ihn dafür im traumhaften Rauschzustand weit hinaus über alle Enge, Einförmigkeit und Gebundenheit des Alltags. Was DE QUINCEY an ungeheuerlichen Veränderungen in Zeit, Raum und Umwelt erlebt, das hat er — preisend und warnend zugleich — in den plastischen Schilderungen seiner „Bekenntnisse“ (1821 zum erstenmal erschienen) und später noch in den „Suspiria de profundis“ niedergelegt und damit, wenn auch nur in beschränktem Sinne, dem Nacherleben zugänglich gemacht.

Er erlebt zunächst: Phantastische Bilder schleichen sich in die Vorschlafperiode ein, die schlafeinleitenden Sinnes-täuschungen nehmen zu:

„Das erste Anzeichen, daß sich in der Ökonomie meiner Physis bemerkenswerte Veränderungen vollzögen, erhielt ich durch einen gewissen Zustand des Auges, der im allgemeinen nur in der Kindheit vorkommt. Ich weiß nicht, ob es meinen Lesern bekannt ist, daß viele Kinder, vielleicht die meisten, die Kraft haben, in die Dunkelheit allerlei Phantome hineinzusehen. Mitte 1817, glaube ich, wurde diese Fähigkeit bei mir geradezu beängstigend: Nachts, wenn ich wach in meinem Bette lag, schritten endlose Prozessionen in düsterem Pomp an mir vorüber, wie Friese unendlicher Geschichten, die mir so traurig und so feierlich vorkamen, als seien es Begebenheiten aus der Zeit noch vor der des Ödipus oder Priamus, vor Tyrus, vor Memphis. Zu gleicher Zeit änderten sich auch meine Träume. Sie öffneten plötzlich und erhellten in meiner Stirn ein Theater, in dem nächtliche Schauspiele von mehr als irdischer Pracht aufgeführt wurden.“

Ungeahnte Weiten und Zeiten tun sich auf:

„Die Empfindung des Raumes und der Zeit waren beide in sonderbarer Weise erregt. Gebäude, Landschaften usw. erstanden in so ungeheueren Proportionen vor mir, wie sie das menschliche Auge sonst nicht umfassen kann. Der Raum schwoll an und nahm unaussprechliche Weite an. Dies beunruhigte mich jedoch nicht so sehr, als die ungeheure Ausdehnung der Zeit. Zuweilen schien es mir, als hätte ich in einer einzigen Nacht siebzig oder hundert Jahre gelebt. Ja manchmal hatte ich das Gefühl, als seien tausend Jahre in der Zeit vergangen oder jedenfalls eine Dauer, die die Grenzen menschlicher Erfahrung überschreitet.“ Und weiter: „Sie dehnt sich und streckt sich, die Zeit... hinein ins Unendliche, in unausmeßbare verfließende Weiten. Nach dem Erwachen den Inhalt dieser Weiten durch Ausdrücke wiedergeben zu wollen, die ihren Maßstab im menschlichen Leben haben, wäre unmöglich und lächerlich! Wie wenn man in den Sternenregionen mit dem Durchmesser der Erde oder des Jupiters rechnen wollte! Ja, so lächerlich wäre es, den Zeitraum, den man während eines Traumes durchlebt, nach Generationen zu bestimmen — oder nach Jahrtausenden — oder selbst nach Äonen, vorausgesetzt, daß man diese selbst überhaupt bestimmen könnte.“ —

In typischen Gestaltungen kehren bestimmte traumhafte Gebilde wieder, so auf einen feststehenden, wenn auch rätsel-

haften Zusammenhang zwischen jenen Hirnvergiftungen und bestimmt geformten krankhaften geistigen Inhalten hinweisend. Da stellen sich zunächst Architekturträume ein, die wohl in innerer Beziehung zu dem veränderten Raumerleben stehen. Architekturvisionen, auf die DE QUINCEY bezeichnenderweise von einem andern, mit dem pathologischen Opiumerleben aus eigener Erfahrung wohl vertrauten Dichter, dem englischen Romantiker T. S. COLERIDGE, hingewiesen worden ist und die bereits im Werke eines bildenden Künstlers, PIRANESI, des römischen Kupferstechers (1720—1778), ihre zeichnerische Darstellung gefunden haben:

„Als ich einmal in Piranesi ‚römischen Altertümern‘ blätterte, beschrieb mir Coleridge, der bei mir stand, ein paar Blätter dieses Künstlers, die er seine Träume genannt, und die seine Visionen während eines Fieberdeliriums erzählen. Einige von ihnen, ich erzähle nach Coleridges Worten aus dem Gedächtnis, stellten weite gotische Hallen dar, auf deren Boden alle Arten von Maschinen, Rädern, Kabeln, Rollen, Hebeln, Geschossen usw. usw. aufgestellt waren, alles mögliche, was vorwärtstreibende Kraft, besiegt Widerstand ausdrückt. An den Seiten der Wand kroch eine Treppe empor. Und auf ihr, sich hinaufschleppend, sah man Piranesi selbst. Folgte man der Treppe ein wenig weiter so nahm sie plötzlich ein Ende. Kein Geländer war da, und der Mensch, der diese Stelle erreicht hatte, konnte keinen Schritt mehr vorwärts machen. Nur der Sprung in die Tiefe da unten stand ihm offen. Doch erhebe deine Augen und du siehst eine zweite, noch höhere Treppenflucht und wieder erblickst du Piranesi, der diesmal jedoch ganz nahe am Rande des Abgrundes steht; und wieder hebe deine Augen und eine noch luftigere Treppenflucht tut sich auf und wieder quält sich Piranesi hinauf: Und so geht es weiter, bis die unvollendete Treppe und Piranesi selbst sich in der Finsternis verlieren, die von oben auf die Halle drückt. Die gleiche Kraft endlosen Wachstums, Emportreibens, bewies der Bildner meiner Träume. Im Anfangsstadium meiner Krankheit war ihre Pracht meistens eine architektonische und ich sah pomphaft Städte und Paläste, wie sie nie ein wachendes Auge, oder vielleicht höchstens einmal in den Abendwolken, wahrgenommen hat.“ — —

Bezeichnende Wasserträume gesellen sich hinzu:

„Auf meine architektonischen Träume folgten solche von Seen und weiten Ausdehnungen silberner Wasser und kehrten so beständig wieder, daß ich schon fürchtete, wie lächerlich das auch einem Mediziner klingen mag, daß sich hier ein wassersüchtiger Zustand des Gehirns objektiviere, um mich metaphysisch auszudrücken, und sich das erkrankte Organ als sein eignes Objekt projiziere. Dann änderte sich das Aussehen der Wasser: Aus den durchsichtigen, spiegelklaren Seen wurden Meere und Ozeane.“ — —

Weiter treten phantastische orientalische Szenerien mit quälerischem Beiwerk auf:

„Der Malaie (der ihm früher tatsächlich begegnet ist) ist mir seit einigen Monaten zu einem furchtbaren Feinde geworden. Er hat mich jede Nacht

in das Innere Asiens geführt. Von einem Gefühl tropischer Hitze und vertikaler Sonnenstrahlen gepeinigt, erschuf sich mein Geist alle Kreaturen, Vögel, Säugetiere, Reptilien, alle Bäume und Pflanzen, war aller Gebräuche und Sitten gegenwärtig, die je in den tropischen Regionen Asiens gefunden worden. Doch aus Verwandtschaftsgefühlen vergaß er auch nicht Ägypten und seine Götter, Affen, Papageien, Kakadus starrten mich an, pfauchten nach mir, grinzten zu mir herüber, schnatterten mich an. Ich stürzte in eine Pagode und wurde jahrhundertlang in Geheimräumen gefangengehalten oder hing auf Turmspitzen aufgespießt. Ich war der Götze, ich war der Priester. Man betete mich an, man opferte mich. Ich floh vor dem Zorn Brahmas durch alle Wälder Asiens. Wischnu haßte mich, Siva lauerte mir auf. Plötzlich kam ich zu Isis und Osiris. Sie sagten, ich habe eine Tat begangen, über die Ibis und Krokodil erschauerten. Ich wurde für Jahrtausende mit Mumien und Sphinxen in Steinsärgen, in engen Kammern, in den Eingeweiden ewiger Pyramiden bestattet. Krokodile küßten mich mit giftigen Küssen. Ich lag unter unaussprechlich häßlichen, weichen Massen, zwischen Urschilf im Schlamm des Nil.

Dabei gebe ich hier dem Leser nur eine blasse Abstraktion meiner orientalischen Träume, die mich stets mit solchem Erstaunen über die monströsen Bilder erfüllten, daß sich mein Entsetzen in bloße Verwunderung aufzulösen schien.“ — —

Und so offenbart uns dieser Kenner aller Höhen und Tiefen des Opiumerlebens zugleich, daß die künstlichen Paradiese, denen allein BAUDELAIRES dichterische Kraft gegolten, oft genug fließend in künstliche Höllen übergehen:

„— — Diese und alle anderen Veränderungen meiner Träume waren von abgründiger Angst und trübster Melancholie begleitet, die sich mit Worten auf keine Weise schildern lassen. Ich schien jede Nacht nicht metaphorisch, sondern buchstäblich in Schlünde und sonnenlose Abgründe zu versinken, in bodenlose Tiefen, aus denen jeder Aufschwung unmöglich war. Und wenn ich erwachte, hatte ich auch sehr oft nicht das Gefühl, wieder hinaufgestiegen zu sein. Doch will ich hierbei nicht länger verweilen, weil die Verdüsterung, die auf diese prächtigen Schauspiele folgte und sich zum Schluß zu der trostlosesten Dunkelheit selbstmörderischer Absichten verdichtete, mit Worten nicht wiedergegeben werden kann. — —“

Doch wie auch Lust und Qual bei diesen Giftvisionen verteilt sein mag, sie alle, die den Rauschgiften untertan, werden von deren Delirien mit einer Erlebnisfülle beschenkt, die ihnen der nüchterne Alltag versagt, sie werden durch ungeheuerliche Trauminhalte mit einem künstlerischen Gewinn bereichert, der nicht leicht zu ersetzen ist. Gewiß macht das Opiumerleben noch nicht den Künstler, macht der Opiumrausch noch nicht künstlerisch produktiv. Und jene eigenartigen Tagebuchstrophen des diesem Gifte hingegebenen englischen Dichters SAMUEL TAILOR COLERIDGE (1772—1834), jene „lange Reihe abgerissener Ausrufe, halb großartig, halb lallend, voll schwellender Augenweide und peinlicher Beklemmung“, die BRANDL,

der deutsche COLERIDGE-Biograph, als Reflexe der Opiumhalluzinationen auffaßt:

„Thronende Engel — aufkochende Angst
 Führer eines Königreichs von Engeln
 Liebesflammen — eine sanfte Bitternis —
 Brunnenquelle — vollständiger Gott
 Krank, lahm und verwundet, — blind, taub und stumm —
 Warum schlaft ihr, o ihr Wächter —
 Erwacht vom Schläfe der Buhlschaft! Putzt eure Lampen —
 Blast, blast die Trompeten, denn der Bräutigam kommt —
 O Mensch, du halbtoter Engel —
 Ein dämmeriges Licht — ein purpurner Blitz —
 Kristallischer Glanz — licht, — blau — grün
 In jener ewigen und wahnwitzigen Pein —
 Zornesflammen — innere Trostlosigkeit —
 Große Dinge — auf dem Ozean, äffen Unendlichkeit — —“

diese Strophen zeigen, sofern ihre Deutung als unmittelbare geistige Opiumprodukte richtig ist, daß die geistigen Emanationen des Giftrausches zunächst nur ein wirrer Haufen ungeformter Elemente sind und bleiben, so lange nicht die schöpferische Gestaltungskraft sie zum Kunstwerk zusammenfügt und ordnet. Diese geistige Schaffenskraft aber wird nicht vom Gift gegeben, selten auch nur von ihm angeregt, viel eher sogar von ihm geschwächt und zerstört. Denn für dieses prunkvolle Danaergeschenk einer vom Hirngift überreizten Phantasie müssen diese Opiumkünstler oft genug seelische Werte für das reale Leben, schwere Opfer an praktischer Lebenskraft dahingeben. Auch in diese Schattenseiten der Opiumherrschaft gewährt uns DE QUINCEY einen erschütternden Einblick durch einen weiteren Ausschnitt aus seinem Lebensgang in der Zeit seiner Opiumsucht. Jahrelang lag auf ihm der Opiumbann einer schweren geistigen Erstarrung:

„Meine Studien habe ich seit langem unterbrochen. Ich glaube, es sind zwei Jahre her, daß ich kein anderes Buch mehr gelesen habe als ein einziges. — — Erhabene, leidenschaftliche Dichtwerke las ich, wie angedeutet, nur noch gelegentlich und dann in kurzen Stellen. Sonst war es so recht eigentlich mein Beruf, die analytischen Fähigkeiten des Verstandes zu üben. In meinem Zustande aber war mir das Studium der Mathematik, der intellektuellen Philosophie usw. jedoch unerträglich geworden. Ich wich mit einem Gefühl kraftloser kindlicher Schwäche vor ihnen zurück. — — —

Ich habe hier meine geistige Erstarrung in einer Schilderung wiedergegeben, die man auf die ganzen vier Jahre, während deren ich unter dem Bann des Opiums stand, ausdehnen kann. Hätte ich nicht positive Qualen gelitten, so hätte ich oft geglaubt, ich schlafe. Ich konnte mich selten dazu zwingen, einen Brief zu schreiben; eine Antwort von ein paar Worten auf eine empfangene Nachricht war das Äußerste, zu dem ich mich aufschwingen konnte, und oft geschah auch das erst, nachdem der Brief wochen-, ja monatelang auf meinem Schreibtisch gelegen. Ohne Margarets Hilfe wären alle Quittungen oder Rechnungen

verlorengegangen und meine ganze häusliche Ökonomie trotz allen Studiums der Nationalökonomie bald in unauflöslche Verwirrung geraten. Und diese dumpfe Äußerung seines Zustandes wird jedem Opiumesser zum Schluß solche Qualen bereiten wie nur irgendeine andere, die positiv schmerzhaft ist. Aus Unfähigkeit und Schwäche vernachlässigt er seine täglichen Pflichten und die Gewissensbisse darüber stacheln ihn in eine immer größer werdende Verwirrung hinein. Denn er verliert nichts von seiner moralischen Empfindlichkeit oder der Glut seines Strebens, er wünscht und verlangt so heiß wie immer, das, wozu ihn die Pflicht treibt, was er für nötig hält, auch auszuführen; doch geht das, was sein Geist als möglich annimmt, weit über seine Kraft, und zwar nicht allein über die Kraft der Ausführung, sondern auch über die, es nur zu versuchen. Er liegt beständig unter der Last eines Inkubus und Nachtalps. Er liegt und sieht alles vor sich, was er gern ausführen möchte, wie ein Mensch, der, durch die tödliche Schwäche einer erschlaffenden Krankheit ans Bett gebannt, untätig zusehen muß, wie man den Gegenstand seiner zärtlichen Liebe beleidigt oder mißhandelt: — er verflucht den Zauber, der ihn gefesselt hält, er würde sein Leben dahingeben, könnte er jetzt nur einmal aufstehen und gehen. Doch ist er kraftlos wie ein Kind und kann nicht einmal den Versuch machen, aufzustehen.“ —

Die tragische Gestalt EDGAR ALLAN POES, des amerikanischen Dichters (1809—1849) drängt sich auf, wo eine von pathologischen Suchten bedrängte Seele, ein von krankhaften Suchten beherrschtes und zerstörtes Leben sich mit einer vom Pathologischen durchsetzten Kunst, einem von ihm beeinflussten Schaffen vereinigt. E. A. POE, „dieser unvergleichliche Poet“ (nach den Worten seines begeisterten — nicht zum wenigsten wohl aus dem Gefühl innerer Wesensverwandtschaft begeisterten — Verkünders BAUDELAIRE) „dieser nicht widerlegte Philosoph, den man stets zitieren muß, wo es sich um mysteriöse Krankheiten des Geistes handelt“, jener unglückselige Mensch, der — wiederum nach BAUDELAIRES Worten — „nicht als Gourmand trank, sondern als Barbar“, der nüchterner gesagt: nicht aus der Genußsucht des Ästheten, sondern aus dem pathologischen Zwang seiner krankhaften Natur dem Alkohol verfiel, wie er dem Opium unterlag, und dessen Tod im engsten Zusammenhang mit der Alkoholsucht gewissermaßen zum Schluß noch einmal den ganzen Inhalt eines von Krankheitstragik durchsetzten Lebens zusammenfaßte. Und so darf gewiß mit Recht für ihn und sein von pathologischem Geschehen durchzognes Leben in Anspruch genommen werden, was er in seinem autobiographisch gefaßten „William Wilson“ ausspricht:

„Ich möchte Ihnen gern zeigen, daß ich zum Teil der Sklave von Mächten gewesen bin, über die wir Menschen niemals Herr werden können. Ich möchte, daß Sie eingeständen, was Sie nicht verbergen können, daß auf der Welt, die doch schon so viele Versuchungen gesehen hat, noch kein Mensch so wie ich versucht wurde und so wie ich unterlag. — —“

Und mag vielleicht auch eine ungewöhnliche geistige Anlage seinem eigenartigen dichterischen Schaffen mit Richtung und Inhalt gegeben haben, jene gesteigerte Phantasiebegabung, von der er weiter im „William Wilson“ sagt:

„Ich bin der Abkömmling eines Geschlechts, an dem von altersher eine starke Einbildungskraft und ein leicht erregbares Gefühlsleben auffiel, und schon meine erste Kindheit bewies, daß das Wesen meiner Voreltern vollständig auf mich übergegangen war. Je älter ich wurde, desto mehr prägte es sich aus und gab meinen Freunden tausend Gründe, um mich besorgt zu sein“ — —

so bleibt doch bestehen, daß er vor allem auch ein vollendeter Kündler abnormer innerer Erlebnisse, der Dichter abnormer Gesichte und deliranter Geschehnisse, der Darsteller pathologischer Giftschöpfungen wurde. Was BAUDELAIRE zur Kennzeichnung bestimmter seiner Dichtungen sagt:

„Bisweilen öffnen sich plötzlich, übersättigt von Farbe und Licht, prächtige Durchblicke in seinen Landschaften und man sieht im Grunde ihrer Horizonte orientalische Städte auftauchen und Architekturen, in Dunst gehüllt durch die Entfernung, und die Sonne gießt Ströme von Gold darüber aus“ — — —

das ist nicht mehr bloß eine Kennzeichnung POËscher Werke, auch nicht POËscher Opiumwerke, sondern der Opiumtraumgebilde schlechthin. Und ähnlich tritt uns an anderen Stellen — so im „Engel der Wunderlichen“ — mit überraschendem Wirklichkeitscharakter das Alkoholdelir entgegen mit seinen wechsellvoll-unzusammenhängenden traumhaft-abenteuerlichen Geschehnissen, seiner halb ängstlich-beklommenen, halb humoristischen Färbung und seinem bezeichnenden Einschlag von Tiervisionen:

„ — — Ich legte der Sache denn auch weiter keine Bedeutung bei und begab mich zur gewohnten Stunde zu Bett. Nachdem ich eine Kerze auf dem Nachttisch entzündet und den Versuch gemacht hatte, ein paar Seiten über ‚Die Allgegenwärtigkeit der Gottheit‘ zu lesen, fiel ich unglücklicherweise in weniger als zwanzig Sekunden in Schlaf und ließ das Licht brennen.

Meine Träume wurden durch die Erscheinung des Engels des Wunderlichen schrecklich beunruhigt. Es kam mir vor, als stände er am Fußende des Bettes, zöge die Vorhänge zurück und drohte mir mit den hohlen, abscheulichen Tönen eines Rumfasses bittere Rache an für die Nichtachtung, mit der ich ihn behandelt habe. Er schloß seine lange Ansprache, indem er seinen Trichterhut abnahm, mir die Röhre in die Kehle steckte und mich mit einem Ozean von Kirschwasser überschwemmte, das er in endlosen Fluten aus einer der langhalsigen Flaschen ergoß, die ihm als Arme dienten. Meine Todesangst wurde unerträglich und ich erwachte grade in dem Augenblick, als eine Ratte die brennende Kerze von dem Tischchen riß und mit ihr davonfloh. Doch konnte ich nicht mehr verhindern, daß sie sich mit ihrem Raube in ihr Loch flüchtete. Gleich darauf drang ein starker erstickender Geruch in meine Nase und ich mußte mit Schrecken bemerken, daß das Zimmer brannte.

In einer ganz unglaublich kurzen Zeit war das ganze Gebäude in Flammen gehüllt. Jeder Ausgang aus meinem Schlafgemach, ausgenommen der durch das Fenster, war versperrt. Die Menge auf der Straße jedoch verschaffte sich schnell eine lange Leiter und legte sie an das Fenster an. Ich stieg herunter und glaubte mich schon gerettet, als ein riesiges Schwein, dessen kugelrunder Wanst, ja dessen ganze Physiognomie und Erscheinung mich durch irgend etwas an den Engel des Wunderlichen erinnerte — als sich dieses Schwein, das bis jetzt ruhig in seinem Morast geschlummert hatte, plötzlich in den Kopf setzte, seine linke Schulter mußte ein wenig gekrauet werden, und keinen für den Zweck besser geeigneten Gegenstand finden zu können glaubte, als den Fuß meiner Leiter. Ich stürzte hinab und hatte das Unglück, einen Arm zu brechen. — —“

Noch eine bedauernswürdige dichterische Erscheinung erwacht zu neuem Leben, um poetischen Schaffensgewinn aus psychotisch-traumhaftem Erleben zu offenbaren. Es ist der früh verstorbene GERARD DE NERVAL (1808—1855), uns Deutschen, wenn nicht anders, so wenigstens als jugendlicher und von GOETHE selbst — in Gesprächen mit ECKERMANN — belobter Faustübersetzer bekannt. Wiederholte Schübe einer Seelenstörung, die ihn der Freiheit beraubten — der Freiheit in einem Leben freilich, das traurig genug aussah und dessen Tristheit er sich schließlich vorzeitig durch Selbstmord auf der Gasse entzog — beschenkten ihn reichlich mit phantastischen Wahngütern, daneben allerdings auch in andern Phasen des im äußern Bilde wechselnden Irrsinns mit um so reicherm Schmerz. Von ALEXANDER DUMAS, dem Älteren, stammt die Schilderung von NERVAL'S Geistesstörung:

„Die Wahngedanken Gérards sind verschiedener Art. Bald bildet er sich ein, der König Salomo zu sein und er rühmt sich der Gewalt, die Geister zu beschwören. Er erwartet die Königin von Saba und es gibt kein Feenmärchen, keine Geschichte aus Tausend und eine Nacht, die es an Kühnheit der Phantasie und Farbenpracht dem gleich täte, was Gérard seinen Freunden dann erzählt. Die Freunde hören zu und wissen nicht, ob sie den Unglücklichen beklagen oder beneiden sollen, wenn er ihnen berichtet von den geschäftigen und mächtigen Geistern, von der Schönheit und der Pracht seiner Königin. Bald ist er der Sultan von der Krim, Graf von Abessinien, Herzog von Ägypten, Baron von Smyrna, dann gesteht er seinen Freunden wiederum, daß er einfach verrückt ist, und er setzt ihnen gewissenhaft auseinander, wie er es geworden ist — mit einer solchen schwunghaften Lustigkeit und unter Anführung von so heiteren und ergötzlichen Verwickelungen, daß man beinahe Lust hätte, ihm in das wunderbare Land der Träume, der Chimären, der Täuschungen, der Halluzinationen, das die verlockendsten Oasen darbietet, zu folgen. Dann aber erfaßt ihn plötzlich wieder eine tiefe Schwermut, eine unbezwingliche Melancholie, und wer alsdann seinen Worten lauscht, möge es nur versuchen, seine Tränen zurückzuhalten. Werther und René haben für ihren Schmerz keinen ergreifenderen Akzent, kein herzerreißenderes Schluchzen, keine rührenderen Laute, keinen poetischeren Aufschrei gefunden, als der unglückliche Gérard.“

Für ihn jedenfalls waren jene Krankheitsepisoden die Zeiten wahrhaft glücklichen Lebens, die ihn innerlich beglückten und bereicherten. Und so schreibt er denn an einen, der aus eigener pathologischer Erfahrung heraus dies gewiß mitzufühlen vermochte, an COLERIDGE, einmal die bezeichnenden Worte:

„Bisweilen werfe ich auf den Zustand, in dem ich mich befunden habe, Blicke des Neides zurück, denn solange er angedauert hat, habe ich viele Stunden reinen Glückes genossen. Glauben Sie nicht, Coleridge, die Größe und Vollkraft der Phantasie erfahren zu haben, wenn sie nicht irrsinnig gewesen sind. Alles erscheint mir jetzt fade.“

Diese krankhaften Zeiten voll seelischen Gewinns, diese ihn beglückende Welt hält er nun — nur zu leicht verständlich — in seinem dichterischen Schaffen fest und seine Schriften gestalten sich so nach dem Nachruf THIERRYS zu einem „Spiegelbild der Übertragung eines traumhaften Daseins in die Wirklichkeit“:

„Ich will versuchen, die Eindrücke einer langen Krankheit niederzuschreiben, die sich ganz in den Mysterien meines Geistes abgespielt hat; und ich weiß nicht, warum ich mich des Ausdrucks Krankheit bediene; denn niemals habe ich mich, was mich selbst betrifft, wohler gefühlt. Mitunter hielt ich meine Kraft und meine Fähigkeit für verdoppelt. Es schien mir, als wüßte ich und verstände ich alles; die Einbildungskraft brachte mir unendliche Wonnen. Soll man bedauern, sie verloren zu haben, wenn man das, was die Menschen Vernunft nennen, wiedererlangt hat?“ — —

Mit diesen seinen Inhalt kennzeichnenden Worten führt sich jenes pathologische Dokument von poetischem Wert ein, in welchem GERARD DE Nerval von der reichen Fülle wechselvoll traumhafter Erlebnisse seiner Geisteskrankheit volle Kunde gibt: das Werk vom „Traum und Leben“. Mit ihm gesellt er sich unverkennbar den Künstlern bei, die zwar nicht ihre produktive Begabung und Betätigung, wohl aber die Sonderart ihrer Schöpfungen dem Pathologischen verdanken.

Nicht immer tritt dieser Zusammenhang so offenkundig in die Erscheinung. Wir werden gelegentlich erst nach ihm suchen müssen.

III.

Wahngeschehen.

Aus mannigfaltigen Quellen wird der Wahn, jenes inhaltlich verfälschte, aller Kritik, Erfahrung und Wirklichkeit trotzende krankhafte Gedankengebilde gespeist; in zahlreichen, nach Milieu und Persönlichkeit variierenden Formen gewinnt er Gestalt, in vielfältig wechselnden Manifestationen greift er ins

äußere Geschehen ein, mit vielgestaltigen Tendenzen gewinnt er Einfluß auf das geistige Leben und seine Schöpfungen.

AUGUST STRINDBERG (1849—1912), eine von jeher abnorm geartete Persönlichkeit und nicht zum wenigsten auch dadurch sich als Dichter so schroff von anderen abhebend, erlebt um 1895 unter schwersten seelischen Erschütterungen die pathologischen Geschehnisse einer halluzinatorischen Wahnpsychose. Sein eigenes, krankhaft verstärktes Bedürfnis sich durch innerliche Verarbeitung von dem lastenden seelischen Drucke zu befreien, läßt in autobiographischer Niederschrift diese psychotisch verfälschte Lebensperiode mit allen ihren gigantischen Ausmaßen und beklemmenden Ungeheuerlichkeiten wieder aufleben und gibt dem Lesenden die Möglichkeit, nachfühlend und miterlebend Schritt für Schritt dem STRINDBERGS inneres Leben schwer bedrohenden Gänge der Wahnereignisse jener Zeit zu folgen. Es ist jener Lebensabschnitt, dessen Steigerung zu pathologischer Höhe auch den ihm damals Nahestehenden nicht entgangen ist und an dessen Beginn es um STRINDBERG nach den Erinnerungen ADOLF PAULS, dem er Freund — und Feind! — war, folgendermaßen stand:

„Strindberg war jetzt am Anfang der schwersten Periode seines Lebens, in der er allein, von allem abgeschnitten und ohne Schaffensfreude, leben sollte, bis er sich endlich nach Jahren zu der befreienden Tat aufraffte der großen Abrechnung mit sich selbst, die er in seinem ‚Inferno‘ und ‚Nach Damaskus‘ schildert.

Sein Mißtrauen und seine Angst waren ins Unermeßliche gewachsen. Er wählte sich überall von Feinden umgeben und war stets parat, einem Überfall aus dem Hinterhalt zu begegnen! Er unterschied da nicht mehr zwischen der Wirklichkeit und dem, was allein in seiner Vorstellung existierte; er war von einer einmal gefaßten Meinung durch nichts abzubringen und beging manche Ungerechtigkeit, die nicht mehr zu entschuldigen war.

Im Jahre 1894 stand er auf Kriegsfuß mit fast allen seinen Freunden, brach mit vielen von ihnen ohne sichtlichen Grund und kämpfte wieder gegen das Gespenst des unfreiwilligen Wahnsinns.“ — —

Alles dies schallt uns vielfältig abgestuft und wechselnd in gellenden Tönen aus dem psychotischen Hexensabbath des grandiosesten Dokument psychotisch verzerrter Lebenswahn, dem „Inferno“ entgegen. Wir können das Werk als volle Wirklichkeit hinnehmen. Der Dichter selbst hat es am Schluß bezeugt: „Wer dieses Buch für eine Dichtung halten sollte, möge mein Tagebuch vergleichen, das ich seit 1895 Tag für Tag geführt habe und von dem dieses Buch nur eine ausgeführte und geordnete Bearbeitung ist.“

Vielfach wechselnde Truggebilde der Sinne bedrängen und verwirren STRINDBERG. Der ordnende und denkende Geist verlangt nach

Klarheit und Verständnis, nach voller Erfassung der befremdend unheimlichen Geschehnisse, nach restloser Einordnung in den Zusammenhang der Erlebnisse: Der Erklärungswahn, die wahnhaftige Ausdeutung folgt den Sinnestäuschungen auf dem Fuße:

„— — Ich sinke auf den Lehnstuhl nieder, eine ungewohnte Schwere bedrückt meinen Geist, ein magnetisches Fluidum scheint von der Wand auszuströmen, der Schlaf übermannt meine Glieder. Ich sammle meine Kräfte und stehe auf, um auszugehen. Als ich durch den Korridor komme, höre ich Stimmen, die in dem Zimmer neben meinem Tisch flüstern.

Warum flüstern sie? In der Absicht, sich vor mir versteckt zu halten.

Ich gehe die Rue d'Assas hinunter und trete in den Luxemburggarten. Ich schleppe meine Beine, ich bin von den Hüften bis zu den Füßen gelähmt, ich sinke hinter dem Adam mit seiner Familie auf eine Bank.

Ich bin vergiftet! Das ist der erste Gedanke, der mir kommt. Und Popoffsky, der Weib und Kind mit giftigen Gasen getötet hat, ist hierher gekommen. Er ist es, der nach dem berühmten Experiment von Pettenhofer einen Gasstrom durch die Wand geleitet hat.

Abends wage ich aus Furcht vor einem neuen Attentat nicht mehr an meinem Tisch zu bleiben. Ich lege mich zu Bett, ohne daß ich mich getraue einzuschlafen.

Da schleicht sich ein beunruhigendes Gefühl durch meinen Körper: Ich bin das Opfer eines elektrischen Stroms, der zwischen den beiden benachbarten Zimmern läuft. Die Spannung wächst, und trotzdem ich Widerstand leiste, verlasse ich das Bett, von diesem Gedanken besessen:

Man tötet mich! Ich will mich nicht töten lassen!

Ich gehe hinaus, um den Diener in seiner Zelle am Ende des Korridors zu suchen. Aber, ach, er ist nicht da. Also entfernt, fortgeschickt, geheimer Mitschuldiger, gekauft.

Als ich die Vorhänge des Alkovens zurückziehe, höre ich über mir meinen Feind, wie er aus dem Bett steigt und einen schweren Gegenstand in einen Koffer fallen läßt, dessen Deckel er mit einem Schlüssel abschließt.

Er verbirgt also etwas; vielleicht die Elektrisiermaschine.“ —

Reale Dinge erscheinen wahnhaft verändert im Sinne des krankhaft erregten Wahndenkens: Illusionäre Wahrnehmungstäuschungen gesellen sich bestätigend hinzu:

„Von Visionen wurde ich niemals heimgesucht, wohl aber erschienen mir wirkliche Gegenstände unter menschlichen Formen und hatten eine Wirkung, die oft großartig war.

So fand ich mein Kopfkissen, das durch den Mittagsschlaf aus der Form gekommen war, wie ein Marmorkopf im Stil des Michelangelo modelliert.

Eines Abends, als ich mit dem Doppelgänger des amerikanischen Arztes nach Hause komme, entdecke ich im Halbschatten des Alkovens einen riesenhaften Zeus, der auf meinem Bett ruht. Je mehr man sie betrachtet, desto mehr verkörperlicht sich die lebendige und furchtbare Erscheinung.

Es ist entschieden kein Zufall, daß an gewissen Tagen das Kopfkissen häßliche Ungeheuer, gotische Drachen zeigt; eines Nachts, als ich

von einem Gelage heimkehre, begrüßt mich der Dämon, der wahrhafte Teufel im Stil des Mittelalters, mit dem Bockskopf. Nie ergriff mich Furcht, es war zu natürlich, aber der Eindruck von etwas Regelwidrigem, gleichsam Übernatürlichem blieb in meiner Seele haften.“ — —

Indifferente Geschehnisse, banale Alltäglichkeiten heben sich für den im Sinne des Wahnes eingestellten, in stärkster Affektspannung gehaltenen Geist bedeutsam heraus, treten in Verbindung mit den wahnhaften Vorstellungskreisen: Der Beziehungswahn knüpft sich an:

„Es geschehen Dinge im Hotel, die mich beunruhigen.

Am Tage nach meiner Ankunft finde ich an der Tafel im Flur, an der die Zimmerschlüssel hängen, einen Brief, der an einen Herrn X., einen Studenten, adressiert ist, der denselben Namen wie die Familie meiner Frau trägt.

Diesem Brief, der in so herausfordernder Art dahingelegt ist, als habe man die Absicht, ihn zu zeigen, folgen andere.

Der zweite ist an Herrn Dr. Bitter adressiert und Wien abgestempelt; ein dritter trägt das polnische Pseudonym Schmuchalowsky.

Jetzt mischt sich der Teufel ein. Denn dieser Name ist verstellt, und ich verstehe, an wen er erinnern will: Es ist ein Todfeind von mir, der in Berlin wohnt.

Ein anderes Mal ist es ein schwedischer Name, der mich an einen Feind in meiner Heimat erinnert.

Schließlich trägt ein Wien abgestempelter Brief den Aufdruck: Bureau für Chemische Analyse von Dr. Eder. Das heißt, man spioniert nach meiner Goldsynthese.

Kein Zweifel mehr, hier wird eine Intrige gesponnen; aber der Teufel hat diesen Falschspielern die Karten gemischt.“

Zufälligkeiten, größte Äußerlichkeiten, Ähnlichkeiten und Analogien allerplumpster Art müssen für den wahnregten Geist dazu erhalten, innere Zusammenhänge, symbolische Beziehungen, mystische Verbindungen zu schaffen, wo natürliche, logische fehlen:

„Als ich eines Morgens die Rue de Fleurus hinuntergehe, um mich am Anblick meines Regenbogens beim Färber zu stärken, trete ich in den Luxemburggarten ein, der jetzt in voller Blüte steht und schön wie ein Feenmärchen ist, und finde auf der Erde zwei trockene Zweige, die der Wind abgebrochen hat. Sie bilden zwei griechische Buchstaben P und y. Ich hob sie auf, und die Verbindung P—y, die Abkürzung von Popoffsky, entstand in meinem Gehirn. Er verfolgte mich also, und die Mächte wollten mich gegen die Gefahrsichern.

Auf einer Straße finde ich ein Stück Papier, auf dem das Wort ‚Marder‘ steht. Auf einer anderen Straße ein ähnliches Stück Papier, das, von derselben Hand geschrieben, das Wort ‚Geier‘ trägt. Popoffsky gleicht vollkommen einem Marder und seine Frau einem Geier. Sollten sie nach Paris gekommen sein, um mich zu töten? Er, der Mörder ohne Scham, ist zu allem fähig, nachdem er Weib und Kind ermordet hat. — —

— — Als ich die Korrekturbogen von ‚Sylva Sylvarum‘ erhalte, entdecke ich, daß der Text wie ein gut gemischtes Spiel Karten um-

brochen ist. Nicht nur die Seiten sind umgestellt und falsch numeriert, auch die verschiedenen Abteilungen sind so durcheinandergeworfen, daß sie auf ironische Weise die Lehre von der ‚großen Unordnung‘, die in der Natur herrscht, symbolisieren.“ — — —

Bei solcher Logik des wahnbefangenen Geistes, die nicht mehr der nüchternen Logik der Tatsachen folgt, gewinnt schließlich alles für STRINDBERG eine besondere Bedeutung:

„Es hat sich indessen ein ganzes Signalsystem ausgebildet, das ich zu verstehen anfangte, und dessen Richtigkeit ich geprüft habe.

So habe ich mich sechs Wochen lang nicht mit Chemie beschäftigt, und das Zimmer war nicht durch Hausrauch belästigt. Eines Morgens nahm ich zur Probe meine Goldapparate hervor und richtete die Bäder an. Sofort füllte sich das Zimmer mit Rauch. Also: soll ich mich nicht mit Goldmacherei beschäftigen.

Die Holzharmonika, die ich oben erwähnt habe, bedeutet Frieden, das habe ich gemerkt, denn wenn sie fort ist, entsteht Unruhe.

Eine wimmernde Kinderstimme, die man oft im Schornsteinrohr hört, und die nicht natürlich erklärt werden kann, bedeutet: Du sollst fleißig sein; und daneben: Du sollst dieses Buch schreiben und dich nicht mit anderen Dingen beschäftigen.“ — —

Immer Neues wird von dem Wahnerfüllten und Wahnbeherrschten aufgegriffen, immer neue Erlebnisse werden angeschlossen, eingereiht, in den Kreis der Wahngedanken hineingewebt. Und selbst die Orts- und Situationsveränderung, die ihn dem Wahnmilieu entziehen soll, gibt dem Wahne nur neue Nahrung, führt das Wahngeschehen nur weiter: die Glieder schließen sich zusammen, der Wahnprozeß schreitet fort und systematisiert sich:

„Als ich ins Hotel zurückkehrte, wurde ich von der Rechnung überfallen, die von einem Brief begleitet war.

Gereizt von diesem Schlag, der mir unerwartet kam, weil ich seit einem Jahr der Gast des Hauses war, achte ich von jetzt ab auf Kleinigkeiten, die ich bisher übersehen habe. So werden in den benachbarten Zimmern drei Klaviere auf einmal gespielt.

Ich sagte mir, daß ist ein Komplott dieser skandinavischen Damen, von deren Verkehr ich mich zurückgezogen habe.

Am nächsten Morgen werde ich durch einen unerwarteten Lärm geweckt. Eine Kabale, ebenso dumm wie diese Künstlerinnen, ich lasse sie vorübergehen, ohne mich daran zu kehren. — —

Doch hört der Lärm nicht auf, und ich verstehe, daß diese Damen mich glauben machen wollen, es seien Klopffgeister. Wie einfältig!

Gleichzeitig ändern auch die Kameraden der Cremerie ihr Benehmen gegen mich und eine geheime Feindseligkeit äußert sich in versteckten Blicken und tückischen Worten.

Des Haders müde, verlasse ich Hotel und Cremerie, ausgeplündert, Bücher und Bibelot zurücklassend, nackt wie ein kleiner Johannes. Und ziehe am 21. Februar 1896 ins Hotel Orfila ein.

Am nächsten Morgen entdeckte ich, daß der Abtritt in dem Gäßchen unter meinem Fenster liegt. Schließlich vergewissere ich mich, daß die hundert Fensterchen im Hintergrund des Tals zu ebenso vielen Abritten

gehören, die auf der Hofseite einer Reihe Häuser liegen. — Gegen ein Uhr bringt der Diener das Frühstück, und da ich meinen Arbeitstisch nicht in Ordnung bringen will, stellt er das Tablett auf den Nachttisch, in dem das Nachtgeschirr steht. — —

Wenn ich zu dieser Zeit schon Swedenborg gekannt hätte, würde ich begriffen haben, daß ich von den Mächten zur Kothölle verurteilt sei. Jetzt aber tobte ich gegen das fortwährende Unglück, das mich seit so vielen Jahren verfolgte.

Nun beginnt eine Reihe von Offenbarungen, die ich nicht erklären kann, ohne die Mitwirkung der unbekanntenen Mächte anzunehmen. — —“

Aus dieser Lebensphase des Wahns, so eigenartig erlebt und von einem eigenartigen Geiste so seltsam verarbeitet, erhält somit ein wesentlicher Teil von STRINDBERGS dichterischem Werk, der autobiographische, den pathologischen Inhalt und die befremdende Sonderfärbung. Doch damit ist ihre Wirksamkeit noch nicht abgetan. Sie greift noch weiter in STRINDBERGS geistiges Leben ein. Sie drängt sich richtunggebend in seinen seelischen Entwicklungsgang. Wohl legt sich der Wahnsturm, wohl tritt seelische Beruhigung ein, doch der von den Verfolgungen des „Inferno“ Erschütterte ist ein anderer geworden, seine Persönlichkeit ist gewandelt, der STRINDBERG der naturwissenschaftlichen Epoche wird zum STRINDBERG der mystischen, der sich auch nachträglich nicht zu einer sachlich nüchternen Erfassung jener halluzinatorischen Krankheitswelle zu erheben vermag. Und es ist bezeichnend genug, daß er in der Wirnis des psychotischen Erlebens jenen Mann zu seinem „Wegweiser in der Finsternis“ nimmt, den gleichfalls halluzinatorisch-wahnhaftes Geschehen zur Mystik hingeführt hat: SWEDENBORG. Und ihm, dem schon längst Dahingeschiedenen, bestätigt der vom gleichen Geschick betroffene Nachfahre: „Der Unsichtbare, der uns plagt, ist der Zuchtgeist!“

Was hier, beinahe vor unseren Augen, stürmisch Schlag auf Schlag sich vollzieht, das bildet sich langsam und unter Schwankungen über Jahrzehnte hinweg bei dem gleichfalls dem schweren Unglück des Wahns verfallenen KARL GUTZKOW (1811—1878) heraus. Auch bei ihm entwickelt sich der Wahn auf dem Boden einer krankhaften Artung — einer mißtrauisch-reizbaren Geistesanlage —, aber in engem Zusammenspiel mit einem von journalistischen Kämpfen, Reibungen und Enttäuschungen und mancherlei sonstigem Mißgeschick durchsetzten Leben und nur zu gewissen Zeiten stärker aufflackernd und der Umwelt seine Krankheitszeichen von neuem aufdrängend.

Die wahnhaften Gedankengänge, die GUTZKOW erfüllen, entfernen sich weit von dem auf Übersinnliches gerichteten Denken STRIND-

BERGS. Sie bleiben in der Sphäre des Alltäglichen und klammern sich — gleich bezeichnend für den Mann wie seine Gedankenwelt — an das, was seinen Lebensinhalt ausmachte: sein literarisches Sein, seinen schriftstellerischen Eigenwert. In der ersten bewegten Krankheitsphase vom Jahre 1864, in der er nach anfänglichem wirren Herumreisen und einem Selbstmordversuch in der Anstalt St. Gilgenberg Zuflucht fand, bildet sich ihm der Irrglaube an ein Komplott zu seiner literarischen Vernichtung, zu seiner Bloßstellung als schriftstellerischer Plagiator heraus. In einem in der Irrenanstalt selbst verfaßten Schreiben an den Arzt gibt er diesen quälenden, sein Ehr- und Selbstgefühl schwer treffenden Wahngedanken beredten Ausdruck:

„Unter Anrufung des allmächtigen Gottes beschwöre ich Sie, den einzigen Vermittler zwischen mir und Welt und Zeit, geben Sie, wenigstens in literarischer Hinsicht, das gegen mich beachtete System auf! Bewahren Sie sich selbst vor der Schuld, eine in der Geschichte der Literatur noch nie vorgekommene gräßliche Erscheinung, daß man einem Autor die von ihm verfaßten Werke aberkennt, durch eine Prozedur herbeigeführt zu haben, die diesen Autor schon bei Lebzeiten für tot erklärte und die Feststellung jenes gräßlichen Faktums rein der Willkür, dem einseitigen Belieben der Überlebenden anheimstellt! Das, was man als erwiesen hinstellen will, ist unrichtig — ja, es steht in seinen wichtigsten Bestandteilen mir als vollständiger Wahnsinn, der die Welt befangen hat, vor Augen. — Sind die Papiere, die Sie heute früh in der Hand hielten, vielleicht veränderte Kontrakte über meine Schriften, namentlich meine Dramen, gewesen, so erkläre ich vor Gott dem Allmächtigen, daß Sie gegen meine Familie, mich und die ewige Wahrheit eine Ungerechtigkeit begehen! Meine Schriften rühren von mir her; Nüancierungen über Quellen, relativen Einfluß usw. gehören in die Vorreden und sind dort, wenn erwiesen, nachzuholen. Meine Stücke sind sämtlich von mir. Das Publikum sieht und hört darin nur mich. Was bei deren Abfassung stattgefunden und sich auf Teilnahme und Rat reduziert, gehört nicht in die Autor- und Ursprungsfrage, sondern in Nebenbestimmungen, die nimmermehr, wenn anders nicht die Wahrheit gefälscht werden soll, meine ganze volle schaffende Hingebung und alleinige Verantwortung für den Inhalt meiner Stücke aufheben dürfen. Ansprüche, die nicht durch Manuskript erwiesen sind (und bei Acosta ist für jede weillsche Aufzeichnung, ich schwöre es beim ewigen Gott, meine Inspiration anzunehmen), laufen, wenn sie irgend mein Autorrecht ungebührlich beeinträchtigen, auf Bübereien, elenden, nichtswürdigen Mißbrauch meiner für jede Usurpation günstigen Lage hinaus. Ich protestiere gegen die Handlungen der Ruhm- und Gewinnsucht und des blinden, wahnsinnverblendeten Hasses gegen mich. Ich rufe alle Kritiker und Literaturhistoriker von Gewissenhaftigkeit auf, die Frage über meine Werke nicht leichtsinnig aufzufassen, sie nicht, dem falschen Schein nachgebend, in der gräßlichen Einseitigkeit zu entscheiden, die sie erhalten hat, obgleich der Autor noch lebt und mit in die Untersuchung hätte gezogen werden können.“ — —

Die Krankheitswelle des Verfolgungswahns ebbt dann wieder ab. GUTZKOW verbringt lange Jahre eines zwar von Wahngedanken

noch umschatteten, aber doch dem freien Leben und der schriftstellerischen Tätigkeit wiedergegebenen Daseins. Erst 1873 flammt unter erneuten literarischen Konflikten der Wahn wieder auf. Wieder sind es Verfolgungen, die ihn forttreiben, wieder greift er alles systematisch auf und verarbeitet es im Sinne der Beeinträchtigung. Doch hat der spezielle Inhalt etwas gewechselt, diesmal spielt vor allem eine jüdische Verschwörung zu seiner Vernichtung eine Rolle. Wieder kommt in schriftlichen Ergüssen — in Briefen aus Italien, wo er Zuflucht gesucht hatte — der Wahn in bezeichnenden Schilderungen zum Ausdruck:

„Bald bemerke ich, daß einzelne Straßenjungen, alte Weiber, Zeitungsmädchen, kurz, ein ins Vertrauen gezogenes, auf mich dressiertes Gros wie etwa die ganz gemeine Kolporteurschaft der ‚...zeitung‘ beim raschen Vorübergehen vor mir ausspien oder die Andeutung machten. Es führte auch hier zu weit, wollte ich dir die Einzelheiten dieser bezahlten Nichtswürdigkeit vorführen. Mein Porträt in 16 000 Exemplaren wurde als Probeblatt des ‚Deutschen Sonntagsblatts‘ der ‚Voss. Ztg.‘ beigegeben. Nun schien mich jeder einmal in einer verfänglichen Situation gesehen zu haben. Der Gedanke, daß es Ähnlichkeiten gibt, kam gar nicht. Das Treiben um mich her, besonders der bezahlten Schutzmänner, wurde immer ärger. — Ich reiste in der Hoffnung ab, Ruhe zu finden, aber weit gefehlt! Die gemeinen, meinen Selbstmord wollenden Oberlenker des schurkischen Racheplanes hatten die Eisenbahn-Kondukteure und -Beamten fast an allen Bahnhöfen instruiert, einer flüstert dem andern irgend etwas Schmähhliches über mich zu, und so bin ich bis hierher gekommen, wo ich eine schon so durch briefliche Aufreizungen mir feindliche Bevölkerung vorfinde, daß ich nicht auszugehen wage. — Es ist keine Täuschung, hier ist der ganze Ort gegen mich revoltiert, spuckt, krächzt und macht Gebärden aller Art, die nur nicht zum stärkeren Ausbruch kommen, weil ich in einem vornehmen Hotel wohne, wie wird das erst in Deutschland werden, nach den Proben, die ich in Wien erlebt habe: . . . an den Pöbel denunziert, jedem Beliebigen zur Beschimpfung preisgegeben, kann ich nur noch wie ein Tier in der Menagerie existieren . . . ich habe keinen Mut, ohne den Schutz einiger entschlossenen Männer je wieder eine Eisenbahn zu betreten. Ach ich weiß, das klingt alles noch verrückt, aber ich spreche nur aus, was wirklich ist. Deutschland hat alles, alles getan, um mich keine genügende Anerkennung und Belohnung meines Strebens empfangen zu lassen; und nun tut jedermann, als müsse er sich vor Huldigungen, die ich nie empfangen, an mir rächen. Ich war ein einsamer Geist von je, was ich gelitten unter dem Schmerz der mangelnden Würdigung, kann ich nicht schildern, wenn ich auch heiter und sorglos schien.“

GUTZKOWS Wahnerkrankung kann im Buche seines Lebens nur auf der Verlustseite gebucht werden. Sie hat von innen her sein Leben verödet, ohne ihm sonstige Lebenswerte als Ersatz zu bringen. Die wahnhaften Beeinträchtigungsgedanken, die seine Lebensjahre bis hin zu seinem tragischen Ende — Erstickung durch einen von ihm unter Schlafmittelwirkung verursachten Brand — innerlich ver-

bitterten, haben auch sein literarisches Schaffen schwer geschädigt und solche alle Grenzen des Maßes, des Feingefühls und des literarischen Anstands weit überschreitende schriftstellerische Pamphlete wie den von größten Schmähungen gegen HEBBEL strotzenden „Dionysos Longinus“ entstehen lassen.

Ein weiterer Leidensgefährte dieser Wahnerkranken: JEAN JACQUES ROUSSEAU (1712—1778) ist wohl von allen hervorragenden paranoischen Persönlichkeiten am bekanntesten geworden. Der Verfolgungswahn, der den von Natur psychopathisch Veranlagten im sechsten Lebensjahrzehnt erfaßte — übrigens nicht ohne inneren Zusammenhang mit ungünstigen Lebenseinflüssen: Schicksalschlägen und tatsächlich erlittenen persönlichen Beeinträchtigungen — ist schon von seinen Zeitgenossen klar erkannt worden und der berühmte Brief, in dem DAVID HUME, der englische Philosoph und einer seiner vermeintlichen Verfolger, über ROUSSEAUS eilige Flucht aus England im Jahre 1767 berichtete, weist mit klarer Einsicht auf den Wahncharakter und die Wahn motive dieser Reise hin:

„Ich weiß nicht, ob Sie von den letzten Schicksalen des armen unglücklichen Rousseau gehört haben, der ganz und gar irre geworden ist und das größte Mitleid verdient. Vor ungefähr drei Wochen ist er abgereist, ohne davon Anzeige zu machen, und hat nur seine Haushälterin mit sich geführt, den größten Teil seines Eigentums und etwa dreißig Guineen bar zurückgelassen. Man fand auf seinem Tische einen Brief voll von Vorwürfen gegen seinen Wirt, dem er Schuld gab, an meinem Plane, ihn zu entehren, teilgenommen zu haben. Er nahm den Weg nach London . . . Vierzehn Tage hörte man nichts von ihm. Endlich empfing der Kanzler einen höchst extravaganten Brief von ihm, der von Spalding in der Grafschaft Lincoln aus datiert war. Er erklärt diesem Beamten, daß er auf dem Wege nach Dover sei, um das Königreich zu verlassen (bemerken Sie, daß Spalding ganz außerhalb des Weges liegt), daß er es aber aus Furcht vor seinen Feinden nicht wage, aus dem Hause zu gehen. Er beschwört den Kanzler, dieser möge ihm einen Führer von Amts wegen geben. Nach einigen Tagen erfuhr ich von Herrn Davenport, daß er einen neuen Brief Rousseaus aus Spalding erhalten habe, in dem er sein lebhaftes Bedauern ausdrücke, über seine unglückliche Lage klage und die Absicht, nach Wootton zurückzukehren, ausspreche. Ich hoffte, daß er seine Sinne wiedergewonnen habe. Ganz und gar nicht. Wenige Stunden später erhielt der General Conway einen Brief von ihm aus Dover, das zweihundert Meilen von Spalding liegt. Er hatte nur zwei Tage gebraucht, um diesen weiten Weg zurückzulegen. Es gibt nichts Verrückteres als diesen Brief. Er nimmt an, daß er Staatsgefangener sei, und zwar durch meinen Einfluß. Er bittet flehentlich um Erlaubnis, das Königreich zu verlassen. Er hebt die Gefahr, ermordet zu werden, in der er schwebt, hervor . . .“

Die Wahnspsychose hat einen chronischen Verlauf genommen. Lange Jahre hindurch hat ROUSSEAU gegen diese vermeintlichen Verfolgungen anzukämpfen, sich ihrer zu erwehren gesucht. Zu welcher absurden Mitteln der Abwehr er dabei in seiner Seelennot griff,

das beweist jenes Schreiben an die französische Nation: „An jeden Franzosen, der noch Gerechtigkeit und Wahrheit liebt“, das er selbst Hilfe suchend im Jahre 1776 in Paris öffentlich verteilte:

„Franzosen! Ehemals liebenswürdige und sanfte Nation, was ist aus euch geworden? Wie habt ihr euch verändert gegen einen unglücklichen Fremden, der allein auf eure Gunst angewiesen, ohne Stütze, ohne Verteidiger ist, der aber des letzteren bei einem gerechten Volke nicht bedurfte, gegen einen Mann ohne Verstellung und Haß, einen Feind der Ungerechtigkeiten, der sie geduldig erträgt, der seit fünfzehn Jahren von euch durch den Kot der Schmach und Verleumdung geschleppt wird, der sich von allen um die Wette mit bis dahin unerhörten Unwürdigkeiten überhäuft sieht, ohne jemals auch nur im geringsten die Ursache erfahren zu haben. Der Verfolger Hiobs hätte viel von denen lernen können, die euch in der Kunst, einen Sterblichen unglücklich zu machen, anleiten. Sie haben euch überredet, ich zweifele nicht daran, sie haben euch sogar bewiesen (was ja immer leicht ist, wenn man sich vor dem Angeklagten verbirgt), daß ich alle diese unwürdigen Mißhandlungen, die hundertmal schlimmer als der Tod sind, verdiene. — Warum muß ein so öffentlicher Skandal für mich allein ein so undurchdringliches Geheimnis sein? Wozu dienen so viel Kniffe, so viel Ränke, so viel Verrat und Lüge, die aufgewendet werden, um dem Schuldigen seine Verbrechen zu verbergen, ihm, der sie besser als jeder andere kennen muß, wenn er sie wirklich begangen hat? Aus Gründen, die ich nicht verstehe, nehmt ihr mir ein Recht, das man noch nie einem Verbrecher vorenthalten hat. Seid ihr entschlossen, den Rest meiner trüben Tage mit Angst, Schmach und Hohn zu erfüllen, ohne mir zu sagen warum, ohne meine Klagen, meine Gründe anzuhören, ohne mir zu reden zu gestatten, dann will ich statt jeder Verteidigung mein Herz, das keinen Trug kennt, und meine Hände, die rein von Schuld sind, zum Himmel erheben und bitten, nicht, daß er, grausames Volk, an dir mich räche und dich strafe (ach, möchte er alles Übel und allen Irrtum von euch nehmen), sondern daß er bald meinem Alter eine bessere Zufluchtsstätte biete, wo eure Beleidigungen mich nicht mehr erreichen — —.“

Doch nicht die Absonderlichkeiten in Lebensführung und äußerem Verhalten sind es, die als Ausfluß des Wahns das tiefere Interesse an ROUSSEAU'S Erkrankung erwecken. Dieses liegt in wertvolleren Zusammenhängen begründet: Der Verfolgungswahn, der ihn auch sonst zur Abwehr drängte, treibt ihn, den Publizisten, zur Flucht in die Öffentlichkeit, drückt ihm, dem Schriftsteller, die literarische Waffe in die Hand. Die Rechtfertigungsschrift wird sein Kampf- und Verteidigungsmittel. Und so wird, umgeben von Wahngelbten, von ROUSSEAU jene einzigartige Geschichte seines Lebens geschrieben, die — zumal in den späteren Teilen — zugleich die Geschichte seiner Krankheit ist. Am Anfang des 7. Buches der „Confessions“ legt er alles offen dar:

„Um alles in der Welt wünschte ich, ich könnte das, was ich zu sagen habe, in der Nacht der Zeiten begraben; aber während ich schon wider Willen gezwungen bin, zu sprechen, sehe ich mich auch noch gezwungen,

mit Heimlichkeit, List und Verstellung zu Werke zu gehen und mich zu Dingen zu erniedrigen, zu denen ich am allerwenigsten geboren bin. Die Decke, unter der ich atme, hat Augen, und die Mauern, die mich umgeben, haben Ohren. Von Spionen und wachsamen übelwollenden Aufpassern umgeben, kann ich nur ängstlich und zerstreut in aller Hast ein paar unterbrochene Worte aufs Papier werfen, und kaum bleibt mir die Zeit, sie noch einmal durchzulesen, geschweige denn, irgend etwas davon zu verbessern. Ich weiß, man fürchtet unaufhörlich, die Wahrheit könnte trotz der ungeheuren Schranken, die man ohne Unterlaß rings um mich aufrichtet, doch einmal durch irgendeinen Spalt dringen. Wie soll ich es anstellen, damit sie es wirklich tue? Ich versuche es: Mit wenig Hoffnung auf Erfolg.“ — —

Dieser vom Wahn bestimmte innere Drang ROUSSEAUS, die Wahrheit an die Öffentlichkeit zu bringen, hat so zu jenem großartigen menschlichen Dokument seiner „Bekanntnisse“ geführt, das — literarisch gleich bedeutsam wie psychologisch — mit der feinsten Zerkleinerung und offensten Darbietung des eigenen Innenlebens eine neue Epoche der autobiographischen Schilderung einleitet. Und so sehen wir auch hier wieder von der Psychose einen reichen geistigen Gewinn ausgehen, der die Qualen der Irrgedanken, die sie zugleich verursacht, doch etwas aufzuwiegen vermag.

Gewiß — es ist zuzugeben — war es nicht eigentlich ROUSSEAUS Krankheit, die diesem literarischen Werk den inneren Wert verliehen, und was es an schöpferischen Werten aufweist, ist nicht sowohl vom kranken als viel eher vom „gesunden Teil“ seiner Persönlichkeit herzuleiten. Aber die Krankheit hat ihm doch auch nichts — und das ist, was an dem Werk über seinen engeren Inhalt hinaus noch fesselt — von dem Werte der Persönlichkeit, von der geistigen Kraft und der schöpferischen Begabung zu rauben vermocht. Und liest man auch nur mit Rührung jene resignierten Zeilen aus seiner letzten Lebenszeit in den „Träumereien eines Spaziergängers“, die ihn durch den Beeinträchtigungswahn vom Leben und den Menschen zurückgestoßen und vereinsamt auf sich selbst angewiesen zeigen:

„So bin ich also allein auf der Erde, ohne Bruder, ohne Verwandten, ohne Freund, auf meine eigene Gesellschaft angewiesen. Der geselligste und liebendste der Menschen ist von ihnen durch einstimmigen Beschluß verbannt worden. Sie überlegten in der Raffiniertheit ihres Hasses, welche Qual meine empfindliche Seele am grausamsten treffen würde, und zerbrachen rücksichtslos alle Bande, die mich mit ihnen verknüpften. Ich hätte die Menschen ihnen zum Trotz geliebt, nur ihre Unmenschlichkeit konnte meine Neigung töten. Jetzt sind sie mir fremd, unbekannt, ja gar nichts, da sie es doch so wollen. Aber ich, was bin ich, losgelöst von ihnen und von allem?“ . . .

so wird doch auch dieses scheinbar von Nebelschleiern getrübbte Bild — im Gegensatz zu GUTZKOWS letzten Lebensjahren — verklärt durch das Tröstliche einer innerlich reichen, reich gebliebenen und

durch ihren seelischen Reichtum trotz allem immer noch glücksfähigen Persönlichkeit.

Seelisch günstiger Gearteten, vom Schicksal unter glücklicherem Stern Geführten ist trotz gewisser, in ähnliche Richtung weisender abnormer Neigungen der Leidensweg des Paranoischen erspart geblieben. Von HERMANN LINGG, dem krankhaft Veranlagten, dessen psychotischen — mit Wahnideen verknüpften — Krankheitsanfalls schon anderwärts gedacht werden mußte, erfahren wir aus Tagebuchblättern, die er in jungen Jahren — 1840 — am Schlusse einer Reise niederschrieb, das Überraschende, daß ihn wenigstens episodisch eine von wahnhaften Einschlügen beherrschte Gemütsverstimmlung erfüllte. Er schreibt die befremdenden Zeilen:

„Der Wanderer kehrt heimwärts, und mit beklommenem Herzen berechnet er die Früchte seiner durchreisten Tage. Feindlich bin ich durch Feinde gezogen. Wenige haben mich geahnt (?), wenige haben mich angezogen, niemand hat mich verstanden. Ich habe gelernt, aber nicht gelebt. Mit gespannten Fibern habe ich auf ihre Worte gelauscht und gelebt vor der Schlange ihrer Arglist; ihre dünne Scheinwelt hielt ich aus mir hinaus, und die Augen kostete es mich fast, daß ich nichts zerriß, woran sie alle mit mir zusammenhingen. Ich will fortan auf sorglicher Hut sein, wo Menschen sich mir nähern, denn wenn sie grüßen, so tun sie's entweder um Geld, oder um dir den Puls zu fühlen; wenn sie lachen, verlachen sie meist auch dich mit einem Mundwinkel.“

An dieser Stelle darf selbst auf die Gefahr der Mißdeutung hin auch jener geniale Mensch nicht übergangen werden, in dessen seelischer Konstitution ein abnormer Zug wahnhaften Mißtrauens zu den wesentlichen Elementen gehört: ARTHUR SCHOPENHAUER (1788—1860). Und mag er auch sein Leben lang stets himmelweit von allem echten Wahn entfernt geblieben sein, so läßt sich doch nicht verkennen: Bei aller Geistesgröße hat er infolge seiner abartigen Charakteranlage nicht jene Unbefangenheit in der Auffassung seiner Beziehungen zur Umwelt aufzubringen vermocht, um das, was ihm von daher an denkbaren Gefahren, Schädigungen, Verfolgungen drohte, auf das rechte Maß zurückzuführen. Jene Schrift des ihm vertrauten WILHELM GWINNER, die bald nach seinem Tode das Bild seiner Persönlichkeit aus unmittelbarem Umgange der bisher so gleichgültig gebliebenen Mitwelt zu übermitteln versuchte, kennzeichnet ihn da, wo sie zeigt: „Wer er war“, mit diesen prägnanten Zügen:

„Vom Vater angeerbt, war ihm jene von ihm selbst verwünschte und zeitlebens mit dem ganzen Aufwande seiner Willenskraft bekämpfte, an Manie grenzende Angst, die ihn zuweilen bei den geringfügigsten Anlässen mit solcher Gewalt überfiel, daß er bloß mögliches, ja kaum denkbare Unglück leibhaftig vor sich sah. Eine furchtbare Phantasie steigerte diese Anlage manchmal ins Unglaubliche. Schon als sechs-

jähriges Kind fanden ihn die vom Spaziergange heimkehrenden Eltern eines Abends in der vollsten Verzweiflung, weil er sich plötzlich von ihnen für immer verlassen wähnte. Als Jüngling quälten ihn eingebildete Krankheiten und Streithändel. Während er in Berlin studierte, hielt er sich eine Zeitlang für auszehrend. Beim Ausbruch des Krieges 1813 verfolgte ihn die Furcht, zum Kriegsdienst gepreßt zu werden. Aus Neapel vertrieb ihn die Angst vor den Blattern, aus Berlin die Cholera. In Verona ergriff ihn die fixe Idee, vergifteten Schnupftabak genommen zu haben. Als er 1833 im Begriffe war, Mannheim zu verlassen, überkam ihn ohne alle äußere Veranlassung ein unsägliches Angstgefühl. Jahrelang verfolgte ihn die Furcht vor einem Kriminalprozeß, vor dem Verlust seines Vermögens und vor der Anfechtung der Erbteilung seiner eigenen Mutter gegenüber. Entstand in der Nacht Lärm, so fuhr er vom Bette auf und griff nach Degen und Pistolen, die er beständig geladen hatte. Auch wenn keine besondere Erregung eintrat, trug er eine fortwährende innere Sorglichkeit in sich, die ihn Gefahren sehen und suchen ließ, wo keine waren. Sie vergrößerte ihm die kleinste Widerwärtigkeit ins Unendliche und erschwerte ihm vollends den Verkehr mit den Menschen.

Wie sich selbst, so quälte er die, welche mit ihm umgingen, durch seinen Argwohn. Selbst seinem stets bewährten Freunde von Lotzow gegenüber, dem er vor seiner Flucht aus Berlin 1832 seine Manuskripte anvertraut hatte, trieb er es damit so weit, daß dieser ihm einmal schrieb: „Ich ängstige mich und leide nicht, wenn von Ihren Papieren gesprochen wird, damit nicht jemand Staatspapiere darunter suche: Wahrhaftig, ich bin Johann der arme Seifensieder, der einen Schatz bewachen muß, — zuletzt überrede ich mich sogar, daß ich Dank verdiene und würde den wohl eher erhalten als — Vertrauen.“

Seine Wertsachen hielt er dergestalt versteckt, daß trotz der lateinischen Anweisung, die sein Testament dazu gab, einzelnes nur mit Mühe aufzufinden war. Keine Aufzeichnung, die sein Vermögen und seine häusliche Ökonomie betraf, vertraute er der Landessprache an. Er führte sein Rechnungsbuch englisch und bediente sich bei wichtigen Geschäftsnotizen des Lateinischen und Griechischen. Um sich vor Dieben zu schützen, wählte er täuschende Aufschriften, verwahrte seine Wertpapiere als Arcana medica, die Zinsabschnitte besonders in alten Briefen und Notenheften und schwere Goldstücke als Notpfennige unter dem Tintenfasse im Schreibpult. Nie vertraute er sich dem Scheermesser eines Barbiers an; auch führte er stets ein ledernes Becherchen bei sich, um beim Wassertrinken in öffentlichen Lokalen keiner Ansteckung preisgegeben zu sein. Die Spitzen und Köpfe seiner Tabakspfeifen nahm er nach jedesmaligem Gebrauche unter Verschuß. Aus Furcht vor dem Scheintode verordnete er, daß seine Leiche über die gewöhnliche Zeit hinaus offen beigesetzt werden solle. In Vertragsverhältnissen fürchtete er in der Regel, betrogen zu werden. — Vergebens hatte ihn Chamisso in Berlin einst gewarnt, den Teufel nicht zu schwarz zu malen, ein gutes Grau sei ausreichend; die Wurzeln des Mißtrauens reichten zu tief in sein unveräußerliches Wesen hinab.“

So der Einfluß dieses krankhaft ausgeprägten Argwohns auf SCHOPENHAUERS Lebensführung. Daß er sich auch in seinem Werke leise, aber vernehmlich geltend macht, dürfte dem psychologisch kundigen Leser kaum entgehen.

IV.

Abnorme Empfindungs- und Gedanken-
verknüpfungen.

„Ich weiß nicht, ob es wichtig genug ist, hier anzumerken, daß ich gestern um die Mittagszeit ein seltsames Gefühl hatte, von einem Dasein vor dem jetzigen, um es so auszudrücken, d. h. eine verwirrte Vorstellung, als wäre alles, was in meiner Gegenwart getan und gesagt wurde, schon einmal früher getan und gesagt worden. Es war eine sehr deutliche Empfindung, die ich mit einer Luftspiegelung vergleichen möchte. — Körperlich hatte ich dabei die zerfließende und schwindlige Empfindung wie nach einem starken Aderlasse, wo einem zumute ist, als ob man auf Federbetten gehe und den Fuß nicht fest aufsetzen könne.“

Mit diesen Worten kennzeichnet der englische Schriftsteller WALTER SCOTT (1771—1832) in seinem Tagebuch vom Jahre 1828 die nach längerer Arbeit bemerkten eigentümlichen Begleiterscheinungen der Wahrnehmungen, die dem neu Gesehenen den Charakter des schon Erlebten verleihen. Dieses befremdende Phänomen des „Déjà vu“ ist auch einem anderen, allen psychisch-nervösen Erscheinungen eifrig nachspürenden Dichter nicht entgangen:

„Mir ist oft, wenn ich etwas sehe, was ich sonst bestimmt nie gesehen, als ob ich es vor äußerst langer Zeit schon einmal gesehen hätte; so auch, wenn ich etwas noch nie Getanes tue, durchfährt mich eine dunkle Ahnung, als sei es nicht das erste Mal. Ähnliche Gefühle, die wohl aus der Erinnerung an Ähnliches entspringen, mögen auf die Ideen der Seelenwanderung geführt haben.“

So heißt es in FRANZ GRILLPARZERS (1791—1872) Tagebuchblättern von diesem Erlebnis einer abnormen Verknüpfung des Wahrnehmungsaktes mit anderen — erinnerungsfälschenden — psychischen Begleitphänomenen. Auch sonst drängen sich in dieser Fundgrube für die vielgestaltigen Manifestationen einer nervös-pathologischen Konstitution Beobachtungen hervor, die auf abwegige Verknüpfungen zwischen den verschiedenen seelischen Elementen hinweisen. Wiederholt lesen wir, wie bei dieser Natur von abnorm erhöhter nervöser Irritabilität belanglose Sinneseindrücke mit fremdartigen Begleitsensationen — bald ungewöhnlichen Ausstrahlungen in andere Sinnesgebiete, bald abnormen Gefühlserregungen, intensiven Unlustempfindungen und ähnlichem — einhergehen:

„Wenn mein Nervensystem gereizt ist, so zeigen sich oft die sonderbarsten Erscheinungen. So z. B. höre ich auch mit den Schläfen wie sonst mit den Ohren. Es fängt nämlich die Empfindung des Hörens bei einer Schläfe (meistens bei der linken?) an und pflanzt sich durchs ganze

Haupt bis zur entgegengesetzten fort. Etwas Ähnliches habe ich auch schon in der Mitte der Stirn oder der beiden Augenbrauen wahrgenommen. In solchen Augenblicken glaube ich oft das Denken wie eine mechanische Operation wahrzunehmen. Jeder Gedanke gibt gleichsam einen elektrischen Schlag, und die Ideen kommunizieren untereinander in wellenförmigen Bewegungen.

Ich habe zweimal in meinem Leben im Theater eine ähnliche, äußerst angreifende Empfindung gehabt. Vor mehreren Jahren, als ich zum erstenmal einen Kastraten (Vellutti) singen hörte, und vor einigen Wochen, als ich dem (übrigens weniger als mittelmäßigen) Schauspieler: Die Waise und der Mörder beiwohnte. Das erstere Mal machte die Stimme des Sopransängers einen äußerst widerwärtigen Eindruck auf mich, der sich immer mehr verstärkte. Auf einmal änderte die Gestalt des Sängers sich vor meinen Augen aufs häßlichste, bis sie zu einer wahren Teufelsfratze ward, und jetzt durchflog mich ein unnennbares, entnervendes Gefühl, das beinahe wie ein heftiger elektrischer Schlag auf mich wirkte. Ich habe oft versucht, dieses Gefühl mit Worten auszudrücken, und immer blieb ich in der Beschreibung dabei stehen, es sei mir gewesen, als ob Feuer aus dem Körper des Sängers ausgehe. Das war es aber gewiß nicht, obschon ich nichts näher Bezeichnendes finden kann. — Nach Jahren geschah mir neulich etwas Ähnliches. Mlle. Demmer spielte in dem genannten Drama die Rolle des Taubstummen mit hinreißender Lebhaftigkeit. Am Schlusse des Stückes, als sie den Mörder ihres Vaters erkennt, wurden ihre Bewegungen mit jedem Moment immer heftiger, und ich war fast im Fieber. Endlich erblickt sie das verhaßte Antlitz und fährt entsetzt zurück — da war's geschehen. Der Schlag ging durch meinen ganzen Körper, und ich war danach so ermattet, daß ich mich mühsam aus dem Theater schleppen mußte. Auch hier war meine Empfindung gleichsam mit einem schimmernden Lichte begleitet, das aus dem Körper der Schauspielerin auszugehen schien. Wohlgemerkt, das letzte Mal war ich kurz von einer Krankheit aufgestanden.“ —

Rätselhafte Mitempfindungen dieser Art lassen dem Dichter die Ahnungen ähnlich verständlich werden, wie vorher die abnormen Bekanntheitsempfindungen ihn den Seelenwanderungs- (und SCOTT den Wiederkunfts-) Gedanken verstehen ließen:

„Ich habe mir zum Spazierengehen auf dem Lande einen dunklen Rohrstock gekauft, etwas plump, aber höchst bequem. Er gefiel mir beim Kaufmann sehr wohl, und ich bin mit seinem Dienste sehr zufrieden, und doch überfällt mich eine unangenehme Empfindung, ein widerliches Gefühl in der Magengegend, wenn ich ihn in die Hand nehmen will. Ist es seine Derbheit, oder daß er dunkel ist, während mein voriger Spazierstock licht war? Was ist das für ein Unsinn? Wenn ich an Ahnungen glaubte, da wäre Anlaß.“

Zumal die Schwingungen der Musik rufen bei GRILLPARZER diese befremdenden ausstrahlenden Nervwirkungen hervor:

„Wenn eine Violine saite gestrichen wird, so klingen die Saiten einer danebenliegenden unberührten Geige mit. Wie, wenn ein ähnliches Nachbeben unserer Nerven Ursache an der so großen Wirkung der Musik wäre? Bei mir wenigstens liegt gewiß so etwas zugrunde; denn ich darf nur einen Ton hören, ohne noch Melodie zu unterscheiden, so gerät schon

mein ganzes Wesen in eine zitternde Bewegung, deren ich nicht Herr werden kann.“ —

Die gleichen, die musikalischen Eindrücke begleitenden abnormen Körpersensationen wirken auf einen anderen Dichter von besonders starker nervöser Erregbarkeit so quälend ein, daß sie ihn der musikalischen Genußmöglichkeit berauben. OTTO LUDWIG (1813—1865) berichtet:

„— Mit dem Eintritt in den Konzertsaal bekam ich kalte Füße, ich hörte die Musik, aber ganz anders wie die andern, mit Brausen und Pfeifen gemischt, wobei mein Gehirn glühte und ganz wirr ward von Fieberphantasien, so daß ich beim Schluß allemal froh ward und später gar nicht mehr das Herz hatte, die Konzerte zu besuchen. — Ich versuchte es später mit den Gewandhausquartetten, ich mußte auch diese lassen.“

Zu noch weitergehenden und bedeutungsvolleren Zusammenhängen zwischen den einzelnen Sinnesgebieten führen uns BAUDELAIRE'S musikalische Selbstbeobachtungen hin. Was diese hypersensible Natur beim ersten Eindruck des Lohengrin - Vorspiels empfindet, läßt erkennen, daß für ihn mit der Welt der Töne sich intensive Licht-, abnorme Raum- und besondersartige Körperempfindungen verbinden:

„Ich erinnere mich, daß ich von den ersten Takt an einen jener glückseligen Eindrücke empfang, die fast alle imaginationsbegabten Menschen erfahren haben, im Schlummer durch den Traum. Ich fühlte mich befreit von den Banden der Schwere, und ich fand durch die Erinnerung das außerordentliche Wohlgefühl wieder, das an hohen Orten an der Luft liegt. Und dann malte ich mir unwillkürlich den wonnevollen Zustand eines Menschen aus, der in einer völligen Einsamkeit einer großen Träumerei anheimgegeben ist, jedoch in einer Einsamkeit mit unermesslichem Horizont und breit sich ergießendem Lichte, die Unermesslichkeit, ohne eine andere Dekoration als sie selber. Als bald hatte ich die Empfindung einer lebhaften Helle, einer Intensität von Licht, die mit solcher Geschwindigkeit zunahm, daß die Nuancierungen, die der Wortschatz liefert, nicht hinreichen würden, diese Mehrung auszudrücken, die aus Glut und Weiße sich beständig neu gebar. Ich hatte ganz die Vorstellung einer Seele, die sich in einer lichthellen Umgebung bewegt.“

Von diesem inneren Zusammenklingen verschiedener Sinneempfindungen, zumal von Ton und Farbe, haben solche sonderbar begabte Menschen aus unmittelbarem inneren Erleben vielfach Kunde gegeben, ohne freilich das Rätsel dieser pathologischen Assoziationen der Klärung näherzubringen. Es findet seinen — noch verhältnismäßig einfachen — dichterischen Ausdruck in ARTHUR RIMBAUDS (1854—1891), des jugendlichen Genossen von VERLAINES perversen Neigungen, berühmtem Vokalsonett:

„A schwarz, E weiß, I rot, O blau — Vokale,
 Ach, wüßt ich Eures Ursprungs dunkle Kunde —
 A — schwarzes Kleid, auf dessen Sammetgrunde
 Goldfliegen schwärmen wie zum Festesmahle!

E — Reinheit du der Zelte und der Dämpfe,
 Der stolzen Gletscher und der Fischernachen.
 I — rotes Blut, und schöner Lippen Lachen.
 Und wilder Zorn und wüste Seelenkämpfe.
 U — grüner Meere Zittern, stille Firnen,
 Viehherden voller Frieden, und die Runen
 Der Wissenschaft auf den Gelehrtenstirnen.
 O — Tubastoß voll seltsam fremder Wonne,
 Das Schweigen aller Himmel und der Welten.
 Du Omega, du violette Sonne.“

Vielseitiger und beziehungsreicher klingt diese Symphonie verschiedenartiger Sinnesempfindungen wider in des Schweden VERNER v. HEIDENSTAMS befremdendem „Vokalmärchen“, wo nicht nur Farben, sondern auch Formen und Töne sich an die Vokale knüpfen und zu bestimmt charakterisierten Personen sich vereinigen:

„Im Märchenwald an einem goldnen Ring
 des A-Lauts große silberne Glocke hing.
 Da kam im Pelzrock und auf warmen Socken
 ein blasser schlanker Herr mit schwarzen Locken,
 der E-Laut, durch den bunten Märchenwald;
 er hustete so hell, daß alsobald
 die Glocke davon ängstlich schallt und schellt, —
 so kam der Ä-Laut in die arge Welt.
 Es trafen sich im Walde unterdessen:
 Der O-Laut mit dem Kranze von Zypressen,
 Der U^r-Laut, schwarz ummantelt und gemessen,
 Mit Uhufedern auf dem Samtbarett,
 Das I in blanken Schuppen, ein Florett
 Im Gürtel und mit schmalem Schlankenkopf,
 Das Ypsilon mit dem Chinesenzopf
 Und weiten Pantalons und Eselstritt,
 Der Ö-Laut, zierlich fein im Schleiferschritt,
 Mit niedlich rundem Kirchenengelsmund, —
 Sie schlossen hier den ersten Sängerbund; — — —
 Das A allein fand auf der ganzen Flur
 Trotz allen Suchens einen Schüler nur, —
 Es war das gute Schaf: Du kennst sein Singen,
 Wehmütig möchte es dir ins Herze dringen.“

Noch in einer dritten Dichtung findet sich dies Zusammenstimmen der Sinneseindrücke anerkannt. Zugleich aber auch bedeutsam zum allgemeineren Prinzip herausgehoben: in BAUDELAIREs „Zusammenklängen“, wo „Düfte, Töne, Farben — alles eins!“

„Es sind lebend'ge Pfeiler aufgebaut,
 Von denen mancher fremde Worte spricht. —
 Der Mensch sieht alle die Symbole nicht,
 Die ihn betrachten freundlich und vertraut.
 Wie Echos sind sie. — Und es hört sie keins!
 In einer tiefen finstern Einigkeit
 Verschmelzen sie. Sie sind wie Nacht soweit!
 Und Düfte, Töne, Farben — alles eins!

So frisch ist manch ein Duft wie Kinderleiber,
 Süß wie Hoboen, grün wie junge Wiesen,
 Und andre Düfte sind wie üpp'ge Weiber.
 Wie Ambra und Muskat, wie Götterminne,
 Und wie der Dinge All-Unendlichkeit,
 Die Sehnsucht singen und den Rausch der Sinne.“

Bis zum Lächerlichen verzerrt, bietet sich schließlich diese von der literarischen Sekte der Symbolisten hochgezüchtete patho-physiologische Assoziationserscheinung in HUYSMANS „A rebours“: So in jener banalen, perversen Geschmackssymphonie, die der dekadente junge DES ESSEINTES seinem reichhaltigen Likör-schränken entlockt:

„Jeder Likör entspricht seinem Geschmacke nach dem Ton eines Musikinstruments. Der herbe Curacao beispielsweise der Klarinette, deren Klang säuerlich und mild ist. Der Kümmel der Hoboe, deren dröhnender Ton näseln; Pfefferminz und Anisette der Flöte, die zugleich süß und scharf, schreiend und sanft ist, während der Kirsch, um das Orchester zu vervollständigen, wütend die Trompete bläst, Wachholder und Whisky den Gaumen mit ihrem schrillen Piston- und Posaunengedröhne auseinanderreißen, der Träberbranntwein mit dem betäubenden Lärm der Orgelpfeifen tobt, und der Chios und Mastiche mit den Donnerschlägen der Zimbel und kraftvollem Paukenschlag in die Mundhöhle hineinrollt.“

Was hier in der dichterischen Produktion mit dem Anschein der Willkür und Künstelei dargeboten wird, das findet in nüchterner gehaltenen Bekenntnissen seine einwandfreie Bestätigung. Der absonderliche KARL PHILIPP MORITZ (1757—1793), der Verfasser des autobiographischen und nach eigenem ausdrücklichem Geständnis peinlich wahrheitsgemäßem Jugendromans „Anton Reiser“, verbindet in bezeichnender Weise mit Vokalen bestimmte Gesichtsvorstellungen:

„Überhaupt pflegte Anton in seiner Kindheit durch den Klang der eigenen Namen von Personen oder Städten zu sonderbaren Bildern und Vorstellungen von den dadurch bezeichneten Gegenständen veranlaßt zu werden.

Die Höhe oder Tiefe der Vokale in einem solchen Namen trug zur Bestimmung des Bildes das meiste bei.

So klang der Name Hannover beständig prächtig in seinem Ohre, und ehe er es sahe, war es ihm ein Ort mit hohen Häusern und Türmen, und von einem hellen und lichten Ansehen.

Braunschweig schien ihm länglich von dunklerem Ansehen und größer zu sein, und Paris stellte er sich, nach eben einem solchen dunklen Gefühle bei dem Namen, vorzüglich voll heller, weißlicher Häuser vor.“ — —

Es geht noch weiter. Die Erscheinungen reichen bis hin zum Untergrunde künstlerischen Schaffens und Empfindens, wo sie sich in so überraschenden wie unfaßbaren, und wohl nur vom Pathologischen her ergründbaren Zusammenhängen kundgeben:

Das ist zunächst wieder der neuropathische OTTO LUDWIG. Bei ihm klingen unter bestimmten künstlerischen Eindrücken Gesichtserscheinungen an, und jenes eigentümliche Farbenspektrum, das seine produktive Erregung zu begleiten pflegte, flammt auch bei der ergriffenen Hingabe an dichterische Werke auf:

„— Diese Farbenerscheinung (so wie beim poetischen Schaffen) habe ich auch, wenn ich ein Dichtungswerk gelesen, das mich ergriffen hat; versetz ich mich in eine Stimmung, wie sie Goethes Gedichte ergeben, so hab' ich ein gesättigt Goldgelb, ins Goldbraun spielend; wie Schiller, so hab' ich ein strahlendes Karmoisin. Bei Shakespeare ist jede Szene eine Nuance der besonderen Farbe, die das ganze Stück mir hat.“

Da ist weiter LUDWIG GANGHOFER. Er hat das gleiche Farbenempfinden bei der vollen Hingabe an die Musik. Anscheinend nur noch intensiver und gelegentlich so beherrschend, daß es vorübergehend selbst die Toneindrücke im Bewußtsein zu verdrängen vermag. In seinen Jugenderinnerungen berichtet er:

„Wenn Herr Kerler auf der Orgel mit wechselnden Tonarten phantasierte, bekam oft plötzlich die ganze Kirche vor meinen Augen eine intensive einheitliche Farbe; alles erschien mir rot oder ähngelb oder in prachtvollem Blau. Das dauerte immer nur wenige Sekunden und verschwamm dann wieder. Meistens sah ich nur eine einzige Farbe, und wenn sie zerflossen war, blieb alles so, wie es in Wirklichkeit war. Doch manchmal — wenn die Tonart, während ich eine Farbe sah, mit raschem Übergang wechselte — verwandelte sich diese Farbe ebenso rasch in eine andere, die noch stärker leuchtete. Das war immer so namenlos schön, daß mir ein süßer Schauer durch Herz und Sinn rieselte. — Dieses Farbenschaun meiner Augen, bei tiefer Wirkung guter Musik verstärkte sich noch in späteren Jahren. Irgendwelche Gesetzmäßigkeit in dieser Erscheinung hab ich bisher nicht konstatieren können. Aber es gibt ein paar musikalische Werke, bei denen ich stets die gleiche Farbe sehe. Wenn ich Wagners Rheingold höre, kommt immer ein Augenblick, in dem das ganze Bild der Bühne für mehrere Sekunden von einem brennenden Goldgelb überflossen wird. Und spiele ich mit meinen Kindern das erste Trio von Haydn, so erscheint mir das Notenblatt gegen Ende des ersten Satzes in einem matten Rotviolett, das sich, wenn wir ohne Unterbrechung gleich das Adagio Cantabile beginnen, in ein tiefes Stahlblau verwandelt. Im Allegro non troppo der C-moll-Sinfonie von Brahms, die ich bis jetzt drei- bis viermal hörte, sah ich jedesmal das gleiche Scharlachrot — und einmal sah ich in dieser Farbe eine weite Himmelsferne mit langgestreckten in Scharlach brennenden Wolkenzügen, über die eine hohe in tieferes Rot gekleidete Frauengestalt wie schwebend dahinglitt. Alle leidenschaftlich empfundene Musik verwandelt sich für mich in Bilder, die ich sehe, während ich die Musik für Sekunden und Minuten nicht mehr zu hören glaube. Am häufigsten und stärksten kommen mir solche Bilder und Farben bei Schumann und Beethoven. Früher war's auch bei Wagner so.“

Wer sich um die Psychologie des Kunstgenusses bemüht, darf an diesen so prägnanten Zusammenhängen nicht vorübergehen. Und ähnliche Zusammenhänge wird auch nicht außer acht lassen dürfen, wer der Psychologie des Kunstschaffens nachgeht. Denn:

Wir sehen bei FRIEDRICH HEBBEL (1813—1863) die poetische und produktive Stimmung von Gehörsempfindungen, von Melodien begleitet. In den Tagebüchern von 1848 notiert er:

Mit meiner poetischen Stimmung ist es wieder vorüber, hauptsächlich durch kleine äußerliche Verdrießlichkeiten. — Man sollte vorsichtig werden; die Stimmung des Dichters hat zu viel von Nachtwandeln, sie wird ebenso leicht zerstört, wie der Traumzustand, worin dies geschieht. Sonderbar ist es, daß ich in einer solchen Stimmung immer Melodien höre; so diesmal vorzüglich die Stelle: Titus du siehst, wie meine Tochter trauert!“

Wir sehen weiter GUSTAVE FLAUBERT (1821—1880), den französischen Romancier, eine unzweifelhaft pathologische Natur, bei seiner schriftstellerischen Produktion geradezu von der Tendenz zum Farbenschaffen bestimmt. Die GONCOURT haben es uns in ihren Tagebüchern hinterlassen:

„Flaubert sagte uns heute: Die Geschichte, die Fabel, die Handlung eines Romans ist mir ganz gleich. Wenn ich einen solchen verfasse, habe ich den Gedanken, eine Färbung, eine Schattierung wiederzugeben. In meinem Karthagerroman will ich beispielsweise etwas Purpurnes machen. In Madame Bovary habe ich nur den Gedanken gehabt, einen gewissen Farbenton wiederzugeben, diese Schimmelfärbung der Kellerlebewesen. Die Fabel dahineinzubringen, machte mir so wenig aus, daß ich Madame Bovary einige Tage vor der Niederschrift ganz anders konzipiert hatte. Sie sollte in demselben Milieu und der gleichen Tonalität eine alte fromme keusche Jungfer werden. Und dann habe ich eingesehen, daß dies eine unmögliche Figur sein würde.“

Und nun scheint uns beinahe verständlich, wenn wir sehen, wie ein künstlerisches Schaffen auf einem bestimmten Sinnesgebiete direkt und im wesentlichen durch Anregung und Umsetzung von einer andern Sinnesphäre her erfolgt. So gingen bei CARL MARIA VON WEBER, (1786—1826), dem Komponisten, alle Eindrücke, zumal die des Gesichts, unmittelbar in Klänge über, und was er optisch wahrnahm, wandelte sich selbstschöpferisch in Tongebilde um. Für diese besonderen sensorischen Grundlagen seiner musikalischen Produktion hat ein gewiß kompetenter Beobachter, sein eigener Sohn Max, das denkbar bezeichnendste Zeugnis geliefert:

„Weber komponierte eigentlich immer. Die Welt bestand für sein geistiges Leben nur aus Tönen. Farbe, Form, Zeit und Raum übersetzten sich in seinem Innern vermöge eines geheimnisvollen Prozesses in Klänge. Ebenso sog sein Ohr aus dem verworrensten Geräusche, dem tonlosesten Lärm die wirksamsten und origi-

nellsten Harmonien. Ja, wunderlich genug scheinen Linien und Formen mehr das melodische, Getön aber das harmonische Element der musikalischen Tätigkeit seiner Seele wachgerufen zu haben. Als guter Denker und Beobachter hat er sich mehrfach darüber klarblickend geäußert. Am vollsten drangen ihm daher die musikalischen Gedanken zu, wenn sich diese äußeren Anregungen vereinigten, wie beim Fortrollen im Reisewagen. Da rollte sich auch die Gegend vor seinem Ohr symphonisch, wie vor seinem Auge optisch ab, und die Melodien quollen aus jeder Hebung und Senkung des Bodens, aus jedem wehenden Busche, aus jedem wallenden Getreidefelde, während das Rollen des Wagens die reichste Harmonienfülle dazu lieferte.

Reisen und Spaziergänge übermittelten sich seinem Gedächtnisse wie ebenso viele musikalische Dichtungen. Noch ehe ein äußeres Objekt sich seiner Erinnerung bot, reproduzierte diese das musikalische Motiv, in das sich ihm zu ihrer Zeit die Anschauung übersetzt hatte.“

Aus solchen eigenartigen Verknüpfungen erwachsen dann auch jene befremdlichen gedanklichen Beziehungen zwischen der Kunst und den Sinnesempfindungen, über die HEINRICH VON KLEIST in einem Briefe vom Jahre 1811 von sich und GOETHE berichtet:

„So wie wir schon einen Dichter haben — mit dem ich mich übrigens auf keine Weise zu vergleichen wage — der alle seine Gedanken über die Kunst, die er übt, auf Farben bezogen hat, so habe ich von meiner frühesten Jugend an alles Allgemeine, was ich über die Dichtkunst gedacht habe, auf Töne bezogen. Ich glaube, daß im Generalbaß die wichtigsten Aufschlüsse über die Dichtkunst enthalten sind.“

GOETHE'S ausgesprochene Neigung zur Verknüpfung der Farben mit anderen seelischen Elementen spielt zweifellos auch in die wissenschaftlichen Anschauungen seiner Farbenlehre mit hinein. So etwa in seine Erläuterungen der „sinnlich sittlichen Wirkungen“ der Farben, die sich ihm so darstellen:

„Die Farben von der Plusseite sind Gelb, Rotgelb (Orange), Gelbrot (Mennig), Zinnober. Sie stimmen regsam, lebhaft, strebend. — Die Farben von der Minusseite sind Blau, Rotblau, Blutrot. Sie stimmen zu einer unruhigen, weichen sehnenenden Empfindung.“ — —

Für diese eigenartigen Beziehungen vermag übrigens GOETHE selbst noch einen wichtigen Kronzeugen herbeizubringen: den Maler PHILIPP O. RUNGE (1777—1810). Der führt in seinem von GOETHE wiedergegebenen Briefe neben anderen überraschenden Farbenassoziationen etwa auch diese an:

„Wenn man sich ein bläuliches Orange, ein rötliches Grün oder ein gelbliches Voilett denken will, wird einem so zumute, wie bei einem südwestlichen Nordwinde.“

Und so stark und sicher empfindet er — wie alle die andern Gleichbegabten auch — diese eigenartigen Verknüpfungen, daß er ganz allgemein daraus einen „festen Glauben an eine bestimmte geistige Verbindung in den Elementen“ ableitet. —

So sehen wir die abwegigen Erscheinungen der Sinnesassoziationen vielfach verbreitet und vielgestaltig wiederkehren, ohne daß freilich die Möglichkeit irgendwelcher Einfühlung gegeben, das sich aufdrängende Bedürfnis nach einer Erklärung des befremdenden Phänomens befriedigt wird. Genug, daß eine besondere Nervenorganisation als seine allgemeine und eine nervös-psychopathische von erhöhter Irritabilität als seine bevorzugte Grundlage sich darbietet, und daß Menschen von verschiedenster psychischer Artung an ihm teilhaben. —

„Denke ich an alte Zeiten, so denk' ich immer zugleich an Abenddämmerung; denk ich an einen alten Charakter, so erscheint er mir unter Flor und Spinnweb; so gewiß ist's, daß jede innere Erscheinung ohne weitem Prozeß eine ihr analoge äußere hervorruft.“

Diese HEBBELSche Selbstbeobachtung der Tagebuchnotizen vom Jahre 1837 über das innerliche Zusammentreten wesensverschiedener Gedanken weist uns darauf hin, daß jene eigenartigen Verknüpfungen, auf die wir im Bereich der Sinnessphären stießen, in ähnlicher Weise auch auf das Gebiet der Vorstellungen übergreifen. Mit diesen abnormen Ideenassoziationen werden wir nun in eine eigenartige Welt psychischer Zusammenhänge und Beziehungen geführt: In jenen episodischen Ausnahmeständen, wo die Seele von der strengen Gesetzmäßigkeit des geordneten Denkens und der sicheren Direktive der logischen Funktionen losgelöst, sich in freien Assoziationen bewegt — im Traume, im Halbschlaf, in der Bewußtseinstrübung —, ergeht sie sich vielfach in Vorstellungsverknüpfungen der absonderlichsten Art, und es ist wohl nicht bloß zufällig, daß man auf ein solches Halbschlaferlebnis einer abwegigen Ideenverbindung wiederum bei einem eindringlichen psychologischen Selbstbeobachter von dichterischen Qualitäten stößt. Diesmal ist es GRILLPARZER:

„Neulich nachts vor dem Einschlafen, als ich einem eifersüchtigen Zwist nachdachte, den ich mit Katti gehabt hatte, stellte sich dieser mir unvermerkt nach und nach als eine verwickelte Schachpartie mit einem Abzugschach dar. Beide Vorstellungen hoben sich aber nicht, eine die andere, wechselseitig auf, sondern ich dachte sie nebeneinander und untereinander auf die wunderbarste Weise fort, so daß bald eine, bald die andere die Oberhand behielt, bis sich alles verwirrte und ich einschlief.“

Was hier GRILLPARZER als vereinzeltes Vorschlaferlebnis heraushebt, und was jedem Träumenden gelegentlich begegnet: diese abnorme Art der gedanklichen Verbindungen kann in anderen Zuständen veränderten Bewußtseins geradezu die beherrschende sein und sie baut dann eine ganz neuartige Welt befremdender Beziehungen auf. In BAUDELAIRES Geist spielt sich das Überraschende während des Haschischrausches ab:

„Die einfachsten Worte, die trivialsten Ideen nehmen eine bizarre und neue Physiognomie an. Ihr erstaunt sogar, daß ihr sie bisher so einfach fandet. Ungereimte, zuvor nie gesehene Ähnlichkeiten und Beziehungen, Wortspiele ohne Ende, komische Anschläge entsprudeln beständig eurem Gehirn, der Dämon hat von euch Besitz ergriffen . . . Bald werden die Ideenverbindungen so vag, wird der leitende Faden, der eure Eindrücke verbindet, so fein, daß allein eure Genossen euch noch verstehen können. — Die Töne kleiden sich in Farben, und die Farben enthalten eine Musik. Das, wird man sagen, ist nur etwas durchaus Natürliches, und jedes dichterische Gehirn nimmt in seinem gesunden und normalen Zustande leicht diese Analogien wahr. Allein diese Analogien nehmen alsdann eine ungewohnte Lebhaftigkeit an; sie durchdringen den Geist, nehmen ihn ein, überladen ihn mit ihrer despotischen Art. Die Noten werden Ziffern, und wenn euer Geist mit einer mathematischen Fähigkeit begabt ist, gewahrt er, wie die Melodie, die gehörte Harmonie — ihren ergötzlichen, sinnlichen Charakter durchaus bewahrend — sich in eine große arithmetische Operation umwandelt, bei der die Zahlen aus den Zahlen wachsen und ihr die Phasen und die Entwicklung mit einer unbeschreiblichen Leichtigkeit verfolgt, mit einer Behendigkeit, die der des Ausführenden gleicht.“ — —

Diese neue Welt abnormer Verknüpfungen wirkt weiter. Analogien, Entsprechungen, symbolische Zusammenhänge erwachen zu ungeahntem reichen Leben. Sie gewinnen die Übermacht und die Allegorie wird geradezu zur Herrscherin im Kunstbereich des Haschischrausches. BAUDELAIRE erlebt das Seltsame, daß ihm vom Pathologischen her das volle Verständnis für eine Kunstform aufgeht:

„Indessen offenbart sich jener mysteriöse, temporäre Geisteszustand, in welchem die Tiefe des Lebens, all ihrer vielfachen Probleme übervoll, sich ganz enthüllt in dem Schauspiel — so natürlich und trivial es auch sei — das man gerade vor Augen hat; in welchem der erste beste Gegenstand sogleich zu einem sprechenden Symbole wird. Fourier und Swedenborg — der eine mit seinen ‚Analogien‘, der andere mit seinen ‚Beziehungen‘ — haben sich in dem vegetabilischen oder animalischen Leben inkarniert, das dir vor Augen kommt, und belehren dich, statt durch die Stimme sich verständlich zu machen, durch die Form oder die Farbe. Das Verständnis für die Allegorie nimmt in dir Proportionen an, wie sie dir selber nie bekannt waren. — Tiefen des Raumes, eine Allegorie auf die Tiefe der Zeit — der Tanz, die Geste oder die Deklamation der Komödianten, falls du in ein Theater hineingeraten bist — die erste beste Phrase, wenn deine Augen auf ein Buch fallen — mit einem Worte: Alles, die Universalität der Wesenheiten zeigt sich vor dir in einem neuen Glanze, wie du ihn dir bisher nicht träumen ließest. Die Grammatik, die dürre Grammatik sogar, wird so etwas wie ein geisterbeschwörender Zauberspuk, der die Worte auferweckt und sie mit Fleisch und Bein bekleidet. Das Substantiv schreitet in seiner substantiellen Majestät, das Adjektiv ist sein durchsichtiges Gewand, das es wie eine Brustwehr umkleidet und ihm Farbe gibt, und das Verbum ist der Engel der Bewegung, welcher der Redewendung Flügel verleiht. Die Musik, die zweite Sprache, welche den Müßigen so teuer ist oder

auch den tiefen Geistern, die in wechsellvoller Beschäftigung Erholung suchen, spricht dir nun von dir selbst und erzählt dir die Legende deines Lebens: Sie verkörpert sich in dir, und du strömst ganz in sie hinein. Sie erzählt deine Leidenschaft, nicht in einer vagen, unbestimmten Art, wie sie es an deinen verträumten Abenden, wie sie es in der Oper tut, sondern bestimmt, positiv: Jede rhythmische Bewegung bezeichnet eine bekannte Bewegung deiner Seele, jede Note bildet sich zum Worte um, und die ganze Dichtung tritt in dein Gehirn wie ein mit Leben begabtes Wörterbuch.“

Was hier in der Bewußtseinsstörung, im Giftrausch sich zu abnorm verknüpften Gedankenbildungen von flüchtigem Bestande formt, das gewinnt anderwärts, aus einer dauernd anomalen Denkverfassung sich entwickelnd, in geschlossenen Denkschöpfungen dauerhafte Gestalt. BAUDELAIRE hat schon auf die geistigen Häupter eines solchen Denkens mit Analogien und Symbolgebilden hingewiesen: IMMANUEL SWEDENBORG, der halluzinatorisch beherrschte Theosoph, tritt von neuem auf mit einer Lehre, die ein ganzes System der Entsprechungen darbietet. So bringt er in jenem Werke: *De commercio animae et corporis*, das den Verkehr von Seele und Körper klarlegt, alle Erscheinungen der Welt in eigentümliche innere Beziehungen, indem er sie nach bestimmten Entsprechungen regelt — nach übereinstimmenden Graden, die übrigens bezeichnenderweise zur mystisch bedeutungsvollen Zahl 3 Bezug haben:

„Da beide Welten, geistige wie natürliche, eine Sonne haben, unterscheidet man in ihnen dreierlei nach den Höhengraden getrennte Atmosphären. Die Atmosphären der geistigen Welt sind ihrem Ursprunge nach substantieller, die der natürlichen Welt ihrem Ursprunge nach materieller Art. Diese Atmosphären entstehen nun gradweise und sind gleichsam Fortleiter von Licht und Wärme. Also muß man drei Grade von Licht und Wärme unterscheiden. Da nun das geistige Licht seinem Wesen nach Weisheit, die Wärme aber Liebe ist, so erkennt man auch drei Grade der Weisheit und drei der Liebe, mithin also drei Grade des Lebens, die sich ihrem Fortleiter gemäß abstufen. Eine weitere Folge ist die Existenz dreier Engelshimmel, eines obersten oder dritten für die Engel des obersten Grades, eines mittleren oder zweiten für die des mittleren Grades, eines untersten oder ersten für die Engel des letzten Grades. Die Einteilung dieser Himmel entspricht in der Tat den Graden der Liebe und Weisheit. Die Engel letzten Grades möchten das Wahre und Gute wissen, die mittleren wissen es und die obersten leben diesem Wissen gemäß und sind weise. Dieser Einteilung der Himmel entspricht eine ebensolche der Menschenseele, die ja ein Bild des Himmels, gewissermaßen ein Himmel im kleinen ist.“

Diese abnorme Art der gedanklichen Beziehungssetzung hat freilich so wenig wie der halluzinatorische Einschlag den inneren Gehalt des geistigen Werkes SWEDENBORGS zerstört, und so hat sie

auch der Anziehungskraft auf seine Anhänger nicht Abbruch zu tun vermocht, sie eher vielleicht sogar durch den Reiz des Dunklen und Befremdenden erhöht.

Zu dem Theosophen gesellt sich mit gleichgearteter abnormer Denktendenz CHARLES FOURIER (1772—1837), der Nationalökonom, der Schöpfer des phantastisch-utopistischen sozialen Phalansterensystems und einer der Väter der modernen sozialistischen und anarchistischen Lehren. Dieser unzweifelhaft psychisch anomale Mann hat eine ganz eigenartige Begabung, Beziehungen zu setzen, deren Verständnis dem Durchschnittsdenken versagt ist. In „Nouveau monde“ verrät er:

„Ich kannte schon zehn Jahre lang die Analogien des Elefanten, ehe ich die Analogien seiner beiden, durch ihre Kleinheit und Unproportioniertheit lächerlichen Augen und die seiner durch ihre Größe und Platttheit abstoßenden Ohren erklären konnte.“

Über die Analogien einzelner Blumen gibt sein Manuskript vom Jahre 1848 überraschende Aufklärung:

„Die scharlachrote Ranunkel, die wie zerknittert aussieht, schildert die Menge und die Intrigen, die einen Monarchen umgeben und in jedem Sinne bedrängen. Er entzieht sich ihnen mit Mühe, wie das junge Mädchen in der Harmonie sich mit Mühe den Anbetern entzieht, die es umlagern. Durch Analogie treibt die scharlachrote Ranunkel und die Nelke eine zweite Blütenkrone, die sich inmitten der ersten erhebt und sich ihrem Gefolge zu entziehen scheint. Die einzelne Ranunkel hat nur wenig oder gar keinen Duft, und doch strömt ein Strauß von etwa dreißig dieser Blumen einen sehr angenehmen Duft aus. Ebenso ist es mit den Cliques der großen Welt; sie glänzen nur durch ihre Ansammlung und jeder einzelne ist abgeschmackt.“

Und auch in sein Hauptwerk: die grundlegende Schöpfung des Phalansterensystems dringen diese Analogien hinein. Seine Entdeckung von der Bedeutung der „Beziehungen der Triebe“ im sozialen Leben erweitert sich sogleich durch Analogien auf weitere Wissensgebiete und führt ihn zu reichlich befremdenden neuen Erkenntnissen:

„Das erste, was ich entdeckte, war die Anziehung der Triebe. Ich erkannte, daß die fortschreitenden Serien den Trieben der beiden Geschlechter, den verschiedenen Lebensaltern und Klassen die volle Entwicklung sichern. . . .

Die Theorie der Anziehung und des Rückstoßes der Triebe ist fixiert und voll anwendbar auf die Theoreme der Geometrie und muß großer Entwicklungen fähig sein. Ich erkannte bald, daß die Gesetze der Attraktion der Triebe in jedem Punkt den durch Newton und Leibnitz angewandten Gesetzen der materiellen Anziehung konform seien, und daß es eine Einheit des Systems der Bewegung für die materielle und geistige Welt gebe. Ich kam dann durch Untersuchungen zu der Überzeugung, daß die Analogie der allgemeinen Gesetze sich auf die besonderen Gesetze ausdehne, daß die Attraktion und die Eigenschaften der Tiere, Pflanzen,

Mineralien koordiniert seien nach demselben Plan, wie diejenigen der Menschen und Gestirne. So kam ich zu der neuen Wissenschaft der Analogie der vier Bewegungen, der materiellen, organischen, tierischen und sozialen, oder zur Analogie der Modifikation der Materie mit der mathematischen Theorie der Triebe des Menschen und der Tiere.“

Und nun sind wir wohl vorbereitet genug, um jene an kabbalistische Wort- und Zahlenmystik anklingenden geheimnisvollen Beziehungen zwischen Buchstaben und Begriffen entgegenzunehmen, wie sie gelegentlich in JAKOB BÖHMES (1575—1624), des Görlitzer Handwerkers und Theosophen, mystisch-religiösem Werke herumspuken. Vermittels der vermeintlichen Gabe der „Sprache der Natur“ gelangt er vom Wort und Buchstaben aus durch Zusammenhänge, die logisch sinnlos und etymologisch unfaßbar sind, zu tiefsten Erkenntnissen. Dies seine Deutung des Namens Jehova:

„Jeder Buchstabe in diesem Namen deutet an eine Kraft und sonderliche Wirkung als eine Form in der wirkenden Kraft. Das J ist der Ausfluß der ewigen unzertrennlichen Einheit, als die süße Heiligkeit, der Grund der göttlichen Ichtheit; E ist ein dreifaches J, da sich die Einheit in eine Dreiheit schließt; denn das J geht ins E und heißt JE als ein Hauchen der Einheit in sich selber. H ist das Wort oder Hauch der Dreiheit Gottes. O ist ein Cirkumferenz als der Sohn Gottes, dadurch das JE mit dem H oder Hauchen ausspricht, verstehet aus der gefaßten Luft der Kraft. V ist der freudreiche Ausfluß vom Hauchen, als der ausgehende Geist Gottes. A ist das Ausgegangene von der Kraft als die Weisheit.“

Ein Schritt noch weiter und wir sind ins ausgeprägt Psychotische gelangt.

Ein umfassendes Dokument schwerster Störung der gedanklichen Verknüpfung, das weit über die Dunkelheiten aller jener Systeme hinausgeht, ist uns durch die Drucklegung für alle Zeiten erhalten. Es ist im übrigen ohne jeden Wert seinem Inhalt und ohne jedes Interesse seinem Autor nach. Dieses Werk eines zeitgenössischen Arztes (GEHRMANN), das mit seinen mehr als 2000 Seiten und seinen zahlreichen Tafeln der materiellen Opferfreudigkeit seines Verlegers — oder Verfassers — alle Ehre macht, geht in formal geordneter Darstellung den höchsten Rätseln: den Beziehungen zwischen Gehirn, Körper, Seele und Gott nach. Wie weit ihm die Lösung gelingt, ist unschwer aus einigen Ausschnitten aus dem Buche zu ersehen. In jenem Abschnitt mit dem bezeichnenden Titel: „Die Centren ‚Tag des Herrn — Demuth — Hostie‘ als zweite Flügelebene der äußeren Windmühlentür — die Blumen und die Zahlen — die intermediären Centren“ heißt es in einem zusammenfassenden Schlußwort von den Zähnen:

„Die experimentelle Prüfung der Zähne ergibt, daß die Allegorie, die Natura, die Absicht und der Schmetterling die Stufenfolge bilden, welche

zur Glückseligkeit führt. Zunächst zeigt die Prüfung der rechten Augenzähne, daß die Allegorie für die Natura dem Schläfe homolog ist, und daß die Absicht — welche die beiden Brennpunkte der Ellipse des Interesses, den Willen und die Phantasie miteinander verbindet — von der Natura beherrscht wird. Das erste folgt auch aus der Prüfung der rechten äußeren Schneidezähne; denn die dreifache Blutung betrifft die Verkleinerung als Teil des C. securit. oculi, da sie sich an die Symbole des Würfels, des Abends und der Treue mit Rücksicht auf den Schlüssel knüpft. Indem aber der Schlüssel die Zentren ‚Angst vor der Finsternis‘ und ‚Virgo‘ miteinander verbindet, umfaßt er, was von den medianen Schneidezähnen gesagt worden ist.“

Und der gleiche Abschnitt gibt über die symbolische Bedeutung der Zahlen folgende Aufklärung:

„Der Schilderung von Symptomengruppen möchte ich eine kurze Übersicht derselben voranstellen.

1 = Ei, Praxis, Berufstätigkeit; 5 = Ersatz; 7 = Gnade; 2 + 7 = Heidelbeere; 3 + 7 = Asche; 4 + 7 = Schaum; 6 + 7 = geistige Mutter. Die Zahlen 1—4+7 zeigen, in welcher Weise die Arbeit zum Flügel = die Seele zum Vogel wird. Die Praxis = die Berufstätigkeit ist das Ei, welches die Gnade befruchtet. Indem nun die Selbstlosigkeit das Interesse = der Vogel sich von der Blume loslöst, und das Gemüt zur Glückseligkeit = zu den Füßen Gottes emporgehoben wird, gleicht dieses der Heidelbeere (Symbol des Verstandes auf dem Berge des Grabes Christi), das Interesse dem Phönix auf dem Tische des Herrn.“

Ein psychologisches Sich-Hineindenken und -Hineinfühlen wird sich hier vergebens bemühen. Es ist ein exquisit psychotisches: das schizophrene Seelenleben, das sich in eigenartiger Weise den natürlichen Ideenverbindungen und Denkmechanismen versagt und solche geistige Schöpfungen herbeiführt, die bei tatsächlicher innerlicher Verworrenheit doch die äußere Form bewahren und gerade dadurch ihre Unsinnigkeit zu verdecken, ja sogar den Schein eines tieferen Sinnes vorzutäuschen vermögen. Diese Tatsache sollte zu denken geben. Sie sollte bei der Betrachtung gewisser dunkler theologischer, philosophischer Werke und ähnlicher Denksysteme nicht unbeachtet bleiben.

V.

Abirrungen des Persönlichkeitsbewußtseins.

„Häßliche Krankheitsperiode — gastrisches Fieber mit greulichem Kopfweh; als ich fast wieder hergestellt war, Erkältung in der Nacht; ungläubliche Träume; z. B. von einem Garten mit Riesenblumen, worin Kinder sich schaukelten und ich selbst mich verstecken konnte; dummer Zustand zwischen Schlafen und Wachen, wo ich mich selbst als Zweifelt empfund; es war mir nämlich so, als ob mein geistiges Ich für

sich existierte, aber doch ganz ungemein von dem heruntergekommenen Körper molestiert ward; der Körper kam mir völlig vor wie ein überaus unbehilflicher und unartiger König mit einem dicken Bauch; ich sagte zu mir selbst, wenn ich mich vergebens umzuwenden suchte: Der Alte will nicht u. dgl. — Ich wollte, ich hätte dies alles zur rechten Zeit aufgeschrieben, jetzt, im August, ist die Erinnerung schon matt und schwach.“

Was FRIEDRICH HEBBEL während der Fieberkrankheit in der Dämmerphase zwischen Schlaf und Wachen erfuhr und der Aufnahme in seine Tagebücher für würdig hielt, ist neben der Absurdität der Traumgebilde vor allem das Erlebnis eines abnorm veränderten Ichs, jenes sonst so stabilen Teils des Bewußtseinsinhalts. Die eigene Körperlichkeit, an sich abnorm empfunden und dabei losgelöst vom geistigen Ich und zur selbständigen Person usurpiert, das Ich gespalten in eine Doppelheit von Körper und Geist —, alles dies hebt für ihn, dessen Sinn sich stets so voll den traumhaften Geschehnissen zugewandt, dieses eigenartige Erlebnis der Persönlichkeitsspaltung noch besonders heraus.

Schon vor diesem Erlebnis ist HEBBELS psychologischem Scharfblick an einem Zustande natürlicher Geistestätigkeit diese eigentümliche Spaltungserscheinung der Persönlichkeit, die in gewissem Sinne zugleich eine Verdoppelung bedeutet, aufgestoßen. Das Tagebuch von 1838 berichtet:

„Es ist unbegreiflich aber wahr: Wie man sich im Traum in mehreren Persönlichkeiten auflöst, so kann man sich auch im Wachen in zwei Wesen zerspalten, die wenig voneinander wissen, in eins, welches Fragen stellt, und in ein anderes, welches sie beantwortet. Dies fällt mir eben jetzt, wo ich bei heftigem Kopfweh in der Dämmerung auf und ab gehe und mir Selbstunterhaltung abzwinge, zum erstenmal lebhaft auf.“

Eine noch viel weitergehende Veränderung der Persönlichkeit wird dem im Haschischrausch Befangenen zuteil. Und es ist nur natürlich, daß gerade jener Mann, der allenthalben die „multiplication de l'individualité“ so krampfhaft suchte — BAUDELAIRE —, diese Erlebnisform in ihrem ganzen fremdartigen Reichtum aufgriff:

„Bisweilen kommt es vor, daß die Persönlichkeit schwindet und jene Objektivität, wie sie den pantheistischen Dichtern eignet, in euch offenbar wird, und zwar derart abnorm, daß die Betrachtung der Dinge der Außenwelt euch eurer eigenen Existenz vergessen läßt und ihr euch bald in jene hineinergießt. Euer Auge heftet sich auf einen Baum, der harmonisch vom Winde gebogen wird; in einigen Sekunden wird das, was im Hirn eines Dichters nur ein durchaus natürlicher Vergleich sein würde, in dem euren eine Tatsache werden. Ihr schreibt alsdann dem Baume eure Leidenschaften zu, eure Sehnsucht oder eure Melancholie, seine Seufzer und seine

Schwankungen werden die euren, und bald seid ihr der Baum. Ebenso der Vogel, der tief im Azur schwebt: Zunächst repräsentiert er die unsterbliche Sehnsucht, über den menschlichen Dingen zu schweben; aber schon seid ihr der Vogel selber. Ich nehme an: Ihr sitzt da und raucht. Eure Aufmerksamkeit mag sich ein wenig zu lange auf die blauen Wolken richten, die eurer Pfeife entschweben. Die Vorstellung des Ausströmens wird sich langsam, allmählich, unablässig eures Geistes bemächtigen, und alsbald werdet ihr diese Idee mit euren eigenen Gedanken, mit eurer denkenden Materie verbinden. Durch eine besondere Gleichung, durch eine Art von Übertragung oder geistigem Quiproquo werdet ihr euch — euch selber ausströmen fühlen, und ihr werdet eurer Pfeife (in die ihr euch hineingedrückt und zusammengepreßt fühlt, wie der Tabak es ist) die seltsame Fähigkeit zuerkennen, euch zu rauchen.“

So entschwindet dem unter Hirngiftwirkungen Stehenden die eigene Persönlichkeit im Bewußtsein, um überzugehen in andere Wesen, in ihnen aufzugehen, mit ihnen zu verschmelzen: Ein großartiges Erlebnis eröffnet sich dem inneren Blick.

ALFRED TENNYSON (1810—1891), der englische Dichter, hat es oftmals in besonderen seelischen Ausnahmezuständen erfahren. Eine abnorm weitgehende psychische Selbstbeeinflußbarkeit verhalf ihm unter eigenartiger Einengung der psychischen Konzentration zu gewohnheitsmäßigem Verlust des Persönlichkeitsbewußtseins, zu einem Aufgehen des Ichs im allgemeinen Sein. Er hat den Vorgang selbst mit scharfer Charakteristik fixiert:

„Von Jugend an habe ich oftmals, wenn ich allein war, eine Art von wachem Trancezustand gehabt. Es überkam mich meist, wenn ich meinen Namen mehrmals still vor mich hin sprach, bis schließlich — gleichsam außerhalb des individuellen Selbstbewußtseins das Ich sich aufzulösen und in ein körperloses Sein sich zu verlieren schien. Dies war kein verworrener, sondern ein höchst klarer, aber ganz unbeschreiblicher Zustand, wo der Tod mir fast als eine lächerliche Unmöglichkeit erschien und der Verlust der Persönlichkeit nicht als ein Dahinschwinden, sondern als das einzig wahre Leben.“

Diese eigenartigen Erlebnisse lassen TENNYSONS Gedankenwelt nicht unberührt. Sie führen ihn zu mystisch gefärbten religiösen Anschauungen vom Fortleben der Seele nach dem Tode, von einer zeitweise bestehenden Verbindung zwischen Leben und Tod.

Von hier ergeben sich nun Ausblicke auf die ungewöhnlichsten seelischen Innengeschehnisse, deren überhaupt der normale Menschengeist teilhaftig wird. Geschehnisse von stärkstem geistigen Gehalt und von höchstem Erlebniswert, die zu allen Zeiten und bei allen Völkern die tiefgreifendste Bedeutung für die Persönlichkeit und die Entwicklung und Gestaltung ihres inneren Lebens gewonnen haben. Die großen Mystiker der christlichen Religion — und sie nicht allein, sondern auch die anderer Kulturkreise, des indischen, des

persischen, auch des antiken, — haben sie in religiös-ekstatischem Erleben erfahren, und gerade auch der beste Teil ihres religiösen Seins ist von hier aus zu begreifen. Es ist das höchste religiöse Erlebnis schlechthin, in den beglückendsten Lebensstunden gegeben und der sprachlichen Wiedergabe sich versagend. Und nur eine schwache Vorstellung dieses höchsten seelischen Geschehens, wo das Ich in der Gottheit aufgeht, sich mit ihr verschmilzt, vermögen alle die vielfältigen Kundgebungen zu gewähren, die in den Selbstschilderungen religiöser Naturen niedergelegt sind. Von einem Kind des 16. Jahrhunderts, MARIA MADDALENA DE PAZZI (1566—1607), wird diese Schilderung gegeben:

„Nach der allerheiligsten Kommunion betrachtete ich die große Eining der Seele mit Gott durch das Sakrament, und in einem Augenblick fand ich mich ganz mit Gott geeint, in Gott verwandelt, und außerhalb aller leiblichen Empfindung, so daß ich, hätte man mich in einen Feuerofen geworfen und verbrannt, nichts verspürt hätte. Ich wußte nicht, ob ich tot, ob lebendig, ob im Leibe, ob in der Seele, ob auf der Erde, ob im Himmel sei; ich sah allein den ganzen glorreichen Gott in sich selber, sich selber lauter lieben, sich selber unendlich erkennen, alle geschaffenen Dinge in lauterer unendlicher Liebe umfassen, eine Einheit in Dreien, eine ungeteilte Dreifaltigkeit, ein Gott an Liebe schrankenlos, an Güte allerhaben, unfäßbar und unforschbar, so daß ich, da ich mit ihm war, nichts mehr von mir fand, sondern nur dieses sah ich, daß ich in Gott bin, aber mich sah ich nicht, nur Gott allein.“

Besonders bezeichnend muß erscheinen, was über dieses Erlebnis des Persönlichkeitsverlustes und der Vereinigung mit Gott ein Vertreter jener Sekte zu sagen weiß, deren Ziel es gradezu ist, ihre Gläubigen in den Zustand völliger Versunkenheit des Gemütes in Gott zu versetzen. Von JEANNE MARIE BOUVIÈRE DE LA MOTHE GUYON (1648—1718), der berühmten Gründerin des französischen Quietismus stammt die Selbstbeobachtung:

„— — Ein Zustand, von dem ich wegen seiner großen Reinheit nichts sagen kann. Ich glaube nicht, daß es auf der Welt etwas Einfacheres und Einigeres geben kann. Es ist ein Zustand, von dem man nichts sagen kann, weil er allen Ausdruck übertrifft, ein Zustand, in dem die Kreatur so ganz verloren und versunken ist, daß sie, mag sie auch außen frei sein, innen nichts mehr besitzt. So ist denn auch ihr Glück unwandelbar. Alles ist Gott und die Seele wird nur noch Gottes gewahr. Sie hat keine Vollkommenheit mehr zu verlangen, hat kein Streben mehr, keinen Zwischenraum, keine Vereinigung: Alles ist in der Einheit vollzogen, aber in einer so freien, so leichten, so natürlichen Weise, daß die Seele in Gott und von Gott lebt, so unbefangen, wie der Körper von der Luft lebt, die er einatmet.“

Ähnliches, wenn auch nicht in dieser spezifisch religiösen Färbung, haben zu allen Zeiten tief veranlagte Menschen erlebt. Zumal

als Augenblicke höchster Erkenntnis, wo das Pantheistische ihrem inneren Sinne aufging. J. J. ROUSSEAU erfährt es, als er vor den feindlichen Verfolgungen zurückgezogen, in der Einsamkeit von Montmorency sich ganz dem geistigen Leben hingibt. Sein bedeutender Brief an Herrn von MALESHERBES vom Jahre 1762 schildert mit beredten Worten dieses eigenartige Heraustreten aus der Enge des Ichbewußtseins, dieses Sich-Verlieren ins Allgemeine, Unendliche:

„Bald erhob sich mein Denken vom Boden der Erde zu allen Wesen der Natur, zu dem allgemeinen Zusammenhange der Dinge, zu dem unbegreiflichen Wesen, in dem alles ist. Dann verlor sich mein Geist in dieser Unendlichkeit, ich dachte nicht, ich vernünftelte nicht, ich philosophierte nicht, aber ich fühlte mich von einer Art von Wollust niedergedrückt durch die Wucht des All-Einen, ich ließ mich hinreißen in dem Drange dieser großen Gedanken, mit Vergnügen sah ich mich im weiten Raum verschwinden, mein Herz wollte die natürlichen Fesseln sprengen, mein Wesen verrann in der Unendlichkeit, ich hätte mich ins Unbegrenzte aufschwingen mögen. Wenn ich alle Geheimnisse der Natur entschleierte hätte, so wäre ich sicherlich weniger glücklich gewesen, als ich es in jener betäubenden Ekstase war, der mein Geist sich ohne Rückhalt hingab, und in der ich, durch das stürmische Gefühl überwältigt, wiederholt ausrief: O großes Wesen, o großes Wesen! Ohne mehr sagen, mehr denken zu können.

So gingen in einem fortwährenden Rausche die entzückendsten Tage hin, die jemals ein Sterblicher erlebt hat.“

MALWIDA VON MEYSENBURG (1816—1903), die Freundin FRIEDRICH NIETZSCHES, erlebt das gleiche voller Überschwang beim Anblick erhabener Natur:

„Ich war allein am Meeresufer, als mich diese Gedanken befreiend und versöhnend umfluteten. Und wieder, wie einst in fernen Tagen in den Alpen der Dauphiné, trieb es mich, hier niederzuknien vor der unbegrenzten Flut, dem Sinnbild des Unendlichen. Ich fühlte, daß ich betete, wie ich nie zuvor gebetet hatte, und erkannte nur, was das eigentliche Gebet ist: Einkehr aus der Vereinzelnung der Individuation heraus in das Bewußtsein der Einheit mit allem, was ist; niederknien als das Vergängliche und aufstehen als das Unvergängliche. Erde, Himmel und Meer erklangen wie in einer großen, weltumfassenden Harmonie. Mir war es, als umgebe mich der Chor aller Großen, die je gelebt. Ich fühlte mich eins mit ihnen und es schien mir, als hörte ich ihren Gruß: Auch du gehörst mit in die Zahl der Überwinder.“ — —

Nun ist es eigenartig und bezeichnend genug:

Erst einem ganz modernen Menschen von ungewöhnlicher — pathologischer — Erlebnisfähigkeit — seine von den vielgestaltigen Spiegelungen inneren Erlebens überströmenden Tagebücher gehören für immer den Weltdokumenten abartigen seelischen Geschehens an —, dem Genfer Philosophieprofessor HENRI AMIEL (1821—1881) war es vorbehalten, diese Enttäufung des eigenen

Ichs in den denkbar mannigfachsten Gestaltungen zu erfahren. Gerade auch von dieser bezeichnenden Seite seiner abnormen Persönlichkeit, deren sensitive Natur uns noch in anderen Formen begegnen wird, geben die Niederschriften seines Journals ungemein bezeichnende Kunde: Er erlebt Stunden, wo die Elemente des Persönlichkeitsbewußtseins ihm entschwinden, wo sein eigenes Ich ihm zugunsten eines wesenlosen Gefühlszustandes entgleitet:

„Wie ein zitternder Traum, der sich beim Morgengrauen verflüchtet, lösen sich Vergangenheit und Gegenwart von mir los und entgleiten meinem Bewußtsein, wenn es Einkehr bei sich hält. Zu dieser Stunde fühle ich mich leer, jeder Erinnerung bar, wie ein Genesender, der sich auf nichts besinnt. Meine Reisen, meine Bücher, meine Studien, meine Pläne und Hoffnungen sind tot. All meine Fähigkeiten entgleiten mir wie ein Mantel, den ich lose über die Schultern hängen hatte, wie die Schale einer Insektenlarve; ich fühle, daß ich mich häute oder besser, daß ich in eine elementare Form eingehe; ich wohne meiner Entkleidung bei. Mehr noch als ich vergessen bin, vergesse ich selbst. Langsam gleite ich lebendig in meinen Sarg. Ich empfinde etwas wie den seligen Frieden der Auflösung, die Ruhe des Nirwana; vor mir, in mir fühle ich den schnellen Fluß der Zeit, sehe die gestaltlosen Schatten des Lebens, und bin starr wie eine Leiche.“

Er erlebt weiter innerlich reiche Zeiten, wo unter dem Einfluß der Natur die eigene Persönlichkeit sich im Bewußtsein verändert, daß sie aller menschlichen Eigenschaften bar wird, wo sie zu unfaßbarer Größe emporwächst, ins Unermeßliche sich erweitert:

„Werden sie mir niemals wiederkommen, diese wundervollen Träume, die ich früher gehabt? Einmal in meiner Knabenzeit, beim Morgengrauen, in den Ruinen von Faucigny, ein andermal in den Bergen, in der Mittags-sonne, oberhalb von Lavey; nachts auf dem sandigen Strande der Nordsee, lang hingestreckt an der Küste, den Blick auf die Milchstraße gerichtet; diese gewaltigen, unsterblichen, weltbildenden Träume, man trägt das All in seiner Brust, reicht zu den Sternen, ist Herr über das Unendliche. — Augenblicke gottbegnadeten Schauens, in denen wir uns groß fühlen wie das Universum und ruhig wie ein Gott! Die ganze Schöpfung ist uns untertan; von den himmlischen Sphären bis herab zu Moos und Muschel lebt sie in uns und vollendet in uns ihr ewiges Werk, wie sie muß, mit der leidenschaftlichen Glut der Liebe. — Urd von dieser Höhe ohne Horizont, ohne Grenze hinabstürzen in den schlammigen Rinnstein der Trivialität! Welcher Sturz!“ — —

Diese Gabe einer pathologischen Selbstentäußerung greift noch tiefer in AMIELs Innenleben ein und führt zu noch umfassenderen Störungen seines Persönlichkeitsbewußtseins. Sein eigenes Ich ist der Stabilität, ist der Festigkeit, ist des eigenen sicheren Bestandes beraubt und unterliegt darum allen wechselnden Einflüssen des äußeren Lebens. So vermag er sich dann weitgehend in zahllose

fremde Individualitäten hineinzufühlen und hineinzuleben:

„Wenn ich an die Intuitionen aller Art denke, die ich seit meiner Jugend gehabt habe, glaube ich, daß ich Dutzende, sogar Hunderte von Leben gelebt habe. Jede ausgesprochene Individualität findet unmittelbar ihren Widerhall in mir, oder vielmehr formt mich nach ihrem Bilde, ich brauche mich in solchem Augenblicke nur selbst zu beobachten, um solche neue Art Dasein zu begreifen. So bin ich alles schon gewesen: Mathematiker, Musiker, Mönch, Kind, Mutter usw. In diesen Zuständen absoluter Selbstentäußerung, sympathischen Einfühlens war ich selbst Tier und Pflanze. Diese Fähigkeit auf- und absteigender Metamorphose, diese Gabe, mich zu verwandeln, mich in die verschiedensten Lebewesen hineinzudenken, hat selbst meine feinfühligsten Freunde überrascht. In meine eigene Haut zu schlüpfen, ist mir immer erschienen als etwas Zufälliges, Sonderbares, Konventionelles. Ich komme mir selbst vor wie ein Zauberkasten, wie eine unpersönliche Person, ein Wesen ohne bestimmte Individualität, das nur aus Einflußmöglichkeiten und Bildungsvermögen besteht; infolgedessen kann ich mich nur schwer entschließen, die zufällige Rolle eines Staatsbürgers zu spielen, der einem bestimmten Lande, einer bestimmten Stadt angehört.“

Und ein andermal noch eindrucksvoller:

„— In mir aber leben zehn Menschen, je nach Zeit, Ort, Umgebung, Gelegenheit; ich entschlüpfe mir in unablässigem Wechsel. — Ich fühle mich als Chamäleon, als Kaleidoskop, als Proteus, als ruhendes Fluidum, in jeder Beziehung schwankend und veränderlich; infolgedessen kann ich mich nie restlos hingeben, bin immer abwesend, auch wenn ich gegenwärtig bin.“ — —

So straft dieser Mann, dem die pathologische Mitgift einer „mitfühlenden Sensitivität“, wie er es nennt — zu einer extremen Einfühlungs-, ja Identifikationsfähigkeit, zu einer ständigen Wandlung und Umgestaltung des eigenen Ichs verhilft, das GOETHE'sche Wort von der geprägten lebendigen Form, die keine Zeit und keine Kraft zerstückelt, tausendfach Lügen.

Was AMIEL ständig in immer erneuten Gestaltungen wiedererlebt: „So bin ich alles schon gewesen: Mathematiker, Musiker, Mönch, Kind, Mutter“, das ist auch anderen einfühlungsfähigen Naturen wenigstens vorübergehend in gewissen Lebensphasen, denen eine mangelnde Festigkeit des Persönlichkeitsbewußtseins eigen, begegnet. HEINRICH HEINE (1797—1856) hat in seinen Knabenjahren, wo er unter dem überwertig-suggestiven seelischen Eindruck einer so abenteuerlich-ungewöhnlichen Persönlichkeit, wie seines Großoheims SIMON DE GELDERN, stand, sich in Zuständen traumhaften Verlorenseins in seinem Wesen mit diesem identifiziert. Seine Memoiren bezeugen es, wenn auch vielleicht nicht ohne dichterische Ausschmückung:

„Dieser Großoheim hat die Einbildungskraft des Knaben außerordentlich beschäftigt. Alles, was man von ihm erzählte, machte einen unauslöschlichen Eindruck auf mein junges Gemüt, und ich versenkte mich so tief in seine Irrfahrten und Schicksale, daß mich manchmal am hellen, lichten Tage ein unheimliches Gefühl ergriff und es mir vorkam, als sei ich selbst mein seliger Großoheim und als lebte ich nur eine Fortsetzung des Lebens jenes längst Verstorbenen!

In der Nacht spiegelte sich dasselbe retrospektiv zurück in meine Träume. Mein Leben glich damals einem großen Journal, wo die obere Abteilung die Gegenwart, den Tag mit seinen Tagesberichten und Tagesdebatten enthielt, während in der unteren Abteilung die poetische Vergangenheit in fortlaufenden Nachtträumen wie eine Reihenfolge von Romanfeuilletons sich phantastisch kundgab.

In diesen Träumen identifizierte ich mich gänzlich mit meinem Großoheim und mit Grauen fühlte ich zugleich, daß ich ein anderer war und einer anderen Zeit angehörte. Da gab es Örtlichkeiten, die ich nie vorher gesehen, da gab es Verhältnisse, wovon ich früher keine Ahnung hatte, und doch wandelte ich dort mit sicherem Fuß und sicherem Verhalten. — —

Dieser wunderliche Zustand dauerte wohl ein Jahr, und obgleich ich wieder ganz zur Einheit des Selbstbewußtseins kam, blieben doch geheime Spuren in meiner Seele. Manche Idiosynkrasie, manche fatale Sympathien und Antipathien, die gar nicht zu meinem Naturell passen, ja sogar manche Handlungen, die im Widerspruch mit meiner Denkweise sind, erkläre ich mir als Nachwirkungen aus jener Traumzeit, wo ich mein eigener Großoheim war.“

Nüchterner und damit psychologisch bezeichnender, wenn auch nur auf eine ganz flüchtige Episode beschränkt, findet sich ein ähnliches Erlebnis in der autobiographischen Jugendschilderung des schon herangezogenen K. PH. MORITZ wiedergegeben. An sich scheinbar ganz belanglos, ist es in Wirklichkeit der charakteristische Ausdruck eines wesentlichen Zuges seiner abartigen Natur und schließt sich darum eng an die noch später zu gebende Charakteristik dieses eigenartigen Zeitgenossen GOETHE'S an. „Er“ ist ANTON REISER, der Deckname von MORITZ selbst:

„In dem Dorfe, wo er die erste Nacht blieb, war die Gaststube voller Bauern, die einen großen Lärm machten, so daß es ihm nicht möglich war, zu lesen; er beschäftigte sich also mit seinen Gedanken; und eine steinalte Frau, die im Lehnstuhle saß und mit dem Kopfe bebte, zog seine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Diese Frau war hier erzogen, hier geboren, hier alt geworden, hatte immer die Wände dieser Stube, den großen Ofen, die Tische, die Bänke gesehen — nun dachte er sich nach und nach in die Vorstellungen und Gedanken dieser alten Frau so sehr hinein, daß er sich selbst darüber vergaß, und wie in eine Art von wachenden Traum geriet, als ob er auch hierbleiben müßte und nicht aus der Stelle könne. — Ein solcher Traum war bei der plötzlichen Veränderung, die sein Zustand gelitten hatte, sehr natürlich — und als seine Gedanken sich sammelten, fühlte er das Vergnügen der Abwechslung, der Ausdehnung, der unbegrenzten Freiheit doppelt wieder —

er war wie von Fesseln entbunden, und die alte Frau mit bebendem Haupte war ihm wieder ein gleichgültiger Gegenstand.

Diese Art aber, sich in die Vorstellungen anderer Menschen hineinzudenken, und sich selbst darüber zu vergessen, klebte ihm von Kindheit an.“

Diese kleine Episode im Leben K. P. MORITZ' macht den Blick für psychologische Weiten frei: Was er hier erlebt, was ihm seit Kindheit anhaftet, dieses Vermögen, sich in andere Menschen hineinzuverlieren, das ist die Gabe, die bestimmten künstlerisch veranlagten Typen, die dem „geborenen“ Schauspieler eigen. Und es ist kein Zufall, sondern seelische Gesetzmäßigkeit, daß MORITZ sich jahrelang gerade zu diesem Beruf hindrängte, von ihm sich angezogen fühlte, der seiner Wesensart am meisten entgegenkam, und daß dieser Drang zum Schauspielertum die seelischen und äußeren Irrwege seiner Jugendjahre entscheidend bestimmte. Er selbst hat es einmal in einem Rückblick seines autobiographischen Werkes in richtiger Erkenntnis von diesem seinem eigenen Ich: ANTON REISER ausgesprochen:

„Er glaubte, es könnte ihm nicht fehlgehen, weil er jede Rolle tief empfand und sie in seiner eigenen Seele vollkommen darzustellen und auszuführen wußte. Ihn deuchte die Stärke, womit er seine Rolle empfand, müsse alle mit sich fortreißen und ihn sich selbst vergessen lassen.“ —

In der Tat führt der Weg, den der echte Schauspieler geht, der Seelenvorgang, vermöge dessen er zu natürlich lebenswahrer Darstellung seiner Rolle kommt, nur über dieses eigentümliche, hart an der Grenze des Pathologischen sich bewegende Hineinwachsen in die fremde Gestalt unter Aufgabe des eigentlichen Ichs. Und von geborenen Schauspielern, die ihre Rolle nicht einfach äußerlich — sei es auch noch so künstlerisch — zur Darstellung brachten, sondern sie auch wirklich tief innerlich erlebten, ist uns auch entsprechende Kunde von solcher Art seelischen Geschehens geworden. Von FRIEDRICH MITTERWURZER (1844—1897), jenem genialen, aber mit pathologischen Zügen behafteten Künstler: schwer belastet, hypersensitiv, zu religiöser Exaltation, zu Schwermutsphasen und vagabondierendem Leben neigend, hat er seinen Lebensweg durch mancherlei pathologische Hemmnisse erschwert — von ihm hat der Schauspielleiter MAX MARTERSTEIG bezeichnend berichtet:

„Es war Friedrich Mitterwurzer, der mir erzählte: „Ich versenke mich mit aller Sammlung in die darzustellende Dichtung. Wirkt sie überhaupt auf mich ein, so befällt mich bald ein eigener Zustand, in dem ich die Gestalten, namentlich aber die, welche ich darstellen möchte, leibhaft, greifbar, bestimmt in allen ihren beschriebenen und nicht beschriebenen Lebensäußerungen nicht vor mir sehe, sondern in mir. Was ich sein soll, und wie ich es sein soll, das steht in seinen wesentlichen Formen, erfüllt von seinem gesamten Gefühlsinhalt,

eigentlich mit einem Schlage vor meiner Seele. Daran merke ich auch, daß ich die Rolle spielen kann. Treten dieser Zustand und dieses Streben nicht ein, so wird gewöhnlich nie etwas aus der Rolle, alle Anstrengung des Verstandes kommt hier nicht bei. Und da ich jenen Zustand und seine Wirkung nicht erzwingen kann, so wird, falls man die Rolle von mir erzwingt, meine Leistung eine matte und unsichere sein.“ — —

Und auch für den Vorgang der Persönlichkeitsumwandlung selbst, für den Übergang in die Rolle, der bei MITTERWURZER so zielsicher vermöge einer instinktiven Selbstbeeinflussung erfolgte, vermag MARTERSTEIG eine aus unmittelbarer Beobachtung gewonnene Schilderung zu geben:

„Es war im höchsten Grade überraschend, ihn auf einer allerersten Probe, als er den Wortinhalt seiner Rolle noch gar nicht beherrschte, doch in einer hinreißend wirkenden Umwandlung zu sehen. Erscheinung und Ausdruck der fremden Wesenheit, die er darzustellen hatte, offenbarten sich wie blitzartige Intuitionen; er stand ganz unter dem Banne des Charakters.“

Dem entspricht auch jenes volle Miterleben der Rolle mit der ganzen geistigen und körperlichen Persönlichkeit und jene weitgehende Nachwirkung des Rollen-Ichs, die EUGEN GUGLIA einmal beobachten konnte, als MITTERWURZER ihm auf seine Bitte eine Szene vorspielte. Sie ist aus Wilhelm Tell, dieser erzählt seine Rettung aus der Gewalt des Landvogts:

„Bei dieser Gelegenheit sah ich auch, wie dieser Künstler durch das Spiel innerlich aufs tiefste angegriffen wird. Seine Brust atmete noch lang darnach schwer, er war bleich und zitterte. Es war nicht Erschöpfung infolge physischer Anstrengung, es war, als wäre er wirklich soeben einer Todesgefahr glücklich entronnen, hätte soeben wirklich die Hand Gottes in seinem Schicksal gefühlt.“

Noch stärker reicht über das Spiel selbst hinaus und beweist das langdauernde Verharren der ganzen Persönlichkeit in der Illusion der Rolle, was KAROLINE BAUER einmal im Zusammenspiel mit LUDWIG DEVRIENT (1784—1832), dem genialen Zechgenossen E. TH. A. HOFFMANNS, an schauspielerischer Persönlichkeitsumwandlung zu beobachten bekam. Es handelt sich um den Selbstmord DEVRIENTS in einem Trauerspiel von LUDWIG ROBERT. Sie schildert es in ihren Bühnenerinnerungen:

„— — Und erst der Todeskampf! — Das Zucken der Augenwimpern, der Schmerzenszug um den Mund, das Erlöschen der Stimme, das Beben des Körpers — dann das letzte Aufflammen des Lebenslichtes vor dem Erlöschen — alles unnennbar ergreifend und doch nichts übertrieben, kein krasses zurückstoßendes Mienenspiel — Devrient sinkt, uns mit sich niederziehend, hin — der Vorhang fällt.“

Tiefe Stille im Publikum — wie noch unter dem Eindruck des Gesehenen. Dann ertönt: „Devrient! Beschort!“ Wir wollen Devrient aufhelfen — er rührt sich nicht. Man kommt uns zu Hilfe, ich sage: „Sie werden

gerufen.' — Da schlägt er mit einem tiefen Seufzer die Augen auf und sagt leise — mit wehmütigem müdem Lächeln: ‚Ich dachte, ich sei wirklich gestorben!‘ — und geht mit wankenden Schritten von der Bühne. So hatte er sich in seine Aufgabe hineingespielt, hineingelebt.“ — —

Freilich ist es mit diesem Sichverlieren in der Rolle allein nicht getan. Die Grundlagen des schauspielerischen Künstlertums sind komplizierter, und insbesondere ist eine bewußt kontrollierende und regulierende seelische Kraft ständig beim schauspielerischen Akt mit am Werke. Ein denkender Künstler, FRIEDRICH KAYSSLER, hat es in den Ergebnissen psychologischer Ergründung seiner eigenen künstlerischen Tätigkeit klar zum Ausdruck gebracht:

„Mir scheint die Grundlage aller reinen und ehrlichen Schauspielkunst zu sein, das völlige Vergessen seiner selbst, das von allen persönlichen Zusammenhängen Losgerissensein und Freischwebenkönnen im unendlichen Raume des Kunstwerks. Trotzdem gibt es selbst in dem seiner Rolle völlig hingeebenen Schauspieler über der völligsten Konzentration immer noch ein winziges waches Auge im Gehirn, einen auf der Grenze zwischen Bewußtem und Unbewußtem mit souveräner Sicherheit balancierenden kleinen Willen, in den der spielende Künstler selbst sich verwandelt hat, der jedes Wort, jede Bewegung des in der Rolle befangenen, gleichsam schlafwandelnden Menschen peinlich überwacht, der das Maß des Ausdrucks bestimmt, das Stimmaterial ökonomisch verteilt, kurz, einen Beherrscher der Situation. Es ist also etwas da, was nicht mitspielt, was nicht aufgegangen ist in der Rolle, ein Rest wachen Gehirns. Dieses winzige wache Etwas muß seine tausendfältigen Funktionen an der Grenze des Bewußtseins erfüllen, ohne im geringsten den somnambulen Zustand des Spielenden zu stören. Sich selbst vergessen heißt natürlich nicht: Sich selbst aufgeben, aufhören selbst zu sein. Im Gegenteil. Das in die Rolle Hineinkriechen, wovon oft gesprochen wird, ist ein ganz falscher Ausdruck. Ich möchte eher sagen: Sich selbst an die Rolle hingeben, sich selbst an die Rolle verschenken, sich in ihr verschwenden. Das drückt eher den Vorgang aus und das Gefühl, das der Schauspieler dabei hat . . .

Der Schauspieler unterbricht sein Leben, wenn er spielt, denn er hat sein Leben vergessen. Dies klingt wie ein Widerspruch, geht aber so zu: Der Schauspieler versetzt sich selbst in einen Zustand, in dem sein Bewußtsein für das Leben erlischt, dafür aber ein anders geartetes, künstlerisch aufgeklärtes Bewußtsein erwacht, das Bewußtsein der menschlichen Traumgestalt, die er darstellen will, und als dieser Traumensch handelt er nun im wahrsten Sinne bewußt, d. h. mit der Ökonomie des Künstlers; dieselbe Figur im Leben würde (natürlich auch Bewußtsein von sich haben, aber sie würde nicht wissen, wie man's macht, sie würde) unbewußt, unwillkürlich handeln, weil sie lebt; der Schauspieler spielt sie, d. h. er handelt außer sich, frei, bewußt, willkürlich.“

Dieses eigenartige Doppelbewußtsein, dieser Gegensatz von Spiel und Leben, von wirklichem und gespieltem Ich, von echter und

Rollen-Existenz, von bewußter Schauspielerei und vollem Aufgegangensein, beschränkt sich durchaus nicht auf die Kunstausübung des Menschendarstellers. Wir werden ihm später noch einmal — freilich in abwegigeren, dem Pathologischen näher gerückten — Erscheinungsformen begegnen.

VI.

Visionäre und phantastische Veranlagungen.

„— — Dieser Übergang geschah hauptsächlich durch eine Eigenheit des Verfassers, die sogar das Selbstgespräch zum Zwiegespräch umbildete.

Gewöhnt, am liebsten seine Zeit in Gesellschaft zuzubringen, verwandelte er auch das einsame Denken zur geselligen Unterhaltung, und zwar auf folgende Weise. Er pflegte nämlich, wenn er sich allein sah, irgendeine Person seiner Bekanntschaft im Geiste zu sich zu rufen. Er bat sie, niederzuzsitzen, ging an ihr auf und ab, blieb vor ihr stehen und verhandelte mit ihr den Gegenstand, der ihm eben im Sinne lag. Hierauf antwortete sie gelegentlich oder gab durch die gewöhnliche Mimik ihr Zu- oder Abstimmen zu erkennen; wie denn jeder Mensch hierin etwas eigenes hat. Sodann fuhr der Sprechende fort, dasjenige, was dem Gaste zu gefallen schien, weiter auszuführen, oder was derselbe mißbilligte, zu bedingen, näher zu bestimmen, und gab auch wohl zuletzt seine These gefällig auf. Das Wunderlichste war dabei, daß er niemals Personen seiner näheren Bekanntschaft wählte, sondern solche, die er nur selten sah, ja mehrere, die weit in der Welt entfernt lebten und mit denen er nur in einem vorübergehenden Verhältnis gestanden. — Höchst wunderbar würde es jedoch Menschen vorgekommen sein, wenn sie hätten erfahren können, wie oft sie zu dieser ideellen Unterhaltung berufen wurden, da sich manche zu einer wirklichen wohl schwerlich eingefunden hätten.“

Diese Schilderung GOETHE'S, von seiner eigenen Art zu reflektieren, läßt die sinnliche Lebhaftigkeit seines Vorstellungsvermögens erkennen, die selbst das stille Denken bildhaft auszugestalten und zu beleben vermochte. Die gleiche Begabung tritt auch unter anderen Bedingungen und in anderer Form bei ihm zutage. So in jenem mit den Augen des Geistes, nicht des Leibes geschauten visionären Gebilde des eigenen Ichs, das den von depressivem Affekt Beladenen beim Abschied von Sesenheim überfiel und ihm innere Beruhigung brachte:

„Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, standen ihr die Tränen in den Augen, und mir war sehr übel zumute. Nun ritt ich auf dem Fußpfade gegen Drusenheim, und da überfiel mich eine der sonderbarsten Ahnungen. Ich sah nämlich nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes, mich mir selbst, denselben Weg zu Pferde wieder

entgegenkommen, und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen: Es war hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus diesem Traum aufschüttelte, war die Gestalt ganz hinweg. Sonderbar ist es jedoch, daß ich nach acht Jahren in dem Kleide, das mir geträumt hatte, und das ich nicht aus Wahl, sondern aus Zufall gerade trug, mich auf demselben Wege fand, um Friederiken noch einmal zu besuchen. Es mag sich übrigens mit diesen Dingen, wie es will, verhalten, das wunderliche Trugbild gab mir in jenen Augenblicken des Scheidens eine Beruhigung.“

Und noch ein drittes Mal kehrt — in wieder anderer Form — die gleiche Fähigkeit bei GOETHE wieder. Sie gibt den bloß vorgestellten Objekten den Charakter wirklicher, sinnlich deutlicher Wahrnehmungen, deren Veränderungen sich sogar zum Teil vom Willen unabhängig erweisen:

„Ich hatte die Gabe, wenn ich die Augen schloß und mit niedergesenktem Haupte mir in die Mitte des Sehorgans eine Blume dachte, so verharrte sie nicht einen Augenblick in ihrer ersten Gestalt, sondern sie legte sich auseinander, und aus ihrem Innern entfalteten sich wieder neue Blumen aus farbigen, auch wohl grünen Blättern; es waren keine natürlichen Blumen, sondern phantastische, jedoch regelmäßig wie die Rosetten der Bildhauer. Es war unmöglich, die hervorsprossende Schöpfung zu fixieren, hingegen dauerte sie so lange als mir beliebte, ermattete nicht und verstärkte sich nicht. Dasselbe konnte ich hervorbringen, wenn ich mir den Zierrat einer buntgemalten Scheibe dachte, welcher dann ebenfalls aus der Mitte gegen die Peripherie sich immerfort veränderte, völlig wie die in unseren Tagen erst erfundenen Kaleidосkope.“

Die Erklärung, die GOETHE von dem Gebilde gibt: „Hier ist die Erscheinung des Nachbildes, Gedächtnis, produktive Einbildungskraft, Begriff und Idee, alles auf einmal im Spiel“, zieht verschiedenartige psychische Elemente heran, erkennt aber jedenfalls der Lebhaftigkeit des Erinnerungs- und Vorstellungsvermögens einen gebührenden Anteil zu.

Verschiedene Belegstücke ähnlicher Art, die eine sinnliche Lebhaftigkeit des Vorstellens erweisen, hat auch GRILLPARZER hinterlassen:

„Heute ist mir etwas Wunderliches geschehen: Ich habe im Gehen geträumt. Ich war früh aufgestanden, hatte Wasser aus dem Sauerbrunnen getrunken, gebadet, darauf wieder einen Becher Wasser getrunken und ging im Garten spazieren. Da kam ich auf einmal in einen bisher unbetretenen Teil desselben. Er war so schön, die Baumpartien so reizend, daß ich mich nicht genug wundern konnte, ihn früher nie bemerkt zu haben. Nur waren leider keine Bänke da, indes alles mich einlud, mich niederzusetzen. Meine Aufgabe war, noch einen Becher Wasser zu trinken, ich kehrte daher um, mit dem festen Vorsatz, den Platz gleich nach dem Trinken wieder aufzusuchen. Es geschah, ich hatte mir den Weg durch eine früher oft betretene kurze Allee von kleinen Bäumen gemerkt, die Gartenpartie war aber nicht mehr aufzufinden, denn — sie hatte nie existiert. Daß nun dieser Traum — denn für das muß ich es halten — im Gehen

sich ergab, ist das Wunderliche. Sonst ist mir eine Art Träumen oder Entstehen von unwillkürlichen Bildern, besonders abends, vom Lesen ermüdet, nichts Seltenes. Aber im Gehen und mit dieser die Wirklichkeit lügenden Stärke ist es mir noch nie vorgekommen.“

Und wie die sinnlich lebhafte Vorstellungskraft GRILLPARZER mit wirklichkeitslügender Stärke eine nicht existierende Wahrnehmungswelt vortäuscht, so verfälscht sie ihm auch mit gleicher Lebhaftigkeit und Deutlichkeit gelegentlich die tatsächlich bestehende:

„Nur eine physiologische Erscheinung muß ich als merkwürdig anführen. Er (Devrient) gab den Franz Moor im Theater an der Wien, und ich befand mich in einer der ersten Seitenlogen. Er und alle anderen gaben mir bei meinem höchst schwachen Gesicht nur ziemlich nebelhafte Bilder. Da, bei der Szene, wo der Vater ohnmächtig hinsinkt und der Sohn, weil er ihn tot glaubt, das Gesicht mit teuflischer Freude emporhebt, fuhr ich zurück, weil ich glaubte, Devrient springe in die Loge hinein, so bis ins einzelne sah ich plötzlich jeden seiner Züge und die Deutlichkeit des Sehens verkehrte sich ins Gefühl der Annäherung.“

Ist es ein Zufall, daß solche Züge einer sinnlich gesteigerten Vorstellungsgabe sich vielfältig gerade bei ausgesprochen dichterisch Begabten, wie GOETHE und GRILLPARZER, aufdrängen? Wir halten weiter Umschau:

„Eines dünkt mich ganz besonders merkwürdig. Durch energische Vergegenwärtigung eines Vorgangs, durch langes wiederholtes Hinblicken darauf, gelang es ihm, eine Szene plastisch, völlig bildmäßig zu sehen und die entscheidenden Linien, Züge und Farben gleichsam abzulesen. — —“

So berichtet ADOLF FREY, der Freund und Biograph CONRAD FERDINAND MEYERS, des Schweizer Dichters (1825—1898), von dessen plastischer Vorstellungskraft. Und aus EMIL ZOLAs eigenem Munde erhalten wir als Antwort auf eine entsprechende Umfrage von SAINT PAUL folgende noch eindrucksvollere Darlegung dieser besonderen Begabung:

„Mein Gedächtnis ist seit meiner Kindheit wie ein Schwamm, der sich vollsaugt und sich dann wieder auspressen läßt. Wenn ich die Dinge, die ich einmal gesehen habe, in dieser oder jener Form, in ihren Umrissen, Eigenheiten, Farben, Geruch- und Schalleindrücken wieder hervorrufe, so ist es immer eine ganz außerordentliche ‚Materialisation‘; die Sonne, die mir scheint, blendet mich, die Gerüche ersticken mich, die kleinen unzähligen Einzelheiten stürmen förmlich auf mich ein und verhindern mich, das Ensemble im Auge zu behalten, und es erfordert deshalb eine gewisse Zeit, alles dieses wieder zu gewinnen; dann kommen auch die großen Züge zur Geltung. — Die Möglichkeit, solche Bilder hervorzurufen, ist nicht stets vorhanden, diese selbst sind scharf und ungemein lebhaft, verblassen aber bald und verschwinden ganz.“

Um nun auch noch einen Mitlebenden zu Worte kommen zu lassen, so hören wir von GUSTAV FRENSEN, dem holsteinschen Romandichter:

„Wenn ich nun von mir reden darf, ich erlebe es anders. Ich gehe eines Tages über die Heide — einerlei ob wirklich oder in Gedanken — ein trüber Tag, Regen und Westwind, in der Ferne Gehöfte und Nebel. Oder ich gehe den Deich entlang, der unsere Gemeinde gegen die See schützt; dann kommt es: es erscheinen wie in der Ferne in dieser Landschaft die Gestalten von Männern und Frauen, erst einzeln, dann mehrere, undeutlich, in Nebel zurücktretend und wieder hervorkommend. Sie haben Gesichter ohne Bewegung und Ausdruck. Der Gang ist schwer, als hätten sie alte rostige Eisenschienen an den Beinen. Und dennoch kann man von diesen Erscheinungen, die da so gleichgültig und faul im Nebel gehen, die Augen und Gedanken nicht abwenden.“

So stoßen wir bei den verschiedensten dichterischen Gestaltern — die Zeugnisse ließen sich spielend vermehren — immer wieder auf dieses halluzinatorisch erhöhte, visionär verstärkte Vorstellen, auf die abnorm ausgeprägte Gabe der „Materialisierung“, der sinnlichen Realisierung des nur dem Geiste Vorschwebenden. Wir ahnen hier innere Zusammenhänge, und FRENSENS Fesselung von Augen und Sinn durch jene im Nebel schreitenden Gestalten deutet uns auch die Richtung an, in der wir suchen müssen: Es ist die Gabe der bildhaft gestaltenden Einbildungskraft, der visionären Phantasie, die dem dichterischen Schaffen hilfreich zur Seite tritt.

Wie nahe im übrigen dieses Phänomen dem Pathologischen steht, wie hart es sich an die Trugwahrnehmungen des kranken Halluzinanten herandrängt, darüber belehrt uns am beweiskräftigsten jener abnorm veranlagte Dichter, dem beide seelische Erlebnisformen nicht fremd waren, der zu schweren Nervenstörungen neigende GUSTAVE FLAUBERT. Er weiß die von ihm selbst so stark betonten Unterschiede zwischen „poetischer“ und pathologischer Vision nicht sowohl auf Graddifferenzen der sinnlichen Deutlichkeit als nur auf Verschiedenheiten der Gefühlsbegleiterscheinungen zurückzuführen. HIPPOLYTE TAINÉ, der Philosoph, gibt die bezeichnende Mitteilung wieder:

„Über diesen Gegenstand schreibt mir Flaubert: ‚Vergleichen Sie nicht die innere Vision des Künstlers mit der des wirklichen Halluzinärs. Ich kenne beide Zustände vollkommen; ein Abgrund gähnt dazwischen. Die wirkliche Halluzination ist stets mit Schreck verbunden. Sie fühlen, daß Ihr Ich Ihnen entschlüpft; man glaubt, man müsse sterben. In der poetischen Vision dagegen ist Freude; es strömt etwas in Sie hinein. Nicht minder wahr ist, daß man nicht mehr weiß, wo man ist.‘ Er sagt ferner: ‚Oftmals kommt diese Vision langsam, ein Teil nach dem andern, gleich den verschiedenen Teilen einer Dekoration, die man aufbaut; aber oft ist sie auch plötzlich da, flüchtig wie die Halluzination beim Einschlafen. Es erscheint Ihnen etwas vor den Augen, und da heißt es, eifrig hinterher sein.‘ — —“

Bis zu welchem Ausmaß diese visionäre Phantasie exzedieren, wie sie dem von ihren Gebilden Befallenen geradezu das Bild der

Wirklichkeit verdecken und verdrängen kann, das hat in ungewöhnlichen Erlebnisformen eine nach dieser Richtung besonders veranlagte Natur erfahren. JOH. HEINRICH ZSCHOKKE (1771—1848), der vielseitige Schweizer Schriftsteller, der Verfasser der rationalistisch durchtränkten „Stunden der Andacht“ verrät es in seiner „Selbstschau“ mit vorerst richtiger (später allerdings abergläubisch-mystisch verfälschter) psychologischer Ausdeutung:

Es begegnete mir zuweilen beim ersten Zusammentreffen mit einer unbekanntem Person, wenn ich schweigend ihre Rede hörte, daß dann ihr bisheriges Leben mit vielen kleinen Einzelheiten darin (Kleidung, Bewegung der handelnden Personen, Zimmer, Geräte usw.) oft nur diese oder jene Szene traumhaft und doch klar an mir vorüberging, ganz unwillkürlich, in wenig Minuten. Währenddem ist mir gewöhnlich, als wäre ich in das Bild des fremden Lebens so völlig versunken, daß ich zuletzt weder das Gesicht des Unbekannten deutlich mehr wahrnehme, obgleich ich es, wenn auch vergeblich, anblicke, noch seine Stimme deutlich mehr vernehme, die ich doch anfangs als einen Kommentar zu dem Texte seiner Physiognomie benutzte. Lange Zeit war ich geneigt, diese verschwindenden Visionen als ein Spiel meiner Phantasie zu betrachten, um so mehr, als mein Traumgesicht mir die Kleidung und die Bewegung des Handelnden, das Aussehen der Zimmer, die Ausstattung und andere Nebendinge des Schauplatzes vorführte.“ — —

Diese visionäre Begabung steht zumeist nicht allein beim dichterischen Bildner. Sie pflegt sich mit noch anderen ungewöhnlichen psychischen Erscheinungen zu verknüpfen. Wiederum ist es gerade FLAUBERT, der diese Verbindung in weitgehendem Maße erfährt: Zur visionären Kraft der Phantasie gesellt sich bei ihm die besondere Fähigkeit, ihre Schöpfungen mit voller Realität zu erleben. Die Gestalten seiner Einbildungskraft gewinnen nicht nur sinnliche, plastische Anschaulichkeit, sondern volles wirkliches Leben. Sie wirken so lebendig auf ihn ein, daß er mit ihnen lebt, ihr Sein bis in die körperlichen Folgen und Wirkungen hinein mitbegleitet und empfindet. Auch hier bietet sich wieder TAINE als Kronzeuge dar:

„Die Gestalten meiner Einbildungskraft — schreibt mir der größte Hellscher unter unseren heutigen Novellisten — affizieren mich, verfolgen mich, oder vielmehr ich bin es, der in ihnen lebt. Als ich beschrieb, wie Emma Bovary vergiftet wird, hatte ich einen so deutlichen Arsenikgeschmack auf der Zunge, war ich so richtig vergiftet, daß ich Schlag auf Schlag zwei Magenverstimmungen mir zuzog, zwei sehr reelle Indigestionen, denn ich habe mein ganzes Diner wieder ausgebrochen.“ —

Und noch viel unmittelbarer und eindrucksvoller — weil mitten aus der Arbeit heraus — bringt FLAUBERT in einem Briefe an die Geliebte, LUISE COLET, zum Ausdruck, wie sehr er in seinen visionären Phantasiegebilden lebt und sie in ihm leben:

„Ich muß Dich lieben, um Dir heut abend zu schreiben, denn ich bin erschöpft, ich trage einen eisernen Helm auf dem Schädel; seit 2 Uhr nachmittags (abgesehen von beinahe 25 Minuten zum Essen) schreibe ich an der Bovary, ich bin bei ihrem Spazierritt mitten drin; man schwitzt und hat eine trockene Kehle. Dies ist einer der seltenen Tage meines Lebens, die ich völlig in der Illusion verbracht habe, von einem Ende bis zum andern. Vorhin, um sechs, als ich das Wort Nervenfall schrieb, schrie ich so laut und fühlte so tief, was meine Kleine empfand, daß ich selber fürchtete, einen zu bekommen; ich bin vom Tisch aufgestanden und habe das Fenster aufgemacht, um mich zu beruhigen; mir dreht sich der Kopf; jetzt habe ich starke Schmerzen in den Knien, im Rücken und im Kopf, eine Art Müdigkeit, voller Kraftlosigkeit.“

Ähnliches ist uns auch von so manchem andern Geistesverwandten übermittelt. VARNHAGEN VON ENSE, der so vieles gehört hat, hat auch dies gehört und notiert:

„General von Pfuel erzählte mir, Heinrich v. Kleist sei in Dresden einmal ganz verstört zu ihm ins Zimmer getreten, leichenblaß und schmerzlich aussehend, und auf die erschrockene Anfrage, was ihm sei? habe er mit tiefem Seufzer erwidert: ‚Jetzt ist sie tot‘, wobei ihm die Tränen über die Wangen flossen. Es bedurfte langen Zuredens, eh' er sich beruhigte. Die Tote war aber seine Amazonenkönigin Penthesilea, die er eben hatte sterben lassen. So ernst waren ihm seine dichterischen Gestalten, so innig lebete er mit ihnen.“

Diese Verbindung von visionär gesteigerter Einbildungskraft und weitgehendster innerer Miterlebensfähigkeit beim dichterisch Schaffenden hat sich psychologischen und sonstigen Beobachtern dieser schöpferisch veranlagten Naturen immer wieder aufgedrängt und sie fordert allenthalben da grundlegende Beachtung, wo der Psychologie der dichterischen Produktion nachzugehen ist. Hier, wo es nur auf die Beziehungen zum Pathologischen ankommt, genügt die eine grundsätzliche Feststellung, an der man nicht vorbei kann: daß eine psychische Erscheinung zwar dem Pathologischen nahe verwandt sein und doch zu den menschlich hochwertigsten Phänomenen gehören kann. —

„Schon in der frühesten Zeit war die Phantasie außerordentlich stark in mir. Wenn ich des Abends zu Bett gebracht wurde, so fingen die Balken über mir zu kriechen an, aus allen Ecken und Winkeln des Zimmers glotzten Fratzensgesichter hervor, und das Vertrauteste, ein Stock, auf dem ich selbst zu reiten pflegte, der Tischfuß, ja die eigne Bettdecke mit ihren Blumen und Figuren wurden mir fremd und jagten mir Schrecken ein. — Aber auch am Tage war die Phantasie ungewöhnlich und vielleicht krankhaft rege in mir; häßliche Menschen z. B., über die mein Bruder lachte und die er nachäffte, erfüllten mich mit Grauen. Ich konnte keinen Knochen sehen und begrub auch den kleinsten, der sich in unserem Gärtchen entdecken ließ, ja ich merzte später in Susannes Schule das Wort Rippe mit den Nägeln aus meinem Katechismus aus, weil es mir den

eklen Gegenstand, den es bezeichnete, immer so lebhaft vergegenwärtigte, als ob er selbst in widerwärtiger Modergestalt vor mir läge. Dagegen war mir aber auch ein Rosenblatt, das der Wind mir über den Zaun zuwehte, so viel und mehr wie anderen die Rose selbst, und Wörter wie Tulpe und Lilie, wie Kirsche und Aprikose, wie Apfel und Birne, versetzten mich unmittelbar in Frühling, Sommer und Herbst hinein, so daß ich die Fibelstücke, in denen sie vorkamen, vor allem gern laut buchstabierte und mich jedesmal ärgerte, wenn die Reihe mich nicht traf.“

Diese Kindheitserinnerungen FRIEDRICH HEBBELS lassen uns die Brücke sehen, die von den visionären zu den Phantasiebegabungen führt. Und sie belehren uns zugleich eindringlich über die abnormen Kräfte, die eine ins Krankhafte gesteigerte Einbildungskraft im seelischen Leben zu entfalten vermag: wie sie den vertrautesten Sinneseindrücken künstlich fremdartiges Leben, den unbestimmten unruhig-verzerrte Bewegung verleiht und wie sie mit einem Zauberworte ganze Bilder voll ausgemalt vor die Seele stellt. Mit solcher Gewalt beherrscht sie, wo sie mitspielt, alles Geistesleben.

Eine solche bis zu halluzinatorischer Lebhaftigkeit sich erhebende, übererregbare und -bewegliche Phantasie gibt dem eigenartigen Menschen und Dichter E. TH. A. HOFFMANN (1776—1822) das charakteristische Gepräge, durchsetzt seine Art zu sehen und denken und drückt seiner Kunst den besonderen Stempel des Phantastischen auf. Bezeichnend kommt dieser Wesenszug und seine Ausstrahlungen auch in dem Bilde zum Ausdruck, das HOFFMANNS langjähriger vertrautester Freund I. E. HITZIG, der Kriminalist, nach des Dichters Tode mit charakteristischen, wenn auch teilweise anekdotenhaften Strichen, entworfen hat:

„Schauergestalten aller Art, wenn er sie schrieb, sah er sie wirklich um sich und deshalb, wenn er in der Nacht arbeitete, weckte er die schon schlafende Frau, die, ihn kennend und liebend, willig das Bett verließ, sich ankleidete, mit dem Strickstrumpf an seinen Schreibtisch setzte, und ihm Gesellschaft leistete, bis er fertig war. Daher das so ergreifend Wahre seiner Schilderungen in dieser Gattung, wie es denn überhaupt wohl wenige Dichter gegeben haben mag, die mehr identisch mit ihren Werken gewesen, als Hoffmann mit den seinigen.

Nicht nur, wenn er schrieb, sondern mitten im unschuldigsten Gespräch am Abendtisch, beim Glase Wein oder Punsch, sah er nicht selten Gespenster, und mehr als einmal, wenn ich erzählte, unterbrach er mich mit den Worten: „Entschuldigen Sie, Teuerster, daß ich in die Rede falle. Aber bemerken Sie denn nicht dort in der Ecke rechter Hand den kleinen Knirps, wie er sich unter den Dielen hervorhaspelt? Sehen Sie doch, was der Teufelskerl für Kapriolen macht! — Sehen Sie — sehen Sie — jetzt ist er weg! O genieren Sie sich doch nicht, liebenswürdiger Däumling, bleiben Sie gefälligst bei uns — hören Sie unseren überaus gemütlichen Gesprächen gütigst zu — Sie glauben gar nicht, was uns Ihre höchst angenehme Gesellschaft für Freude machen würde! — Ach, da sind sie ja wieder!

— Wäre es Ihnen nicht gefällig, etwas näherzutreten? — Comment? — (hier trat ein heftiges Muskelspiel des Gesichts hinzu) — ‚Sie belieben was Weniges zu genießen? — Was belieben Sie doch zu sagen? — Wie? — Sie gehen ab? — Gehorsamer Diener‘ usw.

Indem er solch kauderwelsches Zeug, mit stieren Augen nach der Ecke gerichtet, woher die Vision kam, sprach, fuhr er dann schnell, sich gegen mich wendend, wieder auf, und bat ganz ruhig, fortzufahren. Wurde er nun von mir oder einem andern Anwesenden ausgelacht, oder gar einen Narren oder Hans Dampf gescholten, so versicherte er mit der ernstesten Miene und bei in Falten gezogener Stirn: Daß man nur glauben solle, wie das gar kein Spaß gewesen sei, indem er die beschriebenen Gestalten mit leibhaftigen Augen gesehen, was ihn übrigens gar nicht geniere und sehr oft passiere. War seine Frau zugegen, so rief er sie zur Bekräftigung des Gesagten wohl noch mit den Worten auf: ‚Nicht wahr, Mischa?‘, worauf diese dann lächelnd und kopfnickend einstimmt.“

Es bedarf ganz gewiß nicht der Zuhilfenahme echter Halluzinationen, der psychotischen Gefolgschaft lange fortgesetzten Alkoholenusses — dem HOFFMANN ja auch nach HRTZIGs Schilderung zuneigte —, um derlei Vorfällen psychologisch gerecht zu werden. Die spielerische Art, wie der Dichter mit diesen Gebilden verkehrte, legt ihre Deutung als bloße visionäre Phantasiegebilde näher.

Auch für HOFFMANNs besondere Art, alles phantastisch zu erleben, das Erlebte im eigenen Geist phantastisch umzusetzen und in der Dichtung phantastisch wiederzugeben, vermag HRTZIG ein an sich belangloses, nichtsdestoweniger aber sprechendes Beispiel zu erbringen:

„Kurz, ehe er Klein Zaches schrieb, war zwischen dem Herausgeber und ihm das Gespräch auf das Chinesische gekommen. Hoffmann hatte nicht den mindesten Begriff, weder von den Schriftzeichen, noch von dem Klange der Sprache, und der Freund forderte ihn darum auf, ihn einmal zu dem in England und Deutschland vielgekannten, wackeren Gelehrten Antonio Montucci, mit welchem er in literarischem Verkehr stand, zu begleiten. Der kleine, behende, überaus bewegliche Italiener fügte sich willig in das Verlangen, die ersten Begriffe des Chinesischen zu erläutern, und stieg, dadurch veranlaßt, mit freundlicher Raschheit eine in seinem Studierzimmer stehende Leiter mehrere Male auf und nieder, um Bücher, welche nahe an der Decke standen, von dem Schranke herunterzuholen, demonstrierte daraus den Freunden vor, und schloß am Ende, weil Hoffmann hauptsächlich den Klang des Chinesischen zu hören wünschte, mit der Vorlesung eines chinesischen Gedichts, unter scharfer Betonung der Silben ing, ang, ong, wie sie in dieser Sprache häufig vorkommen.

Wer nicht eben ein Hoffmann, würde nun in dieser Szene nichts Außerordentliches gefunden haben; auf ihn hatte sie einen nicht zu beschreibenden Eindruck gemacht. Kaum vor die Türe gelangt, erzählte er seinem Begleiter, daß der kleine Mann auf der Bücherleiter ihm wie ein Hexenmeister, die Schnelligkeit des Auf- und Absteigens wie eine überirdische Bewegung, der Ton des Chinesischen, den er auf das possierlichste nachahmte, wie aus einer fremden Welt erschienen wäre, er konnte sich nicht sättigen an dem Nachgenuß des Auftritts, und gewiß

(obgleich er sich gegen den Herausgeber nicht darüber ausgesprochen) hat nichts anderes den Keim zu der Gestalt des Prosper Albanus, wie er im Klein Zaches mit seltener Behendigkeit die vom Plafond herabrollende Zedertreppe auf und ab hüpfte und Folianten herunterholt, in seine Seele gelegt. So sah er alles ganz auf seine Weise, „erschaute es wirklich mit seinen Augen lebendig“, wie er es in den Serapionsbrüdern von dem Erzähler unerlässlich fordert, und konnte es eben darum auch wiedergeben, wie nicht leicht ein anderer außer ihm. Hätte ihn ein anderer Kardinal von Este gefragt: Aber Meister Theodor, wo habt ihr all das tolle Zeug her? — wahrlich, er hätte nichts anderes antworten können, als: Ich habe es so gesehen, und mir ist es gar nicht so toll vorgekommen.“

Krankhaftes Überwuchern der Phantasie im ganzen seelischen Leben, abnorme Beherrschung der Persönlichkeit — ihres Innenlebens wie ihrer äußeren Lebensführung — durch die Einbildungskraft bildet den Kern im Charakterbild jenes merkwürdigen Menschen, von dem bisher nur einzelne Seiten im Lichte seiner Selbstbiographie betrachtet werden konnten, dessen Wesensart aber gerade von da her ihre schärfste Beleuchtung erfährt. Es ist KARL PHILIPP MORITZ (1757—1793), der „reine, treffliche Mann“, dessen GOETHE in seiner italienischen Reise gedenkt und den er in Rom seines Verkehrs würdigte. Der Typus eines pathologischen Phantasten, vielfach sich widerspiegelnd in allen den seelischen Verirrungen, in allen den abenteuerlichen Lebensgestaltungen, von denen das ihn selbst wiedergebende Lebensbild des ANTON REISER anschaulich, wenn auch etwas nüchtern, zu erzählen weiß.

Ins Seelenleben des Knaben drängt sich die überlebhaftige Einbildungskraft weit stärker hinein, als dem natürlichen Wesen dieses Lebensalters entspricht. Von allen Seiten greift sein phantastischer Hang die Anregungen auf, allenthalben ist er zu phantastischen Spielereien und Träumereien geneigt. So sitzt er etwa einmal mit dem Buch in der Hand in der Allee, und da geschieht es bald, daß er

— — — „nicht nur auf der Bank in P., sondern auf irgendeiner Insel mit hohen Schlössern und Türmen oder mitten im wilden Kriegsgetümmel sich befand.

Mit einer Art von wehmütiger Freude las er nun, wenn Helden fielen, es schmerzte ihn zwar, aber doch deuchte ihm, sie mußten fallen.

Ein Fleck voll hochgewachsener Nesseln oder Disteln waren ihm so viele feindliche Köpfe, unter denen er manchmal grausam wütete, und sie mit seinem Stabe einen nach dem andern herunterhieb.

Wenn er auf der Wiese ging, so machte er eine Scheidung, und ließ in seinen Gedanken zwei Heere gelber oder weißer Blumen gegeneinander anrücken. Den größten unter ihnen gab er Namen von seinen Helden, und eine benannte er auch wohl von sich selber. Dann stellte er eine Art von blindem Fatum vor, und mit zugemachten Augen hieb er mit seinem Stabe, wohin er traf.

Wenn er dann seine Augen wieder öffnete, so sah er die schreckliche Zerstörung, hier lag ein Held und dort einer auf den Boden hingestreckt,

und oft erblickte er mit einer sonderbaren wehmütigen und doch angenehmen Empfindung sich selbst unter den Gefallenen.

Er betrauerte dann eine Weile seine Helden, und verließ das fürchterliche Schlachtfeld. Zu Hause, nicht weit von der Wohnung seiner Eltern, war ein Kirchhof, auf welchem er eine ganze Generation von Blumen und Pflanzen mit eisernem Zepter beherrschte und keinen Tag hingehen ließ, wo er nicht mit ihnen eine Art Musterung hielt.

Als er von P. wieder nach Hause gereist war, schnitzte er sich alle Helden aus dem Telemach von Papier, bemalte sie nach den Kupferstichen mit Helm und Panzer, und ließ sie einige Tage in Schlachtordnung stehen, bis er endlich ihr Schicksal entschied, und mit grausamen Messerhieben unter ihnen wütete.

Wenn er Fliegen mit der Klappe totschiß, so tat er dies mit einer Art von Feierlichkeit, indem er einer jeden mit einem Stück Messing, das er in der Hand hatte, vorher die Totenglocke läutete. — Die Erzählung von der Insel Felsenburg tat auf Anton eine sehr starke Wirkung, denn nun gingen eine Zeitlang seine Ideen auf nichts Geringeres, als einmal eine große Rolle in der Welt zu spielen, und erst einen kleinen, dann immer größeren Zirkel von Menschen um sich her zu ziehen, von welchen er der Mittelpunkt wäre: Dies erstreckte sich immer weiter, und seine ausschweifende Einbildungskraft ließ ihn endlich sogar Tiere, Pflanzen und leblose Kreaturen, kurz, alles, was ihn umgab, mit in die Sphäre seines Daseins hineinziehen, und alles mußte sich um ihn, als den einzigen Mittelpunkt, umherbewegen, bis ihm schwindelte.

So machte seine Einbildungskraft die meisten Leiden und Freuden seiner Kindheit. Wie oft, wenn er an einem trüben Tage bis zum Überdruß und Ekel in der Stube eingesperrt war, und etwa ein Sonnenstrahl durch eine Fensterscheibe fiel, erwachten auf einmal in ihm Vorstellungen vom Paradiese, vom Elysium, oder von der Insel der Kalypso, die ihn ganze Stunden lang entzückten.“

Später in der Fremde trägt ihn in der Trostlosigkeit der Lehre die stets bereite, überleicht ansprechbare, überlebhaftige Einbildungskraft hilfreich über die triste Wirklichkeit hinweg:

„Er wurde zu den niedrigsten Beschäftigungen gebraucht; er mußte Holz spalten, Wasser tragen, und die Werkstatt auskehren.

Seine Phantasie aber, womit er sich alles dies ausmalte, kam ihm auch sehr dabei zustatten. — Oft war ihm die geräumige Werkstatt, mit ihren schwarzen Wänden und dem schauerlichen Dunkel, das des Abends und Morgens nur durch den Schimmer einiger Lampen erhellt wurde, ein Tempel, worin er diente.

Des Morgens zündete er unter den großen Kesseln das heilige belebende Feuer an, wodurch nun den Tag über alles in Arbeit und Tätigkeit erhalten und so vieler Hände beschäftigt wurden.

Er betrachtete dann dies Geschäft, wie eine Art von Amt, dem er in seinen Augen eine gewisse Würde erteilte.“

Äußere Eindrücke regen ANTONS stets geschäftige Phantasie zu immer erneuten Gestaltungen an. Das eindrucksvolle Erlebnis der kirchlichen Tätigkeit eines Pfarrers genügt, um ihn sich in dessen Rolle hineinphantasieren zu lassen:

„Er konnte sich nichts Erhabeneres und Reizenderes denken, als, wie der Pastor P . . . , öffentlich vor dem Volke reden zu dürfen, und alsdann, so wie er, manchmal gar die Stadt mit Namen anzureden — dies letzte hatte insbesondere für ihn etwas Großes und Pathetisches — so daß er sich oft ganze Tage über in seinen Gedanken beständig mit dieser Anrede beschäftigte — und sogar, wenn er etwa, um Bier zu holen, über die Straßen ging, und ein paar Jungen sich balgen sah, nicht unterlassen konnte, im Geiste die Worte des Pastor P . . . zu wiederholen, und die ruchlose Stadt vor ihrem Verderben zu warnen, wobei er zugleich den Arm drohend in die Höhe hob. — Wo er ging und stand, haranguierte er in Gedanken für sich selber, und wenn er dann in recht heftigen Affekt geriet, so hielt er die Predigt gegen den Meineid.“

Wieder neue Anregungen gibt ihm das Theater. Die Idee des Schauspielers ist es nun, die seine Phantasie beherrscht:

„Durch das Deklamieren in Sekunda war sie zuerst lebhaft in ihm erwacht und hatte die Phantasie des Predigens aus seinem Kopfe verdrängt. — Und dann konnte er auf dem Theater alles sein, wozu er in der wirklichen Welt nie Gelegenheit hatte — und was er doch so oft zu sein wünschte — großmütig, wohlthätig, edel, standhaft, über alles Demütigende und Erniedrigende erhaben — wie schmachtete er, diese Empfindungen, die ihm so natürlich zu sein schienen, und die er doch stets entbehren mußte, nun einmal durch ein kurzes, täuschendes Spiel der Phantasie in sich wirklich zu machen — in der dramatischen Welt lebte und webte er — da vergoß er oft Tränen, indem er laß, und ließ sich wechselweise bald in heftige, tobende Leidenschaft des Zorns, der Wut und der Rache, und bald wieder in die sanften Empfindungen des großmütigen Verzeihens, des obsiegenden Wohlwollens, und des überströmenden Mitleids versetzen. —

Oft träumte er sich auf die Weise über allen Kummer der Erde hinaus, in heitre Szenen hin, wenn er vom Frost erstarrt im Chore sang, und phantasierte so manche Stunde.“

In immer neuen Phantastereien verliert er sich, so oft er unter dem Druck ungünstiger Lebensverhältnisse steht: So als er einmal niedergedrückt bei trostlosem Regenwetter in den einsamen Straßen Erfurts umherschweifte:

„Indem ihm nun der Regen ins Gesicht schlug, fiel ihm die Stelle aus dem Lear ein: To shut me out, in such a night as this! (Die Türen vor mir zu verschließen, in einer Nacht wie diese!) Und nun spielte er die Rolle des Lear in seiner eigenen Verzweiflung durch, und vergaß sich in dem Schicksale Lears, der von seinen eigenen Töchtern verbannt, in der stürmischen Nacht umherirrt und die Elemente auffordert, die entsetzliche Beleidigung zu rächen.

Diese Szene hielt ihn hin, daß er sich eine Zeitlang den Zustand, worin er war, mit einer Art von Wollust dachte.“

Einmal aber verliert REISER völlig die Gewalt über die Gebilde seiner selbsttätigen Einbildungskraft. Zu jener Zeit, als er in seiner phantastischen Hinneigung zur Schauspielerei der Barsatischen Theatertruppe

zu Fuß vergeblich nachirrte, da wurde er so völlig von den eigenen Phantasieprodukten beherrscht, daß er traumverloren für Tage nur noch ein Leben in der Phantasie, nicht mehr in der Wirklichkeit führte:

„Während nun Reiser diese Tage in einer Art von Betäubung, gleichsam wie in der Irre umherging, herrschte bloß die Imagination in ihm; denn da er nun auf dem Felde lebte, so schien er sich an gar nichts mehr gebunden und ließ seiner Einbildungskraft den Zügel schießen.

Nun war ihm aber sein Schicksal nicht romanhaft genug. Daß er hatte Schauspieler werden wollen, und sein Wunsch ihm mißlungen war, das war eine abgeschmackte Rolle, die er spielte — er mußte irgendein Verbrechen begangen haben, das ihn in der Irre umhertrieb; ein solches Verbrechen dachte er sich nun aus: Er stellte sich vor, daß er mit dem jungen Edelmann, den er in H. . . unterrichtete, die Universität in Göttingen bezogen, und von diesem im Trunk zum Zweikampf genötigt worden wäre, wo er sich bloß verteidigt, und jener wütend in seinen Degen gerannt sei, worauf er die Flucht genommen habe, ohne zu wissen, ob jener tot oder lebend sei.

Diese von ihm selbst gemachte Erdichtung drängte sich ihm bei seinem Herumirren im Felde fast wie eine Wahrheit auf, er träumte davon, wenn er schlief; ersah seinen Gegner im Blute liegen, er deklamierte laut, wenn er erwachte, und spielte auf die Weise mit seiner Phantasie mitten auf dem Felde zwischen Gotha und Eisenach die Rollen durch, welche man ihm auf dem Theater verweigert hatte.

Nun aber wurde ihm das Bitterste erträglich: Er ließ sich in einem Bauernhause erst ein Glas Wasser geben; dann legte er sich unter den Bäumen nieder, während in der Kirche gegenüber gesungen wurde; unter dem Singen schlief er ein und wachte nicht eher wieder auf, als bis der Prediger aus der Kirche kam, mit dem sein Sohn ging, der auch erst von der Universität gekommen war. Beide gingen auf Reisern zu und fragten, woher er käme, und wohin er ginge? Er gab verwirrte Antworten und gestand endlich, daß er wegen eines Duells, das er in Göttingen gehabt habe, flüchtig sei. Es war ihm selber, als ob ihm dies Geständnis äußerst schwer würde, und der Gedanke an die Unwahrheit der Sache fiel ihm fast gar nicht mehr bei. Der Prediger nötigte ihn in sein Haus und wollte ihn bewirten. — Reiser aber, gleichsam wie von Angst getrieben, entfernte sich so bald wie möglich wieder. — Denn er mußte in seinem imaginierten Zustande die Gesellschaft der Menschen fliehen. —

Nahe vor Gotha nötigte ihn wiederum ein Prediger in sein Haus, der sich wohl einen halben Tag mit ihm unterhielt. — —

Reiser erzählte nun dem Prediger auch seine eigene imaginierte unglückliche Geschichte, wobei ihm der Prediger Mut zusprach, daß er sein Verbrechen wieder gutmachen könne. — —

Durch die lange Unterhaltung mit dem Prediger und durch dessen Ermahnungen war Reisers Imagination noch mehr erhitzt. — Er kam in der Abenddämmerung in Gotha an und ging in einer Art von hartnäckiger Betäubung und Fühllosigkeit dicht vor dem goldenen Kreuze vorbei, wo er logiert hatte, aus dem Tore wieder heraus, in welches er

das erstmal nach Gotha gekommen war. — Als er nun erst wieder durch Gotha war, verschwand auch allmählich die imaginierte Geschichte, die ihn drei Tage vor Gotha in der Irre herumgetrieben hatte.“

Damit hat MORITZ den Höhepunkt pathologischer Phantastik erreicht: Das Spiel wird Ernst, die Phantasie Wirklichkeit, das Blendwerk Leben. Der Phantast wird zum unbewußten Schwindler, der sich selbst und anderen die selbsterfundene Phantasierolle vorspielt, der selbst an den selbstinszenierten Betrug glaubt. . .

K. PH. MORITZ hat den Weg zur Wirklichkeit aus der Phantasiewelt seiner Jugendjahre — denn nur diese sind es, in deren verstiegene Phantastik seine Selbstschilderung einen Einblick gewährt — zurückgefunden, ist freilich auch dann noch ein abnormer Mensch geblieben. Und es ist immerhin bezeichnend, daß er ein tieferblickender Psychologe geworden ist, der klarbewußt das Eindringen in die Tiefe des eigenen Innern als wesentliche wissenschaftliche Aufgabe erkannte und zielbewußt dieser Aufgabe nachstrebte. Sein „Magazin für Erfahrungsseelenkunde“, 1783 begründet, gibt in seinen autobiographischen und sonstigen documentarischen Beiträgen von diesen auch heute noch nicht überlebten Bestrebungen bezeichnende Kunde.

Einen ähnlichen phantastischen Hang mit bedenklicher Neigung zur Fremd- und Selbsttäuschung, eine ähnliche Fabuliergabe wie bei MORITZ begegnet uns im Rahmen einer ungleich größeren und schöneren — einer dichterischen — Begabung bei CLEMENS BRENTANO (1778—1842), dem wesensverwandten Bruder BETTINAS, dem echten Sohn der Romantik. Von dem Romantiker LUDWIG TIECK stammt die aus persönlicher Kenntnis gewonnene und den Stempel der Lebenswahrheit tragende Charakteristik, die TIECKs Freund RUDOLF KÖPKE wiedergibt:

„Er pflegte sonderbare Geschichten zu erzählen, die er erlebt haben wollte. Im Anfange glaubte man ihm, dann stiegen Bedenken auf, endlich kam man dahinter, er habe seinen Zuhörern Märchen aufgebunden. Ward er zur Rede gestellt, so erfolgten jene bewegten Versicherungen der Besserung, die nicht länger vorhielten, als bis zur nächsten Geschichte derselben Art.

Für den Kundigen, der Brentanos Verfahren kannte, war dieses Spiel eine Probe glänzenden Talents, aber auch eine merkwürdige psychologische Erscheinung. Tieck glaubte nie einen besseren Improvisator gesehen zu haben, aber auch niemand, der graziöser und anmutiger zu lügen verstanden hätte.

Schon in Jena als Student hatte Brentano dergleichen Geschichten aufgetischt. Er erzählte von einer kostbaren Ausgabe des Shakespeare, die er besessen und durch einen sonderbaren Zufall verloren habe. Eines Abends habe er eifrig in einem Bande gelesen, die übrigen standen vor ihm aufgereiht. Vom Lesen ermattet, fallen ihm die Augen zu, er schläft ein. Plötzlich weckt ihn ein heller Lichtschein, er ist in Gefahr, zu verbrennen.

Das Licht hat die Bücher ergriffen, und sein kostbarer Shakespeare geht in Flammen auf. Ruhig ließ sich Tieck die Geschichte erzählen, dann fragte er: ‚Heißen Sie etwa davon Brentano?‘ — —

Dieses Talent bewährte sich auch in anderer Weise. Später als gewöhnlich kehrten beide eines Tages vom Spaziergange zurück. Brentano hatte die Entschuldigung übernommen, und sich anheischig gemacht, die absonderlichsten Dinge vorzubringen und Glauben zu finden. Er erzählte mit dem Anscheine reinster Wahrheit eine abenteuerliche Geschichte, die ihnen widerfahren sein sollte. Als er die Zuhörerinnen überzeugt sah, wendete er um. Er wollte es eingestehen, er habe sich einen Scherz erlaubt, doch jetzt werde er ihnen sagen, wie sich die Sache in der Tat verhalten habe. Nun begann ein zweites Märchen, dem endlich noch ein drittes folgte, und alle drei fanden Glauben, obgleich eins das andere Lügen strafte. Jedesmal war seine Erfindung neu und eigentümlich, und endete mit einem vollständigen Siege, bis er selbst dieses Spiels müde ward.

Es war ein gefährliches Talent, denn oft spann er sich so in seine Erfindungen ein, daß er selbst daranglaubte. Dämonisches Wesen, Phantasie, Reizbarkeit des Gefühls, Selbsttäuschung und Lust an der Täuschung gingen ineinander über; es war schwer, seinen Seelenzustand klar zu erkennen. — —“

Am geistigen Bilde des CLEMENS BRENTANO wird uns offenbar, daß die Fabuliergabe ein wesentliches Element der dichterischen Begabung bedeutet. An ihm erkennen wir aber auch zugleich, daß sie der künstlerischen Kontrolle und Beherrschung unterliegen muß, wenn anders wertvolle poetische Gebilde sich gestalten sollen; daß ihre krassen Wucherungen, ihre ungezügelten Ausschweifungen den Dichter — wie auch den Menschen — gefährden. Die Gefahren, die von einer solchen pathologisch überwuchern und entgleisenden Einbildungskraft dem Leben wie dem Schaffen drohen, haben klarer blickende Naturen, die selbst mit dieser glücklich-unglückseligen Begabung behaftet waren, nicht verkannt. GOTTFRIED KELLER, der im Spiegel seines „grünen Heinrich“ ein charakteristisches Jugenderlebnis des eigenen Aufgehens in einer Phantasielüge dargeboten hat, hat es in seinen Versen vom „Schulgenöß“ klar ausgesprochen, daß das wuchernde Pfund einer betrügerischen Erfindungskraft Schelm und Poet eng miteinander verbindet, und GOETHE hat in seinem Rückblick auf die eigenen jungen Jahre mit klaren Worten darauf hingewiesen, welche schlimmen Folgen die von ihm selbst produzierten aufschneiderischen Luftgestalten und Windbeuteleien hätten nach sich ziehen können, wenn seine dichterische Begabung sie nicht kunstgemäß zu verarbeiten gelernt hätte. — So finden wir auch hier wiederum — im Pathologischen sich berührend — die höchsten seelischen Wertphänomene einer schöpferischen Erfindungs- und Gestaltungskraft mit den Minderwertigkeiten einer seelischen Truganlage nahe verwandt.

Auch hier wieder bietet sich einer der tiefdringendsten Psychologen unter den Dichtern als Kronzeuge an: Es ist FRIEDRICH HEBBEL. Er hat die Wesensverwandtschaft der Lügen- und Dichterbegabung innerlich selbst oft genug erlebt. Die Tagebücher verraten es:

„Oft schon erzählte ich Geschichten von Menschen, die nie vorgefallen sind, legte ihnen Redensarten unter, die sie nie gebrauchten usw. Dies geschieht aber nicht aus Bosheit oder schnöder Lust an der Lüge. Es ist vielmehr eine Äußerung meines dichterischen Vermögens; wenn ich von Leuten spreche, die ich kenne, besonders dann, wenn ich sie andern bekanntmachen will, geht in mir derselbe Prozeß vor, wie wenn ich auf dem Papiere Charaktere darstelle; es fallen mir Worte ein, die das Innerste solcher Personen bezeichnen, und an diese Worte schließt sich dann auf die natürlichste Weise sogleich eine Geschichte.“ —

Aus der Kultur- und Zeitepoche, in der K. PH. MORITZ lebte, heben sich noch andere Vertreter einer abnormen Phantasieanlage — solche minderwertigen Schlages — heraus. Es sind die echten pseudologischen Typen, die phantastischen Schwindler- und Abenteurernaturen, die, kraft ihrer eigenartigen Begabung sich mehr oder weniger weit in die Truggebilde ihrer Einbildungskraft verlierend, diese mit instinktiver Sicherheit und damit lebenswahr und glaubwürdig sich und anderen vorführen und so sich jedem psychologischen Versuch, aus diesem seelischen Durcheinander von Fremd- und Selbsttäuschungen die Anteile abzugrenzen, versagen.

Als der Großmeister dieser Gilde tritt ALESSANDRO GRAF CAGLIOSTRO (JOSEF BALSAMO, 1743—1793) auf den Plan. „Eines der sonderbarsten Ungeheuer, die in unserem Jahrhundert erschienen sind“, wie GOETHE ihn nennt, der selbst ihn auf seiner italienischen Reise des persönlichen Interesses für würdig gehalten und ihm im „Großkophta“ ein dauerndes Denkmal gesetzt hat. Die Höhe der wirksamen Phantasie, die diese abartige Natur beherrschte, sie in ungeordnetem hochstaplerisch-abenteuerlichem Lebensgang, vom Nimbus des Geheimnisvollen umstrahlt, aufsteigen und schließlich in der Festung enden ließ — die Höhe dieser Schwindelphantasie, die sich mit Magie und Wunderkuren, mit Alchymie, Geisterbeschwörung und ähnlichem Spuk abgab, läßt sich nur an dem Abstand ihrer Produkte von der nüchternen Realität ermessen.

Einige Dokumente zum Vergleich nebeneinander gestellt, werfen charakteristische Schlaglichter, indem sie CAGLIOSTRO zugleich in subjektiver Spiegelung wie in objektiver Beleuchtung zeigen. Zunächst: Wie er sich selbst darstellt — vielleicht auch sich selbst erscheint, davon gibt der autobiographische Entwurf in seiner selbst verfaßten Verteidigungsschrift vom Jahre 1786 Kunde, als er, in die mysteriöse Halsbandgeschichte am französischen Hofe

verwickelt, in Paris unter Anklage stand. Von seiner Jugendgeschichte, die angeblich in Medina in einem Palaste einsetzte, heißt es da:

„Ich kenne weder meinen Geburtsort noch meine Eltern; — ich erinnere mich noch sehr wohl, daß ich etwa vier Personen um mich hatte: Einen etwa 55—60jährigen Hofmeister, namens Althotas, einen Weißen, als meinen Kammerdiener, und zwei Neger, davon einer Tag und Nacht um mich war. Mein Hofmeister sagte mir beständig, daß ich schon im dritten Monate meines Lebens zur Waise geworden und daß meine Eltern von gutem Stande und Christen waren. Ihren Namen und Geburtsort aber hat er mir beständig verschwiegen. Einige unbestimmte Äußerungen ließen mich vermuten, daß ich auf der Insel Malta geboren ward, ich konnte aber nie eine Gewißheit über diesen Umstand erlangen. Althotas, an den ich stets mit Rührung denke, liebte mich wie seinen Sohn. Er fand ein Vergnügen darin, meine Anlagen auszubilden, welche ich für die Wissenschaften zeigte. Ich trug, so wie er, die türkische Kleidung; dem äußeren Scheine nach bekannten wir uns zur Lehre Mohammeds, aber die wahre Religion lag in unseren Herzen. Der Mufti besuchte mich sehr oft, zeigte sich sehr gütig gegen mich und schien viele Hochachtung für meinen Hofmeister zu haben. Dieser letztere lehrte mich die meisten orientalischen Sprachen. Er sprach mir oft von den ägyptischen Pyramiden, von jenen ungeheuren unterirdischen Labyrinthen, welche die alten Ägypter in der Absicht gegraben haben, um darin den Schatz menschlicher Kenntnisse zu verwahren und gegen die Verwüstung der Zeit zu schützen. — Ich war nun 12 Jahre alt; die Begierde, zu reisen und mit eigenen Augen diejenigen Wunderdinge zu sehen, von denen er mir erzählt hatte, bemächtigte sich meiner so sehr, daß Medina und meine Jugendspiele allen ihren Reiz in meinen Augen verloren. Eines Tages kündigte mir Althotas an, daß wir endlich Medina verlassen und unsere Reisen anfangen würden. Er veranstaltete eine Karawane und wir reisten wirklich ab, nachdem wir von dem Mufti Abschied genommen hatten, der uns aufs freundlichste entließ. Wir kamen nach Mekka und stiegen im Palast des Scherif ab. Man gab mir prächtigere Kleider, als meine vorigen gewesen waren. Am dritten Tage nach unserer Ankunft stellte mich mein Hofmeister dem Fürsten vor, der mir die größten Liebkosungen erwies. Beim Anblick dieses Fürsten wurden alle meine Sinne verwirrt; ich vergoß Tränen der Freude und sah, daß der Scherif die seinigen nur mit Mühe zurückhielt. An diesen Augenblick erinnere ich mich nie ohne Rührung. Ich blieb 3 Jahre zu Mekka. Täglich kam ich zu dem Scherif und täglich wuchs seine Zuneigung und meine Dankbarkeit; oft belauerte ich ihn, wie er die Augen auf mich geheftet hielt und sie dann voll Mitleid gegen den Himmel richtete. Ich ward darüber nachdenkend und von einer wiewohl stets vergeblichen Neugierde gequält. Ich wagte es nicht, meinen Hofmeister darüber zu befragen, der es mir mit Schärfe verwies, gleichsam, als wäre es ein Verbrechen, die Urheber und den Ort meiner Geburt zu kennen. Zur Nachtzeit unterhielt ich mich mit dem Neger, der in meinem Zimmer schlief, aber ich bemühte mich vergebens, das Geheimnis aus ihm herauszulocken. Sobald ich von meinen Eltern sprach, ward er gegen alle Fragen taub, die ich deswegen an ihn tat. In einer Nacht, da ich mehr als gewöhnlich in ihn drang, sagte er mir, daß ich, wenn ich jemals Mekka verlasse, mich großem Unglück aussetzen würde und daß ich mich besonders vor der Stadt Trebisonde hüten sollte.

Meine Lust zu reisen überwog seine Drohungen. Ich ward des einförmigen Lebens am Hofe des Scherif müde. Dieser kam eines Tages allein in mein Zimmer. Ich erstaunte über diese sonderbare Gnade. Er umarmte mich feuriger als jemals, empfahl mir, stets den Allerhöchsten anzubeten, und versicherte mir, ich würde, wenn ich demselben getreu diene, glücklich sein und mein Schicksal erfahren. Darauf sagte er mit Tränen in den Augen: „Lebe wohl, unglücklicher Sohn der Natur!“ Ich werde diese Worte nie vergessen. Von diesem Augenblick an sah ich ihn nie wieder. Eine eigens für mich veranstaltete Karawane erwartete mich. Ich reiste aus Mekka ab, um nie wieder dorthin zurückzukehren. Meine erste Reise ging nach Ägypten. Ich besuchte die berühmten Pyramiden, welche in den Augen unaufmerksamer Reisender weiter nichts als große Steinhaufen sind. Ich machte Bekanntschaft mit den Priestern mancher Tempel, und diese führten mich in geheime Orte hinein, welche die gewöhnlichen Reisenden nie betreten haben. Nachher reiste ich während dreier Jahre durch die vornehmsten Länder von Asien und Afrika. Es ist hier der Ort nicht, dem Publikum meine Bemerkungen und sehr sonderbaren Begebenheiten mitzuteilen, welche mir auf meinen Reisen aufstießen. Diesen Teil meiner Lebensgeschichte verspare ich auf einen günstigeren Zeitpunkt.“ —

Nicht ganz so romantisch gestaltet sich CAGLIOSTRO'S Persönlichkeit und Lebensgang nach einer anderen Quellschrift, die gleichfalls zu einem seiner Strafprozesse in Beziehung steht. Die Schrift des Jesuitenpater MARCELL ist aufgebaut auf umfangreichen aktenmäßig niedergelegten Zeugenaussagen jenes Prozesses, der im Jahre 1790 gegen CAGLIOSTRO in Rom vor dem päpstlichen Inquisitionstribunal wegen Stiftung eines verbotenen Ordens anhängig gemacht wurde. Danach sieht es mit ihm folgendermaßen aus:

„Joseph Balsamo wurde den 8. Juni 1743 zu Palermo geboren. Seine Eltern waren Peter Balsamo und Felicia Braconieri, beide von mittelmäßigem Herkommen. Nachdem sein Vater, ein Kaufmann, gestorben und er noch ein unmündiges Kind war, nahm es sein Oheim von mütterlicher Seite auf sich, ihn in Religionen und Wissenschaften unterrichten zu lassen. Schon gleich in den ersten Augenblicken zeigte er für beides eine Abneigung, und er entfloh mehr als einmal aus dem Seminarium des heiligen Rochus zu Palermo, wo ihn seine Verwandten untergebracht hatten. In einem Alter von dreizehn Jahren wurde er dem General der barmherzigen Brüder anvertraut, welcher ihn in den Ordenskonvent nach Cartagirone mit sich nahm. Er wurde daselbst als Novize eingekleidet und dem Apotheker in Verwahrung gegeben, von welchem er, wie er sagte, die Anfangsgründe der Chemie und der Arzneiwissenschaft lernen konnte. Doch war sein Aufenthalt daselbst von keiner langen Dauer. Da er stets fortfuhr, Beweise von einer äußerst verdorbenen Gemütsart zu geben, so waren die Mönche sehr oft genötigt, ihn wegen seiner Ausschweifungen abzustrafen. Unter anderm weiß man, daß, als er, wie in allen Mönchsklöstern gebräuchlich, über Tisch vorlesen mußte, er nicht dasjenige, was im Buche gedruckt war, sondern was ihm seine oft sehr unreine Phantasie eingab, vorlas. Da er nun die Züchtigungen und Kasteiungen, welche ihm dafür zuteil wurden, nicht länger ertragen wollte, verließ er das Kloster und begab sich nach Palermo. Er widmete sich nun einige Zeit der Zeichenkunst, allein

seine Aufführung wurde um nichts besser. Nachdem er einmal angefangen, sich der Waffen zu bedienen und er in die Gesellschaft der liederlichsten jungen Leute seiner Heimat geraten war, geschah keine Schlägerei, an der er nicht Anteil genommen hätte. Sein ganzes Vergnügen bestand darin, den Polizeidienern Widerstand zu leisten und die in ihrer Gewalt befindlichen Arrestanten wieder in Freiheit zu setzen. Er wurde beschuldigt, einige Theaterbillets gefälscht zu haben, und stahl einem Oheime, welcher ihn in seinem Hause hatte, viel Geld. Als eine Mannsperson mit einer seiner Kusinen einen Liebeshandel unterhielt, trug er die Liebesbriefe ihnen wechselweise zu. Bei dieser Gelegenheit gab er dem Liebhaber zu verstehen, daß seine Geliebte bald Geld, bald eine Uhr, bald etwas anderes sich wünschte. Alles dieses erhielt er regelmäßig von jenem, eignete es sich aber diebisch selbst zu. Bei einem Notar, seinem Verwandten, schmeichelte er sich ebenso ein, und es gelang ihm, damit ein zugunsten eines gewissen Marquis Maurigi ausgefertigtes Testament zu fälschen, wodurch eine fromme Stiftung beträchtlich zu Schaden kam. Der Betrug wurde erst nach mehreren Jahren entdeckt, zu einer Zeit, als er von Palermo bereits abwesend war. Ein dieserhalb angestrenzter Prozeß hat seine Schuld erwiesen.“ — —

Diese und andere Betrügereien sowie sonstige Exzesse, die ihn mehrfach in Haft brachten, zwangen ihn schließlich zur Flucht aus der Heimat. —

So sehen wir denn, daß nach der Befreiung von all dem geheimnisvoll-romantischen Nimbus, mit dem der Graf CAGLIOSTRO seine Herkunft, seine Person, sein ganzes Leben umgibt, nichts übrig bleibt als ein aus mäßigen Verhältnissen stammender Bürgersohn, den seine minderwertige Charakteranlage, seine moralischen Mängel und seine Neigung zu Lug und Betrug schon frühzeitig sozial entgleisen lassen.

Noch von einer weiteren Seite muß CAGLIOSTROs pseudologisch-phantastische Natur beleuchtet werden, wenn man Wesen und Bedeutung dieses abnormen Menschentyps voll erfassen will. Die verschiedenartigen Wirkungen, die er auf andere ausübt, die gegensätzlichen Eindrücke und Spiegelungen, die er im fremden Seelenleben hervorrief, sie müssen zur Vervollständigung der Charakteristik mit herangezogen und einander gegenübergestellt werden. Hier zunächst die Schilderung eines seiner Verehrer aus der Zeit um 1780, wo er in Straßburg Wunderkuren verrichtete:

„Dieser außerordentliche, wunderbare Mann, dessen Betragen und ausgebreitete Kenntnisse gleich bewundernswürdig sind, dessen äußere Gestalt Verstand verkündigt und Genie anzeigt, dessen Feueraugen tief in der Seele lesen können, ist vor sieben oder acht Monaten aus Rußland gekommen und scheint sich in Straßburg wenigstens auf einige Zeit niederlassen zu wollen. Niemand weiß, woher er ist, wer er ist, wo er hin will. Der Befehlshaber der Stadt und alle Vornehmen lieben, ehren und achten ihn hoch. Die Armen und das Volk beten ihn fast an. Gewisse Leute hassen, verleumden, verfolgen ihn. Er nimmt von denen, die er geheilt hat, weder Geschenke noch Geld an, wendet seine ganze Lebenskraft dazu

an, Kranke und zumal Arme zu besuchen, teilt ihnen Arzneien, und zwar unentgeltlich aus, unterstützt sie mit kleinen Geldsummen, damit sie sich Fleischbrühe anschaffen können, ißt wenig und beinahe nichts als italienische Pasteten, legt sich niemals zu Bett und schläft nur ungefähr zwei bis drei Stunden in einem Lehnstuhl, ist immer bereit, den Elenden, zu welcher Stunde es sei, Hilfe zu leisten, und kennt kein anderes Vergnügen, als seinen Nebenmenschen zu helfen. Dieser unerklärbare Mann führt einen ansehnlichen Staat, der desto mehr auffallen muß, da er alles vorausbezahlt und da niemand weiß, woher er seine Einkünfte zieht, und wer ihn mit dem nötigen Gelde versieht. Zum allerwenigsten ist er der Antichrist; ist 500 bis 600 Jahre alt, besitzt den Stein der Weisen, die Universalmedizin, kurz, er ist eines von den überirdischen Wesen, die der Schöpfer bisweilen, mit einer sterblichen Hülle bekleidet, auf unsere Unterwelt sendet. Wenn dem wirklich so ist, so ist er gewiß ein sehr verehrungswürdiges Wesen. Ich habe wenig Seelen so gefühlvoll als die seinige angetroffen, und wenig Herzen so zärtlich, so gutmütig, so mitleidvoll. Er besitzt dabei ganz außerordentliche Kenntnisse und vielen Verstand; spricht fast alle europäischen und asiatischen Sprachen und seine Beredsamkeit setzt in Erstaunen und reißt alles mit sich fort, auch wenn er sich in einer von den Sprachen ausdrückt, die ihm am wenigsten geläufig sind. Ich sage Ihnen nichts von seinen Wunderkuren; ich würde ganze Bände damit anfüllen können, und alle Zeitungen werden Ihnen davon erzählen. Ich will nur soviel sagen, daß unter mehr denn 15 000 Kranken, die er in die Kur genommen, seine erbittertesten Feinde ihm nur drei Todesfälle vorwerfen, woran er jedoch ebenso unschuldig ist als ich.“ — —

Diesem bezeichnenden Berichte, der vor allem jene grundlegende Eigenschaft erkennen läßt, die allen solchen phantastischen Hochstaplernaturen zukommt und allein ihre überraschende Wirkungskraft verständlich macht: die hinreißende Suggestivkraft, die von CAGLIOSTRO'S Wesen ausgeht — diesem subjektiv befangenen Berichte eines von ihm Faszinierten sei nun der eines nüchterner eingestellten Beobachters angereiht. Er stammt aus dem Jahre 1788, wo CAGLIOSTRO in Tirol herumreiste:

„Ich war vor einiger Zeit in Tirol; vielleicht ist es Ihnen nicht unlieb, wenn ich Ihnen Nachricht von einer in mancher Beziehung interessanten Bekanntschaft, die ich machte, gebe. Cagliostro kam nach Roveredo. Cagliostro hieß es auf allen Straßen und Gassen von einem Ende Tirols bis zum anderen. Er war kaum einige Tage allda, so verbreitete sich schon der Ruf seiner neuen Wunder weit umher. Ich war nicht sehr von Roveredo entfernt. Es war der Mühe wert, ihn zu besuchen, der schon in so vielen Ländern seine Bude aufschlug, Tausende der Menschheit an sich zog und bei Tausenden tiefe Bewunderung und bei Hunderten tiefe Verachtung einholte. Ich kam, sprach ihn, oder besser, hörte ihn sprechen, weil er zu beredt ist, um andere viel reden zu lassen. Männer und Weiber aus allen Ständen und aus allen benachbarten Gegenden kamen, aber freilich aus verschiedenen Absichten, den Wundermann zu sehen. Der Vormittag gehörte den Kranken, der Abend den Vorwitzigen. Ich war unter den letzteren. Madame Cagliostro saß auf dem Sofa, Monsieur le Comte

stand auf der Seite oder in der Mitte und rund umher saßen und standen die Besuchenden. Ich hörte ihm die größten Sottisen, die unverschämtesten Lügen und unerträgliches Eigenlob nacheinander hersagen, und ich sah zugleich, daß dieses alles viele seiner Enthusiasten noch mehr für ihn einnahm. Und er siegt, mag er auch nur der flachste Menschenkenner sein, mag er auch nur die gemeinsten Listen und Kunstgriffe gebrauchen, mag es ihm auch an wahren Kenntnissen, an Feinheit, an Welt und an äußerlichen Vorzügen noch so sehr mangeln. Der Kranke suchte an ihm seinen Askulap, der Maurer seinen großen Meister, der Alchimist seinen Paracelsus und das alte Mädchen den Erneurer verlorener Jugend und Schönheit. Alle erteilten ihm schon beim Eintritte die größten Lobeserhebungen: Einige im Ernste, andere nur, um aus ihm zu locken; und deswegen glaubte er sich schon berechtigt, erstaunliche Dinge von sich zu sagen, und war schon sicher, man würde auch das Unglaublichste für wahr annehmen. Es widersprach ihm jedoch niemand. —

Er lebte sehr klein, Madame war schlecht angezogen; er selbst sagte, seitdem er in der Bastille bestohlen worden, nicht nur an Geld, sondern auch an erstaunlich kostbaren Schriften, könne er so groß nicht mehr leben, wie er in Paris gelebt habe. Er spielt sehr gern mit seinen Brillantringen. —

Soll ich Ihnen zum Beweise seiner Scharlatanerie und der Leichtgläubigkeit seiner Verehrer noch alles das schreiben, was er uns in einem Atem fort mit lauter und äußerst unangenehmer Stimme und in einem ebenso elenden französischen als welschen Jargon von seinen Abenteuern in Frankreich, von seinen Gesprächen mit der La Motte beim Verhör in der Bastille, von seinem glorreichen Auszug aus dem Gefängnisse, wie das Volk die Pferde ausspannte und selbst den Wagen zog, wie ihn alle ducs et princes besuchten, beweinten und bei seinem Triumphe beklatschten, wie diese erschrakten und schrien, als sie fanden, daß seine Frau so übel aussehe, und hörten, wie grausam man mit ihr umgegangen sei, welches Aufsehen seine Memoiren machten, die er selbst aufsetzte und schrieb.“ —

CAGLIOSTRO steht als Vertreter des geborenen pathologischen Abenteurers im 18. Jahrhundert nicht allein. Noch andere gesellen sich ihm zu, die zum Teil auch ihr wechselvolles Geschick und ihr abenteuerlicher Lebensgang miteinander in persönliche Berührung brachte. Was von dem 1780 gestorbenen Grafen St. GERMAIN, ein ihm wesensverwandter, wenn auch an Persönlichkeitswert doch wohl höher stehender: CASANOVA VON SEINGALT von einer kurzen Bekanntschaft her berichtet, erscheint, so wenig es an sich auch ist, in dieser Hinsicht bezeichnend genug:

„Keine Mittagsgesellschaft aber war so unterhaltend als die, welcher Madame Gergi in Begleitung des berühmten Abenteurers, des Grafen St. Germain, beiwohnte. Dieser Mann, statt zu essen, sprach vom Anbeginn bis zum Schluß der Mittagstafel. Ich hörte ihm mit ununterbrochener Aufmerksamkeit zu, denn angenehmer zu reden war gar nicht möglich. Er hatte die Eigenheit, in allen Dingen das Ungewöhnliche zu suchen; er wollte Staunen erregen, und es gelang ihm, man staunte wirklich. Sein Ton war bestimmt und entscheidend, ohne daß er deshalb mißfallen hätte. Reich an Kenntnissen, sprach er fast alle Sprachen gleich gut. Dabei trieb er Musik und Chemie. Sein Äußeres gefiel, und alle

Frauen verstand er sich zu unterwerfen . . . Dieser ganz ungewöhnliche Mann, zum frechsten aller Betrüger von der Natur geboren, erzählte ungestraft, gleichsam als sei gar nichts Besonderes dabei, daß er ein Alter von dreihundert Jahren erreicht habe, daß er die Universalmedizin besitze und mit der Natur ganz nach seinem Willen schalte; daß er Diamanten schmelze und zehn oder zwölf kleinere zu einem großen verwandle, der, das reinste Wasser besitzend, nichts an Gewicht einbüße. Das alles war ihm Kleinigkeit, und trotz seiner Radomontaden, seiner Widersprüche mit sich selbst und seinen handgreiflichen Lügen war es mir nicht möglich, ihn auch nur ein einziges Mal insolent zu finden. Aber er war auch keineswegs achtungswert in meinen Augen. Wider meinem Willen mußte ich ihm einräumen, staunenswert zu sein. — Mit frecher Miene erzählte er die unglaublichsten Dinge, indem er tat, als ob er selbst sie glaube, denn entweder gab er sich für einen Augenzeugen aus oder er hatte die Hauptrolle gespielt. Laut auflachen mußte ich, als er ein Geschichtchen erzählte, das ihm begegnet sein sollte, indem er mit den Vätern bei Tisch saß, die zum Konzilium von Trient versammelt waren.“ — —

Unsere nüchternere Zeit hat mit Typen dieser Art im gesellschaftlichen Leben aufgeräumt. Sie ist nun einmal nicht mehr wie das 18. Jahrhundert für jene exzentrischen Persönlichkeitsgestaltungen empfänglich, die aus dem Rahmen geordneter Lebensführung herausfallen. Sie legt der Betätigung einer abartigen Individualität stärkere Hemmungen auf und fordert die reibungs- und restlose Einordnung des einzelnen in die gesellschaftliche Organisation. Damit sind diese abwegigen Naturen in die Niederungen minderwertiger Lebenssphäre, vor allen in die Kreise des Verbrechertums herabgedrängt. Dort heben sie sich freilich noch immer aus der etwas farblosen großen Masse der Kriminellen als ungewöhnlich heraus: als Abenteuerer-, Hochstapler- und Schwindlertypen, die wenigstens durch das Sensationsinteresse fesseln. Die besonderen Dokumente, die auf ihr Wesen und Treiben Bezug haben, sind nunmehr die über sie geführten Strafakten. Auch sie sind an sich kulturell und menschlich belangvoll genug, doch gehören sie nicht mehr zu den Urkunden, die uns hier angehen. Aber die Brücke, die von den phantastischen dichterischen Gestaltern aller Zeiten über die Abenteuer bestimmter Kulturepochen hinweg bis zu den hochstaplerischen modernen Verbrechertypen führt, darf an dieser Stelle nicht übersehen werden.

VII.

Zwangsläufig-selbsttätige Gedankengänge
und Geistesproduktionen.

„Noch muß ich bemerken, daß mir mitten im Nachdenken oder emsigen Schreiben, besonders wenn ich mich eine Zeitlang etwas angestrengt habe, ein Gedanke, welcher mit der vorliegenden Arbeit gar nicht zusammenhängt, wenn ich so sagen soll, quer durch den Kopf geht, und nicht selten so lebhaft, daß ich glaube, in mir selbst reden zu hören.“

Mit diesen Worten kennzeichnet FRIEDRICH NICOLAI in jenem schon früher herangezogenen Vortrage über seine halluzinatorischen Krankheitserlebnisse eine weitere der Alltagserfahrung normal konstituierter Persönlichkeiten wohl vertraute Erscheinung, die auf einen abnormen selbsttätig zwangsmäßigen Ablauf gewisser psychischer Vorgänge, insbesondere der Gedankenbewegungen hinweist: daß in Stunden geistiger Abspannung dem Bewußtseinsinhalt fremde und auch als fremdartig empfundene Vorstellungen sich unwillkürlich dem Geiste aufdrängen und mit ungewöhnlicher plastischer Lebhaftigkeit sich Geltung verschaffen.

Ähnliches hat auch RICHARD WAGNER (1813—1883) einmal zu seinem Schaden bei der geistigen Arbeit erfahren müssen: Die hartnäckige Nachwirkung vorausgegangener Sinneseindrücke, ihr störendes und quälendes Verharren im Bewußtsein griff hindernd in den gewollten Ablauf der geistigen Bewegung, in seinen Kompositionsversuch ein. Er gedenkt dessen in seinen Lebenserinnerungen:

„Als ich an den ersten Entwurf der Musik zu ‚Lohengrin‘ gehen wollte, störte mich zu meiner höchsten Pein unaufhörlich das Nachklingen Rossinischer Melodien aus ‚Wilhelm Tell‘, der letzten Oper, welche ich zu dirigieren gehabt hatte. In wahrer Verzweiflung verfiel ich endlich auf ein wirksames Gegenmittel gegen diese lästige Zudringlichkeit, indem ich mir auf einem einsamen Spaziergange mit energischster Betonung das erste Thema der neunten Symphonie aus der ebenfalls ziemlich neu angefrischten Erinnerung vorführte.“

Ein in der gleichen Richtung liegendes, nur noch stärker nach dem Pathologischen hin sich bewegendes Erlebnis des französischen Schriftstellers THEOPHILE GAUTIER (1811—1872): das zwangsweise Sich-Aufdrängen und die widerwillige geistige Rekapitulation einiger zufällig aufgegriffener Worte bis zu halluzinatorischer Höhe ist uns durch eine Mitteilung von Hippolyte TAINÉ erhalten geblieben:

„Ich erzählte schon den Fall Theophile Gautiers, dem sich eines Tages, da er am Vaudeville vorbeiging, eine Phrase des gedruckten Theaterzettels im Gedächtnis festsetzte, die er wider Willen fortwährend bei sich wiederholte, bis sie nach einiger Zeit bloß geistig zu erscheinen aufhörte und durch menschliche Sprachorgane hervorgebracht schien, mit sehr deutlichem Klang und Betonung; sie kehrte so mehrere Wochen lang zeitweilig unvermutet wieder.“

In wieder anderer Gestaltung begegnet uns das gleiche Phänomen eines psychischen Zwangsgeschehens in jenem peinlichen innern Vorkommnis, von dem VARNHAGEN VON ENSE (1794—1858), der Mann der vielbändigen Denkwürdigkeiten, berichtet. In diesem spiegelt sich in einer dem Nachempfinden unmittelbar zugänglichen Weise ein besonders charakteristisches Element dieser Zwangerscheinungen: das unter Angstbegleitung ablaufende innere Spiel von zwangsweisem Aufdrängen und gewaltsamem Dagegenankämpfen wider. Es war im Jahre 1810 bei einem Feste in den Tuileries in der Nähe des damals schlecht gelaunten Napoleon:

„Zu jener Zeit ging ein Lied auf seine zweite Vermählung umher, das ganz im untersten Volkston gedichtet, doch ohne Zweifel seinen Ursprung in der höheren Klasse haben mußte. Der Kaiser sah seinen Glanz und seine Macht durch ein gemeines Lied befleckt und schnaubte Rache, aber die Polizei wußte den Verfasser so wenig als die Verbreiter zu entdecken. Auch mir war dasselbe durch die Stadtpost ohne Namen in schlechter Abschrift zugeschickt worden. Ich hatte mich mit den vertrauteren Freunden heimlich an den lustigen Versen ergötzt und konnte sie schon auswendig hersagen. Sehr ungelegen traten mir jetzt, als gerade der Kaiser übellaunig und finster an mir vorüberging, unwillkürlich Worte und Melodie jenes Liedes in den Sinn, und je mehr ich sie abweisen wollte, desto heftiger drängten sie sich hervor, so daß die von der Spannung des Augenblicks gereizte Einbildungskraft schon schwindelte und bei dem geringsten Anstoß unvermeidlich in das tödlichste Ärgernis stürzen zu müssen glaubte — als glücklicherweise die Audienz ihr Ende erreichte und wiederholte tiefe Verbeugungen das Abtreten Napoleons begleiteten, der an mich keines seiner Worte, sondern nur einen durchdringenden Blick gewendet hatte, mit dessen Weiterschweifen eine wirkliche Gefahr mir zu schwinden schien.“

Wie innerer Drang und dagegen gerichtetes Ankämpfen mit ihren zwiespältigen Tendenzen bei solchem seelischen Zwangsgeschehen das Gleichgewicht des Gemüts erschüttern, das hat aus quälendem Erlebnis der Kinderzeit heraus eine so schwer neuropathisch beanlagte Natur, wie der Dichter von „Zwischen Himmel und Erde“ zum Ausdruck gebracht. In einem Briefe vom Jahre 1840 an seinen Onkel CHRISTIAN OTTO gibt OTTO LUDWIG die ungemein charakteristische Schilderung:

„Ich kletterte unter den Glocken des Kirchturms über die Stangen hin, die das Werk und den Hammer vermitteln, ängstlich vermeidend, auf sie zu treten, und doch vor aller Grauluft, diesem Schwindel an den Gemüts-

abgründen gepackt, es zu tun; denn ich wußte, trat ich auf eine dieser Stangen, so gellte ein Glockenschlag in mein Ohr, und während ich schwankte zwischen Drang und Abwehr, hob sich die Stange wie von selbst, und der Glockenschlag, der ersehnte und gefürchtete, scheuchte meine Nerven in sich selbst zurück. Dieses Drängen und Zurückhalten und wieder Drängen und Zurückhalten — — —“

Mit den ausgeprägten psychischen Zwangsercheinungen, die eine Zeitlang den unlängst verstorbenen badischen Volksdichter und Freiburger Stadtpfarrer HEINRICH HANSJAKOB beherrscht haben, sind wir dann ganz ins Bereich des Pathologischen gelangt. Sie waren gebunden an eine schwere melancholische Krankheitsphase, die ihn 1893 in die Irrenanstalt Illenau brachte. In seinem dort geführten Tagebuche gibt HANSJAKOB einen bezeichnenden, wenn auch wenig inhaltvollen Niederschlag des unmittelbar Erlebten. Er erklärt:

„daß das Elend und die Krankheit gerade darin besteht, daß man jene Vorstellungen nicht aus dem Kopfe schlagen kann. Der Zwangsgedanke, um nur ein Beispiel zu bringen, ein Zündhölzchen verloren und dadurch möglicherweise ein Unheil angerichtet zu haben, kann einen fast zur Verzweiflung bringen.

Am peinlichsten ist das mit den Zwangsvorstellungen meistens verbundene Angstgefühl, das einen zittern und erschrecken läßt, wenn nur eine Tür aufgeht oder der Briefträger einen Brief bringt. Ich bekam dieses Gefühl, das mich noch lange, lange plagte, nachdem ich Illenau schon verlassen, so oft ich von irgendeinem Unglück oder einem Verbrechen hörte, in höchstem Grade. Hörte ich von einem Mord oder von einer Brandstiftung, so bekam ich alsbald Zwangsvorstellungen und Angst, ich würde in diese Verbrechen verwickelt. Was das für eine Pein ist, vermag ich nicht zu schildern.“

Ungleich vielseitiger erscheint das Bild der pathologischen Zwangsgebilde in der Selbstcharakteristik, die der schwer belastete BERNARDIN VON ST. PIERRE (1737—1814), der Verfasser von „Paul et Virginie“ in den „Etudes de la Nature“ entwirft. Die Schilderung, die zugleich seine Neuropathie aufs deutlichste erweist, wird vor allem dem Wesen der Zwangsbefürchtungen, der motivlos bei allen möglichen Anlässen auftretenden, mit aller Gewalt sich aufdrängenden, an alle nur denkbaren Vorstellungen geknüpften unüberwindlichen Angstempfindungen gerecht:

„Am schönsten Sommertage konnte ich nicht die Seine im Boot überschreiten, ohne ein unerträgliches Angstgefühl zu empfinden. Wenn ich in einem öffentlichen Garten allein nahe an einem vollen Wasserbassin vorüberging, überliefen mich Krampf- und Angstempfindungen. Manche Augenblicke glaubte ich mir unbewußt von einem tollwütigen Hund gebissen worden zu sein. Es war mir unmöglich, in einem Zimmer, wo Menschen waren, zu bleiben, wenn die Türen geschlossen waren. Ich konnte nicht einmal in einer öffentlichen Anlage eine Allee durchschreiten, in der mehrere Personen zusammenstanden.

Mochten sie mir noch so unbekannt sein, sobald sie auch nur die Blicke auf mich richteten, glaubte ich sie damit beschäftigt, Übles von mir zu reden.“

Dieser letzte Hinweis deutet übrigens bereits schon weiter auf die uns schon bekannte Neigung psychopathischer Naturen zur krankhaften Eigenbeziehung, zum Beziehungswahn hin.

Auch JEAN JACQUES ROUSSEAU, diese ausgeprägt pathologische Natur, weiß in seinen Bekenntnissen neben so vielen anderen psychopathischen Phänomenen gelegentlich von zwangsbefürchtungsähnlichen Vorgängen — in das Gewand quälender religiöser Skrupeln gekleidet — zu berichten. Und es ist durchaus bezeichnend für den krankhaften Charakter dieser Erscheinungen, daß ROUSSEAU, gradezu wie echte Zwangskranke, zu durchaus unlogischen Hilfsmaßnahmen greifen muß, um der quälenden inneren Unsicherheit Herr zu werden, und daß es diesen gelingt, was logischen Gegenständen versagt bleibt:

„Mitten in meinem Studium und in meinem Leben, das so unschuldig war, wie nur irgendeins geführt werden kann, und trotzdem, was man mir gesagt hatte, befahl mich die Angst vor der Hölle noch oft. Ich fragte mich, in welcher Verfassung bin ich? Und wenn ich jetzt in diesem Augenblick sterbe, werde ich dann verdammt werden? Meinen Jansenisten zufolge war daran kein Zweifel, aber mein Gewissen sagte nein. Bei meinem furchtsamen Schwanken in solch grausamer Ungewißheit nahm ich, um mich daraus zu erretten, zu den lächerlichsten Dingen meine Zuflucht, zu Dingen, für die ich jeden anderen Menschen gerne einsperren lassen würde. Als ich eines Tages wieder über diesen traurigen Gedanken brütete, übte ich mich ganz mechanisch darin, Steine nach den Baumstämmen zu werfen, und zwar mit der mir eigenen Geschicklichkeit, das heißt, fast ohne jemals einen zu treffen. Mitten in dieser schönen Übung kam mir plötzlich der Gedanke, daraus eine Art Prognostikon zur Beschwichtigung meiner Unruhe zu machen. Ich sagte mir: Ich will jetzt diesen Stein nach dem mir gegenüberstehenden Baume werfen, treffe ich ihn, so werde ich erlöst, verfehle ich ihn, so werde ich verdammt werden. Und während ich dieses noch vor mir hinsprach, schleuderte ich meinen Stein mit zitternder Hand und fürchterlichem Herzklopfen, aber so glücklich, daß er den Baumstamm genau in der Mitte traf. Seitdem habe ich an meinem Heil nicht mehr gezweifelt. Wenn ich an diesen Vorgang zurückdenke, weiß ich nicht, ob ich über mich lachen oder über mich seufzen soll.“

Von ähnlichen Zwangsanwandlungen religiöser Färbung in Form gotteslästerlicher Zwangsantriebe gibt auch GOTTFRIED KELLERS „Grüner Heinrich“ klare Kunde, — eine Schilderung aus des Dichters Kindheit, die als authentisch gelten darf, da nach seiner eignen Erklärung das autobiographische Werk grade diesen Lebensabschnitt „so gut wie wahr, sogar das Anekdotische“ wiedergibt. Das quälende Zwangsphänomen fällt in jene Jugendjahre, wo KELLER innerlich mit der Erscheinung Gottes sich beschäftigte. Der Dichter

selbst deutet es allerdings nachträglich als einen Versuch, mit einer Art unbewußten Experiments die Allgegenwärtigkeit Gottes zu prüfen:

„So gereichte es mir eine Zeitlang zu nicht geringer Qual, daß ich eine krankhafte Versuchung empfand, Gott derbe Spottnamen, selbst Schimpfworte anzuhängen, wie ich sie etwa auf der Straße gehört hatte. Mit einer Art behaglicher und mutwillig zutraulicher Stimmung begann immer diese Versuchung, bis ich nach langem Kampfe nicht mehr widerstehen konnte und im vollen Bewußtsein der Blasphemie eines jener Worte hastig ausstieß, mit der unmittelbaren Versicherung, daß es nicht gelten solle, und mit der Bitte um Verzeihung; dann konnte ich nicht umhin, es noch einmal zu wiederholen, wie auch die reuevolle Genugtuung und so fort, bis die seltsame Aufregung vorüber war. Vorzüglich vor dem Einschlafen pflegte mich diese Erscheinung zu quälen.“

Auch sonst ist es gerade das religiöse Leben, das in besonders enge Beziehung zu den psychischen Zwangsgebilden zu treten pflegt. Die ihm eigenen starken Affektwerte in der Richtung der Gewissensängste und -skrupeln begünstigen eine solche Verbindung und geben diesen Zwangserscheinungen neben dem speziellen Inhalt noch einen besonderen Zuwachs an quälender Kraft und Nachhaltigkeit. Der von der Religion als dem eigentlichen Lebenszentrum beherrschte Mensch des Mittelalters, durch die stete Beschäftigung mit dem Religiösen — die starke innere Affektspannung der Gebetsverrichtungen, wie die körperlichen Entbehrungen der Askese — in besonderem Maße zu psychischen Gleichgewichtsstörungen dieser Art disponiert, hat gewiß mehr, als uns kund geworden, unter solchen Zwangsvorgängen im Gewande schwerer religiöser Zweifel, Anfechtungen und Seelenkämpfe zu leiden gehabt.

HEINRICH SUSO, der deutsche Mönch und Mystiker, der in mancherlei Zügen seines religiösen Lebens seine abnorme Artung verrät, scheint ähnliches in seiner selbst verfaßten Lebensgeschichte anzuzeigen:

„Unter andern seinen Leiden waren drei innere Leiden, die ihm da sehr peinlich waren. Deren war eines: Unrechte Einfälle von dem Glauben. Ihm fiel in seine Gedanken also: Wie mochte Gott Mensch werden? und desgleichen manches. So er dem je mehr begegnete, so er je mehr verwirrt ward. In dieser Anfechtung ließ ihn Gott wohl neun Jahre mit schreiendem Herzen und weinenden Augen auf zu Gott und allen Heiligen um Hilfe. Zujüngst, da es Gott deuchte, da half er ihm gänzlich davon, und ward ihm von Gott große Festigkeit und Erleuchtung des Glaubens.“

Wie psychische Zwangsvorgänge bei schwerster Ausprägung das ganze seelische Leben unterjochen können, das hat G. TH. FECHNER (1801—1887), der Leipziger Philosoph und Psychophysiker in jenen dunkelsten Jahren (1840—1844) erfahren, als ein schwerer, seelisch-nervöser Zusammenbruch ihn aller Lebenstätigkeit und

alles Lebensmuts beraubte. In seinen Tagebuchaufzeichnungen schildert er mit bezeichnenden Worten, wie gegen ein vom Willen unbeherrschtes und unbeherrschbares Gedankenleben, gegen eine zwangsweise ablaufende Gedankenbewegung anzukämpfen damals gradezu seine einzige Tagesarbeit wurde:

„Ein Hauptsymptom meiner Kopfschwäche bestand darin, daß der Lauf meiner Gedanken sich meinem Willen entzog. Wenn ein Gegenstand mich nur einigermaßen tangierte, so fingen meine Gedanken an, sich fort und fort um denselben zu drehen, kehrten immer wieder dazu zurück, bohrten, wühlten sich gewissermaßen in mein Gehirn ein und verschlimmerten den Zustand desselben immer mehr, so daß ich das deutliche Gefühl hatte, mein Geist sei rettungslos verloren, wenn ich mich nicht mit aller meiner Kraft entgegenstemmte. Es waren oft die unbedeutendsten Dinge, die mich auf solche Weise packten, und es kostete mich oft stunden- ja tagelange Arbeit, dieselben aus den Gedanken zu bringen.

Diese Arbeit, die ich fast ein Jahr lang den größeren Teil des Tages fortgesetzt, war nun allerdings eine Art Unterhaltung, aber eine der peinvollsten, die sich denken läßt. Es schied sich mein Inneres gewissermaßen in zwei Teile, in mein Ich und in die Gedanken. Beide kämpften miteinander; die Gedanken suchten mein Ich zu überwältigen und einen selbstmächtigen, dessen Freiheit und Gesundheit zerstörenden Gang zu nehmen, und mein Ich strengte die ganze Kraft seines Willens an, hinwiederum der Gedanken Herr zu werden, und, so wie ein Gedanke sich festsetzen und fortspinnen wollte, ihn zu verbannen und einen anderen entfernt liegenden dafür herbeizuziehen. Meine geistige Beschäftigung bestand also, statt im Denken, in einem beständigen Bannen und Zügeln von Gedanken. Ich kam mir dabei manchmal vor, wie ein Reiter, der ein wildgewordenes Roß, das mit ihm durchgegangen, wieder zu bändigen versucht, oder wie ein Prinz, gegen den sich sein Volk empört, und der allmählich Kräfte und Leute zu sammeln sucht, sein Reich wieder zu erobern.“

Wir halten inne. Der Dokumente sind genug und übergenuß. Der Rückblick wirkt einigermaßen überraschend: Unvermutet und allenthalben stoßen wir, wenn wir nur erst der Mühe des Suchens uns unterziehen, bei den verschiedensten aus der großen Masse sich heraushebenden Persönlichkeiten trotz allen äußeren Unauffälligkeiten auf leichte Störungen der seelischen Funktionen. Gehen wir wohl zu weit, wenn wir daraus auf eine über Erwarten weitreichende Verbreitung leichter psychopathischer Züge bei hervorragenden Menschen schließen? — Nun aber weiter:

Schlaflose Nächte lassen den Geist des bei aller körperlichen Riesenhaftigkeit nervös-sensiblen OTTO VON BISMARCK nicht zur Ruhe kommen. Sie bedrängen den von politischen Kämpfen Erregten mit ungewollter Gedankenarbeit. Er äußert sich darüber zu Mr. KELLEY im Jahre 1879:

„Die Stille nach Mitternacht ist schrecklich, sie weckt alle bösen Geister meines Gemütes und läßt mich ein Opfer meiner Phantasie werden, denen zu entgehen ich aufstehen und lesen oder schreiben muß. Bei vielen derartigen Gelegenheiten habe ich Debatten im voraus gedacht, die Gegner sprechen lassen und meine Erwiderung gegeben, auch bin ich aus Furcht, meine anscheinend so effektvollen Gedanken und Worte zu vergessen, aufgestanden und habe dieselben sorgfältig zu Papier gebracht. Nie habe ich dieselben jedoch für brauchbar gefunden; sie waren stets zu subtil, um unter praktischen Leuten verwendbar zu sein, und Papier und Tinte, die sich stets an der Seite meines Bettes befinden, waren nutzlos verschwendet.“

Hier tritt uns nun zum ersten Male im Rahmen der unwillkürlich ablaufenden geistigen Bewegung ein Wertmoment entgegen: Es ist eine geistig fruchtbare, eine produktive Arbeit, die sich im nächtlich erregten Geiste BISMARCKS vollzieht. Eine Geistesarbeit, die zwar nicht den praktischen Forderungen des realen Lebens genügt, dafür aber in ihrer Subtilität an Wert um so höher zu stellen ist. Von hier aus öffnen sich nun — wenn auch nur in Andeutungen — Perspektiven auf jene von jeher als psychische Ausnahmevorgänge bewerteten, wahrhaft produktiven Phasen schöpferischer Naturen, jene Episoden schöpferischer Inspiration, die den Zwangsvorgängen insofern nahestehen, als auch ihnen ein übermächtiges, von Wunsch, Wille und bewußter Aktivität unabhängiges, seelisches Geschehen das charakteristische Gepräge verleiht.

Wie diese Phasen hochwertigster geistiger Bewegung ihren Träger unvermittelt und oft mit zwingender Gewalt überfallen, wie sie zwangsläufig ohne persönliches Zutun und unter bloßem, persönlichem Miterleben — oft freilich auch Miterleiden — ablaufen, um den schöpferischen Geistesstrom dem überraschten Ich direkt aus unbewußter Arbeit heraus in vollendetster Gestaltung darzubieten — über diese so weit aus dem Rahmen psychischer Durchschnittsvorgänge herausfallenden Erscheinungen haben schöpferische Naturen verschiedenster Begabungen, dichterische, philosophische, religiöse Genies unvergängliche Bekenntnisse von merkwürdiger Wesensgleichheit hinterlassen.

GOETHE sagt zu ECKERMANN im Jahre 1828, als er von der glücklichen Zeit reichster Produktivität spricht, da ihn die Gedichte des „Diwan“ in ihrer „Gewalt“ hatten, aus tiefeigenstem Erleben heraus die schwerwiegenden, das übermächtige, selbsttätige psychische Geschehen eindringlichst offenbarenden Worte:

„Jede Produktivität höchster Art, jedes bedeutende Aperçu, jede Erfindung, jeder große Gedanke, der Früchte bringt und Folge hat, steht in niemandes Gewalt und ist über aller irdischen Macht erhaben.

Dergleichen hat der Mensch als unverhoffte Geschenke von oben, als reine Kinder Gottes zu betrachten, die er mit freudigem Dank zu empfangen und zu verehren hat. Es ist dem Dämonischen verwandt, das übermächtig mit ihm tut wie es beliebt, und dem er sich bewußtlos hingibt, während er glaubt, er handelt aus eigenem Antriebe. In solchen Fällen ist der Mensch oftmals als ein Werkzeug einer höheren Weltregierung zu betrachten, als ein würdig befundenes Gefäß zur Aufnahme des göttlichen Einflusses.“

Und von geradezu überwältigender Stärke sind FRIEDRICH NIETZSCHES Worte im „Ecce homo“:

„Hat jemand Ende des neunzehnten Jahrhunderts einen deutlichen Begriff davon, was Dichter starker Zeitalter Inspirationen nannten? Im anderen Falle will ich's beschreiben. Mit dem geringsten Rest von Aberglauben in sich würde man in der Tat die Vorstellung, bloß Inkarnation, bloß Mundstück, bloß Medium übermächtiger Gewalten zu sein, kaum abzuweisen wissen. Der Begriff Offenbarung in dem Sinne, daß plötzlich, mit unsäglichlicher Sicherheit und Feinheit, etwas sichtbar, hörbar wird, das einen im Tiefsten erschüttert und umwirft, beschreibt einfach den Tatbestand. Man hört — man sucht nicht; man nimmt — man fragt nicht, wer da gibt; wie ein Blitz leuchtet ein Gedanke auf, mit Notwendigkeit, in der Form ohne Zögern — ich habe nie eine Wahl gehabt. Eine Entzückung, deren ungeheure Spannung sich mitunter in einen Tränenstrom auflöst, bei der der Schritt unwillkürlich bald stürzt, bald langsam wird, ein vollkommenes Außersichsein mit dem distinktesten Bewußtsein einer Unzahl feiner Schauer und Überrieselungen bis in die Fußzehen; eine Glückstiefe, in der das Schmerzlichste und Dürsterste nicht als Gegensatz wirkt, sondern als bedingt, als herausgefordert, als eine notwendige Farbe innerhalb eines solchen Lichtüberflusses; ein Instinkt rhythmischer Verhältnisse, der weite Räume von Formen überspannt. — Alles geschieht im höchsten Grade unfreiwillig, aber wie in einem Sturm von Freiheitsgefühl, von Unbedingtheit, von Macht, von Göttlichkeit. Die Unfreiwilligkeit des Bildes, des Gleichnisses ist das Merkwürdigste; man hat keinen Begriff mehr, was Bild, was Gleichnis ist, alles bietet sich als der nächste, der richtigste, der einfachste Ausdruck an. — —

Dies ist meine Erfahrung von Inspiration; ich zweifele nicht, daß man Jahrtausende zurückgehen muß, um jemanden zu finden, der mir sagen darf: Es ist auch die meine! —“

Dieser sonderartige Seelenvorgang ist natürlich nicht an die dichterische Schöpfungsphase gebunden. Ihn haben in gleicher Weise — wenn auch in inhaltlich entsprechender Abwandlung — die großen Propheten und Mystiker in ihren Zuständen der göttlichen Erleuchtung, der religiösen schöpferischen Inspiration erlebt:

„Ich sage vor Gott, daß ich selber nicht weiß, wie mir damit geschieht; ohne daß ich den treibenden Willen habe, weiß ich auch nichts, was ich schreiben soll. Denn so ich schreibe, diktiert es mir der Geist in großer, wunderlicher Erkenntnis, daß ich oft nicht weiß, ob ich nach meinem Geist in dieser Welt bin und mich des hoch erfreue, da mir denn die stete und gewisse Erkenntnis wird mitgegeben.“

So JAKOB BÖHME (1575—1624), der christliche Theosoph. Und noch eindrucksvoller gibt von der wie von einer höheren Macht den

Geist unvermittelt überfallenen Gedankenbewegung PHILO VON ALEXANDRIEN, der jüdisch-alexandrinische Philosoph aus der Zeit Christi, Kunde:

„Manchmal ging ich leeren Geistes an meine Arbeit und fühlte mich plötzlich reich: In unsichtbarer Weise strömten Gedanken auf mich herab; sie wurden mir von oben eingegeben. Durch den Einfluß der göttlichen Inspiration wurde ich dann so stark erregt, daß ich mich selbst und alles um mich her vergaß. Auch wußte ich nicht, wo ich war, was ich sagte oder schrieb. Ich fühlte mich dann so reich an Gedanken, mit so klarem Erkennen, durchdringender Einsicht und so großer Kraft für alles, was zu leisten war, daß die spekulative Erkenntnis meinem geistigen Auge so deutlich und sicher war, wie das deutlichste Gesichtsbild dem leiblichen Auge.“

Wie entschieden dieses inspirierte Schaffen in seinem vom psychischen Zwange beherrschten, dem bewußten Wollen entzogenem Ablauf von der bewußten willkürlichen Produktion abrückt, um sich selbst bis zur Höhe unterbewußter Geistestätigkeit nach Art der spiritistischen Medien zu erheben, das hat eine zeitgenössische Schriftstellerin, KLARA EYSELL-KILBURGER, die Gattin VICTOR BLÜTHGENS, die zu beiden Arten schriftstellerischer Arbeit befähigt war, auf eine Umfrage deutlich zum Ausdruck gebracht. Streng hält sie beides auseinander:

— — — „Dazu muß ich bemerken daß ich niemals in dem Sinne ‚Schriftstellerin‘ gewesen bin, daß es einfach von meinem Willen abgehängt hätte, irgendein Werk zu schreiben. Stets ist bei mir die Inspiration das wichtigste Moment gewesen, oft hat sie mich so beherrscht, daß sie mir Schlaf und Appetit nahm und mich am Schreibtisch festhielt, bis die Arbeit fertig war. Es hatte Jahre für mich gegeben, wo neben der in diesem Falle gerade ziemlich vernunftgemäßen Romanproduktion eine zweite dichterische, traumhafte Schaffensarbeit herlief. Hatte ich mich überwunden, tagsüber mein Pensum an irgendeinem Berliner Roman abzuarbeiten, so zwang es mich, abends gegen neun Uhr wieder die Feder in die Hand zu nehmen und in einer mir fremden Handschrift Gedichte niederzuschreiben — der bekannte, dem ‚Unterbewußtsein‘ zugeschriebene Hergang des medianimen Schreibens. Ich enthalte mich noch jetzt jedes Urteils darüber, möchte aber ein paar Sätze anführen, aus der Vorrede des aus diesen Gedichten zusammengestellten Buches: ‚Klänge aus einem Jenseits‘:

„Ich bin selbst nicht sicher, habe ich das Buch geschrieben, ist es mir durch irgendein fremdes Etwas diktiert worden? Zuweilen hat meine Hand, ohne die Feder abzusetzen, zehn Gedichte hintereinander geschrieben; in nicht ganz 14 Tagen wurde das Buch vollendet, wobei noch beim Sichten reichlich ein Drittel wegfiel. Hin und wieder schien mir eine kleine Ausfeilung notwendig, im ganzen ist der Charakter der ursprünglichen Niederschrift gewahrt worden.

Es gab Momente, wo ich mich ganz unter dem Bann einer fremden Individualität fühlte, dann wieder wußte ich genau, wie sehr ich an der Ausführung beteiligt war. Meine Gedanken wurden

mir, sozusagen, unter den Fingern weggenommen und geformt. Oftmals auch war ich es, die noch helfend dem Fremden, was in diesem Falle die Idee gab, gegenüberstand' —."

Doch dieses Grundphänomen: daß sich im allgemeinen der schöpferische Inspirationsvorgang weitab von aller durchschnittlichen Gedankenbewegung entfernt, um sich mehr oder weniger den pathologischen Zwangsvorgängen und Somnambulismen anzunähern, ist noch nicht alles. Er rückt bei so manchen produktiven Naturen, zumal bei abnorm veranlagten — doch nicht nur bei ihnen — durch abartige Sonder- und Begleiterscheinungen noch weiter an das Pathologische heran.

Ungewöhnliche körperliche Begleitphänomene zeigen bei FRIEDRICH SCHILLER das abnorme Abfließen des inspiratorischen Erregungszustandes in motorische Gebiete an. PETERSEN berichtet:

„In ihrer äußeren Wirkung betrachtet, war die Begeisterung bei Schiller in der Tat korybantischer Art. Wenn er dichtete, brachte er seine Gedanken unter Stampfen, Schnaufen und Brausen zu Papier, eine Gefühlsaufwallung, die man oft auch an Michelangelo während seiner Bildhauerarbeiten bemerkt hat. Mehr als hundertmal haben Schillers Bekannte diese Erscheinung bei ihm beobachtet. — —“

Durch anfängliche Verworrenheit bei gleichzeitigem Hineinspielen von körperlicher Erregung ist der schöpferische Denkprozeß bei JEAN JACQUES ROUSSEAU ausgezeichnet. Das dritte Buch seiner Bekenntnisse gibt von diesem ganz abnorm anmutenden Vorgang eine anschauliche Vorstellung:

„Die Gedanken ordnen sich in meinem Kopfe nur mit der unglaublichsten Schwierigkeit; sie schwanken dumpf darin auf und nieder und fangen an zu gären, wodurch sie mich aufregen, erhitzen und mir Herzklopfen verursachen, und inmitten dieser großen Erregung sehe ich doch nichts deutlich und würde nicht ein einziges niederzuschreiben wissen. Ich muß warten. Unmerklich beschwichtigt sich dieses große Durcheinander, das Chaos klärt sich, und jedes Ding kommt, wenn auch langsam und nach einem langen und wirren Streben, an seinen Platz.“

Noch stärker pathologisch erscheint der dichterische Schaffensprozeß bei dem psychopathischen ALFRED DE MUSSET (1810—1852). Er geht mit körperlicher Erregung, Herzklopfen, wahrhaft physischen Schmerzen einher und ringt ihm selbst das offene Geständnis einer „Krankheit“ ab:

„Die Schöpfung verwirrt mich und läßt mich erzittern. Die für meinen Wunsch stets zu langsame Ausführung erregt mir furchtbares Herzklopfen, und weinend, nur mit Mühe laute Schreie zurückhaltend, gebäre ich eine Idee — sie berauscht mich im Augenblick, und am anderen Morgen ekelt sie mich an. Forme ich sie um, so wird es noch schlimmer, sie entschüpft mir; besser, ich vergesse sie und erwarte eine andere. Aber diese andere überkommt mich so verworren und so unermeßlich, daß mein

armes Wesen sie nicht fassen kann. Sie drückt und quält mich, bis sie realisierbar geworden ist, und dann stellen sich die anderen Leiden, die Geburtswehen, ein, wahrhaft physische Schmerzen, die ich nicht definieren kann. So vergeht mein Leben, wenn ich mich von diesem Riesenkünstler, der in mir ist, beherrschen lasse. Es ist also besser, daß ich lebe, wie ich mir vorgenommen habe, zu leben, daß ich Exzesse jeder Art begehe, um diesen nagenden Wurm zu töten, den andere be-scheiden ‚Inspiration‘, ich ganz offen ‚Krankheit‘ nenne.“

Geradezu wie eine hysterische Krise mutet die seelische und nervöse Erschütterung an, unter der sich das schöpferische Nach-erleben der Rolle bei der Schauspielerin CHARLOTTE WOLTER (1834—1897) vollzieht. Ein Freund der Schauspielerin, selbst ein Künstler, hat einmal im Salon der Gattin HEINRICH LAUBES, gelegentlich einer Unterhaltung über das Rollenstudium die bezeichnende Darstellung gegeben:

„Sie durchfliegt das Stück, in dem sie eine Rolle spielen soll, mit ner-vöser Hast. Sie spricht keine Silbe, wenn die Handlung Eindruck auf sie macht, nur der Körper zuckt anfänglich vor innerer Bewegung. Plötzlich springt sie auf und durchmißt das Zimmer mit großen Schritten. Jetzt bleibt sie stehen, noch immer stumm, aber sie beginnt zu agieren, zu spielen. Die Handlung des Stückes zieht augenscheinlich an ihrer Seele vorüber, sie leidet sichtlich unter dem Eindrucke, den die Begebenheit, das Schicksal der Personen auf sie macht. Tränen rollen über ihre Wangen, ihre Aktion wird ausdrucksvoller, aber noch scheint sie sich nicht selbst als Mittelpunkt der Handlung zu fühlen, da plötzlich sprühen und blitzen die Augen, die Gebärden werden befehlend, drohend, jetzt zuckt sie zusammen, ein Schrei entringt sich ihrer Brust und die Künstlerin wirft sich lautschluchzend auf das Sofa. Sie weint lange, heftig, bis die Krise vorüber ist, und dann sitzt die Rolle fest in ihr.“

Neuartige abwegige Elemente finden sich bei IWAN TURGENJEW (1818—1883), dem russischen Schriftsteller, zum dichterischen Schöp-fungsakt zusammen: ein unter seelischen Qualen vor sich gehender Produktionszwang und eine aufs feinste durch-gebildete visionäre Konzeption. Vom Journalisten LUDWIG PRIETSCH stammt die selbstbeobachtete charakteristische Schilderung:

„Seine Art der poetischen Produktion war sehr eigentümlich. Eine Szene, eine Gruppe, die er einmal in Wirklichkeit gesehen hatte, tauchte plötzlich in seiner Seele auf. Um sie herum gruppieren und bewegten sich, wie aus einem lichten Nebel in immer größerer Deutlichkeit hervor-tretend, bald zahlreiche andere Gestalten. Er meinte sie mit voller Ge-nauigkeit zu erkennen bis in jedes Detail ihrer natürlichen Erscheinung, ihrer Tracht, ihrer Bewegungen, ihrer Art zu sprechen; den Klang ihrer Stimmen zu hören. Sie erzählten ihm ihre Geschichte. Sie begannen mit- und gegeneinander zu wirken, ihrer eigensten Natur gemäß, ‚nach dem Gesetz, nach dem sie angetreten‘. Daraus entwickelte sich der Roman, die Novelle, in welchen dann freilich oft auch des Dichters polemische und satirische Absichten, Anschauungen und Meinungen von

Zeiterscheinungen, Richtungen, geistigen Strömungen, besonders seines eigenen russischen Volkes hineinverwebt und zum Ausdruck gebracht wurden. Solange es sich nur um das innerliche Fabulieren und Ausgestalten jener Gesichte handelte, gab er sich dieser dichterischen Arbeit nicht ungerne hin. Aber dann kam ein Tag, wo die in seinem Geiste lebendig gewordenen Gestalten immer unabweislicher von ihm zu verlangen schienen, daß er sie in Worten zeichne, ihnen das volle Leben in der niedergeschriebenen Dichtung verleihe; — und damit begann erst seiner Seele Qual. Eine tragikomische Qual. Ich hörte ihn in seinen Zimmern stöhnen und ächzen, mit großen Schritten auf und ab gehen. — ‚Turgenjew, was haben Sie, was peinigt Sie? Sie machen mir Angst!‘ sagte ich ihm, als ich zum ersten Male Zeuge dieser Szenen wurde. — ‚Ach, ich bin so elend,‘ war die Antwort, ‚ich muß heute schreiben!‘ Er hatte schon während mancher Tage unter diesem ‚Muß‘ gelitten; um sich dem Zwange zu entziehen, mit sich allein Schach gespielt, war auf die Jagd gegangen. Aber er erlangte damit doch immer nur einen kurzen Aufschub. Schließlich zwang ihn die unentrinnbare Nötigung auf den Sessel vor seinen Schreibtisch nieder und hielt ihn gebannt in der Arbeit, bei der er dann hinter, vor jedem Besucher und Störer fest verschlossenen Türen tagelang ausharrte.“

Der Höhepunkt abwegiger Begleiterscheinungen dürfte schließlich beim schöpferischen Gedankenprozeß OTTO LUDWIGS erreicht sein. Visionäre Bildungen der verschiedensten Art: Farben-, Beleuchtungs- und Formenphänomene, die sich weit von einer einfachen visionären Konzeption nach Art der von TURGENJEW entfernen, sind bei ihm eng mit der geistigen Produktion verknüpft. Und so weitgehend, daß ihm selbst mit dieser Erkenntnis des „Farben- und Formenspektrums“ geradezu das Rätsel seines dichterischen Schaffens psychologisch gelöst erscheint:

„Nun ist mir das Rätsel meines früheren Schaffens psychologisch gelöst. Erst bloße Stimmung, zu der sich eine Farbe gesellte, entweder ein tiefes, mildes Goldgelb oder ein glühendes Karmoisin. In dieser Beleuchtung wurde allmählich eine Gestalt sichtbar, wenn ich nicht sagen soll, eine Stellung, d. h. die Fabel erfand sich und ihre Erfindung war nichts anderes, als das Entstehen und Fertigwerden der Gestalt und Stellung... Jenes Farben- und Formenspektrum, welches mich, solange es in klarster Sinnlichkeit dastand, in jedem Augenblick, und in den heterogensten Umgebungen und Beschäftigungen wie ein Mahner umschwebte und mein ganzes Wesen in Aufregung setzte, in einen Zustand ähnlich dem einer Schwangeren, der Geburt nahe und in der Geburtsarbeit, ein liebend Festhalten und doch Hinausdrängen des, was vom eigenen Wesen sich losgelöst hat, Ding für sich geworden ist. — — —

Sonderbar, jetzt, wo ich von dem Allgemeinen ausgehe, von den Gesetzen der Gattung, wie sie mir ein sorgfältiges Studium gelehrt, folgt jene Erscheinung, jenes Spektrum der Feststellung des Planes oder dem vollständigen Entwurfe der Fabel. Mein Albrecht stellt sich mir nun als solches psychologisches oder vielmehr pathologisches Formen- und Farbenspektrum dar, als eine sanfte Existenz in gewalt-samer Gebärde (Zorn in Gestalt von Leiden), die Agnes als sittige Gestalt

in leidenschaftlicher Gebärde. Der Erbförster, der Judah und die Lea, auch selbst die Heiterethei schwebten mir in solchen Anschauungen vor, das glühende Gefühl für Recht im Momente, wo es ein Unrecht tut; darin liegt alles Vorher und Nachher. Beim Anhören einer Beethovenschen Sinfonie stand dieses Bild plötzlich vor mir, in glühend karmoisinem Lichte, wie in bengalischer Beleuchtung, eine Gestalt, die mit ihrer Gebärde im Widerspruch, ohne daß ich noch wußte, wer die Gestalt, noch was ihr Tun sei. Das wurde mir erst allmählich klar, wie die Fabel entstand, wobei mein Wille und alle bewußte Tätigkeit sich ruhig und passiv verhielten.“

Die Dokumente sind schwerwiegend genug. Sie alle drängen nach dem gleichen Zielpunkt hin. Sie rücken höchste menschliche Werte, die echte Schöpfertätigkeit, durch mancherlei Einzelzüge an die Grenzen des Pathologischen heran. Doch es geht noch weiter. Urkunden anderer Art lassen den psychischen Produktionsakt in noch viel unmittelbaren innerlichen Beziehungen zum abnormen seelischen Geschehen sehen. Daß ein im seelischen Zwischenreich gelegener Zustand, daß eine so weitgehend veränderte abwegige Bewußtseinslage, wie der Traum, den Untergrund für künstlerische Gestaltungen bildet, dafür gibt zunächst das Zeugnis GOETHES vollgültigen Beweis:

„Indem ich mich also nach Bestätigung der Selbständigkeit umseh, fand ich als die sicherste Base derselben mein produktives Talent. Es verließ mich seit einigen Jahren keinen Augenblick; was ich wachend am Tage gewahr wurde, bildete sich sogar öfters nachts in regelmäßige Träume, und wie ich die Augen aufat, erschien mir entweder ein wunderliches neues Ganze oder der Teil eines schon Vorhandenen.“

PAUL HEYSE (1830—1914), dem Novellisten, war es wiederholt vergönnt, eine künstlerisch verwertbare, ja sogar eine künstlerisch fertige Traumproduktion zu erleben:

„Mehrernals aber, zumeist im morgendlichen Halbtraum, ist es mir begegnet, Motive zu erfinden, die ich dann nach dem Erwachen fortspann, und sofort zu einer runden Entwicklung brachte. So entstand die Novelle ‚Kleopatra‘ aus einem unheimlichen Traumringen mit einem phantastischen Getier, anderer Erlebnisse dieser Art zu geschweigen. Einmal aber begegnete es mir, daß mir eine ergreifende Novelle fast vollständig im Traum beschert wurde.

Mir war, als wandelte ich mit meinem Freunde Ludwig Schneegans durch die Hauptstraße von Sestri-Levante. Wir traten in die Kirche ein und fanden dort einen Katafalk, auf dem die Leiche einer schönen stattlichen Frau von etwa 40 Jahren aufgebahrt lag. Der Küster erzählte uns ihre Lebensgeschichte, die so merkwürdig war, daß Schneegans ausrief: Das ist ja eine richtige Novelle und eine ganz famose! Das verdroß mich nicht wenig. Nun hat er, dachte ich im Traum, seine Hand auf den Stoff gelegt und ist doch kein Novellist. Als ich erwachte, war mir alles noch höchst gegenwärtig, ich besuchte desselben Tages meinen Freund und erzählte ihm, was ich geträumt. Wenn du darauf bestehst, sagte ich, muß ich dir die Geschichte überlassen, nach dem Recht des ‚Primi occupantis‘.

Er verzichtete lachend und nach 14 Tagen hatte ich „Die Frau Marchesa“ geschrieben, in allen Hauptzügen durchaus nach dem geträumten Bericht des Küsters, aus dem mir sogar lange Namen im Gedächtnis geblieben waren.

So bequem ist es mir freilich nur dies eine Mal gemacht worden, wenn auch freilich manche neue Novellenstoffe auf ähnliche wundersame Weise mir im wachen Traum der Phantasie sich aufdrängten, ohne daß es eines bewußten Entschlusses, etwas zu erfinden, bedurft hätte.“

In abnormere Bewußtseinslagen führt jener traumhaft-somnambule Zustand, in welchem HEINRICH BRUGSCH-PASCHA, der Ägyptologe (1827—1894), nachts sich selber unbewußt die ungelöst gebliebenen Forschungsprobleme der Tagesarbeit löste. GOETHE'S Hinweis auf seine Niederschrift einer dichterischen Schöpfung, des „Werther“: „ziemlich unbewußt, einem Nachtwandler ähnlich“, kommt uns in den Sinn. — Es war die fruchtbar-glückliche Forschungszeit von BRUGSCH' Jugendjahren:

„In der Arbeit empfand ich die höchste Lust, und jede neue Entdeckung auf dem Gebiete der altägyptischen Entzifferungen, für welche mir meine Reisen ein außerordentlich reiches Material zu Gebote gestellt hatten, konnte mich in einen wahren Freudentaumel versetzen. Tatsächlich lebte ich bisweilen in einem Zustande wirklicher Verzückung, die mein ganzes Nervensystem in Beschlag nahm und die merkwürdigsten Erscheinungen an mir hervorrief. Die folgende erwähne ich ausdrücklich, weil sie sich im Laufe der Zeit mehrfach wiederholte, so daß ich anfangs, mich vor mir selber zu fürchten. Bis tief in die Nacht hinein saß ich eifrig vor meinen ägyptischen Inschriften, um beispielsweise die Aussprache und die grammatische Bedeutung eines Zeichens oder einer Wortgruppe festzustellen. Ich fand aber trotz allen Grübelns und Nachdenkens die Lösung nicht, legte mich übermüdet in mein Bett, das sich in meinem Arbeitszimmer befand, nachdem ich vorher die Lampe ausgedreht hatte, um in einen tiefen Schlaf zu verfallen. Im Traum setzte ich die unerledigt gebliebene Untersuchung fort, fand plötzlich die Lösung, verließ sofort meine Lagerstätte, setzte mich wie ein Nachtwandler mit geschlossenen Augen an den Tisch und schrieb das Ergebnis mit Bleistift auf ein Stück Papier. Ich erhob mich, kehrte nach meiner Schlafstätte zurück und schlief von neuem weiter. Nach meinem Erwachen am Morgen war ich jedesmal erstaunt, die Lösung des Rätsels in deutlichen Schriftzügen vor mir zu sehen. Ich erinnerte mich wohl des Traumes, aber fragte mich vergebens, wie ich imstande gewesen war, in der dicksten Finsternis deutlich lesbare ganze Zeilen niederzuschreiben.“

Ein eigentümlich abnormer Zustand, von Fieberhitzen und dem Gefühl einer herannahenden schweren Krankheit eingeleitet — also ziemlich der Eingangsphase einer schweren Infektionskrankheit entsprechend —, bildet den Untergrund, auf den im überschnellen Flusse bei GRILLPARZER die Produktion und Niederschrift der „Ahnfrau“ erfolgt:

„Meinen Spaziergang allein fortsetzend, dachte ich über die Ahnfrau nach, brachte aber nichts zustande, als die acht oder zehn ersten Verse — —.

Als ich nach Hause gekommen war und zu Nacht gegessen hatte, schrieb ich ohne weitere Absicht jene acht oder zehn Verse auf ein Blatt Papier und legte mich zu Bette.

Da entstand nun ein sonderbarer Aufruhr in mir. Fieberhitzen überfielen mich. Ich wälzte mich die ganze Nacht von einer Seite auf die andere. Kaum eingeschlafen, fuhr ich wieder empor. Und bei alledem war kein Gedanke an die Ahnfrau, oder daß ich mich irgend meines Stoffes erinnere hätte.

Des andern Morgens stand ich mit dem Gefühle einer herannahenden schweren Krankheit auf, frühstückte mit meiner Mutter und ging wieder in mein Zimmer. Da fällt mir jenes Blatt Papier mit den gestern hingeschriebenen, seitdem aber rein vergessenen Versen in die Augen. Ich setzte mich hin und schreibe weiter und weiter, die Gedanken und Verse kommen von selbst; ich hätte kaum schneller abschreiben können. Den nächsten Tag dieselbe Erscheinung, in drei oder vier Tagen war der erste Akt, beinahe ohne ein durchgestrichenes Wort, fertig — —. Ebenso schnell entstanden der zweite und dritte Akt.“

Diese Kennzeichnung, durch die GRILLPARZER seine Produktions-erregung mit nicht bloß bildlich gemeinter fieberhafter Krankheitsverfassung in Verbindung bringt, ist wohl keine zufällige und willkürliche. Die krankhafte Seelenverfassung des Fieberzustandes hat sich wiederholt der produktiven Geistesarbeit förderlich erwiesen. KARL VON HOLTEI (1798—1880), dem Dichter und Schauspieler, geht zum ersten Male die schöpferische Kunst des wahren Menschendarstellers auf, als er von wirklichem Fieber in psychische Exaltation versetzt und dadurch zugleich von allen seelischen Hemmungen der Bühnenangst befreit, sich trotz der Krankheit zu spielen gezwungen sieht:

„Mein Schnupfenfieber nahm zu, wechselnd peinigten mich Frost und Hitze. Dieses physische Unbehagen, je mehr es am Abend der Vorstellung wuchs, desto mehr erhob es mich gleichsam über die herkömmliche Angst, über jene Schüchternheit, durch die ich sonst in Anstandsrollen ungeschickter und ungelinker zu erscheinen pflegte, als ich es in Wirklichkeit war. Das reelle Fieber siegte über mein Lampenfieber. Mit einer gewissen Gleichgültigkeit gegen alles, was mir zustoßen könnte, ging ich hinaus und zum ersten Male fühlte ich mich, wo nicht sicher, doch frei auf der Bühne. Ich setzte die Mitspielenden in Erstaunen. Jeder hatte geglaubt, ich würde die Auftritte, die auf mir ruhten, stören oder gar werfen, und jeder war verwundert über meine Festigkeit; niemand wollte glauben, daß ich die Rolle in der Nacht mir zu eigen gemacht, niemand wollte glauben, daß ich so krank sei, wie ich mich in Wahrheit fühlte. Insofern ich noch imstande bin, Rechenschaft zu geben von dem, was in mir vorging, möchte ich sagen, daß ich mich eben durch Fieber aufgeregt in einem Zustand der Exaltation befand, welcher mich und meine Nerven über den Druck der bisher unüberwindlichen, ängstlichen Verzagtetheit erhob und dem einwohnenden Talente gestattete, sich gehen zu lassen, soweit seine Mittel reichen wollten. Ich empfand an jenem Abend zum ersten Male einen inneren Zusammenhang zwischen den Worten und Gedanken, die ich aussprach, und den Gebärden und Be-

wegungen, die jene begleiteten; ich fühlte zum ersten Male, daß ich, ohne mich darum zu bemühen, teilnehmen konnte an dem, was um mich her auf der Bühne vorging, und wenn ich auch nicht behaupten darf, ins klare gekommen zu sein, wie ich es künftig anzustellen hätte, so erfuhr ich doch deutlicher als bisher, woran es mir zunächst fehlte, und was meine Tadler eigentlich mit ihrem Tadel wollten und meinten. Schade, daß dieser Abend, der für mein ganzes Schauspielerleben von der höchsten Wichtigkeit werden und mich auf eine völlig neue Bahn hätte bringen können, in eine Epoche fiel, wo ich von allen Seelenleiden, die mich bedrückten, von menschenfeindlichen Mißtrauen gegen jedermann, von totaler Mutlosigkeit niedergebeugt, im stillen schon lebhaft an Entfernung von Breslau, an Lösung meiner Bande dachte. So ging er spurlos vorüber, und mit der Gesundheit kehrte meine vorige Verlegenheit, mein altes Ungeschick wieder.“

FRIEDRICH HEBBELS Tagebuchnotiz vom August 1839 bringt geradezu die Selbstbeobachtung einer dramatischen Produktion in Fiebernächten:

„Häßliche Krankheitsperiode — gastrisches Fieber mit greulichem Kopfweh — acht Tage Schwitzen in ungemachtem Bett; unglaubliche Träume. Nicht zu vergessen, daß ich nachts ganze Szenen des Dithmarsischen Trauerspiels ausarbeitete.“

Für RICHARD WAGNER schließlich wird ein krankhafter Zustand körperlich-seelischer Erschöpfung von halbschlafähnlichem, dämmerhaftem Charakter der psychische Boden, auf dem ihm unter pathologischen Begleitsensationen das Vorspiel zum Rheingold auftaucht (darüber hinaus auch noch befremdlicherweise die Erkenntnis besonderer persönlicher Lebenszusammenhänge). Es war nach einem italienischen Ausflug im Jahre 1853:

„Meine Dysenterie vermehrte sich durch Seekrankheit und im allerschöpftesten Zustande, kaum mich fortzuschleppen fähig, suchte ich in Spezia den besten Gasthof auf, welcher zu meinem Schrecken in einer engen geräuschvollen Gasse lag. Nach einer in Fieber und Schlaflosigkeit verbrachten Nacht zwang ich mich des anderen Tages zu weiteren Fußwanderungen durch die hügelige, von Pinienwäldern bedeckte Umgegend. Alles erschien mir nackt und öde, und ich begriff nicht, was ich hier sollte. Am Nachmittage heimkehrend, streckte ich mich todmüde auf ein hartes Ruhebett aus, um die langersehnte Stunde des Schlafes zu erwarten. Sie erschien nicht; dafür versank ich in eine Art von somnabulem Zustand, in welchem ich plötzlich die Empfindung, als ob ich in ein stark fließendes Wasser versänke, erhielt. Das Rauschen desselben stellte sich mir bald im musikalischen Klange des Es-Dur-Akkordes dar, welcher unaufhaltsam in figurierter Brechung dahinwogte; diese Brechungen zeigten sich als melodische Figurationen von zunehmender Bewegung, nie aber veränderte sich der reine Dreiklang von Es-Dur, welcher durch seine Andauer dem Elemente, darin ich versank, eine unendliche Bedeutung geben zu wollen schien. Mit der Empfindung als ob die Wogen jetzt hoch über mich dahinbrausten, erwachte ich in jähem Schreck aus meinem Halbschlaf. Sogleich erkannte ich, daß das Orchestervorspiel zum ‚Rheingold‘, wie ich es in mir herumtrug, doch aber nicht genau hatte finden können, mir aufgegangen war; und schnell begriff ich auch, welche

Bewandtnis es durchaus mit mir habe: Nicht von außen, sondern nur von innen sollte der Lebensstrom mir zufließen.“

Wir kennen einen Fall noch krasserem Zusammenhang einer musikalischen Produktion mit dem Pathologischen: ROBERT SCHUMANN'S (1810—1856) halluzinatorisch einsetzender Krankheitsanfall. Diese Psychose, die sein Leben zerstören sollte, war — was gewiß kein Zufall, sondern wohl der Ausdruck seiner auditiven Sonderbegabung — am Anfang durchaus von Gehörstäuschungen, und zwar vorwiegend solchen musikalischen Charakters beherrscht. Ja, einzelne dieser Tongebilde, die das krankhaft erregte Gehirn vor seinem inneren Ohre ablaufen ließ, erschienen SCHUMANN eigenartig genug, daß er sie der Niederschrift würdigte. Wir wissen davon aus CLARA SCHUMANN'S, der Gattin, damaligen Tagebuchaufzeichnungen:

„Freitag den 10. in der Nacht auf Sonnabend den 11. bekam Robert eine so heftige Gehörsaffektion die ganze Nacht hindurch, daß er kein Auge schloß. Er hörte immer ein und denselben Ton und dazu zuweilen noch ein andres Intervall. Den Tag über legte es sich. Die Nacht auf Sonntag den 12. war wieder eben so schlimm und der Tag auch. — Mein armer Robert leidet schrecklich! Alles Geräusch klingt ihm wie Musik! Er sagt es sei Musik, so herrlich mit so wundervoll klingenden Instrumenten, wie man auf der Erde nie hörte! — —

Die nächstfolgenden Nächte waren sehr schlimm. — Die Gehörsaffektionen hatten sich so gesteigert, daß er ganze Stücke wie von einem vollen Orchester hörte, von Anfang bis zum Ende, und auf dem letzten Akkord blieb der Klang, bis Robert die Gedanken auf ein anderes Stück lenkte. — —

Freitag den 17. nachts, als wir nicht lange zu Bett waren, stand Robert wieder auf und schrieb ein Thema auf, welches, wie er sagte, ihm die Engel vorsangen. Nachdem es beendet, legte er sich nieder und phantasierte nun die ganze Nacht immer mit offenen, zum Himmel aufgeschlagenen Blicken; er war des festen Glaubens, Engel umschweben ihn und machten ihm die herrlichsten Offenbarungen, alles das in wundervoller Musik. — Der Morgen kam und mit ihm eine furchtbare Änderung. Die Engelstimmen verwandelten sich in Dämonenstimmen mit gräßlicher Musik.“ — —

So sehen wir hier denn wiederholt das geistige Schaffen aus geradezu psychotischen Zuständen herauswachsen. Nach solchen Erfahrungen ist es nun nicht zu verwundern, wenn gelegentlich zur Anregung der schöpferischen Gedankenbewegung, zur Steigerung der künstlerischen Produktion mehr oder weniger bewußt nun auch Einflüsse gesucht und herangezogen werden, die solche abnormen produktiv wirksamen seelischen Zustände begünstigen. Unter ihnen steht an erster Stelle der Alkohol, jenes Reizmittel, das durch die gehobene Erregung, die es verursacht, durch den erhöhten Gedankenzufluß und erleichterten Ablauf der Vorstellungen am ehesten fähig erscheint, einen fruchtbaren, wenn auch künstlichen Schaffens-

rausch zu gewähren. Die Dokumente, die für einen solchen Zusammenhang des Alkoholgenusses schöpferischer Persönlichkeiten mit ihrer Schaffenskraft und ihren Produktionsphasen sprechen, sind viel seltener und unsicherer als man erwartet. Merkwürdigerweise existiert ein solches Belegstück gerade für einen Dichter, an den man hierbei zu allerletzt denken würde. GOETHE — der ausdrücklich die „produktiv machenden Kräfte sehr bedeutender Art“ am Weine anerkannte — hat einmal ECKERMANN gegenüber im Jahre 1827 auf das Bestreben SCHILLERS hingewiesen, durch Spirituosen seine Begabung sich willkürlich zu sichern, und er hat gewisse, vom Alkohol beeinflusste, als solche herauserkennbare schwache Stellen in dessen Werken geradezu als „pathologische“ bezeichnet:

„Nun aber, bei seiner vergrößerten Familie in den letzten Jahren, mußte er der Existenz wegen jährlich 2 Stücke schreiben, und um dieses zu vollbringen, trieb er sich, auch an solchen Tagen und Wochen zu arbeiten, in denen er nicht wohl war; sein Talent sollte ihm zu jeder Stunde gehorchen und zu Gebote stehen.

Schiller hat nie viel getrunken, er war sehr mäßig, aber in solchen Augenblicken körperlicher Schwäche suchte er seine Kräfte durch etwas Likör oder ähnliches Spirituoses zu steigern. Dies aber zehrte an seiner Gesundheit und war auch den Produktionen selbst schädlich.

Denn was gescheite Köpfe an seinen Sachen aussetzen, leite ich aus dieser Quelle her. Alle solche Stellen, von denen sie sagen, daß sie nicht just sind, möchte ich pathologische Stellen nennen, in dem er sie nämlich an solchen Tagen geschrieben hat, wo es ihm an Kräften fehlte, um die rechten und wahren Motive zu finden.“ — —

Abschweifend sei hier gleich noch jenes weit absonderlicheren Reiz- und Anregungsmittels gedacht, mit dem Schiller seinem Wohlbefinden und Schaffen zu Hilfe kam. Die Quelle, aus der unsre Kenntnis stammt, ist die gleiche: GOETHE zu ECKERMANN:

„Ich besuchte ihn eines Tages, und da ich ihn nicht zu Hause fand und seine Frau mir sagte, daß er bald zurückkommen würde, so setzte ich mich an seinen Arbeitstisch, um mir dieses und jenes zu notieren. Ich hatte aber nicht lange gesessen, als ich von einem heimlichen Übelbefinden mich überschlichen fühlte, welches sich nach und nach steigerte, so daß ich endlich einer Ohnmacht nahe war. Ich wußte anfänglich nicht, welcher Ursache ich diesen elenden, mir ganz ungewöhnlichen Zustand zuschreiben sollte, bis ich endlich bemerkte, daß aus einer Schublade neben mir ein sehr fataler Geruch strömte. Als ich sie öffnete, fand ich zu meinem Erstaunen, daß sie voll fauler Äpfel war. — — Indes war seine Frau wieder hereingetreten, die mir sagte, daß die Schublade immer mit faulen Äpfeln gefüllt sein müsse, indem dieser Geruch Schiller wohltue und er ohne ihn nicht leben und arbeiten könne.“

Sieht man sich nun unter jenen produktiven Naturen um, deren Alkoholgenuß nicht nur an sich feststeht, sondern auch erwiesenermaßen Bedeutung in ihrem Leben gewonnen hat, so findet man sich bald in einige Verlegenheit versetzt. E. TH. A. HOFFMANN,

einer der anerkanntesten unter ihnen, hat eine Quelle zurückgelassen, aus der am ehesten Aufklärung bezüglich des Verhältnisses des Alkohols zu seiner Produktivität zu erwarten wäre: seine Tagebücher mit ihren auch diese Seite seiner Lebensführung berücksichtigenden Eintragungen. Was dort zu finden ist: die immer wiederkehrenden Angaben des „gepunscht“, „pokuliert“, die sich wiederholenden Bildzeichen für Trunk und Rausch: der Becher und der geflügelte Becher — sodann die auf alkoholische Erregung unmittelbar hinweisenden Änderungen der Handschrift in Form, Größe und Lesbarkeit —, alles dies genügt gewiß zur Anerkennung des Alkohols als treuen Begleiter seines Lebensweges. Aber damit ist doch noch nicht viel gewonnen. Allerdings gelegentlich lassen sich auch psychologische Zusammenhänge besonderer Art, die für die Produktion doch wohl nicht ganz belanglos sein dürften, feststellen. So vor allem solche mit der Stimmung. Einige Tagebuchnotizen — etwa aus dem Jahre 1812 — seien herausgegriffen:

„(26. Januar). Gemahlt in der fatalsten Stimmung / Mittags bei Kunz. — Nachmittags gemahlt, abends Theater, ‚Joseph‘ nachher gepunscht, bey Kunz exaltierte Stimmung und Ahndungen seltsamer Ereignisse, die dem Leben eine Richtung geben oder es — enden. Inkrustierter Gedanke (Revolverzeichen).

(7. Mai): Mittags bey Kunz — höchst exaltiert (Becherzeichen) rein poetisch. — “

(18. Mai): „Morgens bey der Mark in heiterer Stimmung (Mittags?) zu Hause, endlich die ‚lichten Stunden eines wahnsinnigen Musikers‘ mit Glück angefangen — dann im Rosengarten und (Becher mit Flügeln),

(19. Mai): Vormittags mit Glück an den lichten Stunden gearbeitet. dann bey Rothenhan nachmittags dito fleißig gearbeitet bis 7 Uhr — dann mit der Frau in Buch in gemüthlicher Stimmung — dann in der ‚Rose‘ ein Schöpchen getrunken; wohl und gemüthlich zu Hause gekommen.“

(1. August): „Nachmittags Rose abends bei der Mark mit Seeligmann — Musik — ziemlich gemüthlich — un poco (Becher) in der ‚Rose‘ und dabei in eine exaltierte Komponistenstimmung gerathen und sich selbst für was Großes gehalten, veranlaßt durch das Duett ombre amene.“ —

Daß in gewissem Sinne und Umfang der Alkohol tatsächlich auf HOFFMANN geistig anregend und befruchtend wirkte, — er selbst hat ihm übrigens nur einen die Behaglichkeit und den Schwung der Gedanken fördernden Einfluß zuerkannt — dafür spricht auch die Schilderung, die der Freund J. E. HRTZIG von seiner geistigen Verfassung im Trinkmilieu gibt:

„War er, was häufig, in manchen Perioden täglich geschah, mittags oder abends oder mittags und abends in Gesellschaft — oft abends in zwei Zirkeln, von sieben bis neun und von neun bis zwölf gewesen; so ging er, es mochte noch so spät sein als es wollte, wenn alle anderen sich nach Hause begaben, noch in das Weinhaus, um dort den Morgen zu erwarten; früher in seine Wohnung zurückzukehren, war ihm nicht gut möglich.

Man denke hiebei aber nicht etwa an einen gemeinen Trinker, der trinkt und trinkt, aus Wohlgeschmack, bis er lallt und schläft; gerade das Umgekehrte war Hoffmanns Fall. Er trank, um sich zu montieren; dazu gehörte anfangs, wie er noch kräftig war, weniger; später natürlich mehr — aber war er einmal montiert, wie er es nannte, in exotischer Stimmung, die, oft bei einer halben Flasche Wein, auch nur ein gemütlicher Zuhörer hervorrufen konnte, so gab es nichts Interessanteres, als das Feuerwerk von Witz und Glut der Phantasie, das er dann unaufhaltsam, oft fünf, sechs Stunden hintereinander, vor der entzückten Umgebung aufsteigen ließ. War aber auch seine Stimmung nicht exaltiert, so war er im Weinhouse nie müßig, wie man so viele sitzen sieht, die nichts tun als nippen und gähnen; er schaute vielmehr mit seinen Falken Augen überall umher; was er an Lächerlichkeiten, Auffallenheiten, selbst an rührenden Eigenheiten bei den Weingästen bemerkte, wurde ihm zur Studie für seine Werke, oder er warf es mit fertiger Feder auf das Papier.“

Freilich hatten diese Trinkgewohnheiten auch ihre Schattenseiten. Sie sind HRTZIG nicht entgangen:

„Unter solchen Umständen hätten auch, die es am besten mit ihm meinten, ihm diese Erholung gern gönnen können, wäre nur der zerstörende Einfluß zu beseitigen gewesen, den das unausgesetzte Nachtschwärmen, verbunden mit geistiger Anstrengung aller Art, am Tage unausbleiblich auf seine Gesundheit äußern mußte. Auch ist nicht zu leugnen, daß der immerwährende Umgang mit einer Gesellschaft, wie sie sich in öffentlichen Häusern zusammenzufinden pflegt, nach und nach die Fähigkeit untergrub, sich unter edleren Umgebungen würdig zu benehmen, und ein gewisser Cynismus aus seinem Betragen hervorblickte. Endlich hatte auch das gesteigerte Bedürfnis des Weines, vielen Weines, des besten und allerbesten Weines die Folge, daß er leichteren Erwerb vorzog, und Lieblingspläne, die er sein ganzes Leben hindurch in sich getragen hatte, unausgeführt ließ, sie immer auf bessere Zeiten verschiebend und so, durch die vorherrschende Neigung überall verstrickt in sklavische Bande, ging die freie Tätigkeit eines so herrlichen Geistes allmählich unter.“

So wird man denn den förderlichen Einfluß des Alkohols auf HOFFMANNs Schaffen nur sehr gering einschätzen können gegenüber den Schädigungen, die er geistig wie körperlich durch ihn erfuhr. Und das gleiche gilt wohl auch von allen den anderen, dem Trunke hingegebenen produktiven Persönlichkeiten. Mag der Alkohol auch gelegentlich wie bei POE, vielleicht auch bei HOFFMANN selbst, den dichterischen Schöpfungen zu inhaltlichen Sonderwerten verholfen haben, ihre geistige Schöpferkraft und die Hochwertigkeit ihrer Leistungen verdanken sie jedenfalls nicht ihm, sondern ihrer natürlichen psychischen Organisation. Ein Ergebnis, das gewiß nicht überraschen kann. Denn trotz aller psychopathologischen Dokumente darf an der grundsätzlichen Erkenntnis festgehalten werden: Daß die psychische Höchstleistung, die geistige Schöpfer-

kraft, die geniale Begabung — zwar dem Pathologischen an sich nicht versagt ist, aber — ihrem natürlichen Charakter nach als ein Wesenselement der höchstorganisierten gesunden Psyche gelten muß.

VIII.

Krankhafte Lusterregungen und abnormes Glücksgeschehen.

Die Gefühlszustände der Lust und des Glücks, vom menschlichen Geist so heiß ersehnt und erstrebt und im Alltagsleben ihm so oft versagt, werden ihm vielfältig vom pathologischen Geschehen her zuteil. HUMPHRY DAVY (1778—1829), der bedeutende englische Chemiker und Physiker, erfährt bei seinen Versuchen mit dem von ihm entdeckten Stickstoffoxydul (Lachgas) im Jahre 1799 überraschende seelische Wirkungen des eingeatmeten Giftes: einen eigenartigen, von körperlichem Wohlbehagen allmählich zu seelischem Entzücken anwachsenden Lust- und Gehobenzustand:

„— Die angenehme Empfindung war anfangs bloß auf einzelne Stellen beschränkt, ich bemerkte sie nur in den Lippen und in den Wangen; dann verbreitete sie sich aber allmählich über den ganzen Körper, und in der Mitte des Versuchs war sie einen Augenblick lang so stark und so rein, daß sie mir in diesem Augenblicke, jedoch nicht früher, mein Bewußtsein raubte. Ich kam jedoch schnell wieder zur Besinnung, und durch Lachen und Stampfen suchte ich einem bei dem Versuche gegenwärtigen Freund das große Wohlbehagen auszudrücken, welches mir das Atmen des Gases verursachte. — —“

Sodann bei einem anderen Versuch:

„Ich hatte wieder ähnliche Empfindungen wie vorher; jenes angenehme Entzücken kehrte schnell zurück, und es dauerte diesmal länger, wie das vorige Mal; meine Fröhlichkeit währte beinahe zwei Stunden lang; aber noch weit länger das vorherbeschriebene, mit Trägheit verbundene sanfte Vergnügen. Ich verzehrte meine Mittagsmahlzeit mit großem Appetit, und fühlte mich unmittelbar darauf recht munter und zur Tätigkeit geneigt. Den Abend brachte ich mit dem Anstellen von chemischen Versuchen zu; in der Nacht fühlte ich mich ungewöhnlich frisch und munter, und zwischen elf und zwei Uhr beschäftigte ich mich damit, die hier mitgeteilten Nachrichten aus meinem Tagebuche abzuschreiben und die angestellten Versuche zu ordnen. Die Zeit im Bette brachte ich in tiefem Schlaf zu. Als ich morgens erwachte, geschah es mit einem angenehmen Gefühl meines Daseins, und dieses Gefühl dauerte schwächer oder stärker den ganzen Tag über.“

Ungleich reicher und beglückender gestalten sich die Lustgefühlserlebnisse eines anderen Nervengiftes, des Opiums. Eindringlich spricht dafür die seelische Umwandlung, die TH. DE QUINCEY bei seiner ersten Begegnung mit dem Gifte erfuhr, als er es auf den zufälligen Rat eines Studienfreundes wegen seines Zahnreißens nahm. Er gedenkt ihrer mit Worten von höchstem Schwung:

„— Ich war mit der Macht und den Geheimnissen des Opiums natürlich ganz unbekannt und nahm es damals auf jede Gefahr hin. Doch ich nahm es — und in einer Stunde, o Himmel! Welch ein Umschwung! Wie kraftvoll erhob sich mein Geist aus meinen tiefsten Tiefen! Welch eine Apokalypse der Welt war in mir! Daß meine Schmerzen verschwanden, erschien mir jetzt als eine Kleinigkeit; diese negative Wirkung ging in der ungeheuren positiven unter — in dem Abgrund himmlischen Genusses, der sich plötzlich vor mir auftat. Hier war ein Panazea, ein *φάρμακον νήπενδες* . . . für alle Leiden. Hier war das Geheimnis des Glückes enthüllt, über das die Philosophen aller Menschenalter gestritten. Man konnte das Glück für einen Penny kaufen und in der Westentasche bei sich führen: Es war möglich, Ekstasen, in einer kleinen Flasche geschlossen, mit sich herumzutragen. Die Post konnte Gemütsruhe und Frieden in Paketen verschicken. — —“

Besser noch als in diesem allgemeinen Preislied tritt der Sondercharakter dieses Glückerlebens mit seiner paradiesisch verklärten inneren Ruhe in QUINCEYS Schilderungen seiner Opiumglücksträumereien selbst zutage:

„— Da fiel ich denn oft nach dem Opiumgenuß in lange Träumereien, und es konnte sein, daß ich von Sonnenuntergang zu Sonnenaufgang bewegungslos und ohne den Wunsch, mich zu bewegen, an einem offenen Fenster gesessen habe, von dem aus ich die See und in einer Entfernung von einer Meile die große Stadt Liverpool überschauen konnte. — Die Stadt Liverpool war die Erde, die ich mit ihren Sorgen und mit ihren Gräbern hinter mir gelassen, doch nicht ganz aus den Blicken verloren, noch vollständig vergessen hatte. Der unaufhörlich leicht bewegte, von taubensanfter Ruhe überbrütete Ozean war das genaue Bild des Geistes und des Gemütes, die ihn betrachteten, denn es schien mir, als stände ich in einer Entfernung weit ab von dem Tumult des Lebens, von jeder Aufregung, jedem Fieber und jedem Kampfe befreit; Befreiung von allen geheimen Bedrückungen des Herzens war mir gewährt. Ein Sabbat von Stille schwang, Erlösung von aller Menschenmüh und Arbeit war zugesagt. Hier pflückte ich die Hoffnungen vom Pfade des Lebens, umhaucht vom Frieden des Grabes, und genoß der Früchte eines regen Geistes, dessen Ängste in halkyonischer Ruhe dahingeschmolzen waren, in einer Ruhe, die nicht von Starrheit erzeugt, sondern von einem machtvollen, gleichmäßigen Leben ausging; genoß in unendlicher Tätigkeit ‚unendlicher Ruhe‘. — —“

Gewiß ein reicher Lebensgewinn vom Pathologischen her. Er läßt es verstehen, daß ihn der seelisch Unausgeglichene und Belastete krampfhaft sucht und festhält. Er wird freilich dem Beglückten nicht umsonst gewährt. —

Eine eigenartige Anreicherung des Gefühlslebens erfährt der Schriftsteller HANS LEUSS, als er in langdauernder Zuchthaushaft in der natürlichen Umsetzung der Gefühlsregungen nach außen gehemmt war. Diese Erfahrung — einer erhöhten Lustgefühlansprechbarkeit, insbesondere des ästhetischen Empfindens — kann freilich, wie so manche andere seiner sonstigen Strafhafterfahrungen auch, nur als rein individuell bedingt und gewiß nicht typisch gelten. LEUSS berichtet von dieser eigentümlichen Einzelhaftwirkung:

„— Das Gefühl vor allem wird, wie immer wiederholt werden muß, in Anspruch genommen und gesteigert. — So sehr steigert sich dies Gebiet der Psyche und im Zusammenhang damit bei ästhetischen Naturen das Vermögen der ‚Anschauung‘, daß eine Blattform, eine Wolkenbildung, Ausbrüche ästhetischen Entzückens hervorrufen und ein Käfer einen Sturm erregen kann, und nicht, wie sonst Eindrücke tun, einen Sturm an der Oberfläche, sondern bis tief ins unbekannte Land. In einem solchen Augenblicke ging mir, als mir Pastor Haase die sixtinische Madonna in einem guten Holzschnitte zeigte, die Schönheit dieses Bildes auf; nur mit einem verworrenen, unklaren Eindruck davon hatte ich vordem öfter vor dem Original gegessen. — —“

Weit über solche inneren Glücksmöglichkeiten hinaus erheben sich durch Reichtum des Inhalts, Stärke des Erlebniswertes und Tiefe des seelischen Gehaltes jene Glückszustände, die einer aufs höchste gesteigerten, auf gewisse Inhalte sich beschränkenden Konzentration des Bewußtseins und des Gefühls ihren besonderen Charakter verdanken. Es sind dies jene ekstatischen Zustände, denen vor allem das vertiefte, tief verinnerlichte religiöse Leben den fruchtbaren Boden und die eigenartige Gestaltung gibt. Wieder sind es die Mystiker aller Religionen, die dieses reichste Beglückungserlebnis erfahren haben, wo die Seele von allem Irdischen befreit, in höchste Verzückerung versunken ist. Sie haben in ihm die höchste Begnadigung gesehen und aus ihm die stärkste Glaubensgewißheit und den höchsten Lebenswert geschöpft.

HEINRICH SUSO, der einfache Mönch — uns schon wiederholt als treuer Zeuge für mystisches Innengeschehen bekannt —, bringt auch dieses beseligende Erlebnis des religiösen Menschen in der rührenden Schönheit seiner schlichten Sprache zu klarem Ausdruck:

„Zu derselben Zeit hatte er ein sonderliches Gedränge von schwerem Leiden, das ihm oblag. Und so er also stand trostlos, und niemand bei ihm noch um ihn war, da ward seine Seele verzückt, in dem Leibe oder aus dem Leibe, da sah er und hörte er, was allen Zungen unaussprechlich ist. Es war formlos und weislos und hatte doch aller Form und Weise freudenreiche Lust in sich; das Herz war gierig und doch gesattet; der Mut war lustig und wohlgefloriert; ihm war Wünschen gelegen (gestillet) und Begehren entgangen. Er tat nur ein Starren in den glanzreichen Widerglast, in dem er gewann sein

Selbst und aller Dinge ein Vergessen; war es Tag oder Nacht, das wußte er nicht, es war des ewigen Lebens eine ausbrechende Süßigkeit nach gegenwärtiger, stillstehender, ruhiger Empfindlichkeit. Er sprach danach: Ist das nicht Himmelreich, so weiß ich nicht, was Himmelreich ist. — Dieser überschwengliche Zug währte wohl eine Stunde oder eine halbe; ob die Seele in dem Leibe blieb oder von dem Leibe geschieden war, das wußte er nicht. Da er wieder zu sich selber kam, da war ihm in aller Weise als einem Menschen, der von einer anderen Welt ist kommen. — —“

Diese heut so fremdartig anmutenden Gefühlserlebnisse sind durchaus nicht an jene, uns der Zeit wie dem inneren Erleben nach so fernen Menschen gebunden. Sie reichen bis an unsere jüngsten nüchternen Tage und treten auch an den modernen Menschen unter besonderen seelischen Bedingungen heran. Der Schriftsteller WALTER BLOEM hat sie in den Fährnissen des Weltkrieges, in Situationen stärkster Lebensgefahr kennengelernt. Das beglückende Erlösungsgefühl, das ihn wiederholt im schwersten Granatfeuer überfiel, entspricht durchaus den unsagbar reichen Verzückungen jener religiösen Naturen des Mittelalters. Zum erstenmal überkam es ihn beim Vormarsch des ersten Kriegsjahres während des Vorgehens im heißen Gefecht:

„— Bald zur Rechten, bald zur Linken, vor mir, hinter mir spritzte Schrapnellgewölk auffaffend aus den Baumkronen, prasselten die Kugelgarben auf den Weg, wider die ächzenden Eichenstämme, wühlte sich der Sturz der Granaten in den moorigen Grund, schleuderte hoch emporbrodelnd einen scheußlichen Wust von Dampf und Felsstücken und Erdschollen und zackigen Eisenbrocken in die Lüfte.

Durch den verhexten Wald ging ich meines Weges, dicht hinter mir die Getreuen. Über mich kam da ein Schauer von Glück, wie ich ihn nie gefühlt, nie geahnt. Weit hinter mir lag, was ich erhofft, erlebt, erstritten. Verziehen war, was ich geirrt und gefehlt, alle Menschen, denen ich Leides getan, hatten mir vergeben. Und vergeben hatte mir noch einer, dessen Hand ich auf meiner Schulter fühlte. Ich aber sprach zu ihm: Nimm mich, ich bin bereit.

Da antwortete mir eine Stimme, die ich noch niemals vernommen, Worte sprach sie, die mir vertraut waren seit Kinderzeit:

Ob tausend fallen zu deiner Linken, und zehntausend zu deiner Rechten, so wird es dich doch nicht treffen.

Und diese Worte wurden Gesang, wuchsen und schollen zur Kantate, holdselige Stimmen jauchzten sie in die Lüfte, vieltausendstimmiger Chor fiel rauschend ein und jauchzte sie nach, und das grelle Dröhnen der Granaten, das dumpfe Branden des ungeheuren Orchesters in Berg und Tal begleitete das erhabene Lied.

Größeres Erlösungsglück hab ich nie im Leben empfunden, gleiches später noch in mancher heißen Schlacht, an Narew und Bug, an Njemen und Maas.“

Gleich wie an die Zustände stärkster seelischer Passivität des inneren Schauens und der verzückten Hingabe ist dieses alltagsfremde

Glücksempfinden auch an die Phasen höchster seelischer Aktivität, ins Übermaß gesteigerter Produktivität geknüpft. Und jener geniale Mensch, dem im Inspirationsakt das Höchsterlebnis eines schöpferischen Gedankenzuflusses in stärkstem Ausmaße zuteil wurde, hat dabei auch zugleich das intensivste Glückserleben erfahren. Wir erinnern uns der Worte aus jenem starken Bekenntnis, in dem FRIEDRICH NIETZSCHE seine Erfahrung von Inspiration zum Ausdruck gebracht hat:

„Eine Entzückung, deren ungeheure Spannung sich mitunter in einen Tränenstrom auflöst, bei der der Schritt unwillkürlich bald stürmt, bald langsam wird, ein vollkommenes Außersichsein mit dem distinktesten Bewußtsein einer Unzahl feiner Schauer und Überrieselungen bis in die Fußzehen; eine Glückstiefe, in der das Schmerzliche und Düsterste nicht als Gegensatz wirkt, sondern als bedingt, als herausgefordert, als eine notwendige Farbe innerhalb eines solchen Lichtüberflusses; ein Instinkt rhythmischer Verhältnisse, der weite Räume von Formen überspannt. — —“

Ist es nur das beglückende Bewußtsein menschlicher Höchstleistung, das intensivstes Glücksgefühl und Produktivität verbindet? Oder sind tiefere Zusammenhänge hier im Spiel? Die Antwort wird uns von einer Seite, von der wir sie gewiß nicht erwarten. Was HUMPHRY DAVY im Verzückungszustand des Lachgasrausches erlebt, deutet die Richtung an, von der her uns Aufklärung kommt:

„In dem Verhältnis, wie die angenehmen Empfindungen zunahmen, hörte alle Verbindung zwischen meinen Vorstellungen und den äußeren Dingen auf; Züge von lebhaften Gesichtsbildern gingen schnell vor meinem inneren Sinn vorüber und hingen dergestalt mit Worten zusammen, daß dadurch in mir ganz neue Vorstellungen erregt wurden. Ich befand mich in einer Welt neugebildeter und und neuverbundener Ideen. Ich theoretisierte; ich glaubte Entdeckungen zu machen. Als mich Dr. Kinglake durch das Wegziehen des Beutels von meinem Munde aus dieser halb-wahnsinnigen Entzückung erweckte, waren Unwillen und Stolz die ersten Gefühle, welche der Anblick der mich umgebenden Personen in mir erregte; meine Gemütsstimmung war enthusiastisch und erhaben; und ich ging eine Minute lang im Zimmer umher, ohne auf die an mich gerichteten Reden im mindesten zu achten. Wie mein voriger Gemütszustand zurückgekehrt war, fühlte ich einen Trieb, die Entdeckungen, die ich während der Wirkung des Gases gemacht hatte, anderen mitzuteilen. Ich bemühte mich, meine Gedanken zurückzurufen, aber sie waren dunkel und undeutlich; eine Reihe von Ausdrücken bot sich mir jedoch von selbst dar, und voll innigen Glaubens, und gleichsam wie weissagend, rief ich meinem Freunde Kinglake zu: Nur Gedanken haben Dasein, das Weltall besteht aus Eindrücken und Ideen, aus Lust und aus Schmerz!“

Was diesen abnormen Zustand, in den DAVY das Lachgas versetzt, heraushebt, ist die unmittelbarste engste Verknüpfung der lustvollen Gehobenheit mit einer erregten Vorstellungsbewegung, einem stärkeren Fluß der Gedanken. Eine Erregt-

heit der gedanklichen Tätigkeit, die zu neuartigen Vorstellungsverbindungen, zu einer geistigen Produktivität, wenn auch hier nur einer Scheinproduktivität, führt. Doch nicht in dieser nachweislichen Einheitlichkeit von lustvoll gehobener und produktiver Erregung liegt für uns die Bedeutung dieses Geschehnisses, sondern in viel Schwerwiegenderem: daß der gehobene Zustand des Schaffensrausches hier — wenn auch nur andeutungsweise — als pathologisch bedingt in die Erscheinung tritt.

Aber damit nicht genug. Wir sehen ihn bald noch in unmittelbarem Zusammenhang mit Zuständen von ausgeprägt psychotischem Charakter.

Die manischen Krankheitszustände mit ihrer charakteristischen Verbindung von lustvoll-gehobener Gefühlserregung und erleichtertem und gesteigertem Ablauf der geistigen wie körperlichen Bewegung sind es, die sich als die eigentlichen, wenn auch seltenen pathologischen Träger geistig produktiver Lebensphasen darbieten.

In unverkennbarer, freilich auch zugleich beklemmender Weise, — weil die Zeichen einer zerstörenden Grundkrankheit grell hindurchleuchten — kommt dieser innere Zusammenhang zwischen seelischer Produktivität und manisch-psychotischer Krankheitsperiode in jener Schöpfung FRIEDRICH NIETZSCHEs zum Ausdruck, die dem verhängnisvollen Herbst 1888 ihre Entstehung verdankte: in „Ecce homo“. Briefe aus jener Zeit geben klare Kunde davon, daß damals eine Krankheitswelle des paralytischen Hirnprozesses einsetzte, die unter dem Bilde einer manischen Erregung — mit der bezeichnenden seelischen Trias des krankhaft gehobenen Wohlgefühls, des maßlos gesteigerten Selbstbewußtseins und der abnormen Erleichterung alles Tuns verlief. An C. FUCHS schreibt NIETZSCHE am 11. Dezember 1888 die bezeichnenden Worte:

„Inzwischen steht und geht alles wunderbar; ich habe nie annähernd eine solche Zeit erlebt, wie von Anfang September bis heute. Die unerhörtesten Aufgaben leicht wie ein Spiel; die Gesundheit, dem Wetter gleich, täglich mit unbändiger Helle und Leichtigkeit heraufkommend. Ich mag nicht erzählen, was alles fertig wurde: Alles ist fertig . . . Im nächsten Jahre steht die Welt auf dem Kopf; nachdem der alte Gott abgedankt ist, werde ich die Welt regieren . . . Es grüßt Sie auf das herzlichste das Untier.“

Und ähnlichen pathologischen Einschlag trägt der der gleichen Zeit entstammende Brief an GEORG BRANDES, der mit seinen krankhaften Zügen unmittelbar auf das Werk hinweist:

„Ich habe jetzt mit einem Zynismus, der welthistorisch werden wird, mich selbst erzählt. Das Buch heißt ‚Ecce homo‘ und ist ein Attentat

ohne die geringste Rücksicht auf den Gekreuzigten; es endet in Donnern und Wetterschlägen gegen alles, was christlich und christlich infektiert ist, bei denen einem Sehn und Hören vergeht. Ich bin zuletzt der erste Psychologe des Christentums und kann, als alter Artillerist, der ich bin, schweres Geschütz vordringen, von dem kein Gegner des Christentums auch nur die Existenz vermutet hat. Das Ganze ist ein Vorspiel der ‚Umwertung aller Werte‘, des Werks, das fertig vor mir liegt: Ich schwöre Ihnen zu, daß wir in zwei Jahren die ganze Erde in Konvulsionen haben werden. Ich bin ein Verhängnis. — ... Ihr Nietzsche, Untier.“

Das Werk selbst endlich, das den geistigen Gewinn jener erregten Krankheitswelle darbietet, ist in seinem Inhalt von dem psychotischen Geschehen nicht unberührt geblieben. Auch aus ihm klingen unverkennbar die Zeichen der abnormen euphorischen Erregung heraus. In jenem Abschnitte, der — bedeutsam genug — den Titel führt: „Warum ich so weise bin“, stehen Sätze, in denen wiederum die manischen Krankheitselemente sich deutlich aussprechen:

„Wer mich in den siebzig Tagen dieses Herbstes gesehen hat, wo ich ohne Unterbrechung lauter Sachen ersten Ranges gemacht habe, die kein Mensch mir nachmacht oder vormacht, mit einer Verantwortlichkeit für alle Jahrtausende nach mir, wird keinen Zug von Spannung an mir wahrgenommen haben, um so mehr eine überströmende Frische und Heiterkeit. Ich aß nie mit angenehmeren Gefühlen, ich schlief nie besser. Ich kenne keine andere Art, mit großen Aufgaben zu verkehren als das Spiel: Dies ist, als Anzeichen der Größe eine wesentliche Voraussetzung. — In einer absurd frühen Zeit, mit sieben Jahren, wußte ich bereits, daß mich nie ein menschliches Wort erreichen würde; hat man mich je darüber betrübt gesehen? — Ich habe heute noch die gleiche Leutseligkeit gegen jedermann, ich bin selbst voller Auszeichnung für die Niedrigsten: In dem allen ist nicht ein Gran von Hochmut, von geheimer Verachtung.“

Es bedarf nicht erst eines Beweises: Gewiß hat nicht die manisch-paralytische Krankheitserregung FRIEDRICH NIETZSCHE erst produktiv gemacht. Er hat seine schöpferische Natur vor aller Erkrankung zur Genüge durch sein Schaffen erwiesen. Aber es bleibt doch davon unberührt bestehen, daß die stürmische geistige Produktion gerade jener Krankheitsmonate durch die eigenartige psychotische Erregung angeregt und gefördert worden ist. Gewiß nicht zugunsten des inneren Gehalts des Werkes. Die Spuren der geistig vernichtenden Erkrankung, die Senkung des geistigen Niveaus lassen sich nicht verkennen. Freilich überwog in und mit der manisch-paralytischen Anfangsphase noch das anregende und produktive Element der Krankheit gegenüber dem zerstörenden. Dieses hat nur zu bald die volle Herrschaft über diesen reichen Geist angetreten. —

Eindrucksvoller und beweiskräftiger noch als bei FRIEDRICH NIETZSCHE, wo eine an sich schöpferische Natur von der geistig erregenden manisch-paralytischen Krankheitswelle befallen wurde, tritt

uns die produktiv wirksame Kraft dieser psychotischen Prozesse da entgegen, wo die manische Geistesstörung überhaupt erst einen geistigen Schaffensvorgang herbeiführt.

KARL STAUFFER-Bern (1857—1891), der Radierer und Bildhauer, künstlerisch so reich und glücklich beanlagt, aber mit der unseligen Erbschaft eines an krankhaften Verstimmungszuständen leidenden Vaters behaftet, gerät 1889, vielleicht schon in innerem Zusammenhange mit der einsetzenden manischen Erkrankung in seelische Wirrnisse und äußere Irrungen, die ihn in einer unglücklichen Verkettung von eigener Schuld und tragischem Mißgeschick ins Florentiner Gefängnis und von da ins Irrenhaus führen. Eine Phase seelischen Zusammenbruchs, der kein erneuter psychischer Aufschwung gefolgt ist. Schon nach Jahresfrist erlag KARL STAUFFER als ein gebrochener Mann im Trübsinn einer Chloralvergiftung, nachdem er schon vorher versucht hatte, durch einen Brustschuß sein Leben vorzeitig zu beenden.

Gesteigerte seelische Erregung mit Abspringen der Gedanken, unruhiger Tätigkeitsdrang, wechselnde Pläne und Größenideen treten im Bilde der Manie hervor. Sie beherrschen den der Freiheit Beraubten zumal auf der Höhe der Erkrankung, schlagen sich deutlich in seinen schriftlichen Auslassungen nieder und kommen andeutungsweise auch noch im Stadium der Besserung zur Geltung.

Was STAUFFER im Februar 1890, auf die Gefängniszeit zurückblickend, an die Lieben zu Hause vom Florentiner Irrenhaus aus schreibt, läßt die Eigenart der überstandenen Krankheitsphase noch eben durchscheinen:

— — „Seht, ich bin ja viel zu sehr Künstler und Poet, als daß ich mich auch in vier kahlen Mauern einen Augenblick langweilen sollte. Ich habe eine solche Phantasie, daß ich Tage, tagelang hinstauen kann, ohne überhaupt die Augen, geschweige denn das Maul aufzutun. — Sowie ich frei bin, lasse ich meine Gedichte, die etwa 300 Druckseiten in Anspruch nehmen, drucken und bringe sie in Handel. — Die Dinger sind absolut originell. — Der Titel wird sein: Karl Stauffer Bern, Poesiae opus I. Die Gedichte des jungen Werthers und des Verewigten Nachlaß zusammengestellt und herausgegeben von Wilhelm Meister.“

Wenn diese Chosen das Licht der Welt erblickt haben werden, so redigiere ich meine Briefe an Lydia, die etwa zu Martini gedruckt sein können.“ — —

Deutlicher freilich geht die manische Erregung in STAUFFERS literarische Produktion der Krankheitszeit ein. Zumal was er als Einleitung zu dem damals verfaßten und niedergeschriebenen poetischen Bändchen bringt, verrät ein krankhaft sprunghaftes, leicht abschweifendes, zu Entgleisungen neigendes Denken im Verein mit einer erregt-gehobenen Stimmungslage:

„Dieses Büchlein ist, wie ich auf einem der vielen Titel vermerkt habe, im Kerker geschrieben, wo ich Zeit hatte, über so viele schon begangene und so Gott will noch zu begehende Sünden bußfertig nachzudenken. — Wer viel geliebt, dem will man viel verzeihen, so hoffe ich denn, der liebe Gott werde mir tun nach seiner Barmherzigkeit, nicht nach seiner Strenge, seine Güte reicht ja so weit, und will, sobald ich wieder draußen bin, lustig weiter sündigen drauflos, solange es Tag ist und nicht warten bis zur Nacht, wo niemand mehr wirken kann. Amen.

Ich lache schon mit dem ganzen Gesicht, wenn ich an die faulen Eier denke, die ihr mir an den Kopf werfen werdet, biedere deutsche Tugendwächter! Aber in der Mitte zwischen Krähwinkel und Rom hat der Gott eine Mauer aufgerichtet, die Alpen genannt. Schmeißt mal rüber, wenn ihr könnt. Sollte mich ja eins treffen, so ist das Meer ja ganz in der Nähe, und darin ist so viel Wasser zum Waschen, ihr glaubt es gar nicht. Überhaupt tut, was ihr wollt und was euch gefällt, ich will mich um euch so wenig wie um jemand anders den Teufel scheren! Amen.

Was du nicht willst, das man dir tu,
Das füge immer andern zu.“

Und wie die krankhafte Erregung STAUFFER die Gedanken zuströmen ließ, geben die weiteren Zeilen:

„Prolegomena.

Da bot der Gott diese Verse auf, in meinem Haupte zu kämpfen für Recht, Wahrheit und Schönheit; und ich hatte nichts weiter zu tun, als zu notieren, was eine unbekannte liebe Stimme mir in die Feder sang. — Sollte es die Muse gewesen sein, welche er seinem Knechte an das Lager sandte, das Unglück mit ihm zu teilen? Ich weiß es nicht. —

Aber das weiß ich, daß der HERR mich in den letzten Wochen stark gepreßt hat und daß ich Dichter geworden bin an Leib und Seele. —

Unter dem starken Druck ist endlich der rote Stift versweis in dieses Büchlein getropft; kann er einen kleinen Beigeschmack von ungebrannter Asche nicht verleugnen, so wolle bedenken, liebes Weib, daß sogar diese in gewissen Fällen von denkenden Menschenfreunden für eine köstliche Arznei nicht mit Unrecht gehalten und oft und mit Erfolg empfohlen und verschrieben wird.

Dein

Carlone.“

Doch auch die Verse, die der manischen Erregungsphase, dem krankhaften Produktionsfieber ihre Entstehung verdanken, verleugnen den Stempel ihres Ursprungs nicht. Von ihnen hat OTTO BRAHMS, der sie zuerst veröffentlichte, eine Charakteristik gegeben, die die psychotischen Komponenten dieses krankhaften Schaffens: den abnorm erhöhten Tätigkeitsdrang, die bis zur Ideenflucht erregte Gedankenbewegung und die Größenideen hell beleuchtet:

„Die Verse, die Reime folgen sich und bedrängen sich und der Herrschaft des Gedankens, der literarischen Form nicht untertan, schreiten sie in freier Ursprünglichkeit einher. — —

Die ganze weite Masse seiner Vorstellungen, seiner Empfindungen haben diese Tage des Leidens in Fluß gebracht; was er erlebt, gedacht und gelernt, wogt strömend durcheinander in schneller Bilderfolge. — Ein krankhaftes Gefühl seiner Kraft und Schneidigkeit erfüllt den Gefangenen aber-

mals, und sein irrender Sinn erfreut sich an Wiederholungen der Worte und Verse; Reminiszenzen fließen ihm ein, ohne daß er Eignes vom Fremden sicher scheiden kann. — —

Mit vielfachen Überschriften und Vorreden, mit griechischen und lateinischen und deutschen Titeln leitet Stauffer die Veröffentlichung ein, die er erstrebt. Er nennt sich ‚den Narren von San Bonifacio‘ und betrachtet melancholisch den Stempel auf seinem Papier: ‚Direzione delle carceri di Firenze.‘ Er erdichtet sich eine Abstammung vom alten Stauffengeschlecht, besingt den Conradin und unterzeichnet sich selber: Carlo Conradino de Stauffer.“ — —

Wie diese manischen Zeichen einer oberflächlich-äußerlichen Verknüpfung der flüchtig aneinandergereihten Vorstellungen, einer erhöhten Ansprechbarkeit von Klangähnlichkeiten und Erinnerungsassoziationen den Gedichten selbst ein unzulängliches Beiwerk verleihen, wie sie sie durch Banalitäten des Inhalts, durch Ungebundenheiten in Vers und Reim, durch eingeflochtene Knittelverse, Wortspielereien, Lektüreremissenzenzen und ähnliches in ihrem poetischen Wert schädigen, das mag an einem Stück von STAUFFERS dichterischem Tagebuch, das Selbsterlebtes wiedergibt, ohne weiteren Kommentar dargetan werden. Es entstammt der Gedichtsammlung mit dem Titel „Im Kerker“ und dem poetischen Vorwort:

„Kleines Büchlein, im Kerker geboren
Unter Schelmen, Briganten und Mördern —
Diebesgesindel, Narren und Toren
Mit Andacht und Liebe dich halfen fördern.
Ob bei den Gerechten in Berg und Tal
Du Beifall findest, ist mir egal.
Ich lasse dich drucken auf meine Kosten
Und bezahle selber das Porto der Posten.“

Auf Königs Kosten via Rom — Florenz.
„Auf Königs Kosten via Rom — Florenz
Mit sieben Mördern an der langen Kette,
Eiserne Schellen — na das Ding wird lustig. —
Was mag der sein, der mit dem langen Mantel?
Wie ein Spitzbub sieht er grad nicht aus —
Mädchenverführung, Händel und dergleichen —
Sonst scheint er mir aus einem guten Haus —
Hol euch die Pest, ihr gottverfluchten Gaffer!
Läg ich nicht an der Kette, dummes Publikum,
Ihr würdet's auf den Mäulern hören klatschen
Wie den Schirokekoregen auf dem Korso,
Und alle Sterne sollten dazu funkeln. —
Verdammtes Pack, wie ich dich tödlich hasse! —
Hier übernachten, na es geht zum andern,
Doch wird von Schlaf wohl kaum die Rede sein.
Da geht die Tür auf, und dreiundzwanzig Strolche,
Ladroni, Diebe, Mörder, Raubgesindel
Auch zum Transport a spese del governo.
's wird immer besser. Herr, laß diesen Kelch
An mir vorübergehn, sonst werd ich närrisch,
Aus allen Himmelsgegenden Italiens,

Teils schon verurteilt, teils noch in Erwartung.
 Wer nie sein Brot mit Tränen aß, wer immer
 Auf seinem Strohsack bitter weinend saß,
 Der kennt euch nicht, ihr großen Himmelsmächte!
 Und in der langen bangen Kerkernacht
 Hab ich die Lebensrechnung still gemacht. —
 Ich fuhr ja sonst so gerne nach Florenz,
 Doch diesmal, nee, das wollte mir nicht scheinen,
 Und trotzdem ging auch dieser Kelch vorüber,
 Nicht halb so schlimm, als ich mir hatt' gedacht.
 Das kleine Stück Campagna, was ich sah,
 Wenn oft ein Guckloch etwas offen stand,
 Lag ja im schönen Land Italia,
 Im neuen wunderbaren Vaterland,
 Wo aller schönen Künste Wiege stand.
 Der Brigadiere mit dem Personal
 War, Gott sei Dank, kein preußischer Korporal,
 Tat seine Pflicht als Mensch und als Soldat,
 Nicht als ein arroganter Autokrat. —
 Aus meinem kleinen Zellenfenster sah
 Ich Santa Croce und Santa Maria
 Del Fiore, o ward mir da zu Sinn!
 Ich träumte mich in seine Räume hin
 Und betete: O Herr laß ohne Bangen
 Mich still ertragen, was du hast verhangen,
 Du weißt es besser, was dem Menschen frommt
 Und was ihm gut und was ihm schlecht bekommt.
 Es möge mir geschehn nach deinem Willen;
 Du hast mein Leid gesehn und wirst es stillen,
 Du wandelst droben in der Ewigkeit,
 Und aller Welten Kraft und Herrlichkeit
 Webt wunderbar dein zauberhaftes Kleid,
 Und überall geschieht dein starker Wille.“

In den ergreifenden letzten Zeilen scheinen die Schlacken abgefallen. Auf dem Untergrund eines psychotischen Geschehens tut sich nun ein dichterischer Aufschwung kund, der übrigens in manchen anderen Versen noch einen ausgeglicheneren Ausdruck fand.

So ist es unablegbar die Psychose, die den Künstler KARL STAUFER zum Dichter machte. Die manische Erregung hat hier dem Bildner die Bahn für die künstlerische Gestaltung im Wort freigegeben, hat ihm die Anregungen und den Gedankenzuwachs für die dichterische Produktion gegeben, hat die Hemmungen und Bindungen gelöst, die im Alltagszustand die Schwungkraft der Psyche in Schranken hielten. So wurde er zum Dichter, freilich zum kranken Dichter.

Und so wird das Unzulängliche hier Ereignis: Das Pathologische hat eine psychische Mehr-, eine Höherleistung zustande gebracht.

Die hier sich offenbarenden Beziehungen zwischen dichterischem Schaffen und manischen Erregungsepisoden gewinnen eine Bedeutung

weit über den Einzelfall von STAUFFERS Geisteskrankheit hinaus. Und es ist kein unmotivierter Einfall, sondern eine immerhin nahe-
liegende — wenn auch nicht bis zum letzten erwiesene — Folgerung
aus grundlegender Erfahrung, wenn man da, wo man eine periodisch
— eine in Phasen verlaufende geistige Produktion wahrnahm oder
wahrzunehmen glaubte — so etwa bei GOETHE —, auch analoge
Phasen einer solchen leichten manischen Erregung suchte und sah.

Der Zusammenhang des pathologisch-manischen Komplexes mit
hochwertigen Lebensäußerungen verlangt noch eine Weiterführung
nach anderer Richtung: Was sich episodisch in psychotischer
Ausprägung in den manischen Krankheitsanfällen darbietet, das
findet sich als Dauererscheinung entsprechend abgeschwächt
im Rahmen einer besonderen abnormen, einer „hypomanischen“
Konstitution. Dieses hypomanische Temperament, das die ganze
Persönlichkeit zu durchdringen und ihr das Gepräge zu geben pflegt,
ist gleichfalls durch lustvoll gehobenes Lebensgefühl mit gesteigerter
überströmender Gedankenfülle, Bewegungsunruhe und Tätigkeits-
drang ausgezeichnet. Ein solches ganz gewiß als abartig, in gewissem
Sinne dabei als produktiv anzusprechendes Temperament
scheint mir, wenn anders ich nicht ein völlig verzeichnetes Bild sehe,
aus gewissen Äußerungen BETTINA VON ARNIMS (1785—1859) heraus
zu sprechen, wenn es auch gewiß nicht ihr Wesen allein erschöpft.
Zumal aus den Briefen ihrer Jugendjahre fließt es in vollen
Strömen über. Wer solche hypomanische Naturen kennt, wird sie in
diesem Wirbel von Lust und Lebensfreude, von Gedanken-
überfülle, von innerer und äußerer Unruhe und Bewegung
widergespiegelt finden:

„Geliebter Clemens. Was ist doch alles widerfahren in diesen wenigen
Tagen, die du der Bettine nennst! — Ein Südwind auf brennenden
Sohlen in einer Wirbelwolke voll Staub wehte mir ins Gesicht.
Von einem Tag zum andern hat die Welt hier in Offenbach einen Purzel-
baum geschlagen. — —

Ruhig sein, heißt bei mir die Hand in den Schoß legen und sich auf den
Kindchensbrei freuen, den wir heut abend essen. Ruhig sein kann
ich nicht, ich freue mich auf alles, was gerade das Ruhigsein
ausschließt, ich muß jauchzen vor Vergnügen über ein un-
bestimmtes Etwas. Was mag es sein? Das macht mich auch wieder
unruhig, ich nehme drei Treppen unter die Füße bis zum Dachgiebel
hinauf, ich guck zum Gaubloch hinaus, was doch herkommen mag, worauf
ich so sehr mich freue, und weiß doch nicht was, und ich sah doch auch
gar nichts, so weit der Blick trägt; aber nichts! — Aber meine Seele
ist eine leidenschaftliche Tänzerin, sie springt herum und nach
einer inneren Tanzmusik, die nur ich höre und die anderen nicht.
Alle schreien, ich soll ruhig werden, und du auch, aber vor Tanzlust
hört meine Seele nicht auf euch, und wenn der Tanz aus wär', dann wär's
aus mit mir. Und was hab ich denn von allen, die sich witzig genug meinen,

mich zu lenken und zu zügeln? Sie reden von Dingen, die meine Seele nicht achtet, sie reden in den Wind. Das gelob ich vor dir, daß ich nicht mich will zügeln lassen, ich will auf etwas vertrauen, was so jubelt in mir.

Ich kann's nicht weiter ausdrücken, ich kann nur sagen, was auch in der Welt für Polizei der Seele herrscht, ich folg' ihr nicht, ich stürze mich als brausender Lebensstrom in die Tiefe, wohin mich's lockt. — Ich! Ich! Ich! — Ich greife um mich mit meinen Fluten, ich eile in stolzen Wogen durch die Triften. Ich durchziehe euch, ihr Heiden, — dort kommen die Berge, die Welt ist rund, mir ist jedes Tal die Höhe, die mir zu durchbrausen beliebt, denn eben weil die Welt rund ist. — —“

Es kommt hier gewiß nicht darauf an, BETTINA VON ARNIM für die pathologischen Charakterkonstitutionen in Anspruch zu nehmen, so gewiß auch mancherlei Wesenszüge: maßlos überwiegende Emotivität, überschwengliche Phantasie, abnorm erhöhte Illusions- und Selbstbeeinflussungsfähigkeit dies nahelegen. Es genügt hier nur wieder die Wesensähnlichkeit mit dem Pathologischen, die Nachbarschaft des Abnormen anzudeuten und anzuerkennen, daß hochwertige Erscheinungen des psychischen und kulturellen Lebens doch naturwissenschaftlich krankhaften Lebensvorgängen zugeordnet sein können.

IX.

Depressives Seelenleben.

In den krankhaft depressiven Gefühlszuständen lernen wir die häufigsten und aufdringlichsten Gäste im Leben pathologischer Naturen kennen. Die Dokumente darüber strömen uns darum in reichster Fülle zu. — Krankheitszustände der Melancholie überfielen in einzelnen Lebensphasen den badischen Volksdichter HEINRICH HANSJAKOB. Von diesen bedrückenden Eindringlingen gibt er selbst Kunde:

„Schon seit Jahren erfaßte mich zur Herbstzeit, wenn das Laub von den Bäumen fiel und die Novemberstürme über das Land gingen, jeweils gegen Abend ein Gefühl der Schwermut. Oft, wenn ich, noch am Bodensee lebend, in der Abenddämmerung am Seeufer entlang heimging, vom gewohnten Spaziergang, und der See monoton seine Wellen schlug an das öde gewordene Uferland, trat sie zu mir, jene dunklere Schwester der Elegie, und warf ihren schwarzen Schleier über meine Seele, und ich weinte, ohne zu wissen warum. — Wenn es nur bei diesen Stunden geblieben wäre! Aber es wurde bei mir immer mehr Herbst im Leben.“ — —

Vor der bedrängenden Gewalt dieser Melancholie suchte und fand er im Jahre 1893 im Irrenhaus Zuflucht. Was er in dieser Krankheits-

phase innerlich erlebte, hat er mit seltenem Freimut in jenem Buche „Aus kranken Tagen“ niedergelegt, dem er die bezeichnenden Worte der Bibel vorgesetzt hat: „Es schmilzt mir dahin meine Seele, und es halten mich des Jammers Tage gebunden (Hiob. 30, 16).“ Das Buch gibt vor allem auch die Tagebuchniederschriften jener dunklen Zeit mit ihren krankhaften Ausschlägen der Stimmung wieder:

7. Jänner.

„Am Morgen wachte ich auf und mit mir meine Schwermut. Und schon heute zeigte sich die spätere Regel, daß auf eine gute Nacht ein schlechter Tag folgte. — —

Am heutigen Nachmittag ging ich allein über kaltes, schneebedecktes Land dem nächsten Waldhügel zu. — —

Weiter oben im düsteren Walde faßte mich die Schwermut mit doppelter Macht, und ich glaubte, auf allen Zweigen der Tannenbäume und auf jedem Felsblock am Wege hin säßen die bösen Geister der Melancholie und stürzten auf mich los. Ich beschloß, nie mehr allein durch dieses Waldesdunkel zu gehen, und habe auch Wort gehalten. — —

17. Jänner.

Ich habe zwei schlechte Nächte verlebt. Früher war Schlaflossein, Stillliegen und ungestört in der Ruhe der Nacht Gedanken spinnen und verweben können, mir eine gewisse Wonne. Die besten Gedanken kamen mir da, und mein Geist war klarer als am Tage, weil unbeschrien von Hunden, Gassenbuben und Fuhrwerken. Jetzt ist Wachen mir eine Qual. Nicht weil Melancholie und Zwangsvorstellungen mich plagen. Die besorgen ihre Arbeit so gründlich am Tage, daß sie nachts ermüdet mich in Ruhe lassen. Aber ich werde jetzt, wenn schlaflos, aufgeregt, so daß ich alle Energie brauche, um nicht aufzuspringen und ingrimmig im Zimmer auf- und ab zu stürmen.

Am Morgen bin ich dann derart verstimmt, daß ich mein Leben für zehn Pfennige hergäbe und froh wäre, es los zu sein.

22. Jänner.

Schlechte Nacht. Darwin, über den wir gestern für meine schwachen Nerven zu lange gesprochen, war schuld daran.

9. Februar.

Mein Gespräch mit dem Geheimen Rat Schüle über die Unsterblichen und die Unsterblichkeit hat mir wieder eine schlechte Nacht gebracht mit allen seelischen Folgen der Verstimmung und Aufregung.

13. Februar.

Am 13. Januar war ich in Fautenbach gewesen beim kranken Pfarrer.

Es litt mich auch diesmal nicht lange in seinem Hause. Nach der Rückkehr fiel am Abend richtig wieder meine Melancholie über mich her und mit ihr ein unsäglicher Überdruß am Leben und Dasein.

16. Februar.

Ich war heute so geplagt von schwermütigen Gedanken, daß ich mir nicht noch getraute, zu den Eltern zu gehen, die in so tiefer Trauer sich befanden.

18. Februar.

Es ist ein regnerischer Sonntagmorgen. Ich bin todmüde von dem Druck der nassen Luft, schleppe mich aber doch hinaus.

20. Februar.

Der Nordwind heult noch über Berg und Tal und macht mich schwermütiger als sonst.

24. Februar.

Gestern abend hatte ich noch einen Anfall von Schwermut, und heute nacht ging als Ursache derselben ein starker Regen mit Tauwetter nieder.

1. März.

Wie oft hab' ich hier in schlaflosen Stunden darüber nachgedacht, wie viele in diesem Hause, wie ich, in der Nacht nicht schlafen trotz Schlafmittel, und wie viele schlafen, um doch nie mehr zum rechten Bewußtsein zu erwachen, und wieviel Elend auf uns Menschen liege.

Mit Job konnte ich sagen: ‚Wie der Knecht lechzet nach Schatten und wie ein Lohnarbeiter erwartet das Ende seiner Mühe, so hatte auch ich Monate des Ungemachs, und leidensvolle Nächte zählt' ich mir.‘

‚Wenn ich schlafen gegangen, dann spreche ich: Wann stehe ich auf? Und wieder wart' ich auf den Abend und bin der Schmerzen voll bis in die finstere Nacht.‘ — —“

Die Schwermut löste sich bald. HEINRICH HANSJAKOB konnte dem Leben wieder zurückgegeben werden. Doch blieb auch dann noch in ihm eine erhöhte seelische Verwundbarkeit zurück, die, ein unglückliches Erbteil der Vorfahren, tief in seinem Wesen wurzelte und schon bei geringen Anlässen den vorgebahnten Weg zur Depression wies. Vom vollen Leben wieder auf jene umdüsterte Krankheitszeit zurückblickend, gesteht er:

„Meine Nerven sind bis heute so schwach und brüchig geblieben, daß die geringste körperliche und geistige Anstrengung, jeder kleine Widerspruch, jeder rasche Witterungswechsel sie in Revolution und bald darauf in Depression bringt.

Und mein Gemütsleben gleicht einem kleinen See, den ein leiser Windhauch, ein in ihn geworfenes Sandkorn in den tiefsten Tiefen aufwühlt, und dann kommen Schwermut, Schlaflosigkeit, Zwangsvorstellungen und Angstgefühle über mich, wenn auch nicht so stark wie früher.“

Krankhafte Zustände schwerer Depression und Angst bedrängten zu Zeiten die Seele MARTIN LUTHERS (1483—1546). Sie bedrückten ihn mit einer Last von Mutlosigkeit, Zweifel, Schuldgefühl und Verzweiflung weit schwerer, als es die Größe der übernommenen Aufgabe, die Bedeutung der von ihm ins Werk gesetzten kirchlichen Umwälzungen und die Schwere der ihm auferlegten Verantwortung von sich aus mit psychologischer Notwendigkeit tun mußten. Besonders schwer hat er im Jahre 1527 unter solchen pathologischen seelischen Verdüsterungen zu leiden gehabt. In zahlreichen Briefen jener Zeit, die LUTHER an die Freunde — an MELANCHTHON, JUSTUS MENIUS, JOHANNES AGRICOLA und andere — richtete, tönen immer wieder die gleichen einförmigen Klagen der schweren Verzweiflungsstimmung und der krankhaften Glaubensängste wieder:

„Länger als die ganze letzte Woche wurde ich in Tod und Hölle umhergeschleudert, so daß ich noch am ganzen Leibe zittere und wie gebrochen bin. Wogen und Stürme der Verzweiflung und der Gotteslästerung waren über mich hereingebrochen, und Christum hatte ich fast ganz verloren. Aber Gott hat auf der Heiligen Fürbitte begonnen, sich meiner zu erbarmen! Er hat meine Seele aus der untersten Hölle losgemacht. — — —“

„Dieser Ringkampf geht über meine Kräfte. — Nicht bloß am Leibe, sondern mehr noch und aufs ärgste am Geiste wurde ich heimgesucht. Der Satan darf mich so samt seinen Engeln peinigen mit Erlaubnis Gottes. — —“

„Fast drei Monate bin ich elend nicht so sehr am Leibe als an der Seele, so daß ich nichts oder wenig geschrieben habe; also hat mich der Satan im Sieb herumgeworfen.

Noch immer hat mir Gott nicht ganz die frühere Gesundheit zurückgegeben, noch immer überläßt er mich nach seinem Ratschlusse dem Satan, der mich schlägt und anfight. — — —“

— — „Jetzt bedarf ich selbst ganz und gar der Tröstung; nur eines, ein Feind Christi möchte ich nicht werden, wenngleich ich ihn mit vielen und großen Sünden beleidigt habe. Satan sucht eben einen Job in mir; er will mich schütteln im Siebe einem Petrus gleich und seinen Brüdern. Wollte doch Christus zu ihm sprechen: Seine Seele aber schon (Job. 2, 6) und zu mir: Dein Heil bin ich (Ps. 34, 3). Ja, ich hoffe noch, daß er nicht bis zum Ende meinen Sünden grollen wird . . . Inzwischen sind außen Kämpfe, inwendig Schrecken, und zwar sehr herbe. — — —“

„Mein Leben ist noch heil, aber versucht. — Von verschiedenen Seiten dringt der Schrecken auf mich ein. Es plagt mich meine Anfechtung. — Sturm und Kleinmut im Geiste weichen jetzt schon monatelang nicht mehr; bete, daß mein Glaube nicht versiege. — —“

„Am Leibe bin ich gesund, aber wie es im Geiste mit mir steht, weiß ich nicht gewiß . . . Nur einen gnädigen Christus verlange ich . . .“

Diese inneren Depressionen, Ängste und Bedrängnisse LUTHERS sind nicht mehr normalpsychologisch zu erfassen. Sie sind gewiß krankhaft bedingt, mag auch die Begründung, die er selbst ihnen gibt, eine natürliche psychologische Motivierung vortäuschen. Ähnliche depressive Phasen, ohne Anlaß sich einstellend, sind im übrigen auch sonst seinem Leben nicht ferngeblieben. Daß sich dabei die pathologischen Ängste und Verstimmungen in ein religiöses Gewand kleideten, daß sie zugleich auch den von ihm selbst geteilten religiösen Aberglauben seiner Zeit, zumal den Teufelsglauben in sich aufnahmen, kann nicht verwundern. Denn gerade das depressive Element hat eine innere Affinität zum Religiösen. Und nicht zum wenigsten wird es von jenen Religionen angezogen, welche die schweren, dunklen und tiefen Seiten des Lebens betonen. Schuld, Sünde und Verantwortung, jene Angelpunkte gewisser religiöser Bekenntnisse, werden nur zu leicht von der motivlosen Schwermut aufgegriffen und erscheinen dann in depressiver Einkleidung als reli-

giöse Skrupeln, als Selbstanklagen, als Versündigungswahn wieder. So sind es zweifellos psychopathische Einflüsse, die, in LUTHERS inneres Leben gewaltsam hineinspielend, hemmend und erschwerend den psychischen Triebkräften entgegenwirken, mit denen sein Geist am großen Werke der Reformation teil hat. Sie geben damit zugleich auch dem gewaltigen historischen Geschehen selbst einen Einschlag vom Pathologischen her, der seine Größe freilich nicht aufhebt.

Die Altersmelancholie bringt mit der pathologischen Depression zugleich ein krankhaftes religiöses Moment in die letzte Lebensphase des greisen — freilich von jeher zu depressivem Grübeln geneigten — ALBRECHT VON HALLER (1708—1777), des Schweizer Dichters und Naturforschers, hinein. Ein unvollendeter Brief, den er kurz vor dem Tode, am 7. Dezember 1777, an den Hofrat HEYNE in Göttingen schrieb, läßt neben der abnehmenden Lebensenergie diese krankhafte seelische Wandlung in der Richtung aufs Depressiv-religiöse erkennen. Niedergedrückt von schweren religiösen Besorgnissen, belastet mit dem Gefühl der Schuld, des Verloren- und Verdammenseins, vom Weltlichen sich abwendend und zu den Tröstungen der Religion sich hindrängend, sucht er in diesen schweren Lebensstunden den Rat des Freundes nach:

„Nun komme ich zu mir, werther Freund, erlauben Sie mir diesen vertraulichen Namen. Wir werden nicht lange mehr miteinander arbeiten. Meine Krankheit scheint nach allerley Auftritten sich endlich in ein langsames schleichendes Fieber zu setzen, das in meinen Jahren wohl nicht geheilet werden wird. — In dieser Nähe der Ewigkeit wende ich mich zum Erlöser, suche seine Vermittlung, hoffe, wenn ich ja etwas hoffen kann von seiner unermesslichen Güte. Meine Laster liegen vor mir ausgebreitet; es ist ein fürchterliches Heer, und siebenzig Jahre sammelt, das wider mich zu Felde zieht. Dem habe ich nichts als eine unermessliche Barmherzigkeit entgegenzusetzen, die aber zu meinem ewigen Troste vorhanden ist und sich im Leben, Leiden und Sterben Christi an den Tag legt. — Belieben Sie doch Herrn Leß nebst Versicherung meiner dankbaren Hochachtung zu fragen, was für ein Buch (es muß nicht lang seyn) in meinen Umständen und wider die Schrecken des Todes, hingegen für die Festergreifung des Verdienstes des Heilandes ich fruchtbar lesen könnte?“

Noch stärker im Sinne eines wirklichen melancholischen Krankheitszustandes HALLERS spricht die Schilderung seiner letzten Lebensstage in einem Briefe seiner Tochter Frau HALLER VON WILDENSTEIN:

„Seit seiner letzten Krankheit im Juli und August 1775 war mein Vater unmerklich verfallen. Ohne jemals seine Tätigkeit wieder aufzunehmen, hatte er die Zeit dazu verwandt, um sich auf die Ewigkeit mit dem gleichen Eifer und der gleichen Inbrunst vorzubereiten, die er in alle seine Betätigung hineingetragen hat. Er beschäftigte sich in seinen guten Augenblicken mit seiner ‚Bibliotheca medica‘ oder an Sonntagen mit seinen die Religion betreffenden ‚Wider-

legungen'; in seinen zahlreichen düsteren Augenblicken betete er mit äußerster Glut und vorbildlicher Sammlung. Die Glücksfälle, die Ehren dieser Welt berührten ihn nicht mehr fühlbar. Die Übereinstimmung der Prophezeiungen des Alten Testaments mit den Ereignissen des Neuen nahmen sein Interesse am stärksten in Anspruch. Allabendlich, wenn er zu Bett lag, mußte meine Mutter oder wer sonst bei ihm wachte, ihm aus dem Evangelium Johannes, aus den Briefen des Paulus und Johannes oder sonst einem frommen Buch vorlesen. Er hat mit bewunderungswürdiger Geduld gelitten. Die Zweifel an seinem Seelenheil, die ihn bedrängten, waren vor seinem Tode geschwunden.“

Ein weiterer Bericht ähnlichen Inhalts, den ein junger Herr TSCHIRNER über HALLERS Tod in einem Briefe niederlegte, läßt eindeutig die pathologische Bedingtheit der von religiösen Qualen getragenen Depression erkennen. Es heißt da unter anderem:

„Mittlerweile war die Beschaffenheit und der damalige Zustand seiner Seele für die, so um ihn waren, noch weit angsthafter, als die Krankheit selbst. Er legte ein Bekenntnis ab, das wirklichschreckhaft war. Nachdem er vergeblich alle unsere Theologen zu sich kommen lassen, um aus ihrer Konversation sich erbauen zu können, so gestand er: Daß er nicht nur nichts glaube, sondern daß es ihm unmöglich wäre, etwas zu glauben, wie gerne er es auch täte! — Sein Zustand, der sehr traurig war, sah einer Art von Verzweiflung gleich, in der er bis wenige Augenblicke vor seinem Tode verblieb, den er mit Gegenwart des Geistes immer näher kommen sah.“

TSCHIRNER schließt mit den Worten:

„So starb Haller, der im ganzen genommen gewiß eine der schönsten Zierden des 18. Jahrhunderts war — und der ruhiger würde gestorben sein, wenn er auf der wichtigsten Bahn mit mehr Glauben als Skeptizismus gewandelt und sich selbst nicht mit $a + b$ hätte erbauen wollen.“

Diese Auffassung, die in den religiösen Anwendungen eines von den Schatten der Melancholie bedrängten Gemüts nur die natürliche Reaktion des vom materialistischen Denken beherrschten Naturwissenschaftlers auf die drohende Todesnähe zu sehen vermochte, diese nur das grob an der Oberfläche Gelegene aufgreifende Auffassung erscheint bezeichnend für die Verständnislosigkeit, mit der man damals — wie auch heute noch — den pathologischen Seelenvorgängen im Leben bedeutender Menschen gegenüberstand und gegenübersteht. —

Anders in Form und Wirkungen gestalteten sich die wiederholten Krankheitsattacken, mit denen eine schwere Melancholie, verbunden mit hypochondrischen Vorstellungen und illusionären Wahrnehmungsfälschungen, in das Leben des alternden Feldmarschalls Fürst GEBHARD LEBRECHT BLÜCHER VON WAHLSTATT (1742—1819) eingriff, ohne jedoch die geistige Kraft dieser der Anlage nach heitern und zuversichtlichen Natur für immer zu zerstören. Am stärksten und nachhaltigsten machte sich

der Anfall vom Winter 1808/09 geltend. Ihn kennzeichnet — im wesentlichen wohl auf Grund der allgemeinen Gerüchte — der Feldmarschall **HERMANN VON BOYEN** in seinen Erinnerungen:

„Diese praktische Tüchtigkeit des alten Blücher wird darum noch bemerkenswerter, da er soeben von einer lebensgefährlichen Krankheit genesen war. Sein starker Körper, durch mannigfache Genüsse sehr zerstört, hatte in Vereinigung mit dem Kummer, den er über den Gang der Begebenheit empfand, endlich sehr bedenklichen Übeln erlegen. In dem Winter 1810/11 (1808/09) zeigten sich entschiedene Spuren von Geistesabwesenheit, und er glaubte buchstäblich, als Strafe für seine Sünden, mit einem Elefanten schwanger zu sein. Diese irrigen Vorstellungen wechselten hin und wieder mit anderen ähnlicher Art und wurden dann wieder durch ganz lichte Augenblicke unterbrochen; eine Zeit glaubte er, daß von Frankreich aus seine Bedienten bestochen wären und ihm nun die Fußböden seiner Zimmer so heizten, daß er sich die Füße verbrennen solle, so daß er entweder nur mit aufgehobenen Beinen sitzen könne, oder auf den Zehenspitzen herumspringen müsse. — —“

Nachdem die Krankheit in der Art mehrere Monate getobt hatte, und der beinahe 70 Jahre alte Körper so ermattet war, daß man jeden Augenblick das Erlöschen des Lebens besorgen mußte, fingen nach und nach die irrigen Ideen an, sich zu verlieren, der Geist wurde freier, und in demselben Verhältnis nahm auch der Körper überraschend an Kräften zu. — Mir ist dabei noch folgende Äußerung von Scharnhorst sehr lebhaft in Erinnerung geblieben. Als wir die ersten Nachrichten von Blüchers anfangender Genesung bekamen, äußerte ich meine Besorgnis, daß bei der unangenehmen Richtung der überstandenen Krankheit und dem vorgerückten Alter er doch wahrscheinlich für den Dienst verloren sein würde. Da sagte mir Scharnhorst: ‚Das ist eine ganz besondere Natur; er wird sich schon erholen; er ist der einzige, der die Armee kommandieren kann.‘ Auch hatte er sich wirklich sehr gut erholt, denn im Sommer 1811, als ihm der Befehl bei Kolberg übertragen wurde, war er vollständig wieder seinem Auftrage gewachsen und äußerte nur in jedem Briefe, den ich dermalen beinahe posttäglich von ihm erhielt, seinen Ärger, daß die Krieganstalten nicht verdoppelt würden.“

In einen geschichtlich noch bedeutsameren Zeitabschnitt — in die Befreiungskriege — fiel ein weiterer Krankheitsrückfall **BLÜCHERS**. Es war im Frühjahr 1814. Über diese Zeit sind wir durch einen Bericht aus der unmittelbarsten Umgebung des Feldmarschalls voll orientiert. Er stammt von seinem Adjutanten, dem Stabsrittmeister Graf **FERDINAND VON NOSTITZ**:

„Durch die Augenentzündung an das Zimmer gefesselt, bei schmaler Diät der gewohnten Bewegung beraubt und den Ärger im Herzen, sich gerade in einem Augenblick untätig zu wissen, wo der letzte entscheidende Schlag geschehen mußte, dies alles vereint hatte nicht nur im allgemeinen seine Gesundheit erschüttert, sondern auch höchst nachteilig auf seine Laune gewirkt und die Gemütsstimmung hervorgebracht, welche bei ihm die stete Folge körperlicher Leiden war. Wenn man ihn in diesem Zustande beobachtete, wie er mit fortdauernd ängstlicher Besorgnis an den Tod dachte, mit Kleinmut jeden Schmerz ertrug, wie er seine Phan-

tasie immer durch Auffindung neuer Krankheitssymptome quälte und, nur mit sich selbst beschäftigt, gleichgültig gegen alles war, was außer ihm vorging, selbst gegen das Größte und Wichtigste; dann aber wieder, sobald er genesen, an Charakterstärke, Ertragung jeder Beschwerde und heldenmütiger Verachtung der größten Gefahren alles übertraf, was um und neben ihm war, so mußte man über die Gewalt erstaunen, welche das physische Befinden über die geistigen Kräfte ausübte.

Dieser Zustand moralischer Ermattung und gänzlicher Gleichgültigkeit gegen alle äußeren Verhältnisse war bereits eingetreten, der Feldmarschall dachte nur daran, das Kommando der Armee niederzulegen und diese zu verlassen; jede Meldung, jeder Vortrag, gleichviel über welchen Gegenstand oder von welcher Person er kam, war ihm ekelhaft und zuwider. Nur wenige Stunden des Tages durfte ich mich aus seinem Zimmer entfernen, oft mußte ich auch des Nachts darin zubringen; es schien ihm eine Beruhigung, mich in der Nähe zu haben. Diese Aufgabe war ebenso langweilig als schwierig; in einer zur Schonung der Augen ganz finster gemachten Stube, worin sich nur im entfernten Winkel eine mattbrennende, verhangene Lampe befand, saß man oft stundenlang, während der Feldmarschall entweder schlummerte oder über seinen Zustand grübelte; kein Wort ward gesprochen, und eine wahre Totenstille herrschte.

Eine solche stundenlange Pause ward endlich dadurch unterbrochen, daß der Feldmarschall aus seinem Lehnstuhl aufstand, anfang in der Stube umherzugehen und die in betreff seines Befindens gemachten Beobachtungen oder gehabten Empfindungen mitzuteilen; bei allem, was nun geantwortet oder überhaupt gesprochen ward, mußte jedes Wort wohl erwogen werden, damit den trüben Grübeleien keine neue Nahrung und dem Argwohn keine Gelegenheit gegeben ward, zu glauben, daß wir gegen unsere Überzeugung den Krankheitszustand für völlig gefahrlos hielten. Nur die innigste persönliche Anhänglichkeit und die Überzeugung, daß es ein dem Besten des Vaterlandes dargebrachtes Opfer sei, vermochten meine Lage erträglich zu machen. Mehrere Tage waren auf diese Art langsam dahingegangen; den Entschluß, das Armeekommando niederzulegen, hatte ich, so oft er zur Ausführung kommen sollte, stets glücklich bekämpft; zugleich ward meinerseits alles angewendet, dahin zu wirken, daß der eigentliche Krankheitszustand des Feldmarschalls so viel als möglich ein Geheimnis blieb. Ebenso wie man einst der Armee den Tod ihres Feldherrn Cid verschwie, weil man den nachteiligen Eindruck fürchtete, welcher von der Gewißheit dieses großen Verlustes untrennbar war, ebenso waren die Folgen zu fürchten, welche die Entfernung des Feldmarschalls in diesem Augenblick notwendig haben mußte.“

Mit dieser Altersmelancholie BLÜCHERS greift die Psychose schwerwiegend in historische Abläufe ein. Ein pathologisches Moment droht den äußeren Gang der Geschichte in seinen Bahnen zu stören. Die der krankhaften Depression eigene Tendenz zur seelischen Hemmung, zur Lähmung der Energie und Initiative legte auch die kraftvolle Aktivität dieses Tatenmenschen lahm. Sie hinderte ihn an der vollen Ausnutzung des schon teilweise erfochtenen Sieges in den Kämpfen bei Laon, ließ ihn an einen Austritt aus der Armee denken und gefährdete so den günstigen Fortschritt der Kriegshandlung. —

Die Verkennung der krankhaften Natur dieser depressiven Hemmungen und Erschwerungen, wie ihres lähmenden Einflusses auf das geistige Leben, auf Leistungsfähigkeit und Produktivität hat einst einen hochherzig gesinnten Geist zu einem freiwilligen, aber vergeblich dargebrachten Opfer veranlaßt. Es ist der Freitod der CHARLOTTE STIEGLITZ, die durch ihn ihren seelisch gedrückten, innerlich zerrissenen und sich verzehrenden Gatten zu schöpferischer Geistesstat anzuregen und emporzutragen hoffte. Dies ihr aufschlußreicher Abschiedsbrief vom 29. Dezember 1834:

„Unglücklicher konntest Du nicht werden. Vielgeliebter! Wohl aber glücklicher im wahrhaften Unglück! In dem Unglücklichsein liegt oft ein wunderbarer Segen, er wird sicher über Dich kommen! Wir litten beide ein Leiden, Du weißt es, wie ich in mir selber litt; nie komme ein Vorwurf über Dich, Du hast mich vielgeliebt! Es wird besser mit Dir werden, viel besser mit Dir jetzt, warum? Ich fühle es, ohne Worte dafür zu haben. Wir werden uns einst wieder begegnen, freier, gelöster! Du aber wirst noch hier Dich herausleben, und mußt Dich noch tüchtig in der Welt herumtummeln.

Grüße alle, die ich liebte und die mich wiederliebten!

Bis in alle Ewigkeit

Deine Charlotte.

Zeige Dich nicht schwach, sei ruhig und stark und groß!“

Die Frage, ob ein erschütterndes seelisches Erlebnis gebundene oder schlummernde produktive Kräfte im Menschen frei und wirksam zu machen vermag, steht hier nicht zur Diskussion. Und auch nicht jene andere, ob HEINRICH STIEGLITZ, der längst vergessene Lyriker (1801—1849), überhaupt eine schöpferisch geartete Begabung war, die ein äußerer Anstoß zu reicherer Selbstentfaltung und Produktivität hätte führen können. Sicher ist das eine: CHARLOTTE war in einem Irrwahn befangen. Denn der Mann, dessen seelische Befreiung sie von den Erschütterungen ihres Opfertodes erhoffte, war innerlich durch die Fesseln einer krankhaften Hemmung gebunden, durch die Erschwernisse einer pathologischen Nervendepression geistig behindert. Und dabei hat CHARLOTTE selbst ihn und seinen Seelenzustand in jener Zeit klar erkannt. Ihr Brief an einen Verwandten, den Obermedizinalrat STIEGLITZ in Hannover, beweist es:

„— — Nach Alexanders Abreise, wo er noch dazu mehrere Stunden auf der Bibliothek nachzuholen hatte, trat eine gänzliche geistige und körperliche Abspannung ein; die Bibliothekgeschäfte griffen ihn fürchterlich an; er schleppte sich mühsam nach Hause, wachte unerquickt vom Schläfe des Morgens auf, hatte immerwährend am Tage Neigung zum Schläfe; hatte oft Hunger, sogar Heißhunger und des Mittags doch keinen Reiz zum Essen; ein Gefühl der Erschlaffung im ganzen Körper, und ebenso im Geiste, daß er kaum die leichteste Lektüre aufzunehmen imstande war; dazu Angst vor dem Sprechen mit Menschen, selbst mit den genauesten Freunden. Dieser passive, nur schlaffe Zustand, von dem in solchen Zeiten

sogar seine Haltung etwas annimmt, mochte wohl vier Wochen dauern. Dann wechselte er mit großer Aufgeregtheit ab. Beklommenheit, Verwirrung, tödliche Unruhe steigerten sich nun, vorzüglich in geschlossener Luft, bis zum Entsetzlichsten. H. klagte dann bald, das Blut quäle sich durch die Brust und presse ihm fast das Herz ab, bald trat Schwindel ein, bald eine Art brennendes Gefühl im Unterleibe; immer aber Verdampfung des Geistes. Völliger Lebensüberdruß mitten durch das Anerkennen, wie glücklich er sein könnte. — —

Für diesen Sommer war er voller Pläne; nun ist alles vernichtet und eine tiefe Melancholie bis zur Menschenscheu an die Stelle des sonst so freudig Schaffenden und klar ins Leben Blickenden getreten. — Da haben Sie, innigst Verehrter, die Nachtseite unseres Lebens, in die seit kurzem nur eben erst ein mattes Lämpchen wieder glimmt.“

Daß HEINRICH STIEGLITZ wirklich aus pathologischen Gründen versagte, daß seine Hemmung und Depression krankhaften Ursprungs war und von innen heraus erfolgte, daher auch nicht einfach von außen her, — selbst nicht durch ein erschütterndes Lebensereignis — überwunden werden konnte, das beweist CHARLOTTENS weitere Charakteristik von HEINRICHs abnormer Natur, die sie einmal brieflich dem Freunde THEODOR MUNDT entwarf. Danach war er einer jener krankhaften Periodiker, die selbsttätigen Schwankungen der seelischen Verfassung unterworfen sind, deren Seelenleben sich in krassen Gegensätzen zwischen krankhafter Depression und Gehobenheit, zwischen psychischer Hemmung und Erregung bewegt, und deren Lebensarbeit drum in charakteristischen Kontrastphasen von geistiger Überproduktion und voller Sterilität abläuft. Aus der schalkhaften Einkleidung tritt deutlich genug die Naturwahrheit hervor:

„Stieglitz — oder vielmehr Nicht-Stieglitz, denn der eigentliche ist jetzt eben nicht da — ist in dieser Periode seiner Krankheit wirklich fast ein Unmündiger; je länger Sie ihn kennen, desto mehr werden Sie diese merkwürdige Ebbe und Flut bei ihm gewahren; nach zeitweiser Dürre schwillt mit einem Male der Nil und befruchtend überschwemmt er den ganzen Stieglitz nach allen Seiten hin; dann dichtet er nicht allein, sondern dann schreibt er Briefe dutzendweise, die verschiedenartigsten mit Sicherheit, lebt, liebt, liest anders, sieht sich und andere klar, und hat alle zerstreuten Kräfte beisammen. Ich necke ihn oft, er müsse mit irgendeinem Kometen in Verbindung stehen, weil seine Ebbe und Flut so ungleichmäßig und so plötzlich eintritt; und wahrhaftig, bald glaube ich selbst daran; natürlich geht's nicht zu, die Sache wird immer spukhafter, je ruhiger ich selbst ihr zusehe. — —“

Doch auch CHARLOTTE selbst hat ihren schwerwiegenden Schritt ins Nichts gewiß nicht in voll ausgeglichenem Seelenzustand getan. Der Brief, den sie wenige Tage vor der Katastrophe dem Freunde MUNDT schrieb, weist auf eine nervös überreizte, in ihrem seelischen Gleichgewicht geschwächte Persönlichkeit hin:

„Bitte, bitte, Teurer, vergessen oder besser zerreißen Sie alle Briefe seit dem letzten Sommer, die eine krankhafte Aufgeregtheit haben! Sein Sie im Innersten davon überzeugt, daß es eine körperliche Verstimmung war und noch ist, da das doppelte Brunnen trinken erst hier und dann in Kissingen wahrhaft wie Gift auf meine ganze Organisation gewirkt. Ich werde es ja wieder los werden, und Sie werden sehen, meine Reizbarkeit wird aufhören, ich werde wieder einen kräftigen Geist bekommen, wie einer Frau auch ganz gut steht (denn zu große Zartheit und zu vieles Rücksichtnehmen darauf erschreckt mich ordentlich) und es wird sich bequemer und besser mit mir leben; wenn ich vielleicht einmal müde werde oder stille wie am letzten Abend, so halten Sie es nicht für Seelenstimmung (ich war innigst froh jenen Abend), sondern nur für körperliche Ermattung, die durch Kleinigkeiten, ruhig hinsetzen, ein Butterbrot essen u. dgl. gleich wieder gehoben ist. Manche Tage muß ich mir im eigentlichen Sinne erst gewinnen durch ruhiges Liegen auf dem Sofa, gegen Mittag fange ich gewöhnlich erst an, aufzuleben, das wird sich alles wieder geben, denn ich hatte schon in früheren Jahren einmal ähnliche Zustände und wurde danach auch wieder ganz gesund und stark.“

So ward ein großer Aufwand nutzlos vertan —

Eine seelische Depression und an sie gebundene innere Hemmung lastete in jungen Jahren auf dem Schweizer Dichter CONRAD FERDINAND MEYER (1825—1898). Sie führte ihn schließlich ins Irrenhaus (Préflagier) und fand dort erst ihre Lösung. Es ist jene von ihm selbst so schwer empfundene und in ihrem Wesen wohl erkannte Zeit, für die er selbst die Worte fand:

„Ich war in einem schweren Bann gebunden,
Ich lebte nicht. Ich war im Traum erstarrt.“

Der innere Zusammenhang dieser Lebensperiode mit dem Pathologischen ist auch den dem Dichter Näherstehenden nicht entgangen. Sein Freund und Biograph ADOLF FREY hat es bei der Schilderung von MEYERS Jugendjahren deutlich genug herausgehoben. Er sagt da, wo er von der Schulzeit spricht:

„Mit der Zeit trat er allmählich zurück und ließ anderen den Vorrang. Ein verträumtes, zerstreutes Wesen, die Unfähigkeit, sich zu konzentrieren, griffen hemmend ein. — Freunde des Hauses wunderten sich, daß der Sohn solcher Eltern anscheinend aus der Art schlage und nicht mehr zu werden versprach.

Schon damals begannen sich in Meyer, der äußerlich wenigstens ruhig und zufrieden aussah, spätere dunkle Wandlungen vorzubereiten, indem tiefer, als Mutter und Schwester ahnten, Weh und Bangen in ihm wühlten. Er erklärte später, viel mehr, als jemand denke, in den ‚Leiden eines Knaben‘ Jugendstimmungen niedergelegt zu haben. Zuweilen befiel ihn eine nervöse, ängstigende Hast, so daß er, völlig unbegreiflich für die Nächsten, in Tränen ausbrach, meistens ohne sich zu erklären, was ihn bedrückte.

Allgemach steigerte sich diese Schüchternheit und er begann die Menschen zu meiden, so daß er, nachdem sein liebster Freund, Conrad Nüscheler, unter die österreichischen Fahnen getreten war, fast ganz ver-

einsamt dastand. Sein Benehmen nahm etwas Gereiztes und Scharfes an; er vermochte einen Zug der Verbitterung nicht zu bemeistern, namentlich wenn er gewahr wurde, wie die Gleichaltrigen sich anschickten, in Stellung und Würden einzurücken, während sich seine Zukunft immer ungewisser und aussichtsloser gestaltete. Auch empfand die um ihn bangende Mutter ein merkbares Schwinden des gewohnten rücksichtsvollen Gebarens. — Die zersplitterte und willkürliche Tätigkeit, der stetig sich vertiefende innere Zwiespalt, die gänzliche Ratlosigkeit, die anscheinende Verbauung und Absperrung jeden Auswegs und die andauernde Zurückgezogenheit begannen dem Gemüte des Dichters verhängnisvoll zu werden. Mehr und mehr schauderte ihm vor dem unentwirrbar verschlungenen Knäuel seines Daseins und vor den Rätseln des Menschenlebens überhaupt, und langsam beschlich ihn der Wunsch, aus Welt und Verworfenheit herauszukommen. — Er verzweifelte an sich selbst und die Versuchung, ein verhängnisvolles Ende zu machen, trat eng an ihn heran.“

Schwer empfand diese pathologische Hemmung des Sohnes auch die Mutter BETSY MEYER (1802—1856), die, selbst an melancholischen Verstimmungen leidend, zu voller Einfühlung in seinen Seelenzustand besonders fähig war. Sie, die schon im Jahre 1829 in ihr Tagebuch die — nicht auf den Sohn gemünzten, wohl aber auf ihn passenden — Worte schrieb:

„Traurig ist es und zu beklagen, wenn die frohen Tage der Jugend durch körperliche Schmerzen getrübt werden, aber unendlich bejammernswerter ist es, wenn ein edles, mit schönen Anlagen begabtes Wesen durch ein krankes Nervensystem das zu leisten verhindert wird, wozu es Kraft und Fähigkeit hat. — —“

sie hat in späterer Zeit (1853) dem Sohne brieflich gestanden:

„Acht Jahre lang in dumpfer Resignation zuzusehen, wie sich der mit schönen Anlagen ausgerüstete Geist eines Kindes zwecklos verzehrt, ist wahrlich ein Flecken im Buche meines Lebens, den ich mit blutigen Tränen auswaschen möchte.“

Denn das ist das gradezu Beispiellose an CONRAD FERDINAND MEYERS Lebensgang: Das Pathologische hat hier in schwerwiegendster Weise in seine seelische und bürgerliche Entwicklung eingegriffen. Die psychische Depression und Hemmung hat seinen Geist in den Jahren gefesselt, die ihm die soziale Selbständigkeit bringen sollten. Sie hat seine dichterische Anlage in der Lebensphase unterdrückt, die sonst dieser Begabung die höchste Schwungkraft und reichste Gestaltungsmöglichkeit gewährt. Und so wurde erst mit unerhörter Verspätung ein wertvolles dichterisches Talent seiner Wirksamkeit und damit seiner natürlichen Bestimmung freigegeben. Immerhin nicht zu spät. Es konnte sich noch in voller Lebenskraft über eine Reihe von Jahren entfalten, bis im absteigenden Lebensalter die dunklen Schatten der melancholischen Erkrankung sich von neuem auf die vom Schicksal schwer belastete Seele MEYERS herabsenkten.

Mit ungeheurerlicher Schwere hat eine pathologisch hypochondrische Depression auf J. G. ZIMMERMANN (1728—1795), dem von den Zeitgenossen ebenso anerkannten wie von den Nachkommen vergessenen Schriftsteller, Arzt und Philosophen gelastet. Sein ganzes Leben durchsetzend und mit zeitweiligen Steigerungen sich bis zu psychotischer Höhe erhebend, hat sie ihm nie eine freie frohe Lebensstimmung, einen reinen, ruhigen Genuß des Lebens vergönnt. Inmitten eines von allgemeiner Hochschätzung seiner Mitwelt getragenen, von reicher schriftstellerischer und ärztlicher Tätigkeit voll ausgefüllten Lebens empfindet er nur die drückende Last, die schweren Bedrängnisse, die Ängste und Nöte seiner Verstimmungen. Selbst in den Jahren der Lebenshöhe, in dem Jahrzehnt zwischen 1770 und 1780, klingen aus den vertrauten Briefen an seinen innigen Freund, den berühmten Ästhetiker J. G. SULZER, immer erneut in vielfältigen Abtönungen die Aufschreie eines gequälten Innenlebens heraus:

„Nun, mein liebster und bester Freund, bitte ich Sie noch um einen guten Rath. Ich leide alle Qualen der tiefsten Melancholie. Diese gründet sich auf das beständige Aufschwellen des Unterleibes, auf die große, damit begleitete Angst, auf das beständige Reißn, Zerrn und Brennen in dem seit 5 Jahren sehr geschwollenen rechten Testikel, auf ähnliche Empfindungen und die äußerste Schwachheit in beyden Beinen und Armen, und am allermeisten auf die unaussprechliche Angst, die es mir kostet, und den unendlich gewaltsamen Effort, den ich zu machen habe, wenn ich nach der ersten Tagesstunde einen Brief schreiben, eine Seite lesen oder einen Besuch machen soll. Der Effect hiervon ist, daß ich an nichts in der Welt mehr Freude habe, daß ich vor aller Arbeit erschrecke, daß ich alles in allem fürchte, für mich nichts Gutes hoffe, in allem das Schlimmste erwarte, ein einziges sehr liebes Haus ausgenommen, alle Menschen scheue und fliehe.“ — — —

„— — Niemals bin ich von diesem Schmerze frei als im Bette, und durch nichts wird er so grausam peinigend als durch Schreiben. — Alle diese Übel werden durch die angsthaftesten und trübseligsten Gedanken über die Nichtbefolgung meiner Pflichten gegen meine Kranken und meine Freunde schrecklich vergrößert. — Meine einzige und letzte Hilfe werde ich den 1. Juli in dem von Hr. Meckel mir angerathenen Pymonter Brunnen suchen; wenn dieses nicht hilft, so bleibe ich ein verlorener Mensch. — —“

„Ich habe, mein theuerster und ewig zu verehrender Herzensfreund, Ihre zwey Briefe vom 16. April und Ende des Junius vor mir liegen. Unausprechlich viele Briefe, von welchen keiner ohne Angst geschrieben ist, und unaussprechlich viele Hypochondrie verschlangen in dieser Zeit meine ganze Existenz . . . Tausend Dank für den Anteil, den Sie an meinem Zustande nehmen. Alle Heiterkeit und alle Energie der Seele ist bey mir durch das beständige Leiden im Unterleibe getödtet . . . Meine Consultations-Praxis ist unbegreiflich groß und auf viele hundert Meilen verbreitet, aber das viele daher entstehende Schreiben tödtet mich. — —“

„Liebster Freund, die schwärzeste Melancholie hat mich eine Zeitlang fast getödtet, und deswegen unfähig gemacht, an Sie zu schreiben. Ich bin nicht besser anjetzt, aber ich darf's nicht länger aufschieben. Ich bin so entsetzlich mit Kranken beschäftigt und so allmächtig niedergeschlagen.“

„— — Die schrecklichen trüben Wintertage haben meiner Seele nur soviel Kraft übriggelassen, um ihr Leiden zu fühlen. Ich war untätig zu allem und doch täglich zu einer Tätigkeit gezwungen, die mich ganz zermalmte. Ach wie gern würde ich ihre Räte befolgen, wie gern an ihrer lieben Hand in ein Land der Gesundheit ziehen, wenn sich dieses Land für mich fände! Aber ich sehe nicht, wie meine wesentlichsten Übel unter einem anderen Himmel gebessert werden könnten. Diese und viele anderen Sorgen würden mir allenthalben nachfolgen. — Wenn ich die verborgenen Schliche meines Herzens erforsche, so finde ich immer, wie wenig ich im Grunde dazu gemacht bin, glücklich zu sein.“

So bestätigen ZIMMERMANNs eigenhändige Geständnisse, was GOETHE von dessen Lebenstragik offenbarte, als er in seinem autobiographischen Werk jener „unseligen Hypochondrie“ gedachte: Daß durch sie „dieser brave Mann bei äußerem Ansehen, Ehre, Rang und Vermögen das traurigste Leben führte“.

Und selbst der nahende Tod versagte dem dunkel verhangenen Leben das hellere verklärende Licht. Noch einmal lebt die krankhafte Qual in psychotischer Steigerung mit schwerster Angst und krassesten Wahnideen auf und fügt zur langen Trübsal eines ganzen Lebens noch einen trüberen Abschluß. Wir kennen das trostlose Ende ZIMMERMANNs aus WICHMANNs, des ärztlichen Beraters, bald nach des Leidenden Tode erschienener Krankheitsdarstellung:

„Er versank bald darauf immer tiefer in die schwärzeste Melancholie, litt Tag und Nacht von der peinlichsten Schwermut. Da er bei der damaligen Furcht in Hannover vor einer Annäherung der Franzosen nicht leicht zu einer fröhlichen Stimmung Hoffnung hatte, sondern die sichtbare Besorglichkeit anderer auch seinen Zustand verschlimmern mußte, so riet ich ihm, sich in eine ruhigere Gegend zu begeben. Aber unsere Hoffnung, daß ihn diese Reise, der veränderte Aufenthalt usw. würde ermuntert und gebessert haben, war leider! sehr getäuscht. Seine Ideen hatten nur eine andere Richtung genommen; der Kranke ängstigte sich nun nicht mehr mit der Furcht, von den Feinden fortgeschleppt zu werden, sondern vor Armut und Hunger zu sterben; er glaubte zugleich, aller Orten, wo er hinkam, die Pest und, Gott weiß welche Ansteckungen zu verbreiten, und warnte daher einen jeden. Kurz, er war jetzt in eine weit tiefere Schwermut und alles das Elend verfallen, das selbige gewöhnlich mit sich führet.“

Das sonderbarste physische Phänomen war, daß ihm alles faul schmeckte, und alles einen cadaverösen Geruch für ihn hatte. Er verirrte sich dabei über seine eigene Krankheit noch weiter, so daß er bald vom Scorbut, bald von cancrösen Gifte sich angegriffen glaubte, und befürchtete, die Nase werde ihm bald abfaulen usw. Dabei hatte er einen unüberwindlichen Ekel und Abscheu vor allen Speisen und Nahrungsmitteln, und eben so großen Widerwillen wider Arzneien. Die Folge davon, eine schreckliche

Magerkeit, wurde an seinem sonst so starken Körper bald sichtbar. Ganze Stunden war sein Winseln und lautes Klagen über alles, was er nur bemerkte, den Ohren der Umstehenden vernehmlich.

Aber ärger noch als dieses, und als alles, was er je von Leiden und Martern ausgestanden hatte, und was er mir nicht lebhaft genug beschreiben konnte, mußte die ganz ungewöhnliche Angst sein, die er von Zeit zu Zeit in den letzten Tagen des Septembers litt, die er durch die stärksten Worte ausdrückte: ‚Wie werde ich dieser Hölle entfliehen‘, seufzte er mir mehr als einmal zu.“

Und doch läßt der Anblick dieses trüben und gequälten Innenlebens nicht jede Erhebung vermissen. ZIMMERMANNs vollwertige äußere Leistungen — seine umfassende segensreiche ärztliche Tätigkeit, seine schriftstellerische Produktivität, — die übrigens, wie etwa in dem einst so anerkannten Werke „über die Einsamkeit“ (1784/85), den Niederschlag tiefsten seelischer Erfahrungen nicht verkennen läßt, — und nicht zuletzt seine vielfältig reichen Beziehungen zu bedeutenden Zeitgenossen — dies alles macht offenbar, daß auch das Pathologische kein Schicksal ist, dem der Mensch immer und unweigerlich unterliegen muß. ZIMMERMANN hat trotz und mit den inneren Erschwerungen sein Leben auf wertvoller Höhe zu halten vermocht. --

In dem depressiven Element lernen wir auch sonst oft genug einen vertrauten Begleiter überragender Begabungen kennen. Gleich als hätte ihnen die Natur zum Ausgleich diese Beigabe verliehen, um ihnen die volle Ausschöpfung des durch die schöpferische Fähigkeit gegebenen reichen Glücks zu versagen, und sie so dem Durchschnittsmenschen wieder näher zu stellen. Bedeutende Menschen aller Lebens- und Kulturkreise treten uns beim Ausblick entgegen, alle mit der gleichen, tief in einer krankhaften Konstitution wurzelnden Leidensfähigkeit behaftet. Nicht ohne Rührung kann man aus all den Tagebuchblättern, Briefen und Lebenserinnerungen die Zeilen lesen, die von diesen trüben Seiten sonst so bevorzugter Naturen beredete Kunde geben.

Die Tagebuchnotizen GEORG CHRISTOPH LICHTENBERGS (1742 bis 1799), des Göttinger Philosophieprofessors und Satirikers, seine „Sudelbücher“, berichten in der ihm eigenen festgeprägten durchgeistigten Form, daß ihn wenigstens zu Zeiten eine depressiv hypochondrische Lebensstimmung beherrschte:

„Von allem nur das Schlimmste sehen, alles fürchten, selbst Gesundheit für einen Zustand ansehen, worin man die Krankheit nicht sucht, diesen Charakter glaube ich am besten durchsetzen zu können, ich dürfte mich bloß abschreiben.“

„Meine Hypochondrie ist eigentlich eine Fertigkeit, aus jedem Vorfall des Lebens, er mag Namen haben wie er will, die größtmögliche Quantität Gift zu eigenem Gebrauche auszuzugeln.“

„Das Schlimmste ist, daß ich in meiner Krankheit gar die Dinge nicht mehr denke und fühle, ohne mich hauptsächlich mit zu fühlen. Ich bin mir in allem des Leidens bewußt, alles wird subjektiv bei mir, und zwar bezieht sich alles auf meine Empfindlichkeit und Krankheit. Ich sehe die ganze Welt als eine Maschine an, die da ist, um mich mein Leiden und meine Krankheit auf alle mögliche Weise fühlen zu lassen. Ein pathologischer Egoist! Es ist ein höchst trauriger Zustand.“

Auf ein depressives Wesenselement weist auch LORD BYRON (1788—1824) in seinem Briefe an MURRAY vom Jahre 1821 hin. Er deutet zugleich die aus biologischen Tiefen stammenden Quellen dieses Wesenszuges an, der im übrigen so wenig seine ganze psychische Persönlichkeit erschöpft, wie er allein von der Erblichkeit — und nicht vielmehr zugleich auch von den äußeren Zeiteinflüssen des Welt-schmerzes — herrühren dürfte:

„Ich bezweifle, ob bei meinem Temperament ein langes Leben für mich wünschenswert ist. Ich leide an einer erblichen Schwermut, die ich natürlich in Gesellschaft unterdrücke, die aber wider meinen Willen in meinen Schriften und wenn ich allein bin — zum Ausdruck kommt. Meine Schwermut ist noch tiefer geworden, wenn dies möglich ist, durch mehrere längst vergangene Ereignisse; ich spiele hier nicht auf meine Ehe usw. an, im Gegenteil, die Widerwärtigkeiten, die mir daraus erwachsen, haben mich eher emporgerichtet und mich zum Widerstande gegen die mich empörende Verfolgung aufgestachelt. Ich sage aber erblich, weil ich allen Grund habe, das anzunehmen. Sie werden wissen, oder vielleicht noch nicht wissen, daß mein Großvater mütterlicherseits (ein sehr gescheiter und liebenswürdiger Mann, wie man mir schilderte) sich das Leben genommen haben soll, man fand ihn bei Bath im Avon ertrunken. Ein anderer sehr naher Verwandter von mir, auch mütterlicherseits, nahm Gift und wurde nur mit Not gerettet. — Ich kann also wohl annehmen, daß meine Schwermut auf Erblichkeit beruht. Auch hat man mir stets gesagt, ich sähe keinem ähnlicher als meinem Großvater mütterlicherseits, ähnlicher als irgend-einem aus meines Vaters Familie, namentlich bezüglich der melancholischen Stimmung, die ihm eigen war.

Auch ein das Leben wertender Rückblick BYRONS in den nachgelassenen Tagebuchblättern trägt die gleiche depressive Färbung:

„Könnt' ich mein Leben noch einmal beginnen, ich wüßte nicht, womit ich es vertauschen möchte, außer damit gar nicht geboren zu sein! Die ganze Geschichte, die eigene Erfahrung und was nicht noch alles, lehren uns, daß das Gute und Schlechte mindestens gleichmäßig in diesem Leben verteilt sind, und daß das Begehrteste ist, es möglichst bequem zu verlassen. Was kann uns das Leben anderes gewähren als Jahre, und diese haben auch nichts Gutes als ihr Ende.“

NIKOLAUS LENAUS (1802—1850) Briefe und Tagebücher offenbaren mit eindringlicher Deutlichkeit, daß schon lange bevor die seinen Geist zerstörende Hirnerkrankung das Gemüt beeinflußt hatte, sein Leben von den trüben Schatten einer solchen melancholischen Konstitution verdunkelt war. Jene charakteristische Selbstkenn-

zeichnung: „Ich bin ein Melancholiker. Der Kompaß meiner Seele zittert immer wieder zurück nach dem Schmerze des Lebens“, klingt aus den verschiedensten Niederschriften immer wieder als Leitmotiv heraus:

„Aber, lieber Bruder. Die Hypochondrie schlägt bei mir immer tiefere Wurzeln. Es hilft alles nichts. Der gewisse innere Riß wird immer tiefer und weiter. Es hilft alles nichts. Ich weiß, es liegt im Körper; aber — aber. — —“
(An Schurz 1834.)

— — „Aus all der Leere und dem Unbehagen hab ich mich, so gut es gehen will, geflüchtet in ein ernsthaftes Studium. —

Doch so sehr dieses Studium den Kreis meiner Erkenntnis erweitert und erhellt und mir die Hoffnung gibt, meine ästhetischen Ansichten in ein System zu bringen, so wenig bin ich imstande, aus einer gewissen Schwermut, die nahe an Hypochondrie grenzt, mich hinauszuphilosophieren. — Den Ausflug nach Steiermark unternahm ich, um mich einem gewissen schwermütigen Dahinbrüten zu entreißen, das nicht gut ist und meinen Körper, worin es gegründet zu sein scheint, noch mehr herabbringen würde, wenn es andauerte. — Dies zusammengenommen, war wohl imstande, mich auf kurze Zeit meinem fatalen Unmut zu entreißen; aber kaum war ich zur Rückreise in den Wagen gestiegen, so war ich auch schon wieder in den alten Trübsinn zurückgefallen.“

(An Emilie Reinbeck 1834.)

„Neulich schrieb ich Dir, Du möchtest Deine Gesundheit pflegen, und habe selbst so wenig Lebensmut. Ich kann Dir einen Gedanken nicht verbergen, der seit einiger Zeit dunkel und immer dunkler meine Seele überschattet. Es drängt mich zu suchen, was ich wünsche. Doch das wird vorübergehen.“
(An Sophie Löwenthal 1837.)

— — Körperliches Kränkeln, Appetit- und Schlaflosigkeit haben ihren Kontingent geliefert, die verstimmte Seele hat auch das ihrige getan, um die Hypochondrie in mir fast habituell und fix zu machen.“

(An Emilie Reinbeck 1838.)

„Gestern packte mich wieder einmal meine Hypochondrie mit vollster Gewalt. Ohne eigentliche Veranlassung kommt das so plötzlich, daß ich es nicht besser bezeichnen kann, als wenn ich sage: Plötzlich hat mich wieder der traurige Wind angeweht. Ich mag dich gar nicht belästigen mit Aufzählung aller der schwarz-sichtigen Betrachtungen und Empfindungen, die bei solchen Paroxysmen über mich hereinbrechen. — —“
(An Max Löwenthal 1838.)

„Mir geht es wieder einmal ganz schlecht, was die Stimmung meines Gemütes anbetrifft. Ich habe neulich ein Wort im Homer gelesen, das meinen Seelenzustand treffend bezeichnet: *αμυμμελας*, das heißt ringsum schwarz. Ja, liebe Emilie, um und um schwarz ist meine Seele, wenn mich der Hypochonder packt, und der packt mich diesen Winter öfter und fester als je.“

(An Emilie Reinbeck 1843.)

In besonders ergreifenden selbstquälerischen Ergüssen entströmen den psychologischen Selbsterfleischungen der GRILLPARZERschen Tagebuchblätter die Verstimmungen, die inneren Bedrängnisse und trüben Grübeleien einer depressiv-hypochondrischen Natur:

„Von so vielen Seiten das Geschick den Menschen verwunden kann, von so vielen hat es mich angegriffen. Kein Punkt ist, wo ich anhalten könnte und tiefer Atemholen und sagen: Hier will ich Fuß fassen. Wenn der Mensch jemals ohne Unsinn sagen könnte, ich mag nicht mehr leben, so könnte ich es jetzt. Und ich sage es auch, aber es ist Unsinn. Und jeder Tag fügt eine neue Qual hinzu, jede Nachricht ist eine üble, jeder Schritt führt abwärts.“

„Freilich war mein ganzes bisheriges Wesen ein immerwährender Wechsel zwischen Überreiz und Abspaltung, letztere war aber noch in keiner Periode so stark, so lange dauernd, so sehr mit dem Gefühle der Hilflosigkeit begleitet, als jetzt. Freilich habe ich die Zeit von meinem 18. bis 25. Jahre in einer ähnlichen Dumpfheit und Tatlosigkeit zugebracht. Damals waren aber auch die äußeren Umstände danach. — —“

„Mein Herz ist anteilnahmslos geworden. Mich interessiert kein Mensch, kein Genuß, kein Gedanke, kein Buch. Ich hätte vielleicht versucht, allem ein Ende zu machen, wenn ich es nicht unter diesen Umständen für feig hielte. So viel aber ist gewiß, daß, wenn alle meine Bemühungen, mich ruhig und tätig zu machen, fruchtlos bleiben, ein unglückseligeres Dasein kaum gedacht werden kann.“

„Ich kann nicht länger mehr so fortleben! Dauert dieses unerträgliche lauwarmer Hinschleppen noch länger, so werd' ich ein Opfer meiner Verhältnisse. Dieses schlappe, geistertötende Einerlei, dieses immerwährende Zweifeln an meinem eigenen Werte, dieses Sehnen meines Herzens nach Nahrung, ohne je befriedigt zu werden; ich kann es nicht mehr aushalten, darum fort, fort aus dieser Lage! Hinaus in die Welt, um diesen Trübsinn, wenn auch nicht zu stillen, aber doch wenigstens zu übertäuben.“

„In diesen letzten Monaten war mein Zustand wirklich fürchterlich. Eine solche durch nichts zu beschwichtigende Überzeugung, daß es mit aller geistigen Hervorbringung zu Ende sei, ein solches Versiegen aller inneren Quellen war mir noch nie angekommen. Der ganze übrige Tag war in gedankenloser oder in gedankenmischer Zerstreuung noch so ziemlich hingebacht, aber guter Gott, welcher Vormittag, welcher Morgen! In den verflossenen Wintermonaten blieb mir doch immer das Bewußtsein einer Möglichkeit, wieder etwas schaffen zu können, obschon sich nichts zu einem Ganzen gestalten wollte, aber nun selbst alle Hoffnung verloren. Ein unüberwindlicher Ekel ergreift mich bei allem, was mir vorkommt, selbst die Lektüre interessiert mich nicht. Das Theater erregt mir Abscheu, und kommt jemand auf das zu sprechen, was ich geschrieben, oder daß ich wieder etwas schreiben soll, so reißt sich ein so ungeheures Gefühl in meinem Inneren los, ich sehe einen so ungeheuren Abgrund vor mir, einen so dunklen leeren Abgrund, daß ich schauern muß, und der Gedanke, mich selbst zu töten, war mir schon oft nahe.“

„Fürchtbar ist mein Zustand. Jeder Gedanke an Poesie verschwunden, selbst die Lektüre verleidet. Ich mag nicht denken. Von quälenden Gedanken wie von Hunden angefallen, weiß ich nicht, nach welcher Seite mich wenden.“

Daß es immer wieder die Tagebücher sind, die sich als die sicherste Fundgrube für hypochondrisch-depressive Gefühlsveranla-

gungen darbieten, ist gewiß kein Zufall. Nicht nach außen auf die Tat, sondern nach innen auf Grübeleien und quälende psychologische Selbsterlegung ist diese abartige Seelenverfassung gerichtet. Das Tagebuch ist drum der gegebene Ort, wo sich der nur aufs Subjektive gewandte Geist niederschlägt. Und daher ist es, wenn auch immer noch einigermaßen überraschend, so doch immerhin verständlich: daß das Tagebuch, wie etwa bei GRILLPARZER, bis an den Rand voll von den quälenden Erregungen einer unglückseligen Konstitution gefüllt sein kann, während doch sein poetisches Schaffen, seine reiche dramatische Produktion ganz frei und unberührt davon bleibt. Gibt es wohl einen treffenderen Beweis für das Verfehlte jener beliebten Tendenz, für einen Dichter schon deshalb die vollste geistige Gesundheit in Anspruch zu nehmen, weil sein Werk von jeder krankhaften Einschlag frei ist?

Doch nicht immer beschränkt sich das depressive Wesenselement auf die subjektiven Spiegelungen in Briefen und Tagebuchblättern. Es drängt weiter zu objektiveren Gestaltungen, teilt sich auch den persönlichen Schaffensprodukten mit. Was CH. D. SCHUBART (1739—1791), der Dichter der Fürstengruft, in jenen Zeiten empfand, wo ihn depressiv-hypochondrische Stimmungsanwandlungen überfielen, kam auch in seinen literarischen Produktionen zum Ausdruck. Sein eigener Sohn berichtet darüber:

„Der Dämon Hypochondrie peinigte auch ihn — tage-, ja wochenlang auf die beklagenswürdigste Art, und selbst die goldene Gabe des Weins vermochte ihn nicht zu bannen. In seiner Selbstgeschichte, so wenig wie in der Chronik, kann dieses Übel dem aufmerksamen Beobachter entgangen sein. In diesem traurigen Zustande waren ihm Weib und Kind zuwider; seine liebsten Freunde zuwider; Bücher und Geschäfte ekelten ihn an, und selbst das Licht des Tages war ihm verhaßt. Er betrachtete alles durch Gullivers menschenfeindliche Brille; fühlte sich zu einem Pasquill auf die ganze Welt und sich selbst aufgelegt; und wehe dem, der ihn unsanft zurechtweisen wollte! Ein Lavaguß von Sarkasmen war ihm gewiß. Man mußte ihn schlechterdings sich selbst überlassen; und zum Glück vermied er freiwillig die Menschengesichter. — Was er in diesem Zustande schrieb, trägt sehr auffallend die schwarze Farbe: Eine Art von Erbitterung zeichnet es aus, wobei die Wahrheit nicht immer zu kurz kommt, und das Genie oft gerade am meisten sein Spiel treibt. Eben die Gegenstände, die sich ihm sonst im Rosenlichte des Morgens zeigten, erschienen jetzt alle in der Farbe der Nacht, und seine Einbildungskraft wußte ihnen mit verschwenderischer Kunst Gruppierung und Leben, seine Vernunft mit gefährlichem Scharfsinn, Konsequenz und Zusammenhang zu geben. — Freilich war es nicht Glaube seines Herzens, was er in dieser Stimmung schrieb oder sagte; aber sein Geist wirkte nie mächtiger als in dieser hypochondrischen Erbitterung.“

Wir haben noch ein anderes Dokument — eins von großartigstem Format — zum unwiderlegbaren Beweis dafür, daß das abnorme

depressive Lebensgefühl sich in objektiver Form niederschlägt. Es ist SCHOPENHAUERS philosophisches Lebenswerk des Pessimismus, die Verkörperung einer depressiven Konstitution in der Welt- und Lebensanschauung.

Bis in die Jugendjahre lassen sich die Züge dieser anscheinend vom Vater ererbten abartigen Anlage — deren Angst- und Mißtrauensein-schlag wir schon früher begegnet sind — zurückverfolgen. JOHANNA, die Mutter, hat sie schon frühzeitig empfunden. Sie hat sie schon im Jahre 1807 in ihren Briefen an den Sohn in egoistischer Abwehr betont und getadelt:

„Daß Du mit Deiner ganzen Situation unzufrieden warst, wußte ich längst, dies kümmerte mich aber nicht viel, Du weißt, welchen Gründen ich Dein Mißvergnügen zuschrieb, dazu kam, daß ich nur zu gut weiß, wie wenig Dir vom frohen Sinn der Jugend ward, wieviel Anlage zu schwermütigen Grübeleien Du von Deinem Vater zum traurigen Erbteil bekamst. Dies hat mich oft bekümmert, aber ändern konnte ich's nicht, und so mußte ich eben mich zufriedenstellen und hoffen, daß die Zeit, die so viel ändert, auch Dich hierin vielleicht ändern möchte.“

Und ähnlich ein andermal:

„Ich habe Dir immer gesagt, es wäre sehr schwer, mit Dir zu leben, und je näher ich Dich betrachte, desto mehr scheint mir diese Schwierigkeit, für mich wenigstens, zuzunehmen. Ich verhehle es Dir nicht, solange Du bist, wie Du bist, würde ich jedes Opfer eher bringen, als mich dazu entschließen. Ich verkenne Dein Gutes nicht, auch liegt das, was mich von Dir zurückschreckt, nicht in Deinem Gemüte, nicht in Deinem Innern, aber in Deinem äußeren Wesen, Deinen Ansichten, Deinen Urteilen, Deinen Gewohnheiten, kurz, ich kann mit Dir in nichts, was die Außenwelt angeht, übereinstimmen. Auch Dein Mißmut ist mir drückend und verstimmt meinen heiteren Humor, ohne daß es Dir etwas hilft. Sieh, lieber Arthur, Du bist nur auf Tage bei mir zum Besuch gewesen, und jedesmal gab es heftige Szenen um nichts und wieder nichts, und jedesmal atmete ich erst frei, wenn Du weg warst, weil Deine Gegenwart, Deine Klagen über unvermeidliche Dinge, Deine finsternen Gesichter, Deine bizarren Urteile, die wie Orakelsprüche von Dir ausgesprochen werden, ohne daß man etwas dagegen einwenden dürfte, mich drückten und mehr noch der ewige Kampf in meinem Innern, mit dem ich alles, was ich dagegen einwenden möchte, gewaltsam niederdrückte, um nur nicht zu neuem Streit Anlaß zu geben. Ich lebe jetzt sehr ruhig, seit Jahr und Tag habe ich keinen unangenehmen Augenblick gehabt, den ich Dir nicht zu danken hätte. — An meinen Gesellschaftstagen kannst Du abends bei mir essen, wenn Du Dich dabei des leidigen Disputierens, das mich auch verdrießlich macht, wie auch alles Lamentierens über die dumme Welt und das menschliche Elend enthalten willst, weil mir das immer eine schlechte Nacht und üble Träume macht und ich gern gut schlafe. —“

So macht sich dieser abnorme Zug eines depressiv-mißmutig-ängstlichen Wesens schon vor aller Lebensreife und Lebenserfahrung geltend. Er bestimmt diese Lebenserfahrungen, wird nicht erst durch sie bestimmt. Und indem er lange Lebensjahre hin-

durch SCHOPENHAUERS Seele durchsetzte, — erst in höherem Alter wich er und machte ihn seelisch frei — hat er zugleich von vornherein die Grundzüge festgelegt, das unabänderliche Fundament für jenes gewaltige Geistesgebäude aufgerichtet, das die geniale Verstandestätigkeit nur noch im einzelnen auszubauen und mit festen Stützpunkten und sichern Pfeilern zu versehen vermochte. Und es hält nicht allzu schwer, aus jenen Beweisstücken für die Nichtigkeit des Lebens, aus jenen Belegen für die Minderwertigkeit der Menschen herauszuerkennen, daß sie nicht einer rein objektiven Gedankenarbeit, sondern einem viel bezeichnenderen subjektiven Moment ihre Eigenart verdanken: Nämlich jener Begabung, die LICHTENBERG an sich selbst „die erbarmungswürdige Fertigkeit“ nennt, „aus jedem Vorfall des Lebens Gift aufzusaugen“, und die der auch von pathologischen Zügen nicht freie ANDERSEN, wiederum an sich selbst, als „das Talent“ bezeichnet, „bei den Schattenseiten zu verweilen, das Bittere aufzusuchen und davon zu kosten“. Und so glauben wir, daß es nicht sowohl die traurigste aller Welten beweist, als vielmehr die Unfähigkeit einer depressiven Konstitution, auch ihre Lichtseiten voll zu sehen und zu bewerten, wenn SCHOPENHAUER etwa sagt:

„Wenn man jedem die entsetzlichen Schmerzen und Qualen, denen sein Leben beständig offen steht, vor die Augen bringen wollte, so würde ihn Grausen ergreifen. Und wenn man den verstocktesten Optimisten durch die Krankenhospitäler, Lazarette und chirurgischen Marterkammern, durch die Gefängnisse, Folterkammern und Sklavenställe, über Schlachtfelder und Gerichtsstätten führen, dann alle die finsternen Behausungen des Elends, wo es sich vor den Blicken kalter Neugier verkriecht, ihm öffnen und zum Schluß ihn in den Hungerturm des Ugolino blicken lassen wollte, so würde sicherlich auch er zuletzt einsehen, welcher Art diese, *meilleur des mondes possibles* ist.“

Doch eins bleibt gewiß von allem dem unberührt bestehen. Hier hat das Pathologisch-Depressive, das so oft lähmend, hemmend und zerstörend wirkt, zwar nicht von sich aus höchste Lebenswerte geschaffen — sie haben ihre Wurzeln in anderen, kraftvolleren psychischen Elementen dieser genialen Begabung —, wohl aber hat es ihnen ihr bestes Teil: ihre wertvolle Eigenart und Originalität gegeben. —

Dem Druck der trüben Verstimmung sucht sich die gequälte Seele zu entziehen. Für viele wurde der freiwillig gesuchte Tod die Befreiung von einem Leben, das unter der schweren Last einer solchen depressiv-hypochondrischen Konstitution gehalten wurde und das schließlich in einer Steigerung der Verstimmung nicht mehr erträglich erschien. Eine große Todesgemeinde ist es, die alle diese gleich Konstituierten, dem Tode Verfallenen vereinigt, JOH. HEINR. MERCK (1741—1791), den Freund HERDERS und GOETHEs, FERDINAND RAIMUND (1790—1836), den „Gspäßmacher“ unter den

Wiener Dichtern, und viele andere. Bis hart an unsere Tage — bis in die Zeit des Weltkriegs — reichen diese Unglücksveranlagten heran.

Von VIKTOR ARNOLD, dem deutschen Schauspieler, der im September 1914, kaum einundvierzigjährig, freiwillig aus dem Leben schied, sagt der Schriftsteller FELIX HOLLÄNDER, der als Dramaturg des gleichen Theaters in engster persönlicher Fühlung mit ihm stand:

„Wie die meisten großen Komiker war er im Leben schwerer Melancholiker und Hypochonder, der sich innerlich furchtbar quälte. Leicht erregbar und durchaus empfänglich für äußere Einflüsse, versetzte ihn der Ausbruch des Krieges in einen Zustand gesteigerter Angst, den ich nicht zu beschreiben vermag. Zwei Vorstellungen beherrschten ihn, einmal, er müßte verhungern, zweitens, er könnte nie mehr im Leben eine Rolle lernen, geschweige denn spielen. Diese Angst schnürte ihm buchstäblich das Herz zusammen und kein gütiges Zureden, kein Einwand der Vernunft vermochte ihm zu helfen.

Auf einer Probe von ‚Zopf und Schwert‘ trat der völlige Zusammenbruch ein. Er fiel Max Reinhardt zu Füßen, streckte flehentlich die Hände empor und bat mit einem Gesichtsausdruck, dessen Verängstigt- und Verstörtsein ich nie vergessen werde, von seiner schauspielerischen Tätigkeit in Zukunft abzusehen, ihn im Bureau anzustellen, ihn nicht verhungern zu lassen. Nichts blieb ungeschehen, um ihn zu beruhigen. Die Rolle wurde ihm sofort auf seinen Wunsch abgenommen und ihm das feste Versprechen gegeben, daß das Theater, dessen ältestes Mitglied er war — als Serenissimus hatte er in ‚Schall und Rauch‘ seine Tätigkeit bei uns begonnen — in jeder Weise für ihn sorgen würde. Dann brachte ich ihn in das Foyer, wo er sich in einem großen Sessel wie ein Igel zusammenrollte und unbeweglich auf mich wartete, bis die Probe aus war. Am Nachmittag ging ich mit ihm zu einem unserer ersten Nervenärzte. Auch hier machte er den Eindruck eines Verzweifelten, eines gehetzten Menschen, der keinen Ausweg mehr sieht. Er klammerte sich gleichsam an seine Angst fest oder sage ich lieber, er war an seine Pein geschmiedet und nicht mehr zu befreien. Wir traten den Heimweg an. Unterwegs schien er etwas zuversichtlicher zu werden — vor allem durch die erneute Versicherung, die ich ihm geben durfte, daß jetzt auch in Zukunft alle materiellen Sorgen für ihn ausgeschaltet seien.

An diesem Nachmittag habe ich ihn das letztmal gesehen. Ein paar Tage später ging er nach Dresden in ein Sanatorium. Seine Herzensnot muß sich inzwischen auf das furchtbarste gesteigert haben. Und in einer Stunde der Verzweiflung machte er den unseligen Entschluß zur Tat und schied aus dem Leben.“

Anderen ist der letzte unabänderliche Schritt erspart geblieben. Doch nur unter schwerer Seelennot und peinvollem inneren Kampf haben sie sich selbst dem Leben zu erhalten vermocht. Rührend ist es, die Schilderung der steten inneren Bedrängnisse zu lesen, denen ein schwer depressiv veranlagter deutscher Bürgerssohn des zu Ende gehenden Mittelalters ausgesetzt war. Der Schuhmacher HANS ENGELBRECHT (1599—1642), jener von Offenbarungen und Gesichtern heimgesuchte pathologische Visionär, dessen Prophezeiungen und Pre-

digten großen Zulauf fanden, erzählt in einem seiner Werke — den „Gesichten und göttlichen Offenbarungen“ vom Jahre 1625 — von sich selbst:

„Ich bin aber mein lebelang ein betrübter Mensch gewesen, traurig von Jugend auf, große Seelenangst, und da große Traurigkeit von gehabt, das hat mich bewogen, Gott immer stetes anzurufen und zu bitten, daß er mich doch durch seinen heiligen Geist wollte trösten. Ich habe zwar drey Jahr lang das Lackemacher Handwerk gelernt, aber ich habe es nicht können viel nützlich gebrauchen, wegen der großen Seelenangst halber und Traurigkeit. Was das aber für eine Angst ist, das kann ich nicht beschreiben, und es kann auch kein Mensch recht erkennen, es sey dann Sache, daß er auch mit derselben Angst ist angefochten. Die Seelenangst ist aber ofte so groß mit mir geworden, daß ich bin ofte gewest beim Wasser, und ich habe mich oft wollen ersäufen, wenn mich Gott nicht hätte errettet. So habe ich meinen Willen auch dahin gegeben, daß ich mich selber habe wollen umbringen, auf mancherley Art. Ich habe mich auch ofte wollen vom Boden aus der Luken stürzen, erhängen, erstechen. Ja ich bin ofte von der Arbeit aufgestanden, und bin gelaufen und habe nirgend gewust für Angst zu bleiben. Ich bin ofte die Nacht auf der Straße gelegen, und habe nicht gewußt, wo ich mich vor Angst lassen sollte. Ja, die Höllenangst und Seelenangst hat mich so gequält, daß mich kein Mensch in der Welt auch hat trösten können, weil sie keine äußerliche leibliche Krankheit an mir gesehen.“

HANS ENGELBRECHTS Selbstschilderung läßt erkennen, wie die bedrängte Seele immer wieder Befreiung aus ihrer inneren Not sucht und wie sie instinktiv wechselnde Wege einschlägt, um freizukommen. Er hat auch einen der Auswege gefunden, den andere gewohnheitsmäßig aufsuchen, um der beklemmenden seelischen Lage zu entgehen: die instinktive Flucht aus der äußeren Situation, das Fortdrängen und Fortlaufen aus dem gegebenen Milieu.

Im Leben von KARL GRILLPARZER (1792—1861), dem Bruder FRANZ GRILLPARZERS, haben solche triebartige Entweichungsreaktionen auf dysphorische Verstimmungen wiederholt eine schwerwiegende Rolle gespielt. Eine dieser Entfernungen, die er am 13. Mai 1836 als Zollbeamter in Salzburg beging und in deren Verlauf er sich — aus dieser pathologischen Verstimmung heraus — vor dem Wiener Vizebürgermeister fälschlich des Mordes bezichtigte, hat zu einem gerichtlichen Verfahren und damit zu einem Aktenstück geführt, das wohl einzig dasteht: Es ist eine Eingabe des Dichters an das Wiener Kriminalgericht und im Grunde nicht mehr und nicht weniger als ein regelrechtes Gutachten über den Geisteszustand und die Zurechnungsfähigkeit des angeschuldigten Bruders (und letzten Endes natürlich auch, wenn auch ungewollt, ein Belegstück für die krankhaft depressive Familienanlage des Dichters selbst):

„Meine Stellung als Bruder des gegenwärtig in Untersuchung befindlichen Carl Grillparzer verpflichtet mich, dasjenige aus dem Leben und

den nur mir bekannten Charaktereigentümlichkeiten desselben Einer löblichen Behörde mitzuteilen, was zur Aufklärung seines, da glücklicherweise nicht verbrecherischen, im höchsten Grade sonderbaren Benehmens dienlich sein kann.

Carl Grillparzer, zweiter Sohn des noch jetzt in rühmlichen Andenken stehenden hiesigen Advokaten Wenzel Grillparzer, zeigte schon in seiner frühesten Jugend Spuren eines zurückgezogenen, menschenfeindlichen, durch Widerwärtigkeiten anfangs heftig aufgeregten, dann aber ebenso ängstlich-verzagten, übrigens gutmütigen, harmlosen, herzlicher Zuneigung fähigen Charakters. Ein Sturz von einem stockhohen Fenster in seinem siebenten Jahre zog zwar, da er auf weiche Gartenerde fiel, keine körperliche Verletzung nach sich, steigerte aber die Periode der Wiederkehr sonderbarer Abneigungen und widerlicher Stimmungen, hatte auch oft wiederholte Anfälle höchst peinlicher Kopfschmerzen zur Folge, die ihn mitunter zu jeder geistigen Anstrengung unfähig machten. Unter diesen Umständen zu Studien wenig geeignet, mußte er diese verlassen und wurde dem Kaufmannsstande gewidmet, wo bei sonstiger Zufriedenheit seines Lehrherrn in Znaim nur das einzige bedenkenswert erschien, daß er bei je und dann entstandenen Mißhelligkeiten habituell das Haus desselben verließ, nach Wien ins väterliche Haus zurückkehrte, dort unter Tränen seinen Fehler gestand, bereuend wieder zurückkehrte, aber nur um bei nächster Gelegenheit unter ähnlichen Umständen ein Gleiches zu tun. In seiner neuen Bestimmung fiel er der Militärkonskription anheim und im Jahre 1809 wurde er zum Soldaten assentiert, nicht ohne Billigung unseres Vaters, der die harte Zucht dieses Standes für ein gutes Korrektiv seiner unregelmäßigen Neigungen hielt. (Es folgt die Schilderung seines Schicksals und seines Verhaltens in der Militärzeit, die ihn auch den schädlichen Einflüssen der Fremdenlegion aussetzte.)

Von nun an nahm seine Abgeschlossenheit, Menschenscheu und Kleinmütigkeit sichtlich zu. Er wurde für dienstuntauglich erklärt, kam in Invalidenversorgung und lebte still und ruhig für sich hin. Endlich erwachte die Lust zur Beschäftigung von neuem. Mir gelang es, ihn als Aufseher in den Gefällsdienst zu bringen, wo er sogleich eine Heirat schloß, die, indes sie ihn einerseits den Menschen näher brachte, andererseits durch die vermehrte Sorge für Weib und Kinder, zur Verschlimmerung seiner äußeren Stellung vieles beitrug. Obwohl er alle Mitbeamten floh, waren doch alle einstimmig über seinen Diensteifer, seine Treue und Redlichkeit. Alle Vorgesetzten schätzten ihn, gaben ihm das Zeugnis eines in seiner Kategorie ausgezeichneten Gefällsdieners und bedauerten nur seinen manchmal bis zum Widerwärtigen gesteigerten Trübsinn. In seiner ganzen Dienstzeit fällt ihm ein einziges Disziplinarvergehen zur Last, das mit dem gegenwärtigen zu viel Ähnlichkeit, und somit durch Darlegung einer bestimmten Gemütsrichtung dieses letztere zu sehr erläutert, als daß ich es übergehen könnte. — Daß er nämlich nach einem stürmischen Auftritte mit einem als widerlich bekannten Einnnehmer, seinem Vorgesetzten, mit Zurücklassung einer schriftlichen Anzeige, ohne die Bewilligung abzuwarten, Dienstposten und Familie verließ, zu mir nach Wien kam und mir seinen Entschluß ankündigte, nicht länger leben zu wollen, übrigens auf die erste Zurede in Tränen ausbrach, seinen Fehler gestand, sich wie ein Kind weinend von mir nach Hause führen ließ und ebenso bereit wieder zurückkehrte.

Diese früher häufigeren, nun seit zwölf oder fünfzehn Jahren nicht wieder zurückgekehrten Ausbrüche einer halb körperlichen, halb moralischen, übrigens nie von eigentlichem Wahnsinn begleiteten inneren Störungen haben immer das Charakteristische, daß sie mit völliger Verzagtheit anfangen, in eine Art wilder Verstocktheit ausarten, und endlich mit der vollkommensten Zerknirschung und Reue endigen.

In glücklichen Verhältnissen geboren, mit Menschen der besseren, um nicht zu sagen höheren Stände verwandt, ist seine vorherrschende Stimmung, sich als ausgeschieden von der Menschengesellschaft als zum Unglücke bestimmt zu betrachten. — —

Man hat erhoben, daß ungefähr sechs Wochen vor seiner Entweichung er in eine ungewöhnliche Schwermut verfiel, daß er mit niemandem sprach, niemanden grüßte, tagelang stumm und in sich gekehrt vor dem Amte auf und nieder ging. Dieser Zeitpunkt fällt mit dem meiner Abreise genau zusammen. Seine alte Befürchtung war wiedergekehrt, er glaubte mich in Gefahr, sich selbst und das Schicksal der Seinen bedroht. An einem abgeschiedenen Orte, ohne Freund, der ihn trösten konnte, mit einer Gattin, die, so brav sie ist, doch durch den Grad ihrer Bildung sich außerstande findet, ihm Gründe und Schlüsse an die Hand zu geben, mußte sich seine Ängstlichkeit bald bis zur fixen Idee steigern. — —

Zu allem Überflusse kam in der Zwischenzeit noch eine Rechnungsbemängelung der Buchhaltung aus der Zeit seiner früheren Amtierung in Haibach, die, wie es sich jetzt zeigt, ihm gar nicht zur Last fällt, sondern Rechnungsverstöße seines damaligen Aufsehers trifft, welche Umstände er sich jedoch in seiner Verwirrung nicht mehr klarmachen konnte . . . Auf diese Art, von allen Seiten bestürmt, war seine Besinnungskraft so unverhofftem Schlage nicht mehr gewachsen. Er verließ Haus und Amt, wurde drei Tage lang in Salzburg gesehen, wo er in die Lesung eines vor sich gehaltenen Papiers vertieft, in den Straßen umherging, und kam endlich nach Wien, wo er sich selbst der Behörde überlieferte, und jenes entsetzlichen Verbrechens anklagte, das seiner Gutmütigkeit wie seinem Mute gleich fremd ist. Daß Verzweiflung, Besorgtheit über das Schicksal seiner Familie seine Gemütsstimmung auf dem weiten Wege bis zu einer Art zeitweiliger Verrücktheit steigern konnte, sieht wohl jeder Menschenkünde von selbst ein.

Daß er den Mord, dessen er sich anklagte, nicht begangen, ist am Tage, daß nur ein Wahnsinniger oder bis zur Verzweiflung gesteigerter Schwermütiger sich eines erdichteten Verbrechens anklagen kann, dessen rechtliche gesetzliche Folge der Tod ist, steht ebenfalls fest. — —

Durch diese Umstände scheint nun außer Zweifel gesetzt zu sein, daß Carl Grillparzer sich zur Zeit jenes Vorganges im Zustande vollkommener Zurechnungsunfähigkeit befand.“

Noch ein anderer Weg wird instinktiv gesucht und eingeschlagen, um sich aus der bedrückenden Unruhe und Beklemmung zu befreien: durch Hingabe an den betäubenden, die Stimmung hebenden, die inneren Hemmungen freimachenden Alkohol. Hier ist es nun Ort und Pflicht, den krankhaften Ursprung aus pathologischer Verstimmung einer Lebensführung ins rechte Licht zu setzen, die zu Unrecht immer wieder mit dem Makel eines Lasters,

mit dem Vorwurf einer persönlichen Schuld belastet wird. Es ist die Trunksucht FRITZ REUTERS (1810—1874).

Die Berichte mit ihm in Berührung gekommener Freunde und Fremder lassen ihn zunächst nur als einen bis zu deliranten Zuständen erkrankten Gewohnheitstrinker erscheinen. So ist er uns aus der unglückseligen Festungszeit von einem seiner Schüler in der Festung Graudenz, JULIUS FALK, übermittelt:

„Reuter hat sich leider dem Trunke ergeben. Wenn wir zu den Stunden kamen, lag er häufig auf seiner Soldatenbettstelle, auf der Erde stand am Kopfende eine Flasche ‚Korn‘, aus der er zweitweise einen Schluck nahm, während er uns, die wir am Bett saßen, unterrichtete. Reuter bekam bald das Delirium und mußte ins Militärlazarett geschafft werden. Unser alter Festungskommandant ließ ihn in die Offizierwachtstube bringen. Diese hatte keine eisernen Traillen. Eines Tages nun träumte Reuter in seinem kranken Zustande, seine Mutter sei ins Wasser gefallen und sei dem Ertrinken nahe. Da riß er das Fenster auf und sprang eine Treppe hoch hinab, um seine Mutter zu retten. Ein großer, langer Brennholzstapel war von Reuter als das Wasser angesehen, in dem seine Mutter mit dem Tode rang. Merkwürdigerweise tat er sich keinen Schaden, obgleich unter dem Fenster gepflastert war.“

Wir kennen REUTER weiter nur als den alkoholistisch versumpften Studenten, aus jener bedeutsamen Zeit, wo der nunmehr Dreißigjährige nach langen, verlorenen Festungsjahren sich endlich den Weg zur sozialen Selbständigkeit schaffen sollte. HERMANN ENGEL, ein Heidelberger Studiengenosse REUTERS, hat in einem Briefe dieses Bild entworfen, übrigens nicht ohne den Einschlag eines moralisierenden Werturteils:

„Am liebsten deckte ich das in Heidelberg Verlebte mit einem Schleier zu. Es ist dies wohl der dunkelste Punkt in seinem Leben; weil er im übrigen ein genialer Mensch war, wird's ihm nachgesehen werden — ein gewöhnlicher Mensch würde enfant perdu genannt werden. Ich werde nach bestem Gewissen ungeschminkt die Wahrheit schreiben; Du wirst dann am leichtesten und sichersten die Form finden, die dem Satze: *de mortuis nil nisi bene!* entspricht.

In Heidelberg ist Fritz, obgleich er, wie aus Vorstehendem hervorgeht, sehr spät nach Anfang des Semesters dort ankam, ohne Schwierigkeit immatrikuliert. Er wurde natürlich mit ganzer Sympathie von den Studenten aufgenommen, war der Löwe des Tages. Dadurch kam er ganz in das Kneipen hinein, er hielt sich meist zu dem Korps der Westfalen. Weil ich ihm in keiner Weise, weder geistig noch sonst gewachsen war, verkehrte er mit mir eigentlich gar nicht; er kam nur zu mir, wenn er — das Delirium tr. sich nahen fühlte; dann brachte ich ihn zu Hause, sorgte für Arzt, Wache usw. Er hatte Erscheinungen, die sich nicht wiedergeben lassen; dann sagte ich ruhig zu ihm: ‚Kumm, Fritzing, wi willen nah Hus' gahn!‘ worauf er sich ganz ruhig in seine Wohnung führen ließ. —

Anfangs hatte er vollständiges Übergewicht über alle Kommilitonen, wegen seiner großen geistigen Begabung und wegen seines vorgerückten Alters; später verlor sich aber dies Übergewicht, dies Ansehen ganz und

gar; er wurde gehänselt und man machte sich über ihn lustig; auch sein Äußeres machte schon einen herunterkommenden Eindruck; unsauber in Kleidung und Wäsche, ungekämmt oft das Haar, weil er mit Stiefel und Sporen im Bett gelegen hatte. Beim Kneipen wurde er immer gerne gesehen; aber wenn er krank war, kümmerte sich keiner seiner Kneipgesellen um ihn. Hatte er die Folgen überwunden, so war er in Gesellschaft mit anderen heiter, vergnügt.

Im Anfange mag er die Kollegia besucht haben, später aber gar nicht; studiert zu Hause hat er eigentlich auch nicht, namentlich nicht *juridica*, ich glaube aber, daß er Belletristisches, gelesen hat. — In Gesellschaft trank er eigentlich nie zuviel; er nahm die Getränke mit nach Hause, ließ sich solche nach Hause kommen und nun zechte er sich in selige Zustände auf eigene Faust. Anfangs las er dabei noch, dann wurde das Buch fortgelegt; nun fingen die Erzählungen, Irreden, Erscheinungen an. —

Die Veranlassung, daß er in Heidelberg abgerufen wurde von seinem Vater, bin ich gewesen. Fritz wird es mir in längeren Jahren nicht verziehen haben; später mag er erkannt haben, daß er sonst untergegangen sein würde.“

Und doch bleibt, was diese Zeugen aus eigenem Augenschein von REUTERS Trunksucht wiedergeben, nur an der Oberfläche, erfaßt nicht die tieferen Zusammenhänge dieses vom Unglück schwer betroffenen Lebens. Was nach außen hin als die Ursache von REUTERS Alkoholmißbrauch mit seinen seelischen und sozialen Entgleisungen erscheint: Leichtsinn, Haltlosigkeit, Charakterschwäche u. dgl. ist nicht die wahre Ursache. Diese ist vielmehr durch sich wiederholende Krankheitsanfälle, durch periodisch ihn überfallende und überwältigende pathologische Verstimmungen gegeben. Diese Verstimmungen haben gelegentlich — so in der landwirtschaftlichen Lehrzeit Weihnachten 1845 — auch zu jener anderen Form der seelischen Befreiungstendenz, zum triebartigen Davonlaufen geführt. Und es paßt durchaus auf den Gemütszustand, der REUTERS Trinkperioden einzuleiten pflegte, was er damals in einem hinterlassenen Brief an seinen Lehrherrn schrieb:

„— Ich weiß nicht, ob Sie sich jemals in einer Stimmung befunden haben, worin man dem Wahnsinn nahe ist — ich glaube nicht; ich weiß aber, daß mein Unheil und mein Unrecht mich in diese schreckliche Verzweiflung gestürzt haben; ich glaube an nichts mehr als an dieses Eine und dieses Eine kann ich nicht erreichen. Körperlich unwohl, geistig krank, von Reue zerrissen, von einem Plan zu meinem Glück auf den anderen übergehend und dann alle als unausführbar von mir stoßend, bin ich ein Spielball der schrecklichsten Gedanken und Befürchtungen. In einem solchen Gemütszustande kann ich Ihnen nichts nützen, ich kann Ihnen nicht einmal erträglich sein . . . ich kann daher nicht anders, ich muß fort von Ihnen, muß noch heute fort, um durch meine trübe Stimmung den Kleinen ihr Fest nicht zu stören, bin ich auch gestern nicht hinabgegangen . . .“

Wir kennen REUTERS Verstimmungsanfälle aber auch direkt aus seinen eigenen Schilderungen. Mag er sich auch im allgemeinen

darüber ausgeschwiegen haben, so bringt er doch in gelegentlichen schriftlichen Mitteilungen die Eigenart dieser depressiven Phasen mit ihrem pathologischen triebartigen Drang zum Trunk genügend charakteristisch zum Ausdruck. Besonders die Briefe an den Vater während der Festungszeit aus dem Jahre 1840 gewähren einen Einblick in die so bedingte periodische Trunksucht:

„Du erhältst hier einen traurigen Brief, der mir sehr schwer zu schreiben sein wird, dessen Ende aber, wie ich hoffe, dich etwas trösten und beruhigen wird. Ich habe wiederum zuviel Wein getrunken und bin krank gewesen —. Man hat mich hier öffentlich zum — gestempelt und eine darauf abzwirkende Order erlassen. — Es gehen Tage, Wochen, Monate hin, wo ich an keine Getränke denke, wo nie die Lust dazu erwacht, und dann mit einem Male verfalle ich auf die unseligsten Dinge. Wie ich diesmal dazu gekommen bin, kann ich Dir nicht sagen, ich weiß es selbst nicht, mein Inneres ist in zu großer Verwirrung, als daß ich mir über einzelne Dinge Rechenschaft abgeben könnte, und daß ich dies tun muß, ist höchst nötig, wenn ich überhaupt noch Hoffnung auf ein Dasein haben will.“ — —

„— — Aber sicher kannst Du darauf bauen, daß es (das Trinken) bei mir abnehmen wird, da ich eigentlich gar nicht darauf ausgehe, mich zu berauschen, sondern da es mir ohne meinen Willen und Wissen über den Hals kommt. Wer Dir sagt, daß . . ., der lügt, der kennt mich nicht, der weiß nicht, daß ich ohne Ekel vor dem Weine ganze Monate hinbringen kann, ohne ihn zu kosten, und daher kommt es auch, daß Gott sei Dank meine Gesundheit noch gut ist, weil ich es nicht in einem fort getrieben habe und bedeutende Pausen dabei eingetreten sind.“

Und auch ein literarisches Belegstück für den mit krankhafter Gewalt ihn erfassenden Trinkdrang hat REUTER hinterlassen: ein Gedicht, das im ersten Ehejahr unter dem Eindruck eines durchgemachten Anfalls verfaßt, im Bilde wenigstens den zwingenden Druck und die Qual der ihn überfallenden „alten Krankheit“ eindringlich zur Darstellung bringt:

„Und nestelt sich an mich heran,
Und packt mich, wie mit Krallen:
„Ja wehr sich, wer sich wehren kann,
Ich muß ihm doch gefallen.

Komm her, mein Schatz, komm her, mein Kind,
Was willst du mit mir hadern!
Es glüht wie giftiger Höllenwind
Mir durch Gehirn und Adern.

Der Hunger, Wintersturm und Frost,
Die halten mich zurücke:
,Gesellen helft! Gesellen reißt
Sie runter vom Genicke.'

Und wildes Lachen um und um!
Und wilde, wilde Schmerzen!
Selbst Hunger, Sturm und Frost wird stumm:
Sie saugt an meinem Herzen.“

Ähnliche Zusammenhänge mit pathologischen Zwangsgewalten haben wohl auch bei der Trunksucht des unglücklichen EDGAR ALLAN POE mitgesprochen, der schon dadurch zu dem BAUDELAIRESchen Vorwurf verurteilt war, wie ein Barbar zu trinken und nicht wie ein Ästhet. Daß auch er unter unmotiviert ihn überfallenden krankhaften Verstimmungen zu leiden hatte, dafür spricht zur Genüge schon jener Brief an seinen Freund KENNEDY vom Jahre 1835, das ist zu einer äußerlich glücklicheren Zeit, als er durch seine Anstellung bei der Redaktion des „Southern Literary Messenger“ in eine günstigere Lebenslage gekommen war:

„— Ich bin augenblicklich wirklich zu beklagen: ich leide unter einer Niedergeschlagenheit, wie ich sie fürchterlicher nie zuvor empfunden habe. Ich habe vergeblich gegen diese Melancholie anzukämpfen versucht. Sie werden mir glauben, wenn ich Ihnen sage, ich fühle mich trotz der großen Verbesserung, die in meinen Lebensumständen eingetreten ist, elend zum Tode. — Ich bin elend und weiß nicht warum. Trösten Sie mich, Sie können es. Aber tun Sie es schnell, sonst möchte es zu spät sein. Schreiben Sie mir sofort; zeigen Sie mir, daß das Leben wert — ja daß es unbedingt nötig zu leben ist, und Sie werden sich als meinen wahren Freund erweisen.“

Mit diesem Hinweis auf die Beziehungen der Trunksucht zu krankhaften Verstimmungen wird auch von POE der Makel genommen, mit dem selbst ihm Nahestehende seinen Charakter nach seinem Tode befleckt haben. Und so gibt die Einsicht in das Pathologische die Gewähr dafür, daß noch nachträglich all jenen ein gerechter Richterspruch zuteil wird, die in Verkennung der krankhaften Natur ihrer Mängel vorschnell verurteilt und pharisäerhaft verdammt wurden.

X.

Psychopathische Charaktere.

„Eine nächtliche Frische feuchtete die Haut mit einem fast unmerklichen Bad von salzigem Nebel.

Der köstliche Schauer dieses lauen Kälterwerdens der Luft rann über meine Glieder, drang in die Lungen ein und beglückte Körper und Seele in ihrer Unbeweglichkeit.

Sind Sie glücklicher oder unglücklicher, jene, die durch jede Pore ihres Körpers ebensoviel empfinden, wie durch ihre Augen, ihren Mund, ihre Nase oder ihre Ohren?

Vielleicht ist sie eine seltene und — furchtbare Eigenschaft, diese nervöse, krankhafte Erregbarkeit der Haut und aller Organe, der die geringsten körperlichen Eindrücke zu seelischer Erregung werden; die den Schwankungen des Windes folgt und den

Düften der Sonne und der Farbe des Tages, die unaufhörlich Leiden und Traurigkeit und Freude schafft.

Einen Theatersaal nicht betreten zu können, weil die Berührung in der Menge den ganzen Organismus auf eine unerklärliche Art und Weise aufregt, einen Ball nicht besuchen zu können, weil die banale Lustigkeit und drehende Bewegung des Walzers einer Beleidigung gleich ist; sich todtraurig oder überglücklich zu fühlen, je nach der Färbung und der Verteilung des Lichtes in einem Raum, und manchmal durch Kombinieren und Beobachtungen eine körperliche Befriedigung zu erhalten, die sich Leuten mit größeren Organismen niemals entschleiern kann, ist das Glück oder Unglück?

Ich weiß es nicht, aber wenn das Nervensystem nicht empfindsam ist bis zum Schmerz und bis zur Verzückung, so kann es nur mittelmäßige Erschütterungen und vulgäre Genüsse hervorbringen.“

GUY DE MAUPASSANTS (1850—1893) Reflexionen unter den unmittelbaren Eindrücken der Reizeinflüsse seiner Mittelmeerfahrt bringen das selbsterlebte Glück und Leid einer krankhaft gesteigerten nervösen Sensibilität, das lebhaftes Mitschwingen des ganzen Seelenlebens bei kaum merklichen äußeren Reizen, die erhöhte Glücks- und vertiefte Leidensfähigkeit einer hypersensitiven Natur zum Ausdruck. Für solche Menschen von krankhaft verstärkter Reizempfänglichkeit und -empfindlichkeit steigern sich auch die gewohnten Einflüsse des Alltags und der Umgebung schnell zu bedrohlicher Unerträglichkeit und drängen sie zur Flucht, zu immer neuem Ortswechsel. Die Reise nach Afrika im Jahre 1881 bringt es MAUPASSANT zum Bewußtsein:

„— — Man erstickt unter dem Gefühl der ewigen Misere des Alltags, der menschlichen Ohnmacht und der Gleichförmigkeit der Geschehnisse. Jede Wohnung, die man lange inne hat, wird zum Gefängnis! Ach, fliehen! reisen! Fliehen vor den bekannten Orten, den Menschen, dem zu bestimmten Stunden immer gleichen Tun und vor allen Dingen den immer gleichen Gedanken! Wenn man müde ist, so müde, daß man weinen könnte vom Morgen bis zum Abend, so müde, daß man nicht mehr die Kraft hat, aufzustehen und ein Glas Wasser zu trinken, müde der Gesichter, der Freunde, die man zu oft gesehen und die einem auf die Nerven gehen . . . dann muß man reisen, in ein neues und wechselndes Leben eintreten.“

Diese erhöhte Ansprechbarkeit des ganzen Nervensystems, seine überleichten abnormen Mitschwingungen bei allen leisen Bewegungen des inneren und äußeren Lebens hat auch GUSTAVE FLAUBERT, der sensitive Künstler, vielfältig erfahren. In einem seiner Briefe an LUISE COLET schildert er ein solches Nervenerlebnis:

„Letzten Dienstag war ich gezwungen, aufzustehen und mir mein Taschentuch zu holen; mir liefen die Tränen übers Gesicht. Ich hatte mich selber beim Schreiben weich gemacht, ich genoß in Entzückungen sowohl die Rührung meines Gedankens wie die Phrase, die sie wiedergab, wie die Genugtuung, daß ich sie gefunden hatte; wenigstens glaube ich, daß all das in dieser Erregung lag, an der die Nerven schließlich mehr teil hatten als alles andere.“

Und noch bezeichnender in einem anderen Briefe:

„Es herrscht jetzt ein furchtbarer Wind, die Bäume und der Fluß heulen, ich war heute abend im Gang, eine Sommerszene mit Mücken, Gras im Sonnenschein usw. zu schreiben. Je mehr ich in einem entgegengesetzten Milieu stecke, um so besser sehe ich das andere. Dieser starke Wind hat mich den ganzen Abend entzückt, das wiegt und betäubt alles zusammen; mir schwangen die Nerven so, daß mir meine Mutter, die um zehn in mein Arbeitszimmer kam, um gute Nacht zu sagen, einen furchtbaren Schreckensschrei entlockte, der sie selber erschreckt hat; mir hat noch lange das Herz gepocht, und ich habe eine Viertelstunde gebraucht, um mich zu erholen. So vertieft bin ich, wenn ich arbeite. Ich habe bei dieser Überraschung gleichsam die scharfe Empfindung eines Dolchstichs durch meine Seele gehabt. Was für eine ärmliche Maschine wir sind. — —“

Auch EDUARD MÖRITZ, den Lyriker (1804—1875), dürfen wir für diese seelisch abnorm vulnerablen Naturen in Anspruch nehmen, wie er es ja auch selbst einmal in einer Selbstcharakteristik brieflich dem Freunde WILHELM WAIBLINGER im Jahre 1824 bekannt hat:

„Es ist überhaupt in meinem wirklichen Zustand ein besonderer peinlicher Zug, daß alles, auch das Kleinste, Unbedeutendste, was von außen Neues an mich kommt, irgendeine mir nur einigermaßen fremde Person, wenn sie sich mir auch nur flüchtig nähert, mich in das entsetzlichste bangste Unbehagen versetzt und ängstigt, weswegen ich entweder allein oder unter den Meinigen bleibe, wo mich nichts verletzt, mich nichts aus dem unglaublich verzärtelten Gang meines inneren Wesens heraus stört und zwingt.“

Schon in früher Jugend kann sich diese bedeutungsvolle Lebensmitgift bedenklich geltend machen.

Auf den sensitiven kindlichen JOHANN AUGUST STRINDBERG wirken die ersten unklaren Regungen erotischen Empfindens so stark, daß quälende dunkle Gefühlszustände ihn befallen und den Selbstmordimpuls ihm nahelegen:

„Johanns Liebe äußerte sich in einer stillen Traurigkeit. Er konnte nicht mit ihr sprechen und würde es auch nicht gewagt haben. Er fürchtete sie und sehnte sich nach ihr. Wenn aber jemand ihn gefragt hätte, was er von ihr wolle, hätte er es nicht sagen können. Er wollte nichts von ihr. Sie küssen? Nein, man küßte sich in seiner Familie nicht. Sie anfassen? Nein! Viel weniger also sie besitzen? Besitzen? Was sollte er mit ihr machen? Er fühlte, daß er an einem Geheimnis trug. Das quälte ihn so, daß er litt und sein ganzes Leben dunkel wurde. Eines Tages nahm er zu Hause ein Messer und sagte: Ich schneide mir den Hals ab. Die Mutter glaubte, er sei krank. Was es war, konnte er nicht sagen. Er war damals etwa neun Jahre alt.“

So lassen sich von allen Seiten urkundliche Beweisstücke für eine krankhaft erhöhte Sensitivität überragend begabter Menschen herbeiholen.

Nur selten freilich findet sich das Wesen dieses abnormen Persönlichkeitstypus in solcher Reinheit und Ausprägung verkörpert wie in HEKTOR BERLIOZ, dem Komponisten (1803—1869). Mit seinen extremen Ausschlägen einer überleicht und exzessiv bewegten Seele stellt dieser übersensible Mensch auf dem Untergrunde einer pathologischen Konstitution ebenso eine echte Künstlernatur dar wie auch ein echtes Kind seiner Zeit, jener abwegigen Zeitstimmung der Romantik, die nur lichte Höhen und tiefste Abgründe kennt. Ist es nicht schon bezeichnend genug, daß CHARLES GOUNOD der Veröffentlichung von BERLIOZ intimen Briefen die einleitenden Worte voraussetzen mußte:

„Bei Berlioz gehen alle Eindrücke und Empfindungen ins Extreme, er kennt die Freude wie die Traurigkeit nur im Stadium der Raserei: Er ist nach seinem eigenen Ausdruck ein ‚Vulkan‘. Und das kommt daher, daß die Sensibilität ebenso unseren Schmerz wie unsere Freude steigert: Tabor und Golgatha sind solidarisch.“

Durch alle Phasen von BERLIOZ' erlebnisreichem Leben lassen sich an immer neuen Wellenbewegungen die Schwingungen und Erschütterungen einer überleicht erregbaren Seele verfolgen. Seine eigenen, von unverkennbarem Gefühlsüberschwang getragenen — und auch darin ihn selbst wieder charakterisierenden — Memoiren geben den Führer.

Geringe Anlässe rufen Verstimmungsanwandlungen in ihm hervor, welche die Höhe hysterischer Krisen erreichen. Wiederholt überfallen ihn Anfälle von Einsamkeitsweh:

„Um diese Zeit meines akademischen Lebens empfand ich von neuem die Anfälle einer grausamen Krankheit (moralisch, nervös, eingebildet, wie man will), die ich ‚Einsamkeitsweh‘ nennen möchte. Eine erste Anwandlung davon hatte ich im Alter von sechzehn Jahren unter folgenden Umständen: (Er schildert die Begegnung mit einer Prozession, die seine Phantasie anregt.)

Der Anfall brach mit aller Macht aus; ich litt schrecklich, warf mich zur Erde, seufzend, die Arme schmerzlich gebreitet, riß krampfhaft Gras aus und rang mit der Verlassenheit, mit der gräßlichen Vereinsamung. Und doch, was ist solch ein Anfall, verglichen mit den Qualen, die ich seitdem ausgestanden, deren Stärke mit jedem Tage wächst . . . ?

— — Die Leere legt sich um mein klopfendes Herz, und dieses Herz wird dann, wie es scheint, von einer unwiderstehlichen Macht getrieben, sich zu verflüchtigen, und versucht, durch Ausdehnung sich aufzulösen. Dann brennt und schmerzt mich die Haut am ganzen Körper; ich werde rot vom Kopf bis zu Fuß. Ich möchte am liebsten schreien, meine Freunde, selbst die gleichgültigsten Bekannten, zu Hilfe rufen, daß sie mich tröstend behüten, verteidigen, mich vor Zerstörung bewahren, mein Leben aufhalten, das nach allen Windrichtungen entflieht.

Man hat während dieser Krise keine Todesgedanken, nein, der Gedanke an Selbstmord ist sogar unerträglich; man möchte nicht sterben, bewahre!

Man möchte leben unbedingt, ja man möchte seinem Leben tausendmal mehr Energie verleihen. Es ist eine wunderbare Genußfähigkeit, die bis zur Qual anwächst, weil sie keine Genüge findet, die nur durch ungeheure, verzehrende, wütende Freuden gestillt werden kann, entsprechend dem Überschwang an Empfindsamkeit, mit dem man ausgestattet ist.“

Im Jahre 1828 wird eine Shakespeare - Aufführung in Paris — verbunden allerdings mit dem Spiel HENRIETTE SMITHSONS, seiner späteren Gattin —, das Erlebnis, das ihn seelisch erschütterte, überwältigte und lange des inneren Gleichgewichts beraubte. „SHAKESPEARE brach unerwartet über mich herein, zermalmte mich — —“ lautet sein eigenes wörtliches Geständnis, dem eine bezeichnende Schilderung der seelisch-nervösen Wirkungen dieser Katastrophe folgt:

— — „Aber der Schlag war zu heftig gewesen, und ich brauchte lange, mich davon zu erholen. Einer heftigen, tiefen, unüberwindlichen Bekümmernis gesellte sich ein sozusagen krankhaft nervöser Zustand, davon nur ein großer physiologischer Schriftsteller annähernd eine Vorstellung geben könnte.

Ich verlor den Schlaf und mit ihm meine frühere geistige Lebhaftigkeit, den Geschmack an meinen Lieblingsbeschäftigungen und die Fähigkeit zu arbeiten. Planlos irrte ich in den Straßen von Paris und in den Ebenen seiner Umgebung umher. Ich erinnere mich während dieser langen Leidenszeit, dank körperlicher Ermüdung, nur viermal totenähnlich geschlafen zu haben; eine Nacht auf Garben in einem Felde bei Ville Juif, einen Tag auf einer Wiese in der Gegend von Sceaux, ein andermal im Schnee am Ufer der gefrorenen Seine; bei Neuilly und endlich an einem Tisch des Café du Cardinal.

Als ich, überwältigt von meinen Empfindungen, die Vorstellung des Hamlet verließ, gelobte ich mir förmlich, mich nicht wieder der Flamme Shakespeares auszusetzen. — —

Neue Versuche hätten mich darniedergeworfen. Ich fürchtete sie, wie man starke physische Schmerzen fürchtet; schon der Gedanke daran machte mich schauern.

So ward ich Tag und Nacht von meiner shakespearischen Liebe zerrissen, deren schmerzenreiche Heftigkeit durch die Offenbarung der Werke Beethovens — weit entfernt, daß sie mich zerstreut hätten — zu wachsen schien; war mit unförmigen, musikalisch literarischen Arbeiten selten und schwach beschäftigt, träumte immer, war still und stumm, verwilderte, vernachlässigte mein Äußeres und war meinen Freunden, wie mir selbst unerträglich.

Das stärkste aber und eindruckvollste Dokument eines in Gefühlserregungen aufgehenden Seelenlebens gibt jener, von BERLIOZ erlebte — erlittene —, von ihm selbst in allen seinen Phasen wiedergegebene Roman der Liebesleidenschaft zu ESTELLE FORNIER. Jener Leidenschaft, die ihn frühzeitig ergriff, allen Ablenkungen eines an Gefühlssensationen aller Art überreichen Lebens zum Trotz sich in seinem Lebensgange immer wieder hervordrängte und schließlich den alternden Mann hilflos erotischen Illusionen preisgab.

Im zwölften Lebensjahr beginnt dieser eigenartige Liebesroman des affektiv Übererregbaren:

„Denn ich kannte schon die grausame Leidenschaft, die der Dichter der Aeneide so wohl beschrieben hat, eine seltene Leidenschaft, was man auch sage, schwer zu erklären und so voll Macht über gewisse Seelen. Sie hatte sich mir, dem Zwölfjährigen, vor der Musik offenbart. Und das kam so: Es war die Villa der Frau Gautier, die während der schönen Jahreszeit dort mit ihren beiden Nichten wohnte, deren jüngste Estelle hieß. Der Name allein hätte genügt, meine Aufmerksamkeit zu erregen. Aber die ihn trug, war achtzehnjährig, von zierlichem, hohem Wuchs, hatte große, kampfbereite Augen, die aber immer lächelten, Haar, das den Helm des Achilles würdig geschmückt hätte, Füße, ich will nicht sagen einer Andalusierin, aber einer Pariserin reiner Rasse und . . . rosa Halbschuhe! . . . Ich hatte nie solche gesehen . . . Ihr lacht!! . . . So hört? Ich habe die Farbe ihrer Haare vergessen (sie waren indessen schwarz, ich glaube), aber ich kann nicht an sie denken, ohne daß ich zugleich mit ihren großen Augen die kleinen rosa Schuhe schimmern sehe. Wenn ich sie sah, fühlte ich einen elektrischen Schlag; ich liebte sie, mehr kann ich nicht sagen. Der Schwindel ergriff mich und ließ mich nicht mehr. Ich hoffte nichts . . . wußte nichts . . . aber empfand im Herzen einen tiefen Schmerz. Ich brachte ganze Nächte in Verzweiflung hin. Tagsüber verbarg ich mich in den Maisfeldern, in heimlichen Verstecken des großväterlichen Obstgartens, wie ein verwundeter Vogel, stumm und leidend. Die Eifersucht, die bleiche Begleiterin der reinsten Liebe, quälte mich beim geringsten Wort, das ein Mann an mein Idol richtete. Noch höre ich schauernd die Sporen meines Onkels klirren, wenn er mit ihr tanzte! Alles im Hause und in der Nachbarschaft machte sich über das arme zwölfjährige Kind lustig, das einer Liebe erlag, die über seine Kräfte ging . . .“

Und später:

„Nein, die Zeit hat keine Gewalt darüber . . . Neue Liebe löscht nicht die Spur der ersten . . . Dreizehn Jahre zählte ich, als ich sie aus den Augen verlor . . . Dreißig Jahre war ich alt, als mir von der Rückreise von Italien durch die Alpen die Augen feucht wurden, da sie von ferne den St. Eynard, das weiße Häuschen, den alten Turm sahen . . . Ich liebte sie noch . . . Bei meiner Ankunft erfuhr ich, sie sei . . . verheiratet und . . . alles was daraus folgt. Es heilte mich nicht.“ — —

Und nach solchen ganz flüchtigen Berührungen und nach einem Besuch, den der gealterte Mann im Herbst 1864 der noch älteren Frau abgestattet, schreibt nun der 61jährige BERLIOZ an die nun 67jährige ESTELLE:

„Bedenken Sie doch, daß ich Sie seit neunundvierzig Jahren liebe, daß ich Sie seit meiner Kindheit immer geliebt, trotz der Stürme, die mein Leben verheert haben. Der Beweis dafür ist das tiefe Gefühl, das ich heute empfinde, wenn es auch nur einen Tag wirklich aufgehört hätte, es wäre unter den herrschenden Umständen nicht wieder zum Leben erwacht. Wie viele Frauen gibt es, die niemals eine solche Erklärung gehört hätten? Halten Sie mich nicht für einen Grillenfänger, der ein Spiel seiner Phantasie ist. Nein, ich bin nur mit einer sehr lebhaften Empfindsamkeit begabt, der sich, glauben Sie mir, ein

sehr klarblickender Geist gesellt, deren wahre Regungen aber von unvergleichlicher Gewalt sind und deren Beständigkeit jeder Prüfung standhält. Ich habe Sie geliebt, liebe Sie und werde Sie immer lieben und ich bin einundsechzig Jahre alt und kenne die Welt und habe keine Illusionen mehr. Gewähren Sie mir also — nicht wie eine barmherzige Schwester ihre Sorgfalt einem Kranken zuwendet, sondern wie eine Frau mit edlem Herzen die Wunden heilt, die sie ohne Absicht geschlagen — gewähren Sie mir die drei Dinge, die mir allein die Ruhe wiedergeben können: Die Erlaubnis, Ihnen manchmal zu schreiben, die Versicherung, daß Sie mir antworten werden und das Versprechen, daß Sie mich wenigstens einmal im Jahre zu einem Besuch einladen wollen.

Oh! Madame, Madame, ich habe nur das eine Ziel noch auf der Welt: Ihre Neigung zu gewinnen. Lassen Sie mich versuchen, es zu erreichen... Mit inniger, sanfter Zärtlichkeit will ich Sie umgeben, mit wirklicher Zuneigung, in der die Gefühle des Mannes mit den naiven Ergüssen des Kinderherzens zusammenfließen.“

Die Antwort, die BERLIOZ darauf erhält, darf nicht übergangen werden. Indem sie ihm — freilich vergebens — den Abstand zwischen dem Übermaß seines Empfindens und der Realität des Lebens zum Bewußtsein zu bringen sucht, läßt sie zugleich mit packender Deutlichkeit die krankhafte Überschwenglichkeit seines stets bewegten Gefühls erkennen:

„Ich würde mich Ihnen und mir gegenüber schuldig fühlen, wenn ich nicht gleich auf Ihren letzten Brief antwortete und auf das Traumgebilde von den Beziehungen, die Sie zwischen uns verwirklicht sehen möchten. Aufrichtigen Herzens will ich nun zu Ihnen reden. Ich bin nichts mehr als eine alte, und zwar sehr alte Frau (denn ich bin sechs Jahre älter als Sie) welk im Herzen durch die Tage, die ich in Angsten, in physischen und moralischen Schmerzen jeder Art zugebracht und die mir keinerlei Illusionen über die Freuden und Gefühle dieser Welt lassen.

In Ihrem Brief vom 27. des laufenden Monats sagen Sie mir, Sie hätten nur eine Sehnsucht: Die, daß ich mit Hilfe eines Briefwechsels Ihre Freundin würde. Glauben Sie im Ernst, das sei möglich? Ich kenne Sie kaum, seit neunundvierzig Jahren habe ich Sie — am vergangenen Freitag — einige Augenblicke gesehen; ich kann also weder Ihre Neigungen, noch Ihren Charakter, noch Ihre Eigenschaften beurteilen, Dinge, auf die allein sich Freundschaft gründet... Ich glaube Ihnen noch sagen zu müssen, daß es Illusionen und Träume gibt, denen man lernen muß, zu entsagen, wenn die weißen Haare gekommen sind und mit ihnen die Heilung von allen neuen Gefühlen, selbst von denen der Freundschaft, die keinen Reiz haben können, wenn sie nicht alten Beziehungen entspringen, die in den glücklichen Tagen der Jugend angeknüpft wurden. ...“

Vollends allen Gefühls- und Seelenschwingungen preisgegeben war jener Mann, dessen Bedeutung — befremdend genug — nicht sowohl in dem, was er geleistet, als in dem, was ihn leistungsunfähig machte: in seiner pathologisch sensitiven Gefühlslanlage zu suchen ist. HENRI AMIEL (1821—1881), der Genfer Philosophieprofessor, erscheint, kaum anderen vergleichbar, als ein seelisches Instrument,

dessen Saiten restlos bei allen Schwingungen des Außenlebens mitklingen, dessen Sein wahrhaft ein Spiel von jedem Druck der Luft ist. Wir kennen dieses allen Schwebungen eines aufs feinste abgestuften Gefühlslebens voll hingeebene, sich in ihm erschöpfende Innenleben sehr genau. Jahrzehnte seines Lebens hat AMIEL darüber peinlich Buch geführt.

Seine übermäßige, von allen Seiten erregbare Sensitivität, seine erhöhte seelische Verletzlichkeit drängt sich ihm immer erneut ins Bewußtsein. In mitfühlender Erregung erlebt und erleidet er weitgehend das Wesen der Mitmenschen:

„Mein Herz bietet dem Leben tausend verwundbare Stellen! Wäre ich Vater, welchen Kummer könnte mir ein Kind bereiten. Als Gatte könnte ich auf tausenderlei Art leiden, weil ich tausend Voraussetzungen für mein Glücksgefühl hätte. Die Haut meines Herzens ist zu zart, meine Phantasie zu unruhig, ich verzweifle zu rasch und trage zu lange am Nachklang meiner Empfindungen. Was sein könnte, verdirbt mir das, was ist; um das, was sein sollte, verzehre ich mich in Schmerzen. Daher widerstehen mir Wirklichkeit, Gegenwart, Notwendigkeit, alles, was nicht wieder gutzumachen ist, ja sie machen mir Angst.“

„Die Nähe von Gesundheit, Schönheit, Klugkeit, Tugend macht auf meine reizbare, sensitive, empfindliche Natur einen starken Eindruck, umgekehrt leide ich, fühle mich quasi angesteckt von kranken Seelen und zerstörten Existenzen. Frau *** sagte, daß ich in meiner Auffassung ‚bis zum höchsten Grade weiblich‘ sei und sein müsse. Das liegt an dieser mitfühlenden Sensibilität.“

Die unmerklich leisen inneren und äußeren Einflüsse der Tageszeiten steigern in krankhafter Überspannung die jeweiligen psychischen Dispositionen und erzeugen in ihm abnorm herausgearbeitete seelische Tageskurven mit ausgeprägten, den Sonderstimmungen der Tageszeit entsprechenden Wellen:

„Der Unterschied zwischen unseren Morgen- und Abendstimmungen überrascht mich immer aufs neue. Die Leidenschaften, die den Ton am Abend angeben, überlassen am Morgen der kontemplativen Seite der Seele die Herrschaft. Am Abend erreicht das durch die nervöse Erregung des ganzen Tages verstimmte und gespannte Wesen den Höhenpunkt seiner menschlichen Vitalität; am Morgen ist das durch die Ruhe des Schlafes besänftigte Wesen dem Himmel näher. Man muß einen Entschluß auf beiden Wagschalen gewogen, einen Gedanken von beiden Seiten beleuchtet haben, um die Möglichkeit des Irrtums zu verringern, indem man die Mitte unserer Tagesschwankungen festhält. Unser Innenleben beschreibt Kurven, die den Kurven des Barometers gleichen.“ — —

Licht, Luft, Regen, Sonne, Mond, alles wandelt dieses überansprechbare Seelenleben und bewegt es zu oft beängstigender Höhe. Alles erzeugt in ihm bis ins Extreme gesteigerte, bis zur Verzerrung befremdende Gemütslagen und Gefühlserlebnisse:

„Bei schönem Wetter wird mir von allen Tagesstunden keine so gefährlich wie die Zeit um drei Uhr. Niemals empfinde ich mit gleicher

Leidenschaft die furchtbare Leere des Daseins, die innere Angst und den schmerzlichen Durst nach Glück. Diese Qual des Lichtes ist eine seltsame Naturerscheinung. Die Sonne, die mitleidslos die Flecken unserer Kleider, die Runzeln unseres Gesichts und unser graues Haar ins hellste Licht rückt, scheint sie mit dem gleichen unbarmherzigen Licht in die kaum verharschten Wunden unseres Herzens? Gibt sie uns die Scham des Seins? Jedenfalls kann die blendend helle Stunde die Seele mit Trauer füllen, Todesgedanken wecken, zum Selbstmord treiben, zur Vernichtung oder zur Selbstberauschung durch Wollust. Es ist die Stunde, wo das Einzelwesen Angst vor sich bekommt, seinem Elend, seiner Einsamkeit entfliehen möchte.“ — —

— — „Es regnet. Alles Grau in Grau. Ich liebe die Tage, an denen man sich selbst hört, Einker bei sich hält. Tage des Friedens, leise auf Moll gestimmt... Man ist nur Gedanke und empfindet sich selbst unmittelbar. Jede Sensation setzt sich in Träume um. Es ist ein seltsamer Seelenzustand; er gleicht der Stille im religiösen Kult, nicht den leeren Augenblicken bloßer Devotion, sondern jenen reichen Augenblicken der Hingabe, wo die Seele, anstatt sich auf einen einzelnen Eindruck oder Gedanken zu lokalisieren, ihre Ganzheit mit Bewußtsein empfindet. Sie genießt ihr eigenes Wesen.“

— — „Der Mond füllt mein Zimmer mit seinem geheimnisvollen Lichte; ich saß lange in Gedanken. Der Seelenzustand, in den uns dieses phantastische Licht versetzt, ist so unbestimmt, daß die Analyse tastet und stammelt. Es ist das Unbestimmbare, Ungreifbare, das, fast wie das Rauschen der Wellen, aus tausend unklaren, ineinanderspielenden Tönen besteht. Es ist der Zusammenklang aller unbefriedigten Wünsche der Seele, aller stummen Qualen des Herzens in einen seltsamen feierlichen Ton, der in leisem Geflüster erstirbt. All diese kaum wahrnehmbaren Klagen, die nicht zum Bewußtsein dringen, ergeben ein Resultat in ihrem Zusammenschluß, sie übersetzen ein Gefühl der Leere, vergeblicher Wünsche, und ihr Ton ist Melancholie.“

So verliert denn auch das reale Leben für AMIEL seinen vollen starken Wirklichkeitswert. Es ist ihm „nur ein Dokument, das es zu deuten, ein Stoff, den es zu vergeistigen gilt“. Tätiges Eingreifen ins Lebensgetriebe liegt seinem Wesen himmelfern: „Handeln ist für mich nur ein Zwischenspiel, mein wahres Ich liegt im Betrachten.“

Die Reflexion, das Grübeln, die psychologische Selbstanalyse, das Sich-selbst-Erleben in ewiger, oft quälender Selbstzerfaserung wird zum seelischen Lebenselement, darin AMIEL aufgeht, aus dem er nicht herauskommt, zur Kette, zur Fessel, unter der er leidet und an der er vergeblich zerrt:

„Sich selbst aufsteigen sehen wie eine Rakete, seinem eigenen flüchtigen Schauspiel beiwohnen, ist angewandte Psychologie. Ich betrachte lieber die Welt, ihr Feuerwerk ist größer und reicher: Wenn aber Kraakheit meinen Horizont verengt und mich zu meinem Elend zurückführt, so ist mein Elend noch ein Schauspiel für meine Neugier. — Ich habe mich immer als Objekt meines Studiums betrachtet. Am interessantesten

an mir selbst war mir die Annehmlichkeit, ein Wesen zur Verfügung zu haben, dessen Wandlungen, geheime Gedanken, Herzschräge, Versuchungen ich ungestört verfolgen konnte, als authentische Muster der menschlichen Natur.“

So stellt er sachlich fest. Aber dem gequälten Herzen entringt sich der Aufschrei, der die schweren inneren Nöte eines äußerlich so ruhig ablaufenden Lebens verrät:

„Ist all das nicht ein unglückliches Schicksal, ein armes verfehltes Leben? Was wußte ich zu machen aus meinen Gaben, aus meinen besonderen Verhältnissen, aus meinen fünfzig Jahren? Was gebe ich meinem Lande wieder? Sind alle meine vollgeschriebenen Blätter, meine Briefe, meine innersten Bekenntnisse, meine Vorlesungen, meine Aufsätze, meine Gedichte mehr als dürre Blätter? Wem und was habe ich genützt? Wird mein Name mich auch um einen Tag überleben, und wird er jemand etwas bedeuten? Unnützes Leben! Viel Kommen und Gehen und viel Geschreibsel für nichts. Das Ergebnis: Nada! Und als Äußerstes: Es war nicht einmal ein Leben, verbraucht für ein geliebtes Wesen, geopfert für künftige Möglichkeiten.“ —

AMIELS verzweifelte Klage entbehrt der Berechtigung. Gerade seine Schwäche hat seinen Namen überleben lassen und das Dokument seiner Schwäche, sein vieltausendseitiges Tagebuch ist die Quelle seines Nachruhms geworden. Zugleich allerdings auch die beweiskräftigste Urkunde für seine pathologische Natur. Und dies nicht nur durch das, was seinen besonderen Inhalt ausmacht, sondern noch mehr dadurch, daß es überhaupt geschrieben wurde. Denn nur eine solche abwegig gerichtete Geistesanlage konnte es über sich bringen, ein volles Leben so in papierne Blätter statt in die reiche Wirklichkeit ausströmen zu lassen. —

Die sensitive Seele, ins Leben hineingestellt, ist ihm nicht angepaßt, ihm nicht gewachsen. Mit ihren überempfindlichen und übererregbaren Gefühlen von allen Seiten gestoßen, bedrängt und nur allzu leicht verwundet, muß sie, wenn sie nicht unterliegen will, psychische Schutz- und Abwehrorgane ausbilden. Und so findet sich die seelische Empfindlichkeit oft genug verknüpft mit Wesenszügen, die ihr an sich fremd sind, die ihre wahre Natur verschleiern, verdecken und selbst verzerren.

CONRAD FERDINAND MEYER, der Dichter, stand auch außerhalb seiner depressiven Phasen unter dem Druck seiner psychopathischen Anlage, die ihn gewisse seelische Hilfen heranzuziehen zwang. BETSY MEYER, die Schwester und treue Gefährtin vieler Lebensjahre, hat es scharf erfaßt und wiedergegeben in dem Bilde, das sie aus der Erinnerung vom Bruder entwirft:

„Er hatte ein höchst reizbares, feinfühliges Organ für fremde Individualitäten, ein echogleiches, langes Fortklingen persönlicher Eindrücke, die sich in den verschiedensten Variationen weiterbildeten. Es war eine

Schärfe des Empfindens und des Unterscheidens, die ihn vorderhand nur unglücklich machte. Die leiseste Berührung empfand er als schmerzenden Stoß.

Mit überfeinen, reizbaren Gefühlsorganen ausgestattet, wehrte er heftige Eindrücke und stürmische Persönlichkeiten, so gut er konnte, von sich ab. Er schätzte und bewunderte bewußt leidenschaftliches Auftreten nur, so lange er es studieren konnte. — —

Starken Konflikten — ‚Szenen‘, wie er das nannte — waren seine Nerven nicht gewachsen. Heftige Auftritte, schmerzliche Erschütterungen verletzten ihn tief. Je mehr er darunter litt, desto bleicher und unbeweglicher wurde sein Angesicht. In minderm Grade hatten schon Ärger oder Übermüdung eine ähnliche Wirkung auf sein Nervensystem. Er nahm sich dann zusammen und hüllte sich in das, was vielfach als kalte Zurückhaltung an ihm beobachtet und gerügt worden ist.

In späteren Jahren flüchtete er seine Nervosität in eine gewisse zürcherisch-würdevolle Reserve und liebte es, wenn er zu Hause Gäste empfing, das Gespräch in ruhige Bahnen zu lenken, wo keine heftigen Zusammenstöße drohten.

Gerade nun in dieser ihm eigenen Weise, das Gespräch im Bekanntenkreise auf den ungefährlichen Boden allgemeiner Interessen zu lenken, ist er nicht selten mißverstanden worden. Sie war die Schutzwaffe seiner feinen Natur, die ebenso ungerne andere, auch Abwesende, in ihrem Eigenrechte verletzte, als selbst gröblich beleidigt werden wollte.“ — —

Die Fähigkeit, durch solche seelische Schutzmaßnahmen und Sicherungen die dem Leben nicht angepaßte, überleicht verletzliche Natur den Härten und Stößen der Wirklichkeit zu entziehen, ist nicht jedem gegeben. Äußere Bedrängnisse, Reibungen und Zusammenstöße, innere Zwiespältigkeiten und Wirrnisse sind dann die unausbleiblichen Folgen dieser durch die seelische Lebensschwäche bedingten unauflösbaren Disharmonie zwischen Seelenartung und Umwelt, welche das Leben unruhig-wechselvoll, glücks- und befriedigungslos gestaltet. Wir kennen dieses seelische Los und Lebensgeschick aus dem Lebensroman eines BERLIOZ in mehr als einer Hinsicht Wesensverwandten: auch er von den krankhaften Stimmungen seiner Zeit beeinflusst, — jener Übergangsperiode vom „ennui“ zum „mal du siècle“, dem Weltschmerz, — auch er in den entscheidenden Teilen seines Wesens vor allem durch die abartige Gefühlsanlage bestimmt:

Es ist BENJAMIN CONSTANT (1767—1830), der französische Schriftsteller, Politiker und Philosoph, ein reichbegabter Geist, der geistvollste Mann der Welt, wie ihn die Frau genannt hat, die ihn am tiefsten durchblicken konnte, Frau VON STAEL; ein übersensitiver Charakter, in Exaltationen sich bewegend, in Extreme verfallend und von krassen Gefühlsumschlägen hin und her geworfen, innerlich zwiespältig und disharmonisch

stets von neuem in seelische Konflikte und äußere Wirrnisse hineingerissen.

In Briefen und Tagebuchblättern spiegelt sich sein unharmonisch gequältes Wesen wieder:

„Blasiert gegen alles, gelangweilt von allem, bitter, egoistisch, mit einer Empfindsamkeit gestraft, die mir nur Qualen schafft, unbeständig bis zur Verdrehtheit, von Tiefsinnsanfällen heimgesucht, die alle meine Unternehmungen immer stocken lassen, dabei von allerhand äußeren Umständen bedrängt — wie glauben Sie, soll ich bei alledem noch Glück haben, Wohlgefallen erregen, überhaupt unter Menschen leben?“

So charakterisiert er sich selbst einmal in einem Briefe vom Jahre 1792. Und dem Freunde PROSPER BARANTE klagt er:

„Von Tag zu Tag verstehe ich das Leben weniger und ich möchte mich manchmal auf die Erde werfen, um ihr ihr Geheimnis abzulauschen. Hat denn jedermann dieses Gefühl und verbirgt es nur, wie ich es verberge? Trägt jedermann eine Maske und stellt sich charakterlos und gemein, nur um nicht für einen Narren gehalten zu werden? Wo gibt es wirkliche Menschen, denen dies Leben so wie es jetzt ist, zusagt, denen es als eine ganz selbstverständliche Sache erscheint: geboren zu werden, andere ringsum sterben zu sehen, die unsichtbare Hand auf sich lasten zu fühlen, die ihre Gesichter furcht, ihre Stimmen zum Flüstern dämpft, und schließlich selbst zu sterben?“

Und kurz vor dem Tode zieht er dieses Ergebnis seines Lebens:

„Das eine ist gewiß, daß ich, ohne ausgesprochen unglücklich gewesen zu sein, mehr Seelenqualen und mehr Todesangst in meinem Leben ausgestanden habe, als ein armer Sünder auf dem Rade; ebenso gewiß, daß ich diese Tortur verdient hatte, weil auch ich die Ursache großer Leiden gewesen war; daß ich mich vor Sehnsucht nach einem ruhigen und geregelten Leben hundertmal verzehrt, und daß ich trotz alledem nie und nirgends den Frieden gefunden habe.“

Vor allem auch in CONSTANTS wechselnden Beziehungen zu anderen Menschen und zumal in seinem Verhältnis zu den Frauen findet diese unglückselige Gefühlsanlage ihren schwerwiegendsten Ausdruck. Der Höhepunkt wird erreicht in jener langjährigen Liebesverbindung, die für seine disharmonisch-unausgeglichene Natur die Quelle vielfältiger Leiden werden sollte. Er selbst hat in einem Briefe vom Jahre 1797 dieses Verhältnis zu Frau VON STAEL in seiner ganzen, durch die eigene Wesensart erwirkten Schmerzhaftigkeit enthüllt:

„— — Ein Band, das mich in eine mir unsympathisch gewordene Welt mit hineinreißt und mich hindert, ganz meinem geliebten Landbesitz zu leben — fesselt mich seit nunmehr zwei Jahren. Ich bin isoliert, ohne unabhängig zu sein. Ich bin gebunden, ohne verbunden zu sein. Ich sehe die letzten paar Jahre meiner Jugend dahinschwinden, ohne weder den Frieden der Einsamkeit zu genießen, noch die Rechte einer legitimen Herzensneigung. Ich habe ganz vergeblich versucht, mich freizumachen. Ich besitze nun einmal nicht den Charakter dafür, dem Schmerz und dem Klagen einer anderen zu widerstehen und meinen Willen durchzusetzen, solange mir

nichts im Wege steht, meine Selbstbefreiung noch von einem Tage auf den andern zu verschieben. So verbrauche und verzehre ich mich in einer Situation, die weder mit meinen Empfindungen, noch mit meinen Beschäftigungen, noch mit meinem Bedürfnis nach Ruhe im Einklang steht. Andererseits, wenn der Bruch heute erfolgte, befände ich mich in einer Vereinsamung, die ebenso schwer auf mir lasten würde, wie der Gedanke an den wirklichen oder eingebildeten Kummer, den ich verursacht habe. — —“

Daß auch in *CONSTANTS* literarischer Produktion sich seine abwegige Natur und ihre Liebeswirrungen erkennbar widerspiegeln, darf nicht übergangen werden. Sein „*Adolphe*“ ist ein autobiographisch beeinflusster Roman, durch den er innere Befreiung von dem seelischen Druck jenes Liebesverhältnisses suchte. Er ist es daher auch, der uns tiefere Einsicht in sein Wesen gewährt: ein lebensvolles psychologisches Selbstbekenntnis, dem ein ähnlich von inneren Wirrnissen zerquälter Geist — *GRILLPARZER* in seinem Tagebuch — das Zeugnis ausstellt: „Mit einem Einblick in das menschliche Herz geschrieben, der denjenigen schauern macht, der sich in ähnlicher Lage befunden hat oder befindet“ — ein Selbstbekenntnis, das mit seiner grausamen Charakteristik des Titelhelden *CONSTANTS* eigenes Ich trifft:

— — „Das Opfer einer Mischung von Egoismus und Empfindsamkeit, aus der sich sein Wesen zu seinem und anderer Unglück zusammensetzte; ein Mensch, der das Uble stets voraussah, bevor er es tat, und verzweifelt bereute, nachdem es geschehen war, der mit seinen Vorzügen fast noch mehr gestraft war, als mit seinen Fehlern, weil diese Vorzüge nur seinem Gefühl, nicht seinem Verstande entsprangen; ein Mensch, der in beständigem Wechsel bald ganz Hingebung, bald ganz Härte war, aber immer mit der Härte aufhörte, weil er mit der Hingebung begann, und der keine andere Spur von sich hinterließ, als das Unrecht, das er anderen zugefügt hatte.“

Dies die beängstigend wahre Charakteristik einer psychopathischen Persönlichkeit, einer durch ihre abnorme Wesensart zum Unglück bestimmten seelischen Konfliktsnatur, für deren psychologische Realität nichts besseres angeführt werden kann, als daß ein *GRILLPARZER* diese Stelle wortwörtlich ohne Kommentar seinem Tagebuche einverleibt hat. —

Andre dieser psychopathischen Naturen haben weder, wie *C. F. MEYER*, den Berührungen mit dem vollen Leben auszuweichen und so sich seelisch zu schützen gewußt, noch versuchten sie wie *CONSTANT*, es mit all seiner Unrast, Unbefriedigtheit und Zerrissenheit zu Ende zu führen. So war ihnen der Weg versperrt. Einen Ausweg sahen und fanden sie nur in einer tragischen Lösung.

HEINRICH VON KLEIST (1777—1811) tritt aus den spärlichen Dokumenten seines Lebens, die uns erhalten geblieben sind, nur in dürftigen Umrissen heraus. Immerhin können wir ihn doch aus diesen, zumal den Briefen, wenigstens soweit erkennen: als eine niemals in

ruhiger Gemütslage, in harmonischem seelischem Gleichgewicht gehaltene Persönlichkeit, vielmehr als eine Natur, die, starken psychischen Schwankungen unterworfen, leicht schwersten Unlusterregungen unterliegt und die Berührungen des Lebens mit starken seelischen Ausschlägen beantwortet. So hat die Bekanntschaft mit der KANTSchen Philosophie und die dadurch gewonnene erkenntnistheoretische Einsicht genügt, um den jugendlichen Geist völlig umzuwerfen, um ihn zu einer maßlosen Reaktion mit Ekel vor der Arbeit, mit innerer Unruhe und Drang zu triebhafter seelischer Betäubung zu bringen. Seiner inneren Erschütterung gibt der Brief an die Braut WILHELMINE VON ZENGE vom 22. März 1801 bedrten Ausdruck:

„Vor kurzem ward ich mit der neueren sogenannten Kantischen Philosophie bekannt — und Dir muß ich jetzt daraus einen Gedanken mitteilen, indem ich nicht fürchten darf, daß er Dich so tief, so schmerzhaft erschüttern wird, als mich. — —

Wir können nicht entscheiden, ob das, was wir Wahrheit nennen, wahrhaft Wahrheit ist, oder ob es uns nur so scheint. — —

Ach, Wilhelmine, wenn die Spitze dieses Gedankens Dein Herz nicht trifft, so lächle nicht über einen andern, der sich tief in seinem heiligsten Innern davon verwundet fühlt. Mein einziges, mein höchstes Ziel ist gesunken, und ich habe nun keines mehr —

Seit diese Überzeugung, nämlich daß hienieden keine Wahrheit zu finden ist, vor meine Seele trat, habe ich nicht wieder ein Buch angerührt. Ich bin untätig in meinem Zimmer umhergegangen, ich habe mich an das offene Fenster gesetzt, ich bin hinausgelaufen ins Freie, eine innerliche Unruhe trieb mich zuletzt in Tabagien und Kaffeehäuser, ich habe Schauspiele und Konzerte besucht, um mich zu zerstreuen, ich habe sogar, um mich zu betäuben, eine Torheit begangen, die Dir Carl lieber erzählen mag, als ich; und dennoch war der einzige Gedanke, den meine Seele in diesem äußeren Tumulte mit glühender Angst bearbeitete immer nur, dieser: Dein einziges, dein höchstes Ziel ist gesunken.

An einem Morgen wollte ich mich zur Arbeit zwingen, aber ein innerlicher Ekel überwältigte meinen Willen. Ich hatte eine unbeschreibliche Sehnsucht, an Deinem Halse zu weinen oder wenigstens einen Freund an die Brust zu drücken. Ich lief, so schlecht das Wetter auch war, nach Potsdam, ganz durchnäßt kam ich dort an. — —“

Es drängt ihn fort. In einer Reise ohne Zweck und Ziel sucht er die ersehnte Befreiung. In einem Briefe an WILHELMINE aus Paris einige Monate später wird er sich selbst darüber klar:

„Verwirrt durch die Sätze einer traurigen Philosophie, unfähig, mich zu beschäftigen, unfähig, irgend etwas zu unternehmen, mich um ein Amt zu bewerben, hatte ich Berlin verlassen, bloß weil ich mich vor der Ruhe fürchtete, in welcher ich Ruhe gerade am wenigsten fand; und nun sehe ich mich auf einer Reise ins Ausland begriffen, ohne Ziel und ohne Zweck, ohne begreifen zu können, wohin das mich führen würde. — Mir war es zuweilen auf dieser Reise, als ob ich einem Abgrund entgegen ginge.“

Innerliches Unbefriedigtsein und triebhafte Unruhe treiben ihn auch sonst planlos von Ort zu Ort. Der Schwester **ULRIKE** gesteht er im März 1803:

„Ich weiß nicht, was ich Dir über mich und aussprechlichen Menschen sagen soll. Ich wollte, ich könnte mir das Herz aus dem Leibe reißen, in diesen Brief packen und Dir zuschicken. — Dummer Gedanke!

Kurz, ich habe Osmannstädt wieder verlassen. Zürne nicht! Ich mußte fort und kann Dir nicht sagen, warum? Ich habe das Haus mit Tränen verlassen, wo ich mehr Liebe gefunden habe, als die ganze Welt zusammen aufbringen kann; außer Du! — Aber ich mußte fort! O Himmel, was ist das für eine Welt! Ich brachte die ersten folgenden Tage in einem Wirtshaus zu Weimar zu und wußte gar nicht, wohin ich mich wenden sollte. Es waren recht traurige Tage! und ich hatte eine große Sehnsucht nach Dir, o du meine Freundin! Endlich entschloß ich mich, nach Leipzig zu gehen. Ich weiß wahrhaftig kaum anzugeben, warum? — Kurz, ich bin hier.“

Maßlosigkeiten und Extreme in Entschlüssen, Zielen und Handeln beherrschen und bestimmen ihn. An die Schwester schreibt er einige Monate später:

„Meine theure Ulrike! Was ich Dir schreiben werde, kann Dir vielleicht das Leben kosten; aber ich muß, ich muß, ich muß es vollbringen. Ich habe in Paris mein Werk, so weit es fertig war, durchlesen, verworfen und verbrannt; und nun ist es aus. Der Himmel versagt mir den Ruhm, das größte der Güter der Erde; ich werfe ihm, wie ein eigensinniges Kind alle übrigen hin. Ich kann mich Deiner Freundschaft nicht würdig zeigen, ich kann ohne diese Freundschaft doch nicht leben: Ich stürze mich in den Tod.“

Schon frühzeitig klingt die Melodie an, die aus seinem Innern sich herausbildet, der Ton, der sein Verhältnis zum Leben bestimmt, der Ton, der ihn nicht mehr verläßt:

„Denn nichts als Schmerzen gewährt mir dieses ewig bewegte Herz, das wie ein Planet unaufhörlich in seiner Bahn zur Rechten und zur Linken wankt, und von ganzer Seele sehne ich mich, wonach die ganze Schöpfung und alle immer langsamer und langsamer rollenden Weltkörper streben, nach Ruhe!“

So an **WILHELMINE** 1801. Und ähnlich und wohl noch eindringlicher an **ULRIKE** 1803:

„Ich kann Dir nicht sagen, wie groß mein Schmerz ist. Ich würde vom Herzen gern hingehen, wo ewig kein Mensch hinkommt. —“

Und als er die Person fand, die gewillt war, den Weg mit ihm gemeinsam zu gehen, den ihm sein gequältes, hin und her geworfenes Leben weist, da spricht er es noch einmal in den Abschiedsbriefen an **MARIE VON KLEIST** vom 9. November 1811 klar aus, wie sehr seine so leicht verwundbare Seele unter dem Leben leidet. Diese Briefe, die nicht frei von einem Einschlag exaltierter Übertreibung sind, geben zugleich zu erkennen, wie seine abwegige Natur die

seelische Unausgeglichenheit auch in die letzten Lebensstunden hineintrag:

„Deine Briefe haben mir das Herz zerspalten, meine teuerste Marie, und wenn es in meiner Macht gewesen wäre, so versichere ich Dich, ich würde den Entschluß zu sterben, den ich gefaßt habe, wieder aufgegeben haben. Aber ich schwöre Dir, es ist mir ganz unmöglich, länger zu leben, meine Seele ist so wund, daß mir, ich möchte fast sagen, wenn ich die Nase aus dem Fenster stecke, das Tageslicht wehe tut, das mir darauf schimmert. Das wird mancher für Krankheit und überspannt halten; nicht aber Du, die fähig ist, die Welt auch aus anderen Standpunkten zu sehen als aus den Deinigen. — —“

„Ach ich versichere Dich, ich bin ganz selig. Morgens und abends knie ich nieder, was ich nie gekonnt habe, und bete zu Gott: Ich kann ihm mein Leben, das allerqualvollste, das je ein Mensch geführt hat, jetzo danken, weil es mir durch den — und wollüstigsten aller Tode vergütigt.“

So hat sich HEINRICH VON KLEIST in der seiner Natur gemäßen Weise mit dem Leben auseinandergesetzt, mit dem ein Ausgleich anderer Art für ihn nicht möglich war. Und es trifft vielleicht den Wesenskern seiner Tat, was der Freund ERNST VON PFUEHL, nach seinem Tode an CAROLINE DE LA MOTTE FOUQUÉ schrieb:

— — „Denen, die Heinrich nicht kannten, bleibt die Tat ewig ein tiefes Rätsel, trotz allem, was darüber gesagt werden kann. — —

Dagegen, daß Kleist sich überhaupt den Tod gab, habe ich nichts, gar nichts, er war so gequält und zerrüttet, daß er den Tod mehr lieben mußte, als das Leben, das ihm von allen Seiten so sauer gemacht wurde; nur so mußte er nicht sterben, so in unechter Exaltation versunken, oder doch versunken scheinend; er konnte würdiger, schöner endigen. — Mit ihm ist die Seele untergegangen, die mich am besten verstand; und dennoch war's gut, daß er starb, das Herz war ihm schon lange gebrochen. Die Vogel steht daneben wie eine dumme Zufälligkeit, sie war nicht gemacht, weder durch ihr Leben noch durch ihren Tod das gebrochene Herz aufzurichten, seine ältesten Freunde hätten das nicht vermocht, geschweige denn sie, die Bekannte von gestern, mit dem Gepräge des Unechten an der Stirn.“

Dies der folgerichtige Abschluß eines Lebens, dessen harmonische Gestaltung und Beendung seinem Träger seinem ganzen Wesen nach nicht gegeben sein konnte. Und es werden uns rückblickend GOETHE'S Worte über KLEIST verständlich, auch wenn wir sie auf den Menschen, nicht wie GOETHE auf den Dichter beziehen: „Mir erregte dieser Dichter bei dem reinsten Vorsatz einer aufrichtigen Teilnahme immer Schauer und Abscheu wie ein von der Natur schön intentionierter Körper, der von unheilbarer Krankheit ergriffen wäre.“

Das Rätsel des Selbstmords ist ganz gewiß nicht — hier so wenig wie sonst — mit dem Hinweis auf das Psychopathische gelöst. Und das GOETHE'SCHE Wort: „Der Zustand der Seele, in welchem man zum Selbstmord fähig ist, ist immer ein zerrütteter, verdorbener

Zustand — —: eine unglückliche Vereinigung aller Seelenkräfte auf einen einzigen schwarzen Punkt.“ — dieses Wort soll gewiß nicht einseitig zugunsten des Pathologischen ausgenutzt werden.

Die zahlreichen, in sich verflochtenen inneren und äußeren Zusammenhänge, das ganze verwickelte Gewebe, in welchem seelische Anlage und Entwicklung, innere Motive und äußere Anlässe, psychische Situation und äußere Lebenslage zusammenwirkend zu diesem einen Endpunkt hinführen — sind niemals durch einseitiges Aufgreifen eines Fadens restlos aufzulösen. Aber ebensowenig voll lösbar ist dieses Rätsel der Selbsttötung, wenn nicht dieser wesentliche Einschlag des Pathologischen herausgeholt und verwertet wird. Der Selbstmord ist an sich gewiß noch kein psychopathologisches Phänomen, aber er ist es doch vielfach und er ist es oft genug in erster Linie. Und dies zumal bei jenen pathologischen Naturen von seelischer Problematik, die, — ähnlich wie KLEIST —, nach GOETHE'S klaren Worten keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden, und denen keine genug tut; deren Leben sich daher in ungeheurem Widerstreit ohne Genuß verzehrt.

Und noch eins lehren uns diese seelisch abartigen Naturen mit ihrem übersensitiven, übermäßig ansprechbaren, überleicht verwundbaren und in überstarken Wellenschlägen sich bewegenden Gefühlsleben: Daß das Psychopathische weit hineinreicht bis in die tiefsten Wurzeln der Persönlichkeit, bis in die feinsten Fasern ihres Wesens. Daß es nicht nur vereinbar ist mit reichster geistiger Begabung und seelischer Größe, sondern sogar den un mittelbarsten Ursprung, den Mutterboden für höchste Persönlichkeitswerte: verfeinertste Individualisierungen und Differenzierungen des Charakters, aufs höchste gesteigerte Nuancierungen und Bereicherungen des seelischen Innenlebens abgibt. Und wenn das GOETHE'SCHE Wort zu Recht besteht, daß höchstes Glück der Erdenkinder nur die Persönlichkeit ist, dann verdanken viele dieser Naturen das höchste Lebensglück lediglich der Kraft ihrer pathologischen Artung.

Ein ganz Moderner möge den Reigen beschließen. Nicht weil er an geistiger Größe den andern gleich steht, sondern weil er aus der gleichen hypersensiblen Nervenanlage heraus sich als Repräsentant eines weiteren besonderen Menschentypus darstellt. Freilich eines kleinzügigeren: Der sensible Ästhet mit abnorm erhöhter Ansprechbarkeit und Überspannung des Schönheitsempfindens, der Mann des künstlerischen Lebensstils, der Dandy ist es, den er verkörpert. Von dieser Art erscheint FELIX POPPENBERG (1869—1915), ein Literat von feinsten Vibrationsfähigkeit der Nerven- und Gefühlsschwingungen, in jenem einfühlend gezeichneten Lebensbild,

das ERNST HEILBORN, sein Freund, der Nachlaßsammlung seiner künstlerisch ausgearbeiteten Essays vorangestellt hat:

„Als Kind pflegte Felix Poppenberg oft und sehr lange vor den Auslagen der Herrenkleidergeschäfte zu stehen, als junger Doktor der Philosophie hat er sich zunächst ein Monokel zugelegt.

Als Aktiva in der Lebensbilanz werden jedesmal — neue Anzüge gebucht. ‚Vormittag meinen sehr patenten Paletot (dunkelblau, kurz, sackförmig) bekommen‘. Weihnachten 93: ‚Paletot mit Atlas‘, und als er einmal, im Jahre 1887, von guten Bekannten wegen eines neuen Mantels, der zu eng ausgefallen war, gehänselt worden, schreibt er: ‚Mich hat die ganze Geschichte, der Grund ist ja schließlich noch geringfügig, furchtbar aufgeregt; und ehe ich einschlief, ging mir noch viel durch den Kopf, daß mein Leben verfehlt sei, alles eitel falsch und treulos wäre‘.

Stand Felix Poppenberg als Kind vor den Auslagen der Herrenschneider, so wurden ihm die Anzüge, die er da ausgestellt fand, zu gesellschaftlichen Möglichkeiten, und er blieb derselbe heranwachsend, alternd. Kraft des Monokels nahm er nach dem Doktorexamen von seiner gesellschaftlichen Stellung Besitz. Poppenberg hat nie geritten; aber er ließ sich breeches machen. Es war das sein Reiten.

Die ihn mit Frauen der Halbwelt zusammen gesehen haben, erzählen, daß er sie wie Damen der Gesellschaft behandelte. Er war ein Fanatiker der Ritterlichkeit.

Sein Sinnenleben unterlag den feinsten Schwingungen. Er hat mir einmal gestanden, daß es ihm physisch unmöglich sei, alten Straßenbettlerinnen ein Almosen zu geben. Sich der Frau in ihrer Erniedrigung zu nähern — nein, das ging nicht an. Und etwa eine welke Hand berühren?

Alljährlich hat Felix Poppenberg eine seiner großen Reisen angetreten. Von allen diesen Reisen hat er in fein ziselirten Beschreibungen Bericht gegeben. Was dabei auffällt: Für die Landschaft in ihrer organischen Struktur verrät er nirgends Verständnis. Sie besteht, soweit sie Stimmungen vermittelt. Wie man ein Bilderbuch durchblättert, so dieser Reisende.

Eine äußerst verschlossene Natur und noch darüber hinaus im zeitgenössischen Bann der ‚Haltung‘, hat doch auch Poppenberg das Bedürfnis empfunden Bekenntnis abzulegen. Er tat es in seiner Art und scheinbar unpersönlich, indem er über den Dandy sprach, Bemerkungen zur Naturgeschichte des Jungesellen gab, Lieblingsgestalten wie Fürst Pückler, Burgsdorff, Alexander von Villers schilderte. Bei solcher Gelegenheit wird denn auch unter Hinweis auf Fürst Pückler das eigene Rezept, die leidigen Vormittage zu verschlafen, empfohlen. So wird auch die Trennungslinie zwischen dem Geck und dem Dandy, zu dessen Gefolgschaft sich Poppenberg durchaus bekennt, gezogen: Der Dandy hat die Pflicht zum Geist. Schnitzlers Herr von Sala gilt als Vorbild, König Eduard von England, gestern noch Flaneur, heute modernster Monarch, findet Anerkennung. An mutige Lässigkeit im Tragen der Garderobe! Dekorativer Sinn!“

Gewiß erschöpft, was in solchen Äußerlichkeiten einer auf Vornehmheit und genießerisches Feinschmeckertum eingestellten Lebenshaltung am aufdringlichsten hervortritt, nicht die gesamte Persön-

lichkeit dieser hypersensiblen Natur. Andere abwegige Wesenszüge, die ihn jenen Wesensverwandten größeren Formats näher rücken, sind diesem Sprößling eines geistig erkrankten Vaters nicht fremd. Und sie haben ähnlich wie bei jenen entscheidend Lebensschicksal und -abschluß bestimmt. Er gehörte nach des Freundes Kennzeichnung „jener bestimmten Nervenrasse an, deren Fluch es ist, sich nach Stunden glänzender Außenentfaltung in ein ernüchtertes und gequältes Selbst zurückziehen zu müssen“. Und dem entsprach das Ende:

„Schon diese Jugend war überschattet, der Gedanke an ein selbstherrliches Endemachen trat bei geringfügigen Anlässen nahe. Die Aussicht auf das Aus-der-Welt-gehen war ihm vertraut geworden wie irgendeine abseitige Wohnung, die man für kommende Gelegenheit in Bereitschaft hält. ‚Entweder ich ende im Wahnsinn oder im Selbstmord‘, hatte der Achtzehnjährige in böser Voraussicht in sein Tagebuch geschrieben.

Der Krieg rief Sorgen um die Existenzmöglichkeiten herauf. Zugleich drohte die Möglichkeit zum Landsturm eingezogen zu werden. Andererseits hatte ein selbstgewählter Abgang mit ‚Haltung‘ für eine Natur wie die seine zweifellos etwas Verlockendes. Den Ausschlag aber hat die Krankheit gegeben, die sich Poppenberg auf seiner ägyptischen Reise 1913 zugezogen hatte und unter deren Nachwirkungen er dauernd stand, eine Tropendysenterie. Gerade eine ästhetische Natur, wie die seine, mußte unter derartigen Störungen aufs empfindlichste leiden, selbst bescheidener Lebensgenuß verbot sich, Unfreiheit jeder Art war die Folge, Rückfälle stellten sich ein, das gesamte Nervensystem erfuhr eine Schwächung. Diesem Nervenleiden ist Poppenberg erlegen. Er starb daran, als er zu dem Revolver griff.“

Wie eine Gestalt aus einer andern Geisteswelt erscheint dieser auf ästhetisches Genießen, auf feinste Kultur des äußeren Menschen gestellte sensible Nervenmensch in einer Zeit, die von brutalem Machtwillen, rücksichtslosem Kampf um materiellste Güter und rohester Erwerbs- und Genußsucht beherrscht wird. Und er reicht doch unmittelbar an sie heran. So haben Schicksal und eigener Instinkt ihn gut geführt, als sie ihn zum „freiwilligen“ Weggehen zwangen, bevor eine ihm wesensfremde Lebenswelt ihn zerrieb. „Beinahe notwendig erscheint es heute, daß er ging. Einer der Auserwählten und Gezeichneten, in denen eine bestimmte Kultur ihren Ausdruck sucht, mußte er wohl mit dieser Kultur zu Grabe getragen werden.“ Diese Erkenntnis drängt sich dem Freunde beim Rückblick auf

Wir aber sehen über den Einzelfall hinausschauend, wie auch zur psychopathischen Natur eine bestimmte Zeit gehört, wie sie von einer adäquaten seelischen Atmosphäre getragen werden muß, wenn anders sie zu voller Entfaltung ihres Wesens und ihrer Wirkungsmöglichkeiten kommen soll, und wir lernen erkennen, daß es nicht der bloße zufällige Zeitpunkt der Geburt, sondern oft genug innere psychologische Zusammenhänge sind, die gewisse abnorme Naturen bestimmter

Epochen — der Empfindsamkeit, der Romantik, des Weltschmerzes — mit ihrer Zeit verbinden. —

Wir halten weiter Umschau.

Aus Kultur- und Zeitgeschichte heben sich allerwärts aus der großen Masse jene abnormen Charaktere von besonderer Eigenprägung heraus, bei denen eine abwegige Denk- und Gefühlsanlage, ein gestörtes Zusammenwirken von Gefühls- und Vorstellungsleben zu einseitig verschobenen Weltbildern, zu verschrobene[n] Lebensanschauungen, zu absonderlichen Idealen und Lebenszielen führte. Naturen, die als Originale und Eigenbrötler mit ihren Anschauungen und Bestrebungen abseits von ihrer Umgebung stehen, als Weltverbesserer und Menschheitsbeglückter sie auf die Mitwelt zu übertragen suchen, als Apostel sie vertreten, als Märtyrer für sie leiden, als verkannte Genies um ihretwillen verspottet werden. Zu ihnen zählt auch jener zeitgenössische Maler, auf dessen Bildersammlung jeder Capribesucher stößt — er selbst bekannt als Künstler, bekannter freilich noch als Naturmensch und Reformator für höchste Menschheitsziele. Es ist K. W. DIEFENBACH, der „Kohlrabiapostel“ (nach dem Spottitel der undankbaren Mitwelt), der bei München unter der Inschrift: „Humanitas“ sich eine „Werkstätte für Religion, Kunst und Wissenschaft“ schuf und seinem Ideale: dem Kampf gegen die moderne Kultur zugunsten einer natürlichen Lebensweise zeitlebens in Bild, Schrift wie äußerem Verhalten ebenso getreulichen wie bezeichnenden Ausdruck verlieh. Die Eigenart dieser psychopathisch verschrobene[n] Persönlichkeit, ihres Werkes und ihrer Lebensführung finden wir charakteristisch in einem jener zeitgenössischen Berichte (vom Jahre 1891) wiedergespiegelt, die DIEFENBACH selbst seinen im Selbstverlag erschienenen Kampf- und Abwehrschriften einverleibte:

„Schon in seiner Kindheit beherrschte den zu Hadamar, einem kleinen nassauischen Städtchen, Geborenen ein Hang zur Grübele[i], für die seine Eltern und Geschwister kein Verständnis hatten, und derentwegen er mancherlei Zurücksetzungen erdulden mußte.

Nach und nach, nicht einer plötzlichen Laune folgend, kam der Grübler zu der Überzeugung seiner bisher begangenen „Bestialitäten“. Warum ein unschuldig wehrloses Tier töten, um des puren Genusses willen, da doch die Natur den Menschen so reichlich mit unempfindlichen Lebewesen umgeben hat, die ihm zur Nahrung dienen können? Hat nicht das Tier auch eine Seele wie der Mensch, woher käme die Verwandtschaft des lateinischen animal (Tier) mit anima (Seele)?

Die als ‚Affenmaskerade‘ bezeichnete Gewandung unserer Kulturvölker verabscheute er nunmehr, und am liebsten wäre er auf die paradiesische Tracht des ersten Menschenpaares zurückgekommen, wenn er nicht die Polizei hätte fürchten müssen. Wollene Trikotkleider, die er schon vor Professor Jäger getragen, bildeten das Übergangsstadium zu

seinem jetzigen Christusgewand, welches aus wollenem Unterhemd und Wollenkittel ohne Ärmel besteht, worüber er den großen weißen griechischen Mantel trägt. Der Hut ist für Diefenbach ein Überfluß: wozu sind die Kopffaare da, die, lang herabwallend, einen vortrefflichen Schutz gegen Sonnenbrand und Regen gewähren?

Bei all dieser Naturwüchsigkeit macht die Erscheinung Diefenbachs, sobald die erste fremdartige Scheu überwunden ist, grade keinen unvortheilhaften, gewiß aber keinen abstoßenden Eindruck. Noch weit sympathischer werden wir indessen durch die drei Kinder Diefenbachs berührt, die als die glücklichsten Demonstrationsobjekte für seine naturgemäße Lebensweise gelten können. Schwere Kämpfe hat es den Vater gekostet, das Erziehungs- und Lehrrecht für seine Kinder den Behörden abzu-zwingen. Aber nicht nur wegen der Kindererziehung entstanden schon zahlreiche Konflikte mit den Gerichten, sondern mannigfache Beschwerden aller Art bildeten die Grundlage für immer neue Prozesse. Diefenbach, der seine Einsiedeleien theils an den Ufern des Starnberger Sees, theils an den Ebenen längs der Isar bewohnte, kümmerte sich wenig um das Urteil seiner Mitmenschen; diese aber fanden in seinen sonderbaren Lebensgewohnheiten, wozu die Regen- und Sonnenbäder gehören, immer neues Ärgernis und immer neuen Grund zu Klagestellungen. Daher ist Diefenbach nicht nur eine stadt-, sondern auch eine gerichtsbekannte Persönlichkeit.

Wie alles Methodische seine Anhänger findet, so erging es auch mit den Lehren Diefenbachs, die nicht nur allein auf die Lebensweise der Menschheit, sondern auch auf deren ethisches Heil, die Religion, den Staat, die Schule und das Jenseits sich erstrecken. Schon an die 40 Schüler und Schülerinnen saßen zu des Lehrers Füßen und suchten Erleuchtung bei dem Meister.

Wenn Diefenbachs Kinder als glückliche Demonstrationsobjekte für seine Lebensregeln gelten können, so bezweckt die Ausstellung seiner wohl über 100 Nummern umfassenden Gemäldesammlung, seine Weltanschauung und Glückseligkeitstheorie vor Augen zu führen. Die Kunst dient ihm zum Ausdruck seines innersten und ganzen Wesens.

In einem Zyklus von 30 Bildern malt Diefenbach das wiedergefundene Paradies, wie es in seinem Geiste sich ihm darstellt. Mehreren Gemälden liegt die Idee zugrunde, wie der Mensch bei richtiger Erziehung das Furchtgefühl vor der Macht der Elemente verliert; wieder andere, wo Mensch und Tier in paradiesischer Gemeinschaft zusammenleben, weil die ‚Bestialität des Fleischgenusses‘ abgeschafft worden ist. Im Interesse der Kunst wäre es zu wünschen, wenn Diefenbach seine ganze Kraft auf das ihm verliehene Talent konzentrieren wollte. Davon mag aber der Welterlöser nichts wissen; er trägt sich mit großen Plänen, zunächst der Errichtung eines Zukunftstheaters, durch das seine Ideen dramatisches Leben gewinnen sollen. Später soll an einem Löwenpaar, welches er vom Tierbändiger Hagenbeck zu erlangen sucht, bewiesen werden, daß den wilden Tieren ‚die Bestialität des Fleischgenusses‘ viel leichter abzugewöhnen sei als den Menschen.“

Freilich greift DIEFENBACH mit seinen Bestrebungen weit höher, als diese Darstellung es andeutet. Er will, wie er gelegentlich einer seiner Anhängerinnen schreibt, nicht weniger als Erlösung aus der boden-

losen Tiefe der menschlichen Tragödie, „Erhebung zur verlassenenen und gemäßhandelten Gottnatur“, „Lostrennung von der heutigen Gesellschaft, vor allem aber Befreiung von allen naturwidrigen Gewohnheiten derselben“. Und nicht weniger als dies sind die „Studien und Entwürfe“, mit denen er sich — nach eigener gedruckter Kundgebung — zur Erreichung dieses Zieles abgab:

„Wissenschaftliche Arbeiten: Naturforschung und Erkenntnis; Weltall, Weltkörper, Sonne, Erde; Entwicklungsgeschichte der Erde; Pflanze, Tier (animal-anima die Seele!), Mensch (homo sapiens), „Goldenes Zeitalter“, „Paradies“.

Religiöse Arbeiten: das entartete (verwilderte) Tier (Raubtier, Bestie: „Kampf ums Dasein“), der durch Verletzung der Naturgesetze („Gebote Gottes“) entartete Mensch (Krankheit, Armut und Verbrechen); der sühnende „Gott“, der Natur sich wieder zuwendende Mensch (Heilung, Heiligung), der Geist-(„Gott“-)mensch (Tugend, bewußte Glückseligkeit); der Geist („Gott“) (Vollkommenheit, Ewigkeit, Allgegenwärtigkeit, Unendlichkeit).

Philosophische Arbeiten: „Gott“ und „Mensch“ — „Makro- und Mikrokosmos“.

Politische Arbeiten: Der Einzelne, die Familie, die Gesellschaft, das Volk; Staat, Kirche; Volkswirtschaft; Kulturgeschichte der Menschheit.

Künstlerische Arbeiten: Körperliche (Leibes)künste, (*γυμνος*: Gymnasium?); Tonkunst; Gesang, Instrumentalmusik; Dichtkunst, Schauspielkunst; Malerei, Bildnerei und Baukunst.

Pädagogische Arbeiten: Lehr- und Erziehungsbücher für die in den Kindern sich verjüngende „erlösende“ Menschheit! „Wehe dem, der Kindern ein Ärgernis gibt!“ „Wenn ihr nicht wieder wie die Kinder werdet, könnt ihr nicht glücklich werden!“ „Lasset die Kinder zu mir kommen!“ Kinderhort.

Die zukünftige Menschheit; das Reich des Geistes („Gottes“), d. i. der Liebe — der Menschlichkeit.“

Gewiß beweist dieses Abweichen vom Herkömmlichen, dieser Gegensatz zur Gesellschaft und ihren Normen, dieser Widerspruch zu den herrschenden Anschauungen noch nicht das Pathologische, gehört es doch beinahe zum Wesen und Geschick einer jeden über das Geistesniveau ihrer Umgebung hinausragenden, über ihre Zeit hinausführenden originellen freischöpferischen Persönlichkeit. Doch ebensowenig läßt sich verkennen, daß diese abwegigen Lebenserscheinungen vielfach ihre Wurzeln in einer abnormen Geistesanlage haben, und daß das GOETHE'sche Wort: „Wer sich äußerlich nicht in die Sitte seiner Zeit fügt, der muß auch sonst etwas Schiefes im Kopfe haben“ nicht nur für die äußerlich zu den geistigen Tendenzen ihrer Zeit Kontrastierenden Geltung hat.

Auf der andern Seite aber zeigt diese geistesgeschichtlich so interessante Gruppe der psychopathisch Verschrobene[n] trotz aller Pseudooriginale und Pseudogenies, die ihre kulturell wertlose Hauptmasse bilden: daß auch jene besondere Blüte des menschlichen

Geistes, die in einer ungewöhnlichen Art die Dinge zu sehen, in einer eigenartigen Weise des Denkens und Wertens sich kundgibt, die fruchtbringende Anregungen gibt und Neuartiges hervorbringt und fördert — daß auch Originalität und neuschaffendes Geisteswesen auf einem pathologischen Untergrunde erwachsen, im Pathologischen aufs engste verwurzelt sein kann.

Und nun wenden wir uns jenen Abartungen des Charakters zu, die in die Niederungen des Lebens herabführen und herabziehen.

„O in welcher Situation triffst du mich Armen an? — Einsam, von allem, was ich liebe, verlassen. Meine Laster stralen mir nunmehr durch ihre Folgen ins Gesichte. Ich stehe betäubt am Rande des Abgrunds und zittre. — Mein Weib schwebt mir immer mit ihren Tränen und Seufzern so vor Augen, daß ich nicht schlafen, nicht essen, nicht studiren und nicht denken kann. Ich weiß, daß ich sie oft schwer beleidigt habe; Gott aber und sie werden es mir verzeihen. Ich bin schon oft vor ihr leer gelassenes Bett niedergefallen und habe den Himmel vor mich, vor sie, und meine Kinder um Erbarmung angefleht. Ach, mein Herze (Gott lasse meine Buße und meine Tränen vergeblich sein, wann ich die Unwahrheit rede!) — mein Herze besaß mein liebes Weib immer ungetheilt und soll es auch ewig so besitzen. — Wann du an mein Weib schreibst, so sag ihr nur, daß ich mich zwar auf ihr Verlangen von ihr auf ewig trennen wolle, aber daß ich ewig unglücklich seyn werde. — Ach ich Betrübter! Gott seegne dich und die deinigen im Neuenjahre mit unaussprechlichem Seegen! Er seegne auch mich, mich bangen Verlassnen! Er seegne mein Weib — ach, mein ewig geliebtes Weib! — meine Kinder — o! die Tränen stürzen mir ins Auge. — Vater unseres Herrn Jesu Christi, bekehre mich nach meinem und der Meinen Wunsche und laß mich alsdann sterben! —“

So schreibt CHRISTIAN FR. D. SCHUBART (1739—1791), der uns schon bekannte Dichter, Sylvester 1771 an seinen Schwager BÖCKH, als ihn, den ohne Haltung und Würde dem Trunke sich Ergebenden, abwegig-galanten Abenteuern Zugeneigten und trotz aller guten Vorsätze wieder Rückfälligen schließlich die Ehefrau mit den Kindern verlassen haben. Drei Tage darauf folgt ein weiterer Brief, der so aussieht:

„Je mehr ich dem Schritte meiner Frau nachdenke, und je mehr ich mich mit meinen großen Gönnern davon bespreche, je mehr sehe ich ein, daß er ein Gewebe von Weiberlist, Bosheit, Heuchelei, Betrug und heimtückischem Wesen war.

Eine Frau, die alle 6 Wochen kommuniziert und ihren Stark(Andachtsbuch) ganz gelb gegriffen hat, wird von ihrem Manne beleidigt. Der Mann, nachdem er den Rausch ausgeschlafen, hört ihren Verweis geduldig an und bittet sie wehmütig um Verzeihung. Aber nein! Sie entschließt sich als eine fromme Christin zur Rache. Schreibt ihrem Vater, der unter Zoll-exekutionen ein Barbar geworden, breitet seine scheußliche Antwort allenthalben aus; verleumdet, stiehlt, verträgt, lurt, ist heimtückisch, verachtet ihren Mann, betrügt die Kinder, macht Schulden und überläßt sich der Barmherzigkeit eines Vaters mit grauem Kopf, der 7 Kinder und etwann ein paar tausend Gulden im Vermögen hat. Geht dann in ihrer Vaterstadt

im Salopp, als ein Scheusal herum, beklagt ihre Kinder, die sie doch elend gemacht hat und geht, als eine fromme Abgeschiedene, mit dem christlichen und menschenfreundlichen Gedanken schwanger, den Vater ihrer Kinder vom Brot, ins Zuchthaus oder so Gott will! gar an Galgen zu bringen.“

Was hier in dem unvermittelt schnellen und starken Umschlag von reumütiger in Selbstanklagen zerfließender Zerknirschung zu selbstbewußten, alle Schuld den anderen zuschiebenden, Vorwürfen und Ausfällen sich kundgibt, ist Ausdruck einer unzulänglichen Charakteranlage, die vor allem auf einer mangelhaften Gefühlsbeschaffenheit: einer Oberflächlichkeit, Unbeständigkeit und überleichten Beeinflußbarkeit der emotionellen Regungen beruht. Einer Wesensartung, die sich in ihren ausgeprägteren Formen stark den psychopathischen Veranlagungen mit Minderwertigkeitseinschlag nähert. In CH. D. SCHUBART lernen wir einen vollgültigen Repräsentanten dieses Haltlosen-Typus kennen, und sein Charakterbild, das noch immer kontrastierenden Werturteilen unterworfen, in der Geschichte schwankt, erscheint von dieser Seite her am schärfsten erfaßbar. So vor allem auch in jener Wesenszeichnung, die ein gewiß mit seiner Eigenart Vertrauter: sein eigener Sohn nach seinem Tode von ihm entworfen hat, ernsthaft bemüht, des Vaters Bild gegenüber dessen eigener wie fremder Fehlzeichnung durchaus wahrheitsgetreu wiederzugeben:

„Sein Charakter stand mit der Kultur seines Geistes weit nicht in dem gehörigen Verhältnis. Es fehlte ihm an Festigkeit des Willens, an männlicher Beharrlichkeit in Realisierung seiner Grundsätze, daher diese Ungleichheit in seiner Handlungsweise, daher die widersprechenden Urteile über ihn. — Seine schönsten Ideen und Entwürfe, wovon einige die Resultate seines ganzen Lebens waren, nahm er mit ins Grab, weil ihm sein starker Hang zur Indolenz nie zur Ausführung schreiten ließ; weil ihm seine stets geschäftige Imagination stets neue Projekte in den Weg warf. Dieser Hang vermehrte sich mit den Jahren so sehr, daß seine Gattin am Ende eine ganz eigne Kunst daraus machen mußte, ihm die nötigsten Arbeiten abzustehlen. Unter anderen war er der Aufschiebsucht so sehr ergeben, daß er Hochzeitsgedichte erst am Vorabend der Brautnacht, Prologen am Tage der Oper, Chronikblätter am Abend vor der Spedition verfertigte, so daß Setzer und Drucker ganze Nächte für ihn aufsitzen mußten.

Über diesen leidigen Hang zur Indolenz schrieb mir meine Mutter (im August 1790): . . . „Dein Vater ist jetzt so untätig, daß es ihm oft schwer fällt, nur seinen Namen zu unterzeichnen. Aus diesem entstehen tausend Fehler, da sein lebhafter Geist doch beschäftigt sein will. Zwar liefert er seine Chronik — um leben zu können, und dies kostet ihm wöchentlich zwei halbe Tage. Dies ist aber auch alles, was er tut; denn sein Amt hat er ganz abgeschüttelt. Unter Zwang und Drang macht er noch die Prologen auf die durchlauchtigen Namens- und Geburtstage; sonst kommt er das ganze Jahr nicht ins Opernhaus . . . Er beantwortet

oft die wichtigsten Briefe nicht — was ihm sehr nachteilig ist: Auch verspricht er bald diesem, bald jenem viel und hält nichts: Entweder ist er hypochondrisch und bildet sich ein, er wäre krank oder er will den großen Mann machen und Vergnügungen haben, die geldfressend sind, oft dazu mit Leuten, die ihm nicht anstehen. Kommt bisweilen ein Bube, der gut Gläser ausleeren kann, so ist der sein Mann.'

Niemand empfahl die Ordnung mit mehr Enthusiasmus als er; niemand wußte auffallendere Beispiele anzuführen, daß sie die Grundlagen aller wichtigen Unternehmungen der Menschen gewesen sei, und sein müßte — und niemand hielt weniger Ordnung als er. Alles ging und lag bei ihm *methodo poetica* durcheinander, und wenn die Hausfrau nicht Rat schaffte, so war er nicht imstande, einen Brief von gestern zu finden. —

Kaum hatte er seinen ersten Posten angetreten und sich mit den verschiedenen Funktionen desselben bekanntgemacht, als ihn von Zeit zu Zeit der äußerste Widerwille dagegen anwandelte. Eines Morgens ging er gar, statt in die Schule, zum Tore hinaus und schweifte mehrere Tage wie ein Anachoret in den benachbarten Wäldern und Dörfern umher. Sein musikalisches Amt zu L. trat er zwar mit Liebe an: Sowie er es aber einmal ausgefüllt hatte, wurde ihm auch hier das ewige Einerlei der Verrichtungen und der Zwang der Zeit zum Ekel, und es liefen Klagen gegen ihn ein. In der Folge erhielt er mehrere vorteilhafte Anträge zu einer Versorgung, lehnte sie aber immer, bald aus diesem, bald aus jenem Grunde ab: In der Tat aber war es nichts anderes, als eine unüberwindliche Amtsscheu, und er erklärte öfters: Er wolle lieber sein Brot durch dreifache Anstrengung beim Publikum einholen, als sich und seine Zeit an einen Herrn verdingen. —

Nie in seinem Leben, und wenn er auch keinen Groschen in der Tasche hatte, wandelte ihn die mindeste Beklemmung wegen seines Auskommens an.

Alles Neue hatte einen nur zu starken Reiz für ihn, und er vernachlässigte bisweilen das Alte darüber. Dies galt im Gebiete des Wissens, wie in seinen Bekanntschaften; und ich hörte seine älteren Freunde öfters Klage führen, daß er zu günstig von seinen neuesten Bekannten dächte, und die alten als gebrauchte Ware zurückzusetzen schiene.

Er ging zu Ulm stark damit um, einen Roman zu schreiben. Es sollte die Geschichte eines Genies sein, und eine treffliche Vorrede dazu ward gleich im ersten Feuer niedergeworfen. Auch der Plan und einige Kapitel lagen fertig: Aber es fehlte wieder und wieder — an Stetigkeit zur Ausführung. Seine Lebensart war immer, und selbst auf dem Asberg, sobald er einige Freiheit erhalten hatte, viel zu zerstreut, zu genußvoll und ungleich; er versplitterte seine Kräfte viel zu sehr im Umgange, als daß er die zu einem größeren Werke so unentbehrliche Gleichheit der Stimmung lange hätte behaupten können. Wenn auch ein paar gelungene Kapitel heraus waren: So durfte nur ein neues Buch, ein für ihn gemachter Fremder, eine Reise, oder dergleichen dazwischenkommen: Gleich war die Arbeit vergessen, die Stimmung verloren und die ganze Tätigkeit der Seele durch neue Gegenstände und die alte Chronik absorbiert.

— Sehr häufig sah er nicht einmal sein Manuskript durch, bevor es zur Presse wanderte; und er mußte etwas sehr *con amore*

geschrieben haben, wenn er sich aus der Druckerei eine Revision davon geben ließ.

Er aß sein ganzes Leben lang sehr wenig, und trank desto mehr. — Für alles Flüssige — ungemischtes Wasser allein ausgenommen — besaß er von Natur einen unüberwindlichen Hang und statuierte schon als Knabe kein volles Glas, wenn es auch anderen gehörte.

Auf Hohenasperg, wo ihm Speise und Trank etwas kärglich zugemessen wurden, geriet er — teils durch das Beispiel eines völlig verdorbenen, aber mit Anlagen begabten Nachbars verleitet, teils aus Unmut und Groll über sein unversöhnliches Schicksal, einmal auf den verzweifelten Gedanken, Branntwein zu trinken. Seine Gattin erfuhr es und bot alles auf, ihn davon abzubringen. Nur mit Zuziehung des Kommandanten, durch Bestechung des Fouriers, und endlich durch ihre persönliche Gegenwart — gelang es ihr, den unsauberen Geist zu beschwören.

Den Reizen der Sinnlichkeit unterlag er, wie alle Künstler- und Dichterseelen, nur gar zu oft, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als der Versuchung ganz auszuweichen, wenn er sich nicht in ihre Netze verstricken wollte.

Versuchungen zur Wollust und zur Sinnlichkeit auszuweichen — kostete Sch. weit weniger Mühe, als man aus seinem Temperament hätte schließen sollen; stand er aber einmal im Gefechte, so unterlag er gewiß. Noch 1789 schrieb er mir:

„Es scheint, Poetengeist sei göttlicher Natur, und altere nicht. Ich bin noch gerne unter Jünglingen, und kann die bocksledernen Amtsmienen für den Tod nicht leiden. Auch mag ich noch gerne mit den Mädchen schäkern, und der gehörnte Jokus sticht mich noch gar oft in die Seite.“

So finden sich, von einer abnormen Grundlage her, in SCHUBARTS Wesen die seelischen Mängel zu einer geschlossenen, die Persönlichkeit prägenden Charaktereinheit zusammen: innere Haltlosigkeit und Grundsatzlosigkeit vereint sich mit Mangel an Ausdauer, an Stetigkeit und Zielstrebigkeit; neben Energielosigkeit und Willensschwäche tritt Abneigung gegen Ordnung und Widerwillen gegen jeden Zwang und das geregelte Gleichmaß von Leben und Tätigkeit; Hang zum Wohlleben, Leichtlebigkeit und Sorglosigkeit gesellt sich zu erhöhter Zugänglichkeit für die Verführungen der Sinnlichkeit und des Trunkes. Eine Einheit von Wesenselementen, auf die wir immer wieder stoßen, so oft uns ein ähnliches Lebensbild begegnet. SCHUBARTS Lebensgang und -schicksal tut uns zugleich auch kund, was diese abwegige Anlage für das menschliche Sein bedeutet: Durch Ausschweifungen und Schulden in den Studentenjahren, durch ungeordnete Lebensführung, Trunk- und sonstige Exzesse im Mannesalter hat er bei allen sonstigen Vorzügen seines Wesens seine Stellung im Leben und Beruf ernsthaft geschädigt und dies, wie wohl Zeit und Milieu durchaus nicht dazu angetan waren, mit solchen Charakterschwächen streng ins Gericht zu gehen. Und wenn es zum Beweise für die abwärts gerichtete Tendenz dieser psy-

chopathischen Haltlosigkeit noch aktenmäßiger Belege bedürfte, so genügte dafür jene:

„Herzogliche Weisung
an das gemeinschaftliche Oberamt und den Magistrat zu Ludwigsburg, d. d. 29. Mai 59.

— — sich nicht allein der Umstände und des Lebenswandels des Präceptor Schubarts zu Geißlingen genauer und zuverlässiger zu erkundigen, weilen verlauten wollen, als ob derselbe dem Trunk allzusehr ergeben wäre, sondern auch zu trachten, ob nicht zu diesem Dienst tüchtige Landeskinder ausfindig zu machen.“

Andere, gleich hochwertig Begabte hat die gleiche abwegige Seelenanlage im Leben noch stärker abwärts geführt. Vielleicht durch den Zuwachs weiterer lebensungünstiger Wesenszüge, vielleicht durch eine unselige Verkettung beider. Und eine lange lange Reihe bilden alle die Unseligen, JOHANN CHRISTIAN GÜNTHER, FRIEDEMANN BACH und wie sie sonst heißen mögen, die dem Mißverhältnis zwischen glücklichen Geistesanlagen und Charakterschwäche zum Opfer gefallen sind. Die, zu reichster seelischer Entfaltung berufen, vorzeitig ihre Begabung aufgezehrt und den von ihren Wesensmängeln ausgehenden sozialen Verfallstendenzen unterlegen sind.

DIETRICH CHRISTIAN GRABBE (1801—1836) tritt aus dieser Reihe als ein vom Schicksal vorweg Gezeichneter heraus. Die ihm eigene unglückliche Mischung dichterischer Fähigkeiten mit mangelnder seelischer Hemmungs- und Steuerungskraft, seine nach abwärts hinneigende Haltlosigkeit des Charakters läßt sich aus jener Schilderung seines Freundes KARL ZIEGLER herauserkennen, die sich auf seine beste Lebenszeit — als er um 1829 in Detmold als Lippischer Auditeur fungierte — bezieht. Die leider nur in etwas anekdotenhaften Zügen gehaltene Darstellung deutet übrigens auch in der körperlichen Kennzeichnung etwas von „Entartungszeichen“ an:

„Grabbe stand jetzt auf der Sonnenhöhe des Glücks. — —

Aber sein Gemüt schien nur noch mehr aus der inneren Harmonie gewichen zu sein. Das sprach sich zunächst in seiner Haltung aus. Freilich hatte er von Natur einen feinen und schwächlichen Körperbau oder es war vielmehr Kraft und Schwäche wunderbar darin gemischt, denn während er auf seinen Schultern einen Kopf trug, der eine hochgewölbte, an griechische Weltweisen erinnernde Stirn hatte, unter der ein Paar rollende Augen blitzten, war doch sein Mund nicht sehr fein geschnitten, indem die Oberlippe über die untere herabhing, wich auch Mund und Kinn zuviel zurück und fielen die Schultern ab wie bei einem Mädchen. Es schien, als ob die unteren Teile des Körpers zu den hochfliegenden Gedanken des Kopfes nicht passen wollten. Aber er hielt sich doch weit nachlässiger, als dies durch seine natürliche Körperbeschaffenheit bedingt wurde. — In Gesellschaft konnte er mitunter, wenn er nicht besonders aufgelegt war, sehr einsilbig in einer Ecke sitzen,

einer trüben Stimmung hingegeben, von welcher er selber zu sagen pflegte: ‚Is sauer.‘ Er glich dabei einem Gewitter, das in seinem Schoß nur Blitz und Donnerschlag hegt und sich in Regen nicht entladen kann. Mir sind nur wenige Beispiele bekannt, daß sich sein Inneres in gefühlvollen Äußerungen erschlossen oder in weiche Klagen aufgelöst hätte. Kam es zur Unterhaltung, so hatte er doch an ruhigen Zwiegesprächen niemals Vergnügen, dazu war er viel zu hastig und konnte zu wenig bei einem Gegenstand ausdauern, wogegen er freilich, wenn er einmal im Zuge war, wie mit Siebenmeilenstiefeln vom Hundertsten ins Tausendste übersprang und die neuesten Parallelen, die verwegenen Gegensätze und sonderbarsten Schlüsse zum Besten gab, die ihm augenblicklich aus dem Kopfe sprangen, und dabei doch die feinste Kombinationsgabe verrieten. Oft, wenn es verwickelte Fragen zu lösen galt, blitzte er mit ein paar Worten hervor, welche jene so klar entschieden, daß man unwillkürlich von der Macht des höheren Genius überrascht wurde. Er liebte es am meisten, nur so recht tolles und frappantes Zeug in den Tag hineinzuschwätzen und in diesem Tone Unterstützung bei seiner Umgebung zu finden. Wir wollen uns erlauben, einige Proben mitzuteilen. So sagte er z. B. an der Wirtstafel: ‚Hören, Herr Hauptmann, ob wohl der liebe Gott auch Gamaschen anhat? — Ach ja, der Gesang der Fräulein N. N.! Ihre Töne waren so süß, daß sie stanken.‘ —

‚Der Pastor N. N. hat eine sehr schneidende Stimme, daß man den Bart damit abschneiden könnte; mein Karl läßt sich immer unter der Predigt rasieren!‘ — —

Gar häufig ließ er sich auch in sehr frivolen und zynischen Reden gehen, von denen sich nicht gut Proben wiedergeben lassen, die übrigens mit der größten Gleichgültigkeit, wenigstens ohne alle Raffiniertheit, ohne allen sinnlichen Reiz vorgetragen wurden und wegen der kolossalen Phantasie in Zusammenstellung der Bilder allerdings mitunter zum lauten Lachen zwangen. Überhaupt hatten seine Sonderbarkeiten und Genialitäten einen ganz fabelhaften Charakter angenommen. So hatte er z. B. aus dem Laden seines Hauswirts, der ein Quincailleriesgeschäft führte, eine Orgel angeschafft, auf welcher er häufig stundenlang zu spielen pflegte, daß seine Hausgenossen hätten davonlaufen mögen. Er wurde auch wohl angetroffen schlafend auf einer großen Landkarte, die er auf dem Fußboden seiner Stube ausgebreitet hatte und wenn der Eintretende seine Verwunderung darüber aussprach, erwiderte er lachend: ‚So habe ich die Welt unter mir.‘ — —“

Besonders bezeichnend für GRABBE'S Haltlosigkeit erscheint die leichte Art der Berufserledigung, die Indifferenz gegenüber den höheren Werten der Pflicht und der Verantwortung. ZIEGLER berichtet über seine Amtsführung als Kriegsgerichtsrat:

„So führte er nur selten geordnete Akten oder legte er auch nur selten das Zueinandergehörige im Repositorium zusammen, vielmehr lagen die Papiere locker und lose auf Tischen und Stühlen durcheinander, so daß oftmals Stücke davon verloren gingen, z. B. zu Fidibus oder zum Feueranmachen verbraucht wurden. Bisweilen, wenn er ein Protokoll aufnehmen sollte und für den Augenblick keine Geduld hatte, riß er ein weißes Blatt von irgendeinem beschriebenen Papier und warf ein paar Worte darauf, um die weitere Ausführung zu gelegener Zeit nachzuholen, die er aber dann

nicht selten vergaß. Über das Geld, vornehmlich das Stellvertretungsgeld, was bei ihm deponiert wurde, führte er schwerlich ein Register, vielmehr mußte es sich aus den verschiedenen Akten ergeben; auch schüttete er es lose in eine Schieblade seiner Kommode unter sein eigenes Geld und es war ihm sehr gleichgültig, woher er dasjenige nahm, was er zu seinen Ausgaben nötig hatte. Führte er Untersuchungen, so konnte er außergewöhnlich streng, fast malitiös sein, wenn ihm z. B. der zu Bestrafende eben nicht gefiel. — Ein andermal war er über die Gebühr nachsichtig und gern geneigt, einen Soldaten, der wohl Strafe verdient hätte, laufen zu lassen. Oft hatte er sein Vergnügen daran, dem Unteroffizier, der ihm Rapport brachte oder sonst bei ihm zu tun hatte, ein großes Glas Rum einzuschenken und zu sehen, wie es derselbe herunterschüttete. — —“

Noch prägnanter treten GRABBE'S Charaktermängel in den späteren Detmolder Jahren, um 1834 herum, hervor, wobei sich freilich der Anteil äußerer Momente, zumal der unglücklichen Ehe, nicht scharf abgrenzen läßt.

Auch hier ist wieder ZIEGLER'S Kronzeuge:

„Besonders von diesem Teil seines Lebens muß man mit großem Schmerz erfüllt werden.

Zu Haus schlenderte er jetzt die meiste Zeit mißlaunig aus einer Stube in die andere, er hatte fast alle Lust zum Arbeiten verloren, es war ihm unmöglich, sich dauernd zu beschäftigen, selbst am Lesen hatte er keinen Gefallen, er warf das Buch, welches er eben genommen, bald überdrüssig von sich weg. Oft auch mußte er sich bei Tage ins Bett legen, indem er sich entweder von starken geistigen Getränken ermüdet fühlte, da er schon beim Aufstehen statt des Kaffees mit Rumtrinken anfang oder wirklich krank war.

Wenn er auf die Stube seiner Frau kam, brach er gewöhnlich in die leidenschaftlichsten Ausdrücke des Mißmuts aus; er zog auf die ganze Welt los, besonders auf das Detmolder Publikum, und für seine Frau fielen dabei nicht selten auch ein paar harte Worte ab.

Oft war er so verdrießlich, daß nichts recht gemacht werden konnte, man mochte sich noch soviel Mühe geben, ihn zu erheitern. Alles war ihm verkehrt. Bei dem geringsten Worte, oft bei dem allerfreundlichsten Worte wurde er so gereizt und aufgebracht, daß er Teller und Gläser, die auf dem Tische standen, zerbrach und auf die Erde warf und nicht selten ausrief: „Ja, ich habe einen wahren Ingrim in mir, ich muß etwas tun, was nicht recht ist, ich schieße dich, ich schieße mich tot, ich kann nicht anders!“ — —“

Für GRABBE'S alkoholistische Versumpfung — im wesentlichen wohl auch Ausfluß und Folge seiner seelischen Haltlosigkeit und Charakterschwäche — und für die aus ihr herauswachsenden Eifersuchtsideen von wahnhafter Färbung spricht die weitere ZIEGLER'Sche Darstellung:

„Oftmals, wenn er des Abends aus dem Wirtshause wieder heimkehrte, leuchtete er im Hause umher und stieß mit dem Degen in alle Ecken, hinter die Schränke und selbst unter die Betten: Wo sitzt er, habt ihr den . . . im Hause, den —? Sie fing an zu schreien und er rief wieder: Ich will ihn schon fassen, ich steche ihn tot, den . . .!“

Die Worte schließlich, die ZIEGLER bedauernd über GRABBE'S Art der Freundschaft sagt, geben ein gut Stück treffende Charakteristik der Beeinträchtigungen, welche das menschliche Verhältnis zu anderen durch die innere Haltlosigkeit und Unzuverlässigkeit solcher Naturen, den Mangel an Tiefe und Stetigkeit, an Festigkeit und Nachhaltigkeit ihres Fühlens, erfährt:

„Ja selbst die Freundschaft mußte sich oftmals sagen: Es ist doch traurig, daß man eigentlich nichts mit ihm anfangen kann; daß er immer abbricht, daß alles nur Flucht, Hast und kurze Dauer ist, daß er jede Minute wechselt und nie das ist und bleibt, was er scheint, daß er nicht hält, was er verspricht, daß er den guten Rat, den man ihm gibt, in seiner Verlegenheit wohl glaubt, aber morgen schon keine Lust mehr hat, danach zu handeln, oder sich widersetzt aus Eigensinn — das Unglück kommt herüber und er erwartet es lahm und matt — ein Proteus in hundert Gestalten und nirgends zu fassen. Es ist schrecklich, daß er nie ehrlich sein kann, nie die Wahrheit sagen, daß es ihm zur andern Natur geworden ist, sich zu verstellen und anders zu sprechen, als er denkt, daß er sich nicht herzlich anschließen, nicht treu sein kann, daß es ihn immer kitzelt, seine Freunde aufzuziehen oder von ihnen abzuspringen, immer eine innere Unruhe, Courbettieren und Sätzemachen!“

Eben dies ist das Schwerwiegende: Dieser Charaktermangel, der so zerstörend in den eigenen Lebensgang und das eigene Lebensschicksal eingreift, läßt auch fremdes Leben und Geschick nicht unberührt, wenn es mit ihnen in Verbindung tritt. Die Haltlosigkeit, die Charakterschwäche schlägt auch zum Unheil für diejenigen aus, die durch äußere oder innere Bande — durch Beruf, durch Ehe, durch verwandtschaftliche, Freundschafts- oder Liebesneigungen an ihren Träger gebunden sind.

Es ist das schwerste Unglück, das Verhängnis im Leben von ELEANOR MARX, der Tochter von KARL MARX, geworden, daß sie ihre Person und ihr Leben einem Manne hingab, dessen Halt- und Charakterlosigkeit gegenüber allen natürlichen Forderungen von Ehre, Pflicht, Verantwortung, Altruismus und menschlicher Rücksichtnahme so völlig versagte. Es war der Schriftsteller EDWARD B. AVELING — nach der bezeichnenden Schilderung, die EDUARD BERNSTEIN, der Sozialist, von ihm in seinen Erinnerungen aus den Jahren des Exils in London entworfen hat: ein unzweifelhaft begabter, aber wenig disziplinierter Mann, der alles vom besten haben wollte, gewissenlos und schamlos selbst dem Ärmsten seine karge Barschaft abborgte und mit voller Ungeniertheit die durch seine äußeren Formen Angezogenen ausbeutete. Sein Wesen hat ELEANOR MARX, die in freier Ehe mit ihm verbunden, sich für ihn aufopferte, wohl erkannt, wenn auch freilich zu spät. Und es zeugt von tiefer psychologischer Einsicht, was sie an einen Freund über AVELING schrieb, nachdem dieser sie durch sein plötzliches Verschwinden und

den rücksichtslosen Verkauf ihrer Sachen in die größte Angst und Verzweiflung versetzt hatte:

„Lieber Freddy, ich weiß, wie freundschaftlich Du für mich fühlst und wie aufrichtig Du um mich besorgt bist. Aber ich glaube nicht, daß Du völlig verstehst — ich selbst fange erst an zu verstehen. Ich sehe jedoch mehr und mehr ein, daß Unrechthandeln einfach eine moralische Krankheit ist, und daß die moralisch Gesunden wie Du nicht geeignet sind, den Zustand der moralisch Kranken zu beurteilen, ebenso wie der physisch Gesunde sich den Zustand des physisch Kranken kaum vorstellen kann.

Es gibt Leute, denen genau so ein gewisser moralischer Sinn fehlt, wie andere taub sind oder schlecht sehen können oder in anderer Weise nicht gesund sind. Und ich fange an zu begreifen, daß man ebensowenig berechtigt ist, die eine Krankheit zu tadeln wie die andere. Wir müssen uns bemühen, sie zu kurieren, und wenn keine Heilung möglich ist, unser Bestes tun. Ich habe dies durch langes Leiden einsehen gelernt — Leiden, dessen Einzelheiten ich selbst Dir nicht erzählen würde, aber ich habe es gelernt und so versuche ich es denn, alle diese Prüfungen, so gut es geht, zu ertragen.“

Zu solcher beinahe wissenschaftlich anmutender Objektivität der Anschauung und zu solch überlegener Höhe des Urteils vermochte diese Frau sich zu erheben, die nach allem, was er ihr angetan, gewiß das erste Anrecht darauf hatte, den moralischen Wertmaßstab an AVELINGs Charakter anzulegen. Und doch konnte sie über die Leiden, die dieser „moralisch Kranke“ ihr auferlegte, auf die Dauer nicht hinwegkommen. Als sie erfuhr, daß er hinter ihrem Rücken mit einer jungen Schauspielerin eine gesetzliche Ehe eingegangen war, befreite sie sich durch Gift aus diesem Leben.

XI.

Psychopathischer Fanatismus.

— — „So ließ er es sich auch beifallen, mich im Schachspiel, auf das er sich ein wenig verstand, unterrichten zu wollen. Fast wider Willen ließ ich mich auf einen Versuch ein, und als ich die Züge erst einigermaßen begriffen hatte, machte ich so schnelle Fortschritte, daß ich ihm schon am Ende unserer ersten Sitzung einen Turm vorgeben konnte, wie er es im Beginn mir gegenüber getan. Mehr war nicht nötig, um mich in die tiefste Schachraserei zu stürzen. Ich kaufte ein Schachbrett, kaufte die Puppen, schloß mich in mein Zimmer ein und verbrachte die Tage und Nächte damit, alle Spielmöglichkeiten auswendig zu lernen, sie, so gut es gehen wollte, meinem Kopf einzutrichtern und ohne Ende und Aufhören mit mir selber zu spielen.“

Mit diesen Worten kennzeichnet JEAN JACQUES ROUSSEAU, der vielseitig Abnorme, jene hart ans Pathologische heranreichende Erscheinung einer Kaptivierung seiner ganzen Zeit, seines ganzen Interesses, ja seines ganzen geistigen Lebens durch einen plötzlich zu übermässiger Werthöhe erhobenen geistigen Inhalt. Und die seelische Konstitution, auf deren Boden dieser eigenartige Vorgang erwächst, schildert er weiter in psychologisch an sich wohl glaubwürdiger, vielleicht aber durch den Bekenntniseifer einigermassen überbetonter Weise:

„Ich habe sehr heftige Leidenschaften, und während sie mich bewegen, kommt nichts meinem Ungestüm gleich: Ich kenne dann keine Beherrschung, keine Rücksicht, keine Furcht und keinen Anstand mehr. Ich bin dann schamlos, frech, gewalttätig und unbezähmbar. Keine Scham hält mich auf, keine Gefahr schreckt mich zurück; außer dem einen Gegenstande, der mich gerade beschäftigt, gilt mir das ganze übrige Weltall nichts.“

Auch andere haben dieses eigentümliche psychische Phänomen: im Banne eines beherrschenden seelischen Komplexes zu stehen und allen Rücksichten, Bedenken und Hemmungen zum Trotze sich restlos in seinem Sinne zu betätigen, wohl erfahren und in charakteristischen Selbstbekenntnissen wiedergegeben. Die Spielwut ist es vor allem, in deren Rahmen sie dieses Sondererlebnis hatten. Wir kennen sie aus einem Briefe FEDOR DOSTOJEWSKIS vom Jahre 1867 an seinen Freund APOLLON MAIKOW. Er hat da eindringlich geschildert, wie ihn, — der mit seinem übertrieben leidenschaftlichen Charakter in allen Dingen bis an die äußersten Grenzen gehe und sein Leben lang nicht habe Maß halten können —, bei der Durchreise durch Baden-Baden diese Spielwut gepackt und nicht eher losgelassen habe, bis er in fieberhafter Erregung alles, selbst die versetzten Kleidungsstücke verloren hatte. „Die Hauptsache, das Spiel selbst, wissen Sie, wie es einen hereinzieht.“ gesteht er. Doch gibt es ein noch bezeichnenderes — weil eine stärkere psychologische Herausarbeitung des abwegigen Seelenvorganges darbietendes — Dokument. Es stammt von RICHARD WAGNER aus seinen Leipziger Studentenjahren 1830. Die Überwertigkeit des Spiels machte sich da bei ihm eine Zeit lang in solchem Maße geltend, daß sie ihn unter Zurückdrängung aller sonstigen Lebenswerte fast zum Verbrechen hindrängte. Und wenn es noch eines weiteren Zeichens für ihren stark dem Pathologischen sich nähernden Charakter bedürfte, so können die ungewöhnlichen seelischen Begleiterscheinungen genannt werden, unter denen sich schließlich im Geiste WAGNERS die Befreiung von diesem überwertigen Komplex vollzog:

„Gegen drei Monate blieb ich der Spielwut dermaßen verfallen, daß dagegen alle anderen Leidenschaften als gänzlich machtlos

über mein Gemüt zurücktraten. Nicht der Fechtboden, nicht die Kneipe, nicht der Duellplatz bekamen mich mehr zu sehen; den Tag über zerwühlte ich meine klägliche Lage, um mir auf jede erdenkliche Weise das nötige Geld zu verschaffen, um den Abend und die Nacht hindurch es zu verspielen. Vergeblich wandte meine Mutter, die dennoch keine Ahnung von meinen unwürdigen Ausschweifungen hatte, alle ihr zu Gebote stehenden schwachen Mittel an, um mich von meinem nächtlichen Ausbleiben zurückzuhalten; nie gelangte ich, nachdem ich am Mittag das Haus verlassen, anders als beim Grauen des darauffolgenden Morgens, über das Hoftor, zu dem mir der Schlüssel verweigert war, steigend, in mein abseits gelegenes Zimmer zurück. Die Leidenschaft war durch die Verzweiflung des Spielglücks bis zum Wahnsinn gesteigert: unempfindlich gegen alles, was mir sonst am Studentenleben verlockend erschienen war, von sinnlosester Gleichgültigkeit gegen die Meinung meiner bisherigen Genossen, verschwand ich den Blicken aller, und traf in den kleinen Spielhäusern Leipzigs nur mit den ausgemachtsten Lüderlichen der Studentenschaft zusammen. Ich ertrug mit völligem Stumpfsinn selbst die Verachtung meiner Schwester Rosalie, welche mit meiner Mutter den unbegreiflichen jungen Wüstling, der bleich und verstört sich selten vor ihnen zeigte, kaum eines Blickes zu würdigen vermochte. In meiner wachsenden Verzweiflung griff ich endlich zu dem Mittel, durch kühne Behandlung des feindseligen Glückes mir gründlich zu helfen. Ich war der Meinung, daß nur mit reichlicheren Einsatzsummen Gewinn zu erlangen sei, und bestimmte daher eine mir anvertraute, verhältnismäßig nicht unbedeutende Geldsumme, den Betrag der durch mich erhobenen Pension meiner Mutter, zu diesem Versuche. In jener Nacht verlor ich alles Mitgebrachte bis auf den letzten Taler: Die Aufregung, mit welcher ich auch diesen endlich ebenfalls auf eine Karte setzte, war meinem jungen Leben, nach allen sonstigen Erfahrungen doch vollständig neu. Ohne das Mindeste genossen zu haben, mußte ich mich wiederholt vom Spieltisch entfernen, um mich zu erbrechen. Mit dem letzten Taler spielte ich mein Leben aus, denn an eine Heimkehr zu meiner Familie war nicht zu denken; ich sah mich bereits beim Morgenrauen über die Wälder und durch die Felder als verlorener Sohn, in das Ziellose dahinfliehen. Die hierin sich bekundende verzweiflungsvolle Stimmung hielt so energisch an, daß, als ich meine Karte zugeschlagen hatte, ich den Gewinn mit dem Einsatz sofort von neuem darangab, und dieses Verfahren mehrere Male wiederholte, bis wirklich der Gewinn sich einigermaßen beträchtlich herausstellte. Fortwährend gewann ich nun. Ich ward so zuverlässig, daß ich das kühnste Spiel wagte; denn plötzlich leuchtete es in mir hell auf, daß ich heute zum letztenmal spielte. Mein Glück ward so auffällig, daß die Bankhalter zu schließen für gut befanden. Wirklich hatte ich nicht nur alles in dieser Nacht zuvor verlorene Geld wiedergewonnen, sondern dazu auch noch den Betrag aller meiner Schulden. Die Wärme, die während dieses Vorganges mich wachsend erfüllte, war durchaus heiliger Art. Mit dem Zuschlag meines Glückes fühlte ich deutlich Gott oder seinen Engel wie neben mir stehend, seine Warnung und Tröstung mir zuflüsternd. Noch einmal galt es bei Tagesrauen über die Torpforte nach meiner Wohnung zu gelangen, dort verfiel ich in einen tiefen und energischen Schlaf, aus welchem ich spät, gestärkt und wie neugeboren, erwachte.

Wirklich hatte auch hiermit jede Versuchung für immer ihre Macht über mich verloren. Die Welt, in welcher ich bisher zu wachsendem

Taumel mich bewegt hatte, erschien mir mit einem Male das Allerunbegreiflichste und Anziehungsloseste.“

Was hier in befremdenden Episoden sich geltend macht, kann anderwärts ein ganzes Leben dauernd beherrschen. Freilich pflegen es dann höhere Lebenswerte zu sein, die sich zu solchem abnormen Übergewicht erheben. Von jeher haben sich die höchsten Lebenswerte selbst in krankhafter Überspannung zum einzigen beherrschenden Mittelpunkt des ganzen seelischen Seins, zum alles überragenden und zurückdrängenden Lebensinhalt, zum ausschlaggebenden Leitmotiv für alles Denken, Fühlen und Tun ausgewachsen. Für den Menschen des Mittelalters gewann vor allem anderen das Religiöse diese seelische Alleinherrschaft. Fest von ihm im Banne gehalten und innerlich ganz von ihm ausgefüllt, hat der mittelalterliche Mensch diesem einen Geistesinhalt alles andere rücksichtslos untergeordnet, hat ihm selbst, allem natürlichen Fühlen und Wollen entfremdet, die schwersten Opfer des Körpers und der Seele gebracht. Diese Überwertigkeit in Form des religiösen Fanatismus ist es, die die psychische Situation der Märtyrer und Eiferer beleuchtet. Der Märtyrer, deren Fanatismus naturwidrig wie hemmungslos gegen sich selbst, der Eiferer gegen andere gerichtet ist.

HEINRICH SUSO, der fromme Mönch, nimmt in jungen Jahren die Leiden Christi auf sich. Um seine Natur zu zwingen, unterwirft er sich jahrelang freiwillig-selbstquälerisch selbstauferlegten körperlichen Kasteiungen von unerhörter Schwere. Wir erfahren es aus seinem eigenen Munde, wobei er wieder von sich als dem Knechte redet:

„Er hatte gar eine lebendige Natur in seiner Jugend; da die begann sich selber zu empfinden, und er merkte, daß er mit sich selbst überladen war, das war ihm bitter und schwer. Er suchte manche List und große Buße, wie er den Leib möchte untertänig machen dem Geiste. Ein hären Hemd und eine eiserne Kette trug er etwa lange, bis daß das Blut von ihm rann, so daß er es mußte ablegen. Er ließ sich heimlich ein Niederkleid machen und in das Niederkleid Riemen; darin waren eingeschlagen anderthalbhundert spitzige Nägel, die waren von Messing und scharf gefeilt, und wurden der Nägel Spitzen allzeit gegen das Fleisch gekehrt. Er machte das Kleid gar eng und vorn zusammengereiht, darum, daß es sich desto näher an den Leib fügte und die spitzigen Nägel in das Fleisch drängen, und machte es in der Höhe, daß es ihm bis an das Grüblein (Nabel) heraufging; darin schlief er des Nachts. In dem Sommer, so heiß es war und er viel müde und krank von dem Gehen war worden, oder so er ein Leser (Lektor) war und er in den Arbeiten also empfangen lag und ihn das Gewürm (Ungeziefer) also peinigte, so lag er unterweilen und schrie und griesgramte in sich selbst und wand sich von Nöten um und um, wie ein Wurm tut, wenn man ihn mit spitzigen Nadeln sticht. Ihm war oft, als ob er in einem Ameisenhaufen läge vor Angst des Gewürmes, denn so er gern geschlafen hätte oder so er entschlafen war, so sogen sie und bisßen

ihn widerstreit (in die Wette). Er sprach etwann zu dem allmächtigen Gott mit vollem Herzen: ‚O weh, zarter Gott, welch ein Sterben dies ist! Wen die Mörder oder starken Tiere töten, der kommt bald davon: So liege ich hier unter den unangenehmen Würmern und sterbe und kann doch nicht ersterben.‘ Die Nächte wurden in dem Winter immer so lang, noch der Sommer so heiß, daß er davon ließe, und damit er in dieser Marter desto minder eine Ruhe gewänne, so erdachte er noch eins. Er band um seine Kehle einen Teil seines Gürtels und machte daran mit List zween lederne Ringe, darin steckte er seine Hände und beschloß, die Arme darin mit zween Schlössern, und die Schlüssel legte er vor das Bett auf ein Brett, bis er zur Metten aufstand und sich selber entschloß. Seine Arme waren also in den Banden jedwederhalb an der Kehle aufwärtsgespannt, und er hatte die Bande also versichert, daß, wäre die Zelle ob ihm verbrannt, er sich selber nicht möchte geholfen haben. Dies trieb er, bis ihm die Hände und Arme fast zitternd wurden von dem Spannen, da erdachte er ein anderes. Er hieß sich machen zween lederne Handschuhe, wie die Arbeiter pflegen zu tragen, wenn sie Dornen gewinnen, und hieß sich von einem Spengler daran machen messingne spitzige Stiftelein um und um und legte die des Nachts an. Er tat es darum, ob er in dem Schlaf das härene Niederkleid etwa von sich werfen oder in einer anderen Weise sich selber behülflich sein wollte in dem Nagen, das ihm das schnöde böse Gewürme tat, daß ihm dann die Stifte in den Leib stächen; und das geschah auch: Wenn er sich selber mit den Händen helfen wollte, so fuhr er schlafend mit den spitzigen Stiften in den Busen und zerkratzte sich; er machte so grauliche Risse, als ob ihn ein Bär unter den spitzigen Klauen zerkratzt hätte, daß ihm das Fleisch schwärzte an den Armen und um das Herz, und so er über viele Wochen wieder genesen war, so versehrte er sich abermal und machte neue Wunden. Diese märteliche Übung trieb er wohl sechszehn Jahre. Danach, da seine Adern erkaltet und seine Natur verwüstet war, da erschien ihm vor in seinem Gesicht an dem Pfingsttage ein himmlisch Gesinde und tat ihm kund, daß es Gott nicht länger von ihm haben wollte. Da ließ er davon und verwarf es alles in ein abfließendes Wasser.“

Dieser Abschluß einer langjährigen Leidenszeit berührt eigentümlich genug: der eigene, krankhaft eingestellte Geist, der sich die selbstgeschaffenen pathologischen Foltern des religiösen Fanatismus auferlegt und sie bis zur Selbstvernichtung ertragen hat, derselbe Geist befreit sich schließlich von diesen Foltern durch das selbstgeschaffene pathologische Rettungsmittel religiöser Visionen.

Die gleiche fanatische Geistesartung ist es, die auch gewisse Träger großer politischer Ideen und Bewegungen aller Zeiten heraushebt. Von vornherein im Menschen ruhend und in der Tiefe der Anlage wurzelnd, wird sie durch äußere Anstöße mobilisiert und manifest gemacht und tritt dann in geschichtlichen Akten in die Erscheinung. Der Ernst, mit dem dies Buch geschrieben ist, ist genügend Rechtfertigung dafür, daß in diesem Zusammenhang der psychischen Konstitution und der Tat eines Mannes gedacht wird, der noch als Mit-

lebender unter uns und inmitten der politischen Bewegung der Gegenwart steht: FRIEDRICH ADLER, der Sohn des bekannten Führers der österreichischen Sozialdemokratie, der im Jahre 1916 im innern Zusammenhang mit dem Weltkrieg aus politischen Gründen ein tödliches Attentat auf den Ministerpräsidenten Graf STÜRGH verübte, gehört hierher.

Das seine geistige Verfassung charakterisierende Dokument: jenes in seinem Strafprozeß erstattete irrenärztliche Gutachten der Wiener medizinischen Fakultät ist der Öffentlichkeit voll zugänglich gemacht: Danach weisen erbliche Belastung, psychische Krankheitszeichen im Vorleben und ein in der Untersuchungshaft entwickelter abnormer Seelenzustand auf eine von vornherein bestehende anomale Geistesbeschaffenheit ADLERS hin. Die Sonderart dieser abnormen seelischen Konstitution: die starre Überwertigkeit einer einseitigen Fühl- und Denkweise machte sich schon frühzeitig bei ihm geltend, trat allerdings in charakteristischer Prägung erst bei der Entwicklung des Tatgedankens und der Tat selbst in die Erscheinung, daher auch der Teil des Gutachtens, der diese zur Darstellung bringt, zugleich ein bezeichnendes Stück Psychologie dieses psychopathischen Fanatismus bietet.

Wir sehen zunächst: wie ADLER, der förmlich mit der Muttermilch die Weltanschauung der Sozialdemokratie in sich aufgenommen und in einem lebhaften politischen Milieu aufgewachsen war, schon in der Schule den festen Plan hatte, sein Leben und Wirken der sozialistischen Bewegung zu widmen; in seinem Berufsstudium dann mit zäher Ausdauer gegenüber dem widerstrebenden Vater daran festhielt; auch in seiner wissenschaftlichen Laufbahn als Privatdozent immer wieder zur Politik gezogen wurde und schließlich 1911 die Stelle eines Parteisekretärs der österreichischen Sozialdemokraten bekam. Wir sehen weiter, wie er als ausgesprochener Theoretiker, als Akademiker der Bewegung, im Kriege durch das ganze, seinen Idealen und Zukunftszielen widersprechende Verhalten der Partei und des eigenen Vaters in schwere Enttäuschung und in immer schärferen konfliktsreichen Gegensatz zu den Parteigenossen versetzt wurde, und wie seine abnorme Wesensart dann mit Naturnotwendigkeit die einseitige Weiterentwicklung seines politischen Strebens und Tuns bis zum katastrophalen Abschluß herbeiführte:

— — „Und nun kam eine Charaktereigenschaft Adlers zur Geltung, die er sich selbst zuschreibt und die er wirklich besitzt, wie sein ganzer Lebensweg zeigt: Die unentwegte, hartnäckige Verfolgung der von ihm als richtig erkannten Idee ohne Rücksicht auf Personen.

Es folgte nun ein langdauernder, aufreibender Kampf, den A. innerhalb der eigenen Partei führte. Um seine Anschauungen zur Geltung zu bringen,

mußte auf die Massen gewirkt werden. Das wäre durch das Parlament möglich gewesen; aber das Parlament blieb geschlossen. Es wäre durch die Parteipresse möglich gewesen, und darum suchte er immer wieder Einfluß auf die Parteipresse zu gewinnen. Aber das mißlang ihm. Einerseits waren die Führer nicht dafür zu haben, die Parteipresse von ihrer ziemlich maßvollen Haltung abzudrängen, andererseits wäre ein solches Beginnen ohnehin durch die Zensur vereitelt worden.

Deshalb richtete sich sein Groll begreiflicherweise gegen die Staatsgewalt; sie war seiner Ansicht nach überhaupt schuld an dem Ausbruche des Krieges und sie sperrte den Weg zur Aufrüttelung der Massen durch die Nichteinberufung des Parlaments und durch die Überwachung der Presse.

In der geschilderten Lage und angesichts der Unmöglichkeit, auf gesetzlichem Wege irgend etwas zur Förderung seiner Ziele zu erreichen, bemächtigte sich A.'s eine ohnmächtige Wut gegen die Staatsgewalt; und so faßte er den Plan, sein Leben zu opfern und ein Attentat gegen irgendeinen Repräsentanten der Staatsgewalt auszuführen. — —

A. befand sich demnach in einer Lage, in der ihm das Leben wenig wünschenswert erscheinen mochte und dadurch der Gedanke an ein Attentat als die einzige Tat, mit der er sein Lebensziel noch fördern konnte, in den Vordergrund rückte.

Den letzten Anstoß gab das Verbot einer Versammlung, in der von seiten bürgerlicher Kreise für die Einberufung des Parlamentes demonstriert werden sollte; ein Verbot, das A. auf den Grafen Stürgkh als Urheber zurückführte; ein neues Glied in einer langen Reihe von Verfehlungen, die sich Graf Stürgkh nach A.'s Ansicht in der obersten Leitung der österreichischen Angelegenheiten hatte zuschulden kommen lassen, so daß sich schon seit längerer Zeit seine Attentatspläne auf den Grafen Stürgkh konzentriert hatten.

A. hat das von ihm begangene Attentat demnach als eine Demonstration aufgefaßt und zwar nach zwei Richtungen: Einerseits gegen das herrschende System in Österreich, andererseits zur Aufrüttelung seiner Parteinossen. Er hat es begangen, weil er seiner Ansicht nach unter den gegebenen Umständen durch das Attentat am besten die von ihm verfolgten Ziele fördern konnte. Er hielt übrigens den Erfolg mit der Tat selbst noch nicht für abgeschlossen, sondern er erwartet sich noch große Wirkungen von der Gerichtsverhandlung, bei der er endlich ohne Zensur zu Wort zu kommen hofft. Darum war er ja laut eigenem Geständnis so bedacht, nach der Tat ja nicht das Opfer einer Lynchjustiz zu werden, die ihn um den Effekt im Gerichtssaale gebracht hätte.

Man wird, bei aller verdammenden Kritik, in dieser Motivierung der Tat nichts Wahnhafes finden können, und nichts, was bei dem gegebenen Charakter des Täters und den gegebenen Umständen nicht begreifbar wäre. — —

A.s Tat vom Standpunkte der Moral betrachtet, steht allerdings in einem gewissen Gegensatze zu seinem bisher bewiesenen Charakter, den man nicht als einen unmoralischen bezeichnen kann. — — — Er ist aber ein Fanatiker, den von dem Wege, den er für den richtigen hält, keine wie immer geartete Rücksicht abbringen kann, und dem der Zweck, dem er sein Leben gewidmet hat, jedes Mittel, das ihn fördern kann, heiligt. Als echten Fanatiker konnten ihn auch Rücksichten auf seine Angehörigen, auf Eltern, Gattin, Kinder von seinem Entschlusse nicht abbringen; ja er ist förmlich verwundert, daß man ihm nachträglich zumute, er hätte durch solche Rücksichten sich von der

Ausführung dieses Entschlusses abhaltenlassen sollen. Selbstverständlich, daß ihn bei einer solchen Denkweise am allerwenigsten Gefühle des Mitleids mit dem erkorenen Opfer in seinem Plane irremachen konnten.“

Es erscheint als Pflicht gegenüber dem Mitlebenden, sich hier nicht mit der groben psychiatrischen Charakteranalyse von außen her zu begnügen, sondern einen Blick auf die gleiche Persönlichkeit auch von der subjektiven Seite her zu ermöglichen. ADLER gewährt selbst aufs schönste diese Möglichkeit. Er hat in dem gegen ihn anhängigen Strafprozeß aus eigenem Bedürfnis einen Einblick in seine Gesinnung, sein Streben, seine selbst geschaffenen Lebensaufgaben und -ziele gegeben, indem er in der Hauptverhandlung den geistigen Inhalt und Gehalt seines Lebens, der auf dem Boden dieses abwegigen Fanatismus erwachsen, wiedergab. Seinen Schlußworten entstammen die Zeilen:

„Meine Herren! Es gibt zwei große Lebensanschauungen, zwei große Ideenkreise, die miteinander ringen in der Welt und die für mich in meiner Jugend eine große Rolle gespielt haben, die mir nahe gegangen sind und mich zur Entscheidung gedrängt haben. Die eine ist die große Lehre des Christentums: Man soll nicht töten, des wirklichen Christentums, nicht wie es vertreten wird von Leuten, die das Christentum schänden. — Wenn man aber zur historischen Erkenntnis kommt, daß man noch kein wirklicher Christ sein kann und darf in der Zeit der Barbarei, in der Zeit der Untermenschlichkeit, in der Zeit der Unkultur, in der wir leben, dann gibt es nur einen konsequenten Standpunkt: Wenn wir wirklich noch töten müssen und getötet werden, dann kann der Mord kein Privilegium der Herrschenden sein, dann sind auch wir zu den Mitteln der Gewalt berechtigt. Wenn es wahr ist, daß die Zeit der Menschlichkeit noch nicht gekommen ist, dann wollen wir Gewalt wenigstens nur üben im Dienste der Idee der Menschheit. So steht die moralische Frage, die für mich stets eine große Rolle gespielt hat.

Wir leben in einer Zeit, wo die Schlachtfelder von hunderttausenden Toten bedeckt sind und zehntausende Menschen in den Meeren liegen. Es ist der Krieg, es ist die Not, sie haben es gerechtfertigt.

Aber wenn dann einmal ein Mensch fällt, der die Verfassung in Österreich vernichtet hat, der alles Recht und Gesetz zu Boden getreten hat, wenn einer der Schuldigen an allem Entsetzlichen fällt, da tritt man mir entgegen und sagt plötzlich: Heilig ist das Menschenleben! Da erinnert man sich plötzlich an das 5. Gebot: Du sollst nicht töten!

Meine Herren, diesen Widerspruch habe ich nicht verstanden, und da können Sie reden, was Sie wollen, ich werde ihn nicht verstehen.

— — Ich will nicht polemisieren, ich will mich mit all dem jetzt nicht beschäftigen, sondern ich will zum Schlusse nur sagen: Ich weiß, wie das Urteil ausfällt, ich habe nie daran gezweifelt. Ich werde nach dem Urteil aus diesem Saale gehen im Geiste unserer alten Hymne, die für mich nie bloße Worte waren, sondern immer lebendige Wirklichkeit. Und die heute für mich lebendiger sind als je:

Nicht zählen wir die Feinde, nicht der Gefahren all
Marsch, marsch und wär's zum Tod,
Denn unser Fahn' ist rot!

— — Alle aber, die ich liebe und deren Liebe mein Glück gewesen ist, alle Freunde und Kampfgenossen in allen Teilen der Welt, erinnere ich zum Abschied und zum Trost an die tiefe und reine Wahrheit des Ostergrabes:

Nicht alle sind tot, die begraben sind,
Denn sie töten den Geist nicht, ihr Brüder!“

So sehen wir hier das fast Unfaßbare: Ein rücksichts- und mit-leidslos über das Leben des Mitmenschen hinwegschreitendes Tun, und doch ein Wollen und Streben, das von starkem Idealismus getragen, grade und nur dem Wohle der andern zu dienen sucht. Der Fanatismus mit seiner abwegigen Einseitigkeit des Denkens, seiner starren Einengung des Fühlens und seiner unbeirrbaren Hemmungslosigkeit des Handelns hat dieses Unmögliche fertig gebracht, so unvereinbare psychische Kontrastphänomene in einem Seelenleben zu einer Einheit zusammenzuschließen. Und er hat zugleich hier den Wissenschaftler, den Theoretiker zu schroffster Aktivität angetrieben, hat die höchste Geistigkeit, die Idee, in die brutalste Stofflichkeit, in die Gewalttat, umgesetzt. Über diesen dunklen Seiten freilich erheben sich höchste Wertmomente: Es ist der gleiche Fanatismus, der die Kräfte frei und stark macht, um die bloße Gesinnung in realer äußerer Bewegung, um das gedachte Ideal in tatsächlichem Fortschritt zu verwirklichen. Von hier öffnet sich der Blick auf größere Zusammenhänge des Pathologischen mit der Menschheitsgeschichte. Der gleiche Fanatismus ist es, der in die Folge der geschichtlichen Ereignisse mit der Stärke einer Naturgewalt eingreift — bald höherführend und am Kulturwerke mitschaffend — wo er von einer hochwertigen Kultur-gesinnung getragen wird —, bald irreleitend und Kulturwerte zerstörend — wo Wahnglauben und verzerrtes Fühlen ihn stützen. In jedem Fall aber umwälzend und weitertreibend.

Die abwegige seelische Triebkraft des Fanatismus drängt — aus dem Dienst höchster Aufgaben und allgemeinsten menschlicher Ziele in die Enge persönlichster Interessen, egoistischer Tendenzen herabgezogen — in die Sphäre des Kriminellen hinab. Der fanatische Verfechter hoher menschlicher Werte und Rechte, bei dem die Größe der gesetzten Aufgabe die Maßlosigkeit der angewandten Mittel rechtfertigt, wird damit zum unsozial gerichteten Kämpfer, dessen kleinlichste Ziele und engherzigste Gesinnung die Brutalität der Handlungsweise nur noch stärker betonen. Im alltäglichen Leben tritt er uns — seinem Persönlichkeitsgehalt nach kaum noch wert in Dokumenten festgehalten zu werden — im psychopathischen Typ des Querulanten am häufigsten entgegen. Des fanatischen Verfechters des Rechts, aber nicht des wahren, echten, objek-

tiven, sondern des subjektiven, egozentrisch aufgefaßten, egoistisch gefärbten. Ein Vertreter dieser unglückseligen Veranlagung, die mit brutaler Durchschlagskraft rücksichtslos über alle Hemmungen hinweg den Weg ihres Scheinrechts verfolgt, ist dem verdienten Geschick der Vergessenheit entgangen, da ein Größerer sich im Dienste einer höheren Aufgabe mit ihm befaßte.

ANSELM FEUERBACH, (1775—1815) der Kriminalist, s. Z. geheimer Referendär des bayerischen Justizministeriums, war mit der Aufgabe betraut, dem König in jenen schwersten Straffällen, wo das königliche Begnadigungsrecht in Betracht kam, Bericht zu erstatten, eine Aufgabe, bei der es nicht sowohl die juristische als die psychologisch-menschliche Seite dieser Strafrechtsfälle klarzulegen galt. So wuchs ihm von selbst eine — später veröffentlichte — Sammlung „merkwürdiger Verbrechen in aktenmäßiger Darstellung“ zu, die der psychologischen Begabung dieses geborenen Kriminalisten die höchste Ehre macht. In dieser Sammlung finden wir nun auch LUDWIG STEINER, den „Mörder aus Rechthaberei und Rachsucht“, der im Jahre 1821 den Magistratsrat ELSBERGER zu Regensburg niederschloß, von FEUERBACH gekennzeichnet, und vermittels der bewunderungswürdigen psychologischen Einfühlungskraft jenes wahren Menschenkenners bekommen wir zugleich einen Einblick in eine fanatisierte Seele, die um einer Bagatelle willen mit innerer Notwendigkeit zum Morde getrieben wurde, die über ein vermeintlich erlittenes schweres Unrecht: eintägiger Polizeiarrest und Abbitte wegen einer Beleidigung! — nicht mehr hinwegzukommen vermochte.

In FEUERBACHS scharf charakterisierender Darstellung erleben wir geistig mit, wie dieser von Natur abnorm geartete Mensch, durch seine Verurteilung schwer betroffen, sich eine falsche Rechtsüberzeugung bildet, die ihn ganz beherrscht; wie er, in ihrem Banne stehend, immer weitere Kreise in diese seine Rechtssache hineinzieht; wie er von dem einen Gedanken an das erlittene Unrecht erfüllt, immer wieder die Tatsachen im Sinne dieser Anschauung wahnhaft verfälscht und nun allenthalben Rechtsbeugungen und Fälschungen sieht; wie er dann weiter in höchstem Affekt hartnäckig, rücksichtslos und über alle Schranken hinweg den Kampf um sein vermeintliches Recht verführt, und schließlich im Drang nach einer Lösung der hochgradigen Affektspannung zum letzten Ausweg: der Mordtat greift.

Wir knüpfen an den Zeitpunkt der Verurteilung an, die die starre Rechthaberei zu krankhafter Steigerung emportrieb:

„— — Seitdem hatte er für nichts mehr Sinn, als für seine Rechtsangelegenheit. In seinem Kopfe blieb kein Raum mehr, als

für den einzigen Gedanken an das nach seiner Meinung unterschlagene oder unterschobene Protokoll und an die Mittel, sich die Wiederaufnahme des Prozesses, Entschädigung für seine Verluste, Genugtuung für das vermeintlich erlittene Unrecht zu erwirken. Diese Gedanken, über denen beständig seine Seele brütete und die Gefühle der Kränkung, der Schmach, des Hasses, der Rachsucht, nahmen ihm allen Frieden mit sich selbst und machten aus ihm, wie alle Zeugen aussagen, einen ganz anderen Mann. Bei Nacht hatte er keine Ruhe mehr, bei Tag war er trübsinnig still in sich gekehrt; außer wenn jemand seinen Prozeß auch nur leise berührte, wo er alsbald in einem Strom von Worten die weitläufige Erzählung seiner Prozeßgeschichte ergoß, über Elsberger und den ganzen Magistrat, als über Diebe, Betrüger, Mörder usw. die volle Schale seines Hasses ausschüttete und sich dabei, er mochte sein wo er wollte, in den heftigen Bewegungen, bald gen Himmel blickend, bald weinend, bald kindisch lachend, fast wie wahnsinnig gebärdete . . . Einer seiner Mitmeister, namens Magrizer, sein vieljähriger Freund und Wohltäter, mußte mit anderen die vermeintliche Schuld des verlorenen Prozesses büßen, weil er sich geweigert hatte, zugunsten des Beklagten Zeugnis zu geben. Seitdem behandelte ihn Steiner nicht bloß kalt und zurückstoßend, sondern aller von ihm empfangenen Freundschaftsbeweise vergessend, als seinen entschiedenen Feind. Wie er seinen Haß gegen Elsberger auf den ganzen Magistrat erstreckte, so dehnte er seinen Haß gegen K. und seinen Freund Magrizer auf alle Mitglieder der Schuhmacherzunft aus; in jedem Mitmeister sah er seinen Gegner, behandelte ihn mit Kälte oder Grobheit und ging, wenn er einem derselben begegnete, ohne Gruß an ihm vorüber. Gleiches hatten alle diejenigen zu gewärtigen, die ihm gegen seine Behauptung von unterschlagenen Protokollen und anderen dergleichen Dingen vernünftige Vorstellungen zu machen und sein Gemüt zu beruhigen suchten. Seine Überzeugung hing so fest an seinem vermeintlichem Recht, und dieses Recht war so eins mit seiner Ehre, und diese Ehre so eins mit seinem ganzen persönlichen Dasein, daß er, in starrer eigenliebischer Rechthaberei, jeden Angriff auf seine Überzeugung als eine Feindseligkeit gegen seine eigne Person empfinden mußte. Immer nur seinen Gedanken an den unglücklichen Ausgang seines Injurienhandels nachhängend und von Haß und Rachsucht gepeinigt, vernachlässigte er großenteils sein Gewerbe, suchte entweder im Bücherlesen Ruhe, oder in Wirtshäusern Zerstreung, kam so allmählich in seinem Vermögen herab, verlor viel von seiner Kundschaft und wurde genötigt, Schulden zu machen. Dieses, obgleich von ihm selbst verschuldet, war gleichwohl nach seiner Ansicht nur die Folge seines Prozesses und eine Wirkung seiner Feinde, besonders des verwünschten Elsberger. Wurden seine Gesellen wegen Unfugs oder sonst polizeiwürdiger Handlungen eingesperrt, so geschah dieses nicht wegen ihrer Schuld, sondern bloß aus Feindschaft des Magistratsrats Elsberger gegen ihn. Begegnete ihm dieser auf der Straße oder ein Bürgermeister oder ein Magistratsrat, so las er in ihren Gesichtern Verachtung, Hohn, spöttisches Lachen. — —

Unglücklicherweise erfolgte am 8. September 1820, wie vorauszusehen war, die Abweisung des von Steiner an den K. Staatsrat ergriffenen Re-

kurses. Sein Haß gegen den Magistrat und gegen Elsberger entbrannte nun vollends zur Wut; er glaubte in bezug auf die Verkündung des Staatsratsbeschlusses neue Beweise fortgesetzter Verfolgung, planmäßiger Unterdrückung, höhrenden Übermutes von seiten des Magistrats gefunden zu haben. Seine einbilderische Eigenliebe phantasierte sich von jetzt ab immer tiefer in den Glauben hinein, der ganze Magistrat habe sich zu seinem Untergang verschworen, ‚sei‘, wie er sich auszudrücken pflegt, ‚gegen ihn inspiert‘. Er glaubte oder beredete sich zu glauben, man stelle seiner Person nach; er solle gefangen genommen, als Narr in ein Irrenhaus gebracht und auf diese Weise sein gerechter Anspruch auf Entschädigung und Genugtuung mit ihm vergraben werden. — — Zu dem Hofrat H., seinem vieljährigen Hausarzt, hatte er, um die Zeit der Hinrichtung des Studenten Sand, bei einem Besuche geäußert: ‚Durch meinen Prozeß bin ich um meine Ehre und einen Teil meines Vermögens gekommen; ich habe nun nichts weiter zu verlieren und will wie Sand sterben.‘ — —

— — Nun stand Steiner, verlassen von Gattin und Freunden, welche er entweder zurückgeschreckt, oder von sich gestoßen hatte, mit den finstern Geistern wilder Leidenschaften in seiner Brust, mitten in einer Welt, die ihn, seiner Meinung nach, nicht nur um all sein Glück gebracht hatte, sondern auch noch gegen das armselige geschändete, kummervolle Dasein, das sie allein ihm übriggelassen, verschworen war.“

So sehen wir hier die Gewalt des Fanatismus das persönliche Verhältnis, die menschlichen Beziehungen zur Umwelt durch einseitige Verranntheit fälschen und dadurch zerstören, wir sehen die gewaltigste Kraft, die vom menschlichen Geist ausgeht, in sinnlosem Drange das fremde Leben und damit zugleich auch das eigene ins Verderben reißen. Und wir erkennen immer wieder den Fanatismus als diejenige Erscheinung, von der aus die Psychopathologie der katastrophalen Tat, jener ausnahmsweisen, maßlosen, gewaltvollen — sei es heroischen, sei es herostratischen —, am ehesten zu erfassen ist.

XII.

Sexualpsychische Abirrungen.

„— — Aber muß man nicht schließlich alle Kammern des Herzens und sozialen Körpers kennen lernen, vom Keller an bis zum Speicher, selbst die Aborte nicht zu vergessen und vor allem die Aborte nicht zu vergessen?“ schreibt GUSTAVE FLAUBERT, der im Leben wie in Werken mit gleicher Nachdrücklichkeit das Sexuelle betont, an die Geliebte LUISE COLET. Und er läßt sie einen Einblick in die „Aborte“ des eigenen Herzens tun, indem er Kunde gibt von den abwegigen Ausstrahlungen

einer quälend verschärften Sexualität seiner Jugendjahre. Sie läßt zugleich den realen Untergrund der schmerzlichen Bekenntnisse seines von allen Fiebern gesteigerter Geschlechtlichkeit durchsetzten Nachlaßwerkes, des „November“ ahnen:

„Schließlich will sich der Held — (in einem von Flaubert vorher erwähnten Roman) — in einer Art mystischen Wahnsinns kastrieren; ich habe mitten in meinen Pariser Widerwärtigkeiten mit neunzehn Jahren das gleiche Verlangen gehabt (ich werde Dir in der Rue Vivienne einen Laden zeigen, vor dem ich eines Abends, mit unabweislicher Intensität von diesem Gedanken erfaßt, stehengeblieben bin), damals, als ich zwei ganze Jahre verlobt habe, ohne eine Frau zu sehen. Letztes Jahr, als ich Dir von dem Gedanken sprach, in ein Kloster zu gehen, da war es die alte Hefe, die mir wieder aufstieg. Es kommt ein Moment, wo man das Bedürfnis hat, sich Leiden anzutun, sein Fleisch zu hassen, ihm Kot ins Gesicht zu werfen, so scheußlich erscheint es einem.“

HENRI BEYLE-STENDHAL (1783—1842), der französische Schriftsteller, wendet in seiner pseudonymen Selbstbiographie den Blick zurück auf die seelischen Undifferenziertheiten der Kindheitsjahre. Was er herausholt, ist überraschend genug: Ein ausgeprägter Sexualinstinkt des Sechsjährigen kommt in einer ausgesprochen sexuell betonten kindlichen Hinneigung zur eigenen Mutter zum Ausdruck:

„Meine Mutter, Madame Henriette Gagnon, war eine entzückende Frau. Ich war in meine Mutter verliebt. Ich setze schleunigst hinzu, daß ich sieben Jahre alt war, als ich sie verlor. Als ich sie mit sechs Jahren liebte, hatte ich durchaus den nämlichen Charakter wie im Jahre 1802, als ich Alberte de Rumpembré leidenschaftlich liebte. Ich wollte meine Mutter immer küssen und wünschte, daß es keine Kleider gäbe. Sie liebte mich leidenschaftlich und schloß mich oft in ihre Arme, ich küßte sie mit so viel Feuer, daß sie gewissermaßen verpflichtet war, davonzugehen. Ich verabscheute meinen Vater, wenn er dazukam und unsere Küsse unterbrach; ich wollte sie ihr immer auf die Brust geben. Man geruhe sich zu vergegenwärtigen, daß ich sie verlor, als ich kaum sieben Jahr alt war.“

So sehen wir den Dämon der Geschlechtlichkeit lange vor aller körperlich-seelischen Reife selbst aus dem „unschuldsvollen“ Kinderland hervorblicken.

Eine frühreife Sexualität begegnet uns auch sonst oft genug in bezeichnenden Belegstücken. Wie das Liebeserleben selbst einen kaum Vierjährigen zu erfassen und seine Seele aufs stärkste zu bewegen vermag, das hat FRIEDRICH HEBBEL in seinen Erinnerungen aus frühester Kindheit wiedergegeben und damit Jugenderlebnisse festgehalten, die sonst der Vergessenheit anheimzufallen pflegen — und neigen:

„Merkwürdig ist es, daß ich in jenen frühen Jahren schon die Liebe kennenlernte. Ich hatte die Schule kaum betreten, als ich mich in ein Mädchen, das mit mir von gleichem Alter war und mir gerade gegenüber saß,

auf das leidenschaftlichste verliebte. Ich zitterte am ganzen Körper, wenn sie kam, wenn nur ihr Name genannt wurde, ich war unglücklich, wenn sie einen Tag ausblieb, dennoch war ich kaum vier Jahre alt. Besonders ihre roten Lippen und ihre schwarzen Augenbrauen schwebten mir immer vor Augen; daß ihre Stimme Eindruck auf mich gemacht, erinnere ich mich nicht, obgleich hiervon später sehr viel bei mir abhing. Natürlich wagte ich nicht, mich ihr zu nähern, sondern floh sie, selbst im Spiel, ja erzeugte ihr eher Feindseligkeiten als etwas Freundliches, um eine Neigung, mit der meine Kameraden mich geneckt haben würden, nur zu verbergen. Doch fiel ich, als einmal ein Knabe sie bei den Haaren riß, wütend über ihn her und schlug ihn, bis er blutete, was sie mir gar nicht dankte, da sie diesen Knaben lieber hatte wie mich. Übrigens hat diese Neigung bis in mein 17. Jahr gedauert, sie wurde, obgleich das Mädchen — Emilie Voß — sich eher verhäßlichte, als verschönerte, immer heftiger und erlosch erst, als ich vernahm, daß meine Schöne einen Schneider, der ihr die Cour machte, nicht unangenehm finden solle.“

Auf die frühe Jugend zurück geht auch jenes seelische Geschehnis sexueller Färbung, dem J. J. ROUSSEAU, der bekannteste aller Sexualpsychopathen, die abnorme masochistische Neigung verdankt. Ein erzieherisches Züchtigungserlebnis wird zu dem sein sexuelles Lebensschicksal bestimmenden Ereignis:

„Da Fräulein Lamercier uns die Zuneigung einer Mutter entgegenbrachte, besaß sie auch die Machtvollkommenheit einer solchen, was sie bisweilen, wenn wir es verdient hatten, dahin führte, über uns jene Strafe zu verhängen, die man Kindern zuteil werden zu lassen pflegt. Lange genug ließ sie es bei der Androhung bewenden, und die Androhung dieser für mich ganz neuen Züchtigung hatte viel Erschreckliches, aber nach dem Vollzug fand ich sie in der Tatsache weit weniger peinvoll, als sie es mir in der Erwartung gewesen war: Und, was das wunderlichste, diese Strafe steigerte sogar meine Zuneigung zu der, die sie mir verabfolgt hatte. Es bedurfte sogar der ganzen Wahrhaftigkeit dieser Zuneigung und aller meiner natürlichen Sanftheit, um mich daran zu verhindern, die Wiederholung desselben Verfahrens dadurch herbeizuführen, daß ich es zu verdienen suchte, denn ich hatte in dem Schmerz und sogar in der Scham eine Art Wollust empfunden, die mehr Lust als Furcht in mir zurückgelassen hatte, sie noch einmal, von derselben Hand bewirkt, zu verspüren.

Wer möchte glauben, daß diese im achten Lebensjahre von der Hand eines dreißigjährigen Mädchens empfangene Kinderstrafe für den ganzen Rest meines Lebens meine Neigungen, meine Begierden, meine Leidenschaften bestimmt hat, und zwar in einem genau entgegengesetzten Sinne als dem, der sich natürlicherweise daraus hätte entwickeln müssen? Wenn meine Sinne entzündet wurden, irrten meine Wünsche, befangen in dem, was ich empfunden hatte, zur gleichen Zeit so sehr ab, daß es ihnen gar nicht beikam, etwas anderes zu erfahren. Lange Zeit von etwas gequält, das ich nicht erkannte, verschlang ich alle schönen Frauenzimmer mit glühenden Blicken und meine Phantasie rief sie mir unaufhörlich zurück, einzig, um sie nach meiner Art in Bewegung zu setzen und ebensoviele Fräulein Lamerciers aus ihnen zu machen. — —“

Auch sonst erweist sich ROUSSEAU nach den freimütigen Offenbarungen seiner „Confessions“ als vielseitig abnormer Träger sexueller

Abweichungen. Gelegentlich entgleist die sexuelle Erregung bei dieser niemals vollgefestigten und ihrer Triebrichtung sicheren Sexualkonstitution auch in andersartige abwegige Bahnen. Die geschlechtliche Schaustellung, der Exhibitionismus, tritt zu ROUSSEAUS sonstigen sexuellen Abirrungen:

„Da ich meine (sexuellen) Wünsche nicht stillen konnte, wuchs meine Erregtheit so ins Ungeheuere, daß ich sie durch die alleraußerordentlichsten Vornahmen noch immer mehr steigerte. Ich suchte dunkle Alleen und abgelegene Orte auf, wo ich mich weiblichen Personen aus der Ferne in der Stellung zeigen konnte, in der ich gerne in ihrer Nähe gewesen wäre. Was sie zu sehen bekamen, war nicht der unzüchtige Gegenstand, denn an den dachte ich nicht einmal, sondern der entgegengesetzte, der lächerliche. Mein albernes Vergnügen, ihn vor ihren Augen zu wölben, läßt sich nicht beschreiben. Ich brauchte schließlich nur noch einen Schritt weiterzugehen, um die ersehnte Behandlung wirklich zu erfahren, denn ich zweifelte keineswegs, daß irgendeine Entschlossene mir im Vorübergehen das seltsame Vergnügen wohl wirklich einmal hätte zuteil werden lassen, wenn ich den Mut gehabt hätte, es abzuwarten.“

Und dieser Meister in der pathologischen Unfähigkeit zu vollem, ungetrübtem, triebhaftem Liebeserleben beraubt sich selbst unter den günstigsten Vorbedingungen des sexuellen Genusses. Abwegige Reflexionen drängen sich ihm in den Augenblicken stärkster sexueller Lusterregung auf und stören den natürlichen Ablauf der geschlechtlichen Funktionen. Anläßlich eines Liebesabenteuers bei einer Kurtisane in Venedig widerfährt ihm diese psychogene Impotenz:

„Kaum hatte ich in unseren ersten Vertraulichkeiten das Maß ihrer Reize und ihrer Liebkosungen erkannt, so wollte ich aus Furcht, deren Frucht schon vorher zu verlieren, mich beeilen, sie zu pflücken. Aber anstatt der Flammen, die mich verzehrten, fühle ich mit einem Schlage eine tödliche Kälte durch meine Adern rinnen, meine Beine zittern, und nahe daran, unwohl zu werden, setzte ich mich nieder und fange an zu weinen wie ein Kind. — —

In dem Augenblick, da mir die Sinne über ihrem Busen vergehen wollten, über einen Busen, der zum ersten Male Kuß und Hand eines Mannes zu erdulden schien, gewahrte ich, daß sie eine schiefe Brust hatte. Ich ward betroffen, sah näher und glaubte zu entdecken, daß die eine ihrer Brüste nicht gleich der anderen gebaut sei. Und von nun an zermarterte ich meinen Kopf, wovon man wohl eine schiefe Brust bekommen könnte. Überzeugt, daß dies nur mit einem bedeutenden natürlichen Mißwachs zusammenhängen könnte, wandte ich diesen Gedanken so lange um und um, bis es mir schließlich klar wie der Tag war, daß ich in dem bezauberndsten Wesen, das ich nur zu erdenken vermochte, nichts wie eine Art Ungeheuer in den Armen hielte, den Auswurf der Natur, der Menschen und der Liebe. Ich trieb den Blödsinn so weit, ihr von dieser schiefen Brust zu sprechen. Sie faßte die Sache zunächst scherzhaft auf und sagte und tat in ihrer mutwilligen Laune Dinge, die mich hätten vor Liebe sterben lassen müssen. Da ich jedoch im Innersten beunruhigt blieb und es ihr nicht zu verbergen

vermochte, sah ich sie endlich erröten, ihre Bekleidung zurechtrücken, aufstehen und ohne ein einziges Wort zu sagen, an ihrem Fenster niedersitzen. Ich wollte mich neben sie setzen, aber sie erhob sich sofort, ließ sich auf ein Ruhebett nieder, stand augenblicks darauf wieder auf, ging, sich fächelnd, im Zimmer umher und sagte kalten und verächtlichen Tones zu mir: „Zanetto, lascia le donne, e studia la matematica.“

Die vielfachen Abwegigkeiten in ROUSSEAUS Liebesleben bestätigen stets von neuem die Berechtigung dieses Rats aus erfahrenem Munde. Selbst da, wo sich ROUSSEAU den sexuellen Genuß glücklich abgerungen, verleidet ihm die abnorme seelische Konstitution noch nachträglich das erotische Lusterlebnis. Unmittelbar an seine Fersen heftet sich die krankhafte Sexualhypochondrie und quält ihn mit sinnlosen Ansteckungsbefürchtungen. Wiederum handelt es sich um ein venetianisches Liebesabenteuer:

„Die Padoana, zu der wir gingen, hatte ein hübsches, ja sogar schönes Gesicht, jedoch von einer Art Schönheit, die mir nicht gefiel. Dominico ließ mich bei ihr. Ich ließ Sorbett kommen, hieß sie mir etwas vorsingen und nach Verlauf einer halben Stunde schickte ich mich an, wieder fortzugehen, wobei ich einen Dukaten auf den Tisch niederlegte, aber sie hatte die sonderbare Bedenklichkeit, ihn nicht annehmen zu wollen, da sie ihn nicht verdient hatte, und ich die sonderbare Torheit, ihre Bedenklichkeit zu beheben. Ich kehrte, so fest davon überzeugt, daß sie mich mit dem Franzosen beschenkt hatte, in den Palast zurück, daß ich sofort nach meiner Ankunft nichts eiligeres zu tun fand, als nach dem Arzt zu schicken und mir Arznei verschreiben zu lassen. Nichts kann dem gemütlichen Unbehagen gleichkommen, in dem ich die drei nächsten Wochen verbrachte, ohne daß irgendeine Unpäßlichkeit mich gequält oder irgendein Anzeichen meine Furcht gerechtfertigt hätte. Ich konnte nicht fassen, daß man aus den Armen der Padoana sollte ungestraft hervorgehen können. Es kostete dem Arzt alle nur erdenkliche Mühe, mich zu beruhigen; und er erreichte dies Ziel nur, indem er mir einredete, ich sei auf eine so besondere Art gebaut, daß eine Ansteckung nicht leicht statthaben könne.“ —

Einen abnormen masochistischen Einschlag selbstquälerischer Lust erhält die Überspannung der Liebesleidenschaft bei dem von Natur seelisch schlecht equilibrierten Alfred de Musset. Er vertritt es in seinen „Bekanntnissen eines Kindes seiner Zeit“, in die er Persönliches unverkennbar hineinverwoben hat:

„Meine Leidenschaft für meine Geliebte hatte gleichsam etwas Wildes gehabt, und davon war meinem ganzen Leben etwas Mönchisch-Unbehaustes verblieben. Ich will dafür nur ein Beispiel anführen. Sie hatte mir ihr Porträt en miniature in einem Medaillon geschenkt, ich trug es auf dem Herzen, etwas, was viele tun, aber als ich eines Tages bei einem Altertumshändler eine eiserne Geißel fand, an deren Ende ein mit Stacheln versehenes Plättchen angebracht war, hatte ich das Medaillon an dem Plättchen anbringen lassen, und seither trug ich es so. Diese Nägel, die mir jeden Augenblick in die Brust drangen, verursachten mir ein so eigentümliches Wollustgefühl, daß ich mitunter meine Hand dagegen drückte, um sie noch tiefer eindringen zu fühlen. Ich weiß wohl, daß das Wahnsinn ist.“

Solche abseits gerichtete sexualpsychische Episoden sind auch einer seelisch sonst so wohlkonstituierten Natur wie GOETHE nicht fremd. Der Vierundfünfzigjährige fühlt das Bedürfnis nach einem Fetisch als Ersatz für die entbehrte langjährige Liebes- und Ehegefährtin. Er schreibt am 14. Juli 1803 an CHRISTIANE die bezeichnenden Zeilen:

„Schicke mir mit nächster Gelegenheit deine letzten, neuen, schon durchgetanzten Schuhe, von denen du mir schreibst, daß ich nur wieder etwas von dir habe und an mein Herz drücken kann —.“

Eine tiefe Verankerung der Sexualanomalie in einer anomalen seelischen Konstitution offenbart RÉTIF DE LA BRETONNE (1734—1806), der menschliche und literarische Hauptvertreter des Fuß- und Schuhfetischismus. Monsieur NICOLAS, sein autobiographischer Roman, der mit merkwürdig modern anmutendem psychologischem Forschungsdrang und Blick eine Einsicht in die Abwege einer psychopathischen Natur gewährt, läßt neben sonstigen sexualpsychischen Erscheinungen auch diese abnormen Wesenszüge bezeichnend hervortreten:

„Von der heftigsten, ganz abgöttischen Leidenschaft für Colette fortgerissen, wähnte ich sie leiblich zu sehen und zu fühlen, indem ich die Schuhe, die sie eben noch getragen hatte, mit meinen Händen betastete. Ich drückte meine Lippen auf das eine dieser Kleinode, während mir in einem Anfall von Raserei das andere das Weib ersetzte.“ — —

„Hat denn aber diese Vorliebe für schöne Füße, die in mir so stark ist, daß sie unfehlbar meine heftigsten Begierden erregt und mich über sonstige Häßlichkeiten hinwegsehen läßt, ihre Ursache in einer physischen oder geistigen Anlage? Sie ist bei allen, die sie hegen, sehr stark. Hängt sie zusammen mit einer Vorliebe für leichten Gang, graziösen und wolustigen Tanz? Die seltsame Anziehung, die die Fußbekleidung ausübt, ist doch nur der Reflex der Vorliebe für schöne Füße, die selbst ein Tier anmutig machen. Man schätzt die Hülle dann fast so hoch wie die Sache selbst. Die Leidenschaft, die ich seit meiner Kindheit für schöne Fußbekleidung hege, war eine erworbene Neigung, die auf einer natürlichen Vorliebe beruhte.“ — —

Mit RÉTIF DE LA BRETONNE treten jene viel zitierten psychisch-abnormen Persönlichkeiten auf den Plan, deren Wesensart nicht einfach durch die abwegige Richtung ihrer sexuellen Neigungen, sondern vor allem und zugleich durch die weitgehende Durchsetzung und Beherrschung ihrer ganzen Persönlichkeit von der Triebabweichung her das bezeichnende Gepräge erhält. Und so weit geht bei ihnen diese abnorme Durchdringung der Gesamtpersönlichkeit durch die Sexualpsychopathie, daß sie dem Charakter seine spezifische Eigenfärbung, der Lebensführung ihre Sondergestaltung, der geistigen Produktion ihren wesentlichen und besonderen Inhalt verleiht.

RÉTIF DE LA BRETONNE, dem Fetischisten, gesellt sich zunächst als ein Wesensverwandter in seiner menschlichen und schriftstellerischen Eigenart ein Sohn der gleichen Geschichtsepoche zu: der MARQUIS VON SADE (1740—1814), in Charakter, Lebensgang und Schriftstellerei von jener Sexualperversion maßgebend bestimmt, die seinen Namen aufs engste und für immer mit der Pathologie des geschlechtlichen Empfindens verknüpft hat. Zeitgenössische Berichte geben, freilich nur an den äußeren Manifestationen hängen bleibend und das tiefere Wesen der Störung nicht erfassend, von dieser Leben und Phantasie überwuchernden Sexualperversion Kunde. Eine der vielen Skandalaffären, die ihm bei den Zeitgenossen eine zweifelhafte Berühmtheit und seiner Lebenslaufbahn das weniger zweifelhafte Geschick verschafften, ein gut Teil davon hinter Gefängnismauern zu verbringen — die Affäre vom 3. April 1786 ist durch Briefe der geistvollen Marquise DU DEFFAUD an den englischen Staatsmann HORACE WALPOLE überliefert. Unmittelbar nach dem Vorfall verfaßt, tragen sie den Anspruch besonderer Glaubwürdigkeit:

„Hier haben sie eine tragische und sehr sonderbare Geschichte! Ein gewisser Comte de Sade, Neffe des Abbé und Petrarcaforschers, begegnete am Osterdienstag einer großen, wohlgewachsenen Frau von 30 Jahren, die ihn um ein Almosen bat. Er fragte sie lange aus, bezeigte ihr viel Interesse, schlug ihr vor, sie aus ihrem Elend zu befreien und zur Aufseherin seiner ‚petit maison‘ in der Nähe von Paris zu machen. Die Frau nahm dies an, wurde auf den folgenden Tag hinbestellt. Als sie erschien, zeigte ihr der Marquis alle Zimmer und Winkel des Hauses und führte sie zuletzt in eine Dachkammer, wo er sich mit ihr einschloß und ihr befahl, sich vollständig zu entkleiden. Sie warf sich ihm zu Füßen und bat ihn, sie zu schonen, da sie eine anständige Frau sei. Er bedrohte sie mit einer Pistole, die er aus der Tasche zog, und befahl ihr, zu gehorchen, was sie sofort tat. Dann band er ihr die Hände zusammen und peitschte sie grausam. Als sie über und über mit Blut bedeckt war, zog er einen Topf mit Salbe aus seinem Rocke hervor, bestrich die Wunden damit und ließ sie liegen. Ich weiß nicht, ob er ihr zu trinken und zu essen gab. Jedenfalls sah er sie erst am folgenden Morgen wieder, untersuchte ihre Wunden und sah, daß die Salbe die erwartete Wirkung gehabt hatte. Dann nahm er ein Messer und machte ihr am ganzen Körper Einschnitte damit, bestrich wiederum mit der Salbe die blutenden Stellen und ging fort. Es gelang der Unglücklichen, ihre Bande zu zerreißen und sich durchs Fenster auf die Straße zu retten.“ —

„Der Richter von Arceuil riet ihr, ihre Klagen beim Generalprokurator und dem Polizeileutnant vorzubringen. Letzterer ließ Sade verhaften, der sich mit großer Frechheit seines Verbrechens als einer sehr edlen Handlung rühmte, da er dem Publikum die wunderbare Wirkung einer Salbe offenbart habe, die auf der Stelle alle Wunden heile. Sie hat von der weiteren Verfolgung des Attentäters Abstand genommen, wahrscheinlich nach Zahlung einer Geldsumme an sie.“ —

Mit LEOPOLD VON SACHER MASOCH (1836—1895) hebt sich unmittelbar aus unserer Zeit ein von einer spezifischen Sexualpsycho-

pathie geprägter und dieser wiederum den Namen verleihender pathologischer Charaktertyp heraus. Über ihn und die vielgestaltigen Ausstrahlungen seines abnormen Sexualempfindens sind wir zur Genüge durch mancherlei, von Sensationseinschlag nicht immer freie Offenbarungen ihm Nahestehender — in allzu großer Nähe von ihm Stehender — wohl unterrichtet, und zumal durch SACHER-MASOCHS vertrauten Freund, den Schriftsteller F. v. SCHLICHTEGROLL erfahren wir, wie stark die sexualpsychischen Elemente der Schmerzzerleidenswollust und des Pelzfetischismus im Mittelpunkt seines geistigen und äußeren Lebens standen.

Wir hören zunächst, daß auch bei ihm die Perversion bis in die Jahre des unentwickelten geschlechtlichen Lebens zurückreicht:

„Es ist für Sacher-Masoch bezeichnend, daß ihn als Kind die Schilderungen unerhörter Grausamkeit mächtig anzogen. Abbildungen von Hinrichtungen anzuschauen, war seine höchste Lust; die bluttriefenden Märtyrerlegenden reizten ihn mehr als jede andere Lektüre, ließen ihn erschauern und erfüllten ihn gleichzeitig mit dem Gefühl tiefen Genusses.

Vergessen darf auch nicht werden, daß die Träume, die sich zur Zeit der beginnenden Pubertät bei ihm einstellten, ihm seine Person regelmäßig als in der Gewalt eines grausamen Weibes befindlich zeigten; meist einer Sultanin, vor der er gefesselt auf den Knien lag und die ihn mit Behagen marterte.

Das Warum, das Wesen dieser Träume, lernte er erst später verstehen, als ihm Jean Jacques Rousseaus Schriften zugänglich geworden waren.“

Wir hören weiter, wie die Sexualabweichungen die Äußerlichkeiten seines Lebens durchsetzen. Zunächst die erotisch betonte Hinneigung zum Pelz:

„Diese Idiosynkrasie charakterisiert nicht bloß den Dichter, sondern auch den Menschen Sacher-Masoch. Um auszudrücken, eine Frau schiene ihm begehrenswert, pflegte er zu sagen: ‚Ich möchte sie im Pelze sehen.‘ Mißfiel ihm dagegen ein Weib, fand er dafür als prägnantesten Ausdruck das Wort: ‚Unmöglich, mir solche Person im Pelz zu denken.‘

Stets lag in seinem Arbeitszimmer ein Frauenpelz auf der Ottomane, über den er von Zeit zu Zeit liebkosend mit der Hand hinfuhr, seinem Geiste durch diese Berührung neue Spannkraft zu verleihen.

Wie tief sich übrigens Pelz und Knute schließlich in seine Phantasie einbohrten, davon zeugte, daß er zeitweilig Briefpapier benutzte, auf dem eine pelzgeschmückte russische Bojarin zu sehen war, die die Geißel schwang, oder eine andere Dame in leichter Toilette mit einer Hundepeitsche in der Rechten.“

Und zur Kennzeichnung des Einflusses der masochistischen Wesensseite genügt die Wiedergabe eines der „Liebesbriefe“, die ihm seine spätere Gattin AURORA RÜMELIN— WANDA VON DUNAJEW, wie sie sich nach der Heldin seiner „Venus im Pelz“ nannte — schrieb. Ein Brief, der mit seinen knapp drei Zeilen gleich charakteristisch ist

für die Eigenart dieses Liebesverhältnisses, wie für die Personen, zwischen denen es bestand:

„Guten Morgen mein Hund. Schicke mir durch den Dienstmann das schwarze Kleid, aber nur rasch, dann küsse meinen Pelz und denk dabei an deine Herrin.“

Ein weiterer, an SACHER-MASOCH gerichteter Brief endlich: die Antwort ROBERT HAMERLINGS auf SACHERS Zusendung seines neuesten Romans „Die geschiedene Frau, die Passionsgeschichte eines Idealisten“ bildet nach einer andern Richtung ein bezeichnendes sachliches Belegstück für die Bedeutung der sexuellen Perversion im Leben des Dichters. Er hebt durch kritische Zurückweisung gewisser Eigenheiten von SACHER-MASOCHS schriftstellerischer Produktion den Einfluß der Sexualanomalie auf die Art seines geistigen Schaffens und die durch sie gesetzte enge Begrenzung des Stoffgebiets und der Darstellungsweise scharf heraus und schärfer als positive Hinweise es vermöchten:

„Erfreut hat mich auch Ihr Versuch, einen edlen, männlichen Charakter zu zeichnen, auf dessen Seelenadel Sie ausdrücklich Gewicht legen. Aber ich fürchte, man wird sagen, der Versuch sei Ihnen nicht ganz gelungen. Eine Frau spricht zu ihrem Helden: ‚Wenn ich dich satt habe, und ich werde deiner wie jedes andern bald überdrüssig werden, stoße ich dich mit dem Fuße von mir, ich habe mehr als einen in den Tod gejagt, alle irdischen und göttlichen Gesetze verletzt; ich bin ein Teufel, der in dieser Welt nichts sieht, als sein Jagdgebiet‘. — Und was sagt ihr Held dazu: ‚Ich sah mein Ideal verkörpert vor mir stehen!‘ ruft er aus. Daß ein edler, männlicher Charakter von einem ruchlosen Weibe gedemütigt werden kann, ist sehr wahr; er wird zähneknirschend unterliegen. Aber daß ein solches Weib von vornherein das Ideal ist, das er sucht, tut dem Charakter des ‚edelsten und besten Mannes‘ notwendig Eintrag. Warum gibt es überhaupt in Ihren Erzählungen so wenig eine Schäferstunde ohne Fußtritte, als ein schönes Weib ohne Pelzjacke? Zwischen dem Deutschen, der sein ungetreues Weib prügelt, bis es ihn wieder liebt, und dem Polen (oder Russen), der nur getreten, der Liebe froh wird, liegt eine normale Mitte, welcher Sie doch wenigstens einmal, um dem Vorwurf der Monotonie zu entgehen, in einem Ihrer Romane Gerechtigkeit widerfahren lassen sollten.“

Gerade dies: der normalen Mitte gerecht zu werden, mußte SACHER-MASOCH versagt sein. Denn die Natur hatte ihn auf die pathologische Seite gestellt.

Gleichfalls den ganzen Menschen durchdringend und in alle seine Wesensäußerungen ausstrahlend, macht sich eine eigenartige sexualpathologische Komponente bei jenem Manne geltend, der den Zeitgenossen in Verkennung dieser psychopathologischen Wurzel einfach als Original galt. Es ist der Herzog AEMIL AUGUST VON SACHSEN-GOTHA (1772—1822), der selbst der „Glückliche“ genannt sein wollte und der nach GOETHE'S Urteil in den „Tag- und Jahresheften“ „sich

als problematisch darzustellen und unter einer gewissen weiblichen Form angenehm und widerwärtig zu sein beliebt“. Ein vielseitig talentierter, auch schriftstellerisch tätiger, mit mancherlei weibischen Schwächen: Prunkliebe, Verschwendungssucht, Eitelkeit behafteter Fürst, der, naturwissenschaftlich gesehen, seinem inneren Wesen nach vor allem eins war: ein femininer Typ mit transvestitischen Neigungen. Aus diesen Wesenselementen — nicht etwa einfach aus Zeitmilieu, Zeitgeschmack, Modeeinflüssen u. dgl. — ist abzuleiten, was seine Zeitgenossen zu seiner Charakteristik angeführt haben.

Die Malerin LUISE SEIDLER, die ihn schon als Erbprinzen kannte und auch zu malen hatte, entwirft von ihm folgendes bezeichnende Bild in ihren Lebenserinnerungen:

„Dieses größte Original seiner Zeit war schön von Gestalt. Seine Erscheinung hatte etwas Damenhaftes, besonders wohlgeformt waren seine sorgfältig gepflegten Hände und seine Füße. Auch der Kopf wäre schön gewesen, hätte ihn nicht ein schielendes Auge verunstaltet. Barock in allem was er tat, liebte er es, bisweilen mit einem türkischen Schal drapiert, oder in noch phantastischeren Kostümen zu erscheinen. Gewöhnlich trug er eine à la Titus gelockte Perücke vom zartesten Blond, die in Paris verfertigt war. Der Herzogliche Bibliothekar und Sekretär, mein guter Onkel Jakobs, berühmt als gelehrter Philolog, mußte zu seinem größten Kummer sehr oft wegen dieser Perücke mit Pariser Friseuren korrespondieren. Des Herzogs Finger — die Daumen ungerechnet — strotzten von kostbaren Ringen, die Arme von Spangen und Armbändern. Oft, wenn er sich einbildete, krank zu sein, blieb er wochenlang im Bett liegen. Dort erteilte er Audienzen und empfing seine Damen. Als ich mit meiner Tante mich einst nach seinem Befinden erkundigte, nahm er auch unseren Besuch, in seinem Bette liegend, an. Während des Gespräches streifte er den Ärmel seines weiten, weißen Nachtgewandes kokett bis an die Schulter zurück und zeigte uns den mit einer ganzen Reihe der prachtvollsten Armbänder geschmückten Arm. Den Kopf bedeckte eine Art Haube, mit kostbaren Spitzen garniert. Großen Wert legte er auf die Toilette der Frauen, welche er mit Kennerblick musterte; mit seinen Bemerkungen darüber hielt er nicht zurück; ‚das ist ja ein wahres Pfauenkleid‘, sagte er, als ich einst in einem Gewande von buntem Seidenstoff erschien; bei einer anderen Gelegenheit rief er aus: ‚Welch ein schöner, feiner Samt!‘ und strich mit der Hand über meinen Rock. Parfüms aus Paris verbrauchte er in Menge; ein besonderes Vergnügen fand er darin, Eintretenden ganze Gläser davon entgegenzuschütten. — Übertrieben eitel, wie Herzog August war, hatte er die Eigenheit, sich von allen Malern, die nach Gotha kamen, porträtieren zu lassen, um zu sehen, wie jeder ihn auffasse.“

Daß diese abwegigen Neigungen tief im Wesen des Herzogs wurzelten und daher ihm zeitlebens anhafteten, beweist eine Schilderung aus seinen späteren Lebensjahren, die der Schriftsteller FRIEDRICH FÖRSTER von ihm aus der Zeit einer zu seinen Ehren in Altenburg veranstalteten Festlichkeit gibt:

„Eine komischere Erscheinung wie diese Durchlaucht ist mir in meinem ganzen Leben nie wieder zu Gesicht gekommen. Er war damals wohl schon

ein Mann von reifen Jahren, verwendete aber die Toilettenkünste des Boudoirs einer Pariser Modistin darauf, für eine weibliche Schönheit zu gelten. Es war von ihm bekannt, daß er einst, als Fanchon verkleidet, mit dem Leierspiel der Savoyardin die Leipziger Messe besucht und auf Classigs Kaffeehause, in Auerbachs Keller, in der ‚blauen Mütze‘ und anderen Kneipen gute Geschäfte gemacht hatte. Er trug eine blonde Lockenperücke, schielte ganz verzweifelt, war rot und weiß geschminkt, unter einem rosaseidenen Gilet schimmerten Blondes am feinen Battistchemisett, dessen Brillantknöpfe absichtlich gelöst waren, um die Wellenlinien des Schwanenhalses und des Busens sehen zu lassen; an den schöngepflegten Fingern seiner alabasterweißen Hände rosige Nägel, so lang, daß man hätte Kämmen daraus schnitzen können. Insonderheit erschien Se. Durchlaucht am Frühstückstische in vollständiger Damentoilette, mit einem Morgenhäubchen von den feinsten Brüsseler Kanten, Mantille, Spitzenkragen und dergleichen Ärmeln, die jedoch sehr kurz waren, da er seine Oberarme für die schönsten Gliedmaßen seines Körpers hielt. Als eine der anwesenden Damen einen Blick nach den unteren Partien richtete, warnte er scherzend, daß es Gefahr bringe, wenn man sich nicht an den den höheren Regionen angehörenden Schönheiten Melusins begnüge.“ —

So das äußere Bild dieser eigenartigen sexualpathologischen Persönlichkeit, die übrigens selbst eine Empfindung ihrer abnormen Natur haben mochte, wenn sie gelegentlich in einem Briefe davon sprach, daß mit der Steigerung der Selbstachtung von ihrem Ich „die mühsam mir angeklebten erbärmlichen Schlacken der mir angezwängten Männerey“ abfielen. —

Die Triebneigung zum gleichen Geschlecht vereint Menschen der verschiedensten seelischen Eigenart und Begabung, Kinder der verschiedensten Zeit- und Kulturphasen zu einer großen, innerlich oft schwer gequälten und äußerlich oft glücklosen Gemeinschaft. Die Dokumente, in denen sie sich kundgibt, sind so mannigfaltig, wie die Persönlichkeiten, die mit ihr belastet sind.

AUGUST GRAF PLATEN (1796—1835) vertraut in jungen Jahren den Tagebüchern das Geheimnis seiner abweichenden sexualpsychischen Artung an. Die seelischen Wirrnisse, in die sie ihn verstrickt, die schweren seelischen Kämpfe, die er gegen sie führt, die seltenen Glücksstunden, die sie ihm gewährt, spiegeln sich hier bezeichnend wider.

Klarheit über seine verhängnisvolle Neigung gibt dem Dichter schon ein Rückblick auf das Jahr 1813, sein achtzehntes Lebensjahr. Die tieferen Ursachen, die wahren Wurzeln seiner abnormen Sexualartung erkennt er freilich nicht:

„In meinem Herzen hatte jenes Jahr mancherlei Stürme und Veränderungen erregt, und da ich von meinen äußeren Umgebungen so detailliert gesprochen, wie dürfte ich verschweigen, was in mir vorging? Es wird mir schwer, einer seltenen Torheit zu gedenken, die mir so viel fruchtlosen Gram verursachte; aber die Aufrichtigkeit verbeut, sie zu umgehen.

Mein Herz fing an, das Bedürfnis inniger Mitgefühle zu empfinden. Ich wollte Liebe; aber ich hatte bisher nur die Sehnsucht nach Freundschaft gefühlt. Weiber sah ich keine, als jene affektierte Klasse, die nach Hof kam. Sie konnte mich nicht anziehen. So mag es gekommen sein, daß meine erste wärmere Neigung einem Manne gehörte.

Auf einem Hofballe am 10. Februar sah ich zuerst den jungen Grafen M. D., Bruder des . . . schen Gesandten an unserem Hofe. Noch begreife ich kaum, welche plötzlichen Eindrücke sein Bild in mir zurückließ. Er war nicht schön, auch nicht sehr groß, blond und sehr schwächig. In ihm hatte ich plötzlich ein Ideal gefunden, auf das ich die edelsten Eigenschaften der menschlichen Seele übertrug. Je öfter ich ihn sah, desto lebhafter wurde meine Sehnsucht.

Nicht so fast durch sich selbst, durch ihre Folgen ward diese Neigung bedeutend. Ich gewöhnte mich, meine Hoffnungen und Träume der Liebe an Personen meines eigenen Geschlechts zu verschwenden und suchte in ihrer Freundschaft dasjenige Ziel zu erringen, das der Liebende in der Ehe sucht. Ich gewöhnte mich, die Frauen mehr zu verehren als zu lieben, die Männer mehr zu lieben als zu verehren. Ich bin schüchtern von Natur, aber am wenigsten bin ich's in ganz ungemischter Gesellschaft von Weibern, am meisten in ungemischter Männergesellschaft.“

Von dieser Zeit an geben die Tagebücher immer wieder Kunde von den lebhaften Wellenbewegungen eines von homosexuellen Liebesneigungen hin- und hergeworfenen Seelenlebens. Die Namen wechseln vielfach, die inneren Erlebnisse wiederholen sich. Ein Höhepunkt sexuellen Erlebens wird im Sommer 1819 im Tagebuch niedergelegt:

„Avant- hier au soir j'ai revu Edouard au collège oratoire de Mr. Brendel et mon bon génie m'ordonnait de lui dire que je souhaitais de lui parler encore une fois. Je m'y rendis hier matin. D'abord nous nous répandîmes dans un torrent de reproches et je lui dis qu'il était sans coeur et sans aucun sentiment; je lui redemandais mes lettres. Mais mon penchant pour lui l'emporta bientôt sur ma fierté et mon ressentiment. Je me mis sur ses genoux en le conjurant avec mille mots touchants et mille baisers de ne séparer pas que le sort même avait lié. Il m'assura que je ne le connaissais pas encore assez et qu'il y avait trop de diversité entre nos caractères. ‚C'est pour cela‘, lui dis-je, ‚que nous sommes faits l'un pour l'autre, étant destinés de sympathiser par nos ressemblances et par nos dissemblances de nous suppléer réciproquement‘. Enfin il m'embrassa avec ardeur, le ‚tu‘ revint se jouer sur ses lèvres et il me jura de redevenir mon ami, comme il le fût auparavant et de l'être pour toujours. . . . L'idée que mon Edouard est perdu pour moi me fait trembler davantage. Jamais je ne trouverai son égal. On ne reconte qu'une fois de tels yeux! Il est le premier homme que j'ai vraiment aimé, car on n'aime qu'à demi quand les sens ne sont pas encore incités.“

1821 bekennt er die inneren Qualen der homosexuellen Eifersucht, auf die seine seelisch labile Natur mit besonders starken Ausschlägen antwortet:

„Darf ich die ganze Schwäche meines Herzens, meine glühende, heillose Gemütsart vor mir selbst gestehen? Ein Kuß, den gestern Bülow beim Abschiede Fuggern gab, brachte mich ganz aus der Fassung. Die

Furien der Eifersucht erwachten. Mich selbst hat er nie geküßt. Ich brachte die Nacht in einem fürchterlichen Zustande hin und mußte mich, aus dem Bette eilend, auf den Boden hinwerfen, um zu beten. Jetzt zwar bin ich ruhiger, aber kann ich glücklich sein?“

1823 wird ihm eine neue Erschütterung von einer neuen Liebesleidenschaft zuteil, die wiederum die exzentrische Reaktionsweise seines übersensiblen Gefühlslebens zum Ausdruck kommen läßt:

„Ich habe heute das Fürchterlichste meines Lebens erfahren. Der Abgrund, an dem ich seit Jahren schwinde, hat sich noch einmal mit gräßlicher Tiefe vor mir aufgetan. Knöbel, gegen den ich, ich darf wohl sagen, die reinste, die innigste Liebe empfand, sagte mir heute mit wenigen dürren Worten, daß ich ihm lästig sei. . . Es ist nicht Knöbels Verlust allein, es ist die ungeheure Gewißheit, daß mich die Natur bestimmt hat, ewig unglücklich zu sein.“

Eine spätere Tagebuchaufzeichnung vom Jahre 1827 endlich verriät auch den anregenden Einfluß des gleichgeschlechtlichen Erlebens auf PLATENS dichterische Produktion:

„Einige Oden sind entstanden, die letzte veranlaßt durch ein sehr schönes männliches Modell, das ich in einem Künstlerkreis gesehen, und aus dem Bandel einen Paris machen will.“ —

So treten aus PLATENS Tagebuchblättern zugleich mit den Offenbarungen eines abwegigen Liebeslebens und nicht zum wenigsten auch in ihnen die Äußerungen eines psychopathischen Wesens: einer exzentrisch-abnormen, labilen und unausgeglichenen Natur heraus, die in immer neuem, maßlosem Gefühlsüberschwang, in immer erneuter Leidenschaft aufglimmt, die von einer übererregbaren Phantasie mitgerissen, sich immer neue Illusionen über die geliebten Freunde vor spiegelt und in ihnen sich verliert.

Derselbe abwegige Trieb, der PLATENS inneres Leben mit Leiden beunruhigte und erschütterte, greift zerstörend in das äußere Leben OSCAR WILDES (1856—1900), des englischen Dichters, ein, der hemmungsloser einem raffinierten Genußleben sich hingeeben hatte. Jene Beschuldigung der Verführung zu homosexuellem Verkehr, die der Vater seines Freundes Lord DOUGLAS gegen ihn erhob, hat ihn von der Höhe aristokratischer Lebensführung vor die Schranken des Strafgerichts herabgezogen und hat mit der Verurteilung zu mehrjähriger Zwangsarbeit seinen Lebensverfall herbeigeführt. Sein ganzes Wesen verleugnet sich auch im Rahmen jener verhängnisvollen homosexuellen Episode nicht. Der folgenschwere Liebesbrief, der im Prozeß belastend gegen ihn verwertet wurde, weist neben dem homosexuellen Einschlag auch die ästhetisierende Färbung auf, die seiner verfeinerten Künstlernatur eigen war:

„Mein einziger Junge: Dein Sonett ist ganz reizend, und es ist wunderbar, daß Deine roten Rosenlippen nicht minder zur Musik des Liedes sollten geschaffen sein wie zur Leidenschaft des Kusses. Deine goldige Seele schwebt

zwischen der Trunkenheit der Leidenschaft und der der Dichtung. Ich denke, Hyacinthus, welchen Apoll so wahnsinnig liebte in den Tagen Griechenlands, warest Du. Warum bist Du allein in London und warum gehst Du nicht nach Salisbury? Gehe hin und kühle Deine Hände in dem grauen Zwielflicht gothischer Altertümer und komme hierher, wann immer Du magst. Es ist ein lieblicher Platz — nur Du fehlst. Aber geh' nur erst nach Salisbury. Immer, mit nie ersterbender Liebe, der Deinige! Oscar.“

Und jenes Stück seiner eigenen seelischen Sexualität, das WILDE — bewußt oder unbewußt — in seinem Ästhetenroman des „Dorian Gray“ in die ideal verklärten homosexuellen Liebesbeziehungen des Malers BASIL HALLWARD zu dem jungen Titelhelden hineingelegt hat, klingt auch vor der gemeinen Wirklichkeit aus jenem bedeutsamen Bekenntnis heraus, das er am 30. April 1895 vor dem Kriminalgericht ausgesprochen hat:

„Die Liebe, die in unserem Jahrhundert ihren Namen nicht nennen darf, die Zuneigung eines älteren Mannes zu einem jüngeren, wie sie zwischen David und Jonathan bestand, wie sie Plato zur Grundlage seiner Philosophie machte und wie wir sie in den Sonetten Michelangelos und Shakespeares finden — jene tiefe geistige Neigung, die ebenso rein wie vollkommen ist und die größten Künstler zu ihren bedeutendsten Werken begeistert hat — jene Liebe wird in unserem Jahrhundert so mißverstanden daß sie mich vor die Schranken des Gerichts geführt hat. Aber dennoch ist sie schön und heheitsvoll, die edelste Form jedweder Zuneigung. Sie ist nur geistig, und sie besteht allein zwischen einem älteren Manne und einem jüngeren, wenn der ältere geistvoll ist und der jüngere noch seine unberührte, frische Hoffnungs- und Lebensfreudigkeit besitzt. Daß es so sein muß, will die Welt nicht verstehen. Sie höhnt und stellt bisweilen den an den Pranger, der sie ausübt.“ —

Den Freundschaftsäußerungen, die der Pathologie des Geschlechtsempfindens zugehören, stehen jene Liebesbezeugungen gegenüber, die in die Pathologie der Freundschaftsgefühle fallen. Wir kennen sie als Entgleisungen jener überschwenglichen Seelenstimmungen, die auf dem abnormen Boden der Empfindsamkeitsperiode des 18. Jahrhunderts erwachsen sind. Ein alles gesundes Maß überschreitender Freundschaftskult hat hier zu Auswüchsen der Gefühlsschwärmerei und -schwelgerei geführt, bei denen deutlich vernehmbar Untertöne von sexueller Klangfarbe mitschwingen. So schreibt einer der Dichter des Göttinger Hainbundes, der fast 50jährige I. W. L. GLEIM (1719—1803) an den um 20 Jahre jüngeren JOHANN GEORG JACOBI nach eben erfolgter Trennung diesen von Küssen überfließenden „Freundschaftsbrief“:

„Nach Ihrer Abreise, mein liebster Freund, war ich heut zum ersten Mal wieder in meinem Garten. Pomona winkte mich zu dem Baum mit den kleinen roten Äpfeln, unter welchem wir uns küßten. . . . Da, mein lieber Freund, da gab ein Geist mir einen Kuß; der Genius meines Jacobi war es, oder er selbst: Er küßte völlig so, wie mein Jacobi küßt. So wie seine Verse von allen anderen Versen, so unterschied ich seine Küsse von

allen anderen Küssen. Es war elf Minuten nach Drei — dachten Sie da an mich, mein lieber Freund, so war es gewiß Ihr Geist, der mich küßte. Übermorgen um elf Minuten nach Dreie stehe ich wieder unter dem Baum mit den roten Äpfeln, wenn sie etwa nur auf dieser Stelle mich küssen wollen.“

Das homosexuelle Empfinden WALT WHITMANS, des amerikanischen Dichters (1819—1892), für das er selbst in seinem Lebenslauf genügend bezeichnende Belege gegeben hat, findet seinen charakteristischen — oft genug auch hemmungslos-peinlichen — Ausdruck und Niederschlag in den Dichtungen seiner Phalluspoesie, zumal den Bekenntnissen der „Leaves of grass“. Was so manche von ihnen besonders heraushebt, ist ihre unverkennbare Verbindung mit anderen Elementen der WHITMANSchen Psyche und dichterischen Produktion:

„Ich muß daran denken, wie wir einst so dalagen an solch einem klaren Sommermorgen,
Wie deinen Kopf du quer über meine Hüften legtest und dich sanft auf mir umdrehdest
Und mir das Hemd über dem Brustbein öffnestest und die Zunge bis an mein entblößtes Herz hinabtauchtest
Und hinauflangtest, bis du meinen Bart fühltest, und hinablangtest, bis du meine Füße hieltest.
Als bald zog herauf und breitete sich um mich her der Friede und die Erkenntnis, die da höher sind denn alle irdische Vernunft,
Und ich weiß nun, daß die Hand Gottes die Verheißung meiner eigenen ist — —.“

Wir kennen die Weise, wir kennen den Text: Was uns hier in der Verschmelzung von mystisch-religiösem Naturempfinden mit perverter Sexualität entgegentönt, ist uns schon längst aus anderen Dokumenten wohl vertraut: die abnorm enge Verknüpfung des religiösen Lebens mit dem geschlechtlichen. In zahlreichen religiösen Manifestationen des Mittelalters finden wir die unterdrückte, die gehemmte körperliche Sexualität in mehr oder weniger sublimierter Form ans religiöse Leben gebunden wieder.

ANTOINETTE VON BOURIGNON (1616—1680), jene bedeutende religiös fortreibende Frau des 17. Jahrhunderts, die selbst einen SWAMMERDAMM seinem naturwissenschaftlichen Beruf abtrünnig zu machen vermochte, genießt, nachdem sie religiöser Inbrunst voll das Vaterhaus verlassen, nach ihrem eigenen Zeugnis in der Einsamkeit „göttliche Wollüste und Sinnlichkeiten“. Naiv gesteht sie:

„Sie kaufte geringen Hausrat, machte ihr ein Bette von Stroh, ein armes Mägdlein brachte ihr wöchentlich einmal Brot und andere Notdurft, wenig Menschen kamen zu ihr. Ja, ihre Schwester besuchte sie in einem ganzen Jahr nur einmal. Hier genoß sie in dieser Armut und Einsamkeit dergleichen Tröstungen und Süßigkeiten von Gott, daß sie zeit lebens nirgends vergnügter gewohnt. Ganze Tage brachte sie ohne Essen und Trinken zu in göttlichen Liebkosungen und Wollüsten. Ihr Herze hüpfte ihr gemeiniglich bei dem Gebet für Freuden, daß sie gedachte, es könnten kaum mehr Süßigkeiten in dem

ewigen Leben sein. Aber Gott entdeckte ihr folgendes: Du sollst dich nicht in solchen Sinnlichkeiten erlustigen: Im ewigen Leben sind deren unvergleichlich und unendlich mehr. Alles, was der Natur sichtbar und empfindlich ist, das bin ich nicht. Ich bin lauter Geist. Die Bewegungen der Seelen, die am wenigsten geföhlet oder empfunden werden, sind die aller vollkommensten, und hierinnen kann der Teufel keine Macht haben, aber wohl in den Sinnlichkeiten oder Empfindlichkeiten. Hierdurch erlöste er sie von den leiblichen Sinnlichkeiten dermaßen, daß sie denselben hernach nicht mehr unterworfen war, sondern gewiß im Geist und in der Wahrheit wandeln konnte.“

Und selbst eine ethisch so hochstehende, religiös so überragende Persönlichkeit wie CATERINA BENINCASA (1347—1380) — die hl. Katharina von Siena — wird zu abnormen seelischen Ausschweifungen einer erotischen Exaltation hingerissen, die sie visionär an den Brüsten der Mutter Gottes saugen und aus den Körperwunden des Heilands trinken lassen. Ihrem Beichtvater berichtet sie:

„Er nahm meine Seele in seine Arme und legte meinen Mund an die Wunde seiner Seite und fand daselbst die Kunde und Süßigkeit seiner Gottheit. Wenn ihr das verstündet, ihr würdet euch wundern, daß mein Herz mir nicht bricht vor Größe der Liebe, und staunen, daß ich noch im Leibe leben kann mit solchem Übermaß der Liebesglut.“

So finden wir denn auch in den feinsten Emanationen des menschlichen Geistes, in den höchsten religiösen Erhebungen der Seele: in der religiösen Mystik des Mittelalters jenen erdschweren und erdnahen Teil aus der Körperlichkeit wieder. Und aus der religiösen Blütenlese voll innerlichen Reichtums, die Pater DENIFLE von den christlichen Mystikern des 13. und 14. Jahrhunderts gesammelt hat, klingen uns da, wo die Wege der Vereinigung dargeboten werden, als Worte des Geminnten entgegen:

„Eia, sieh, ich bin so traulich, ich bin so lieblich, umfangen zu werden und so zärtlich, daß die reine minnende Seele mich küsse, daß alle Herzen nach mir begehren sollten. Ich bin so herablassend und zugetan und der lauterer Seele allzeit gegenwärtig. Ich wohne ihr verborgentlich bei zu Tische, zu Bett, am Wege.“

Und widertönt es als Worte der minnenden Seele:

„Eia, geminnter Herr, wie gelüftet es mich nach dir! Soll ich je dahin kommen, daß ich sprechen kann: Du mein und ich dein? Ach, schauet alle Herzen, wäre das nicht ein Himmelreich? Herr, deine Augen sind ob der lichten Sonne Glanz; o weh, dein süßer göttlicher Mund, dem der kund wird! Deine lichtstrahlenden Wänglein göttlicher und menschlicher Natur! Deine schöne Gestalt ob alles zeitlichen Wunsches Gewalt! Je bloßer man dich von aller Materie scheidet, desto minniglicher schaut man dich in lauterer Wonne. Je mehr man von einem jeden Menschen alle Leutseligkeit, Zierde, Schönheit sammelt, desto eigentlicher und überschwinglicher findet man alles in dir, zartes Lieb! Siehe, gibt es etwas Minnereiches und Wohlgefälliges, an irgendeinem minniglichen Menschen, das nicht in lauterer Weise tausendmal minniglicher in dir sei, geminntes Lieb?“

So tönt die volle Melodie alles Seins und Werdens selbst noch aus jenen unnatürlichen Äußerungen des psychischen Lebens klar heraus, die von den Disharmonien, den Verzerrungen und Verirrungen des fehlgearteten oder fehlgeleiteten höchsten Lebenstriebes durchsetzt sind.

Nur selten einmal kommt uns Kunde von einem Seelenleben, an dem diese gewaltige Naturkraft niemals irgendwelchen Anteil gehabt hat. ADOLF MENZEL, der Maler (1815—1905), hat eins von diesen seltenen Dokumenten hinterlassen. Zugleich zum Beweise, daß Künstlerschaft und Erotik nicht immer jene ihnen zugeschriebene enge Gemeinschaft haben, daß sie vielmehr ganz getrennte Wege gehen können. In seinem Testament weist MENZEL alle solche Zusammenhänge, die Menschen mit Menschen und die Glieder der sich folgenden Geschlechterreihen miteinander verknüpfen, für seine Person mit beinahe entrüsteter Entschiedenheit von sich:

„Gleicherweise kann niemand auftauchen, irgendwelche Nachkommenrechte geltend zu machen. Nicht allein, daß ich ehelos geblieben, habe ich auch lebenslang mich jederlei Beziehung zum anderen Geschlecht (als solchem) entschlagen. Kurz, es fehlt an jedem selbst geschaffenen Klebstoffe zwischen mir und der Außenwelt.“

XIII.

Abnorme seelische Krisen und psychische Ausnahmeerlebnisse.

Seelische Krisen, durch äußere oder psychische Geschehnisse hervorgerufen, greifen mit ungewöhnlichen Erlebnisformen in das menschliche Leben ein, erschüttern es und ändern seine innere und äußere Gestaltung. Vielseitig sind die Dokumente, die davon Kunde geben. Eins der eindrucksvollsten — gleich eindrucksvoll durch die Fülle wie die Schwere der psychopathischen Manifestationen — betrifft LUDWIG TIECK, den romantischen Dichter.

LUDWIG TIECK (1773—1853) — dessen Leben pathologische Züge, insbesondere Schwermutsanwandlungen, nicht fremd sind — macht in jungen Jahren — im Jahre 1790 — unter dem erschütternden Eindruck von Todesfällen unter den Freunden und anderen trüben Erlebnissen eine abnorme seelische Phase durch: eine Art Pubertätskrise, die durch zahlreiche abnorme Begleiterscheinungen: Schwindel, Kopfsensationen, Angstanfälle, Zustände triebhaften Umherstreifens, pathologische Phantastereien u. a. ihren krankhaften Cha-

rakter verrät. Von RUDOLF KÖPKE, dem Freunde TIECKs in seinen letzten Lebensjahren, stammt der Bericht darüber. Er hat des Dichters eigene Mitteilungen zur Grundlage:

„Die Erfahrungen der letzten Zeit hatten überhaupt einen erschütternden Eindruck auf ihn gemacht; sie gewannen einen tiefen, bleibenden Einfluß, der sein Wesen umzugestalten schien. Oder vielmehr eine andere dunkle Seite desselben, die bisher von manchen glücklichen Erfolgen bedeckt worden war, fing an, hervorzutreten. In der Stille war mit der Lust auch der Schmerz, mit dem Übermute auch die Schwermut gewachsen. Mit immer düsteren Blicken begann er das Leben zu betrachten.

Es gab Zeiten, wo das Gefühl alles Jammers und Elends seine Seele mit furchtbarer Gewalt ergriff, wo ein dumpfer Schmerz sich seiner bemächtigte, durch welchen immer wieder die Frage hindurchhallte, auf die er keine Antwort hatte: Wozu? Warum? Es war ihm, als stehe er am Rande eines unabsehbaren, schwarzen Abgrundes, in den er hineinstürzen müsse. Dann wieder, als blicke er zu der schwindelnden Höhe eines unerreichbar steilen Gipfels empor, bis er selbst von jähem Schwindel ergriffen niederfalle. Diese Angst steigerte sich bis zum wirklichen Schwindel, zum körperlichen Schmerz. Wenn seine Seele, Zeit und Raum vergessend, lange über diesen Abgrund geschwebt hatte, fühlte er es plötzlich wie einen nervenzerreißenden Stoß durch das Gehirn dröhnen. Unter den Schauern tiefsten Grauens fuhr er aus seinen Träumereien empor; er war erschöpft, ohnmächtig. Auf diesem Wege lag der Wahnsinn!

So ergriff ihn denn zuzeiten die vollste Trostlosigkeit, ja Verzweiflung. Er wurde sich selbst ein unlösbares Rätsel, ein Gegenstand des Schreckens, des Entsetzens. Fremd, unkenntlich, als ein anderer stand er sich selbst gegenüber. Mit diesen schwindelnden Gedanken verbanden sich die entsetzlichen Bilder seiner Phantasie. Sie warf ihre finsternen, grauenhaften Schatten vor ihm her. Gespenstisch sah er von außen die Gestalten auf sich zuschreiten, welche aus der Tiefe seines Innern aufstiegen. Dann packte es ihn mit der Fiebergewalt des Wahnsinns, gleichviel wo er war, ob allein oder unter Menschen. Die Balken schienen über ihm zusammenzubrechen, es jagte ihn hinaus auf die Straßen, ins Freie. Da erst schöpfte er Atem.

Als er einmal im Begriff war, in das Theater zu gehen, um den ‚Macbeth‘ zu sehen, überfiel ihn plötzlich jenes Grauen. Er konnte es nicht über sich gewinnen, einen Schritt weiterzugehen; er kehrte um. Atemlos lief er belebteren Straßen zu, um sich selbst zu entfliehen. Auch das helle, nüchterne Schulzimmer war keine Freistatt, die ihn vor seinen Furien schützte. Freunde und Mitschüler erschienen ihm plötzlich fremd und verwandelt, ihre Gesichter verzerrten sich zu grinsenden Larven. Mit jedem Augenblicke stieg seine Angst; sie umringten ihn; sie schienen sich seiner zu bemächtigen. Er stürzte hinaus; in gewaltsam hervorbrechenden, unaufhaltsamen Tränen machte er seinem, von starrem Entsetzen zusammengepreßten Herzen Luft. Erst nach einer halben Stunde oder später vermochte er zu seinen Mitschülern zurückzukehren.

Nach solchen Anfällen versank er stets in tiefere Hoffnungslosigkeit. Er verzweifelte an seinem Leben, am Dasein, an jeder höheren ordnenden und leitenden Macht. Nur der Tod war ein sicheres Heilmittel. Die Versuchung des Selbstmords stieg in ihm auf. Oder andere verzweiflungsvolle Gedanken umdrängten ihn. Nicht das Gute, das Böse

beherrscht die Welt! Mit seinen gräßlichen Phantasien verband sich nun das zur fixen Idee steigende Verlangen, den Teufel mit eigenen Augen zu sehen. Eine wahnwitzige Tollheit ergriff ihn.

Schon früher hatte er angefangen, auf einsamen, nächtlichen Spaziergängen umherzuirren. In den entlegenen Teilen der Stadt, vor den Toren suchte er die Kirchhöfe auf. Bis in die Nacht hinein saß er dumpf brütend auf den Gräbern, bis ihm die Glieder erstarrten. Gibt es einen bösen Dämon, dachte er, so muß er dem Rufe einer Seele folgen, die mit voller, innerster Willenskraft seine Erscheinung fordert. In steigendem Wahnwitz rief er dann durch die Nacht, der Teufel solle ihm erscheinen. Aber alles blieb still, nur sein eigener Ruf hallte gespenstisch zu ihm zurück. Er erwachte voll Entsetzen und eilte nach Hause. So führte er tage- und nächtelang ein angstvolles Traumleben und nachtwandlerisch streifte er hin am Abgrunde des Wahnsinns.

Aus diesen wiederkehrenden Anfällen entwickelte sich endlich ein Zustand innerer Versunkenheit, dauernder Schwermut, welche auch die freien Augenblicke mit einer ihm wohlthuenden Dumpfheit umspann, aus der er gewaltsam aufgerüttelt werden mußte. Sein Wesen war verändert. Er war zerstreut, vergeßlich, er sah und hörte nicht, von einem Gedanken war alles andere verschlungen. Seinen Gefährten erschien er sonderbar, unerklärlich.

Aber in dieser Verzweiflung ward ihm doch ein Trost zuteil, der gerade in den schmerzlichsten Augenblicken wie ein milder Tau auf die Glut niederfiel, die ihn verzehrte. Er fand ihn in der Natur. Stundenlang konnte er auf einsamen Wegen in den wilderen Gegenden des Tiergartens umherirren. So einfach dieses Naturleben auch war, dennoch konnte er bis zur Selbstvergessenheit darin versinken... Diese einsamen Spaziergänge wurden allmählich zu kleinen Fußreisen. Tagelang streifte er allein, in Wind und Regen, in den öden Kiefernheiden umher. Tröstend gesellte sich zur Natur die Poesie. Wenn er zu irgendeinem Gedichte griff, welches sonst Eindruck auf ihn gemacht hatte, so fühlte er, wie die dumpfe Bewegung in seinem Innern sich legte, und Ruhe und Gleichgewicht der Kräfte kehrten ihm auf einige Zeit wieder. Nicht anders, wenn er Selbstbeherrschung genug gewann, um sich selbst dichterisch auszusprechen. Dann war er wieder mit sich eins.

Wie ein mildes, versöhnendes Licht war auch der Strahl der ersten Liebe in sein Herz gefallen. Sie zog ihn in das Leben zurück. — —“

Tiefgreifende psychische Wesensumwandlungen sehen wir zu allen Zeiten von religiös gefärbten seelischen Innenerlebnissen pathologischen Einschlags ausgehen. Eine seelische Läuterung durch solch ein psychisch eingreifendes krankhaftes Geschehnis erfährt jene zu Abenteuer und Konflikten geneigte Künstlernatur der Renaissance: **BENVENUTO CELLINI (1500—1571)**, als er 1538 wegen angeblicher Unterschlagung von Edelsteinen des päpstlichen Schatzes in dem trostlosen Elend des Kerkers der Engelsburg schmachten mußte. Dieser abnorm veranlagte Mensch, den seine krankhafte Zornmütigkeit und die hemmungslose Triebhaftigkeit der Affekte stets aufs neue in bedenkliche Zusammenstöße verwickelte, gibt sich in der strengen Haft religiösen Gedanken und der Andacht hin. Bald werden

ihm tröstende Visionen, beglückende Traumgebilde zuteil, die nichts anderes als die pathologischen Realisierungen seines eigenen Innenlebens, seiner Gedanken, Wünsche, Hoffnungen darstellen. Seine Selbstbiographie bringt diese abnorme seelische Krise durch psychotische Hafterlebnisse mit ihrer wunderbaren Wirkung einer religiösen Erhebung klar und in aller Ausführlichkeit zum Ausdruck. Hier genügt es, sie zusammengedrängt wiederzugeben:

— — „Sobald mir das Licht mangelte, fiel der Verdruß mich wieder an und quälte so, daß ich mehr als einmal entschlossen war, mich selbst umzubringen. Weil sie mir aber kein Messer gelassen hatten, so war die Sache schwer zu verrichten. Doch hatte ich unter anderem einmal ein großes Holz zurechtgestellt und wie eine Falle unterstutzt, und wollte es auf meinen Kopf schlagen lassen, so daß ich gewiß gleich tot geblieben wär. Als ich nun das ganze Gestell zurechtgemacht hatte, und eben, um loszudrücken, die Hand hineinsteckte, ward ich von einem unsichtbaren Wesen ergriffen und vier Ellen weit weggeworfen, worüber ich so erschrak, daß ich für tot liegenblieb. Dieser Zustand dauerte von Tagesanbruch bis neun zehn Uhr. — Da ich nun überlegte, was das wohl gewesen sein könnte, das mich von meinem Vorsatz abgehalten hatte, so konnte ich wohl denken, daß es eine göttliche Kraft sei, die sich meiner annähm. Die Nacht darauf erschien mir eine wunderbare Gestalt im Traume; es war der schönste Jüngling, er sagte mir mit zorniger Stimme: Weißt du, wer dir den Körper geliehen hat, den du vor der Zeit verderben wolltest? Mir schien, als antwortete ich, daß ich alles nur Gott und der Natur schuldig sei. Nun, versetzte er, du verachtest seine Werke, indem du sie zerstören willst. Laß dich von ihm führen und verliere die Hoffnung nicht auf seine Macht. Er fügte noch viele der herrlichsten Worte hinzu, deren ich mich nicht den tausendsten Teil erinnere. Nun fing ich an zu betrachten, daß diese Engelsingestalt mir die Wahrheit gesagt habe. — —

Dann fing ich an, so gut ich konnte, auf weiße Blätter, die an die Bibel angebunden waren, zu schreiben. Ich schalt meine Seelenkräfte, daß sie nicht mehr in diesem Leben bleiben wollten, sie antworteten meinem Körper, daß sie zu viel dulden müßten, und der Körper gab ihnen Hoffnung besserer Tage, und so brachte ich ein Gespräch in Versen zustande. Nachdem ich mich also selbst gestärkt hatte, fühlte ich neue Kraft, fuhr fort, meine Bibel zu lesen. — Ich betrachtete mit Erstaunen die Gewalt des göttlichen Einflusses auf diese einfältigen Menschen, die mit so großer Inbrunst glaubten, daß Gott ihnen alles zu Gefallen tun würde, was sie sich nur ausgedacht hatten, und so versprach ich mir auch die Hilfe Gottes, sowohl weil er so erhaben und gnädig, als auch weil ich so unschuldig sei. Beständig bald mit Gebet, bald mit Gespräch, wendete ich mich zu Gott und fühlte ein so großes Vergnügen bei dem Gedanken, daß ich mich keines anderen Verdrusses erinnerte, den ich gehabt haben möchte. So sang ich auch den ganzen Tag Psalmen und viele andere meiner Gedichte, alle an Gott gerichtet. — —

Nachdem ich 4 Monate rücklings auf dem Bette wegen des zerbrochenen Fußes gelegen und so oft geträumt hatte, die Engel kämen, mich zu heilen, so war ich zuletzt ganz gesund geworden, als wenn ich niemals beschädigt gewesen wär. Ich indessen setzte meine

gewöhnlichen Gebete fort, und meine Träume waren alle Nacht angenehmer und gefälliger, so daß sie alle Einbildungskraft überstiegen. Mir träumte immer, daß ich mich sichtlich bei dem befände, den ich unsichtbar empfunden hatte und noch oft empfand; ich verlangte von ihm zur einzigen Gnade und bat ihn dringend, er möchte mich dahin führen, wo ich die Sonne sehen könnte, das sei das einzige Verlangen, das ich habe; ich wollte alsdann zufrieden sterben und allen Verdruß dieses Gefängnisses vergessen. — —

Kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, als der Unsichtbare nach Art eines Windes mich ergriff und mich in ein Zimmer führte, wo er sich mir sichtbar in menschlicher Gestalt darstellte. — Alles dieses sah ich klar und wirklich und dankte beständig Gott mit lauter Stimme. Nachdem ich diese wunderbaren Dinge, etwas über den achten Teil einer Stunde, vor den Augen gehabt hatte, entfernten sie sich, und ich ward wieder auf mein Lager zurückgetragen. Sogleich rief ich mit lauter Stimme: Die Kraft Gottes hat mich gewürdigt, mir seine ganze Herrlichkeit zu zeigen, wie sie vielleicht kein anderes sterbliches Auge gesehen hat. Nun erkenne ich, daß ich frei und glücklich bin und in der Gnade Gottes stehe.“ — —

Wir gehen weiter, ins siebzehnte Jahrhundert. BLAISE PASCAL (1623—1662) — ein frühreifes Genie, das schon in jungen Jahren den ganzen Umfang des menschlichen Wissens umfaßte und durch mathematische und physikalische Entdeckungen die Wissenschaften bereicherte, im übrigen aber eine psychopathische Natur und daher im Leben mit wechselnden psychischen und nervösen Krankheitserscheinungen beschwert — erfährt ein erschütterndes, sein ganzes Sein aufwühlendes Innenerlebnis in der Nacht des 23. November 1654 — vielleicht in innerem psychologischem Zusammenhange mit jenem kurz vorher erlittenen schweren Wagenunfall an der Neuillybrücke, wo er wie durch ein Wunder vom tödlichen Sturz in die Seine verschont blieb. Was er in jener Nacht innerlich erlebte und was ihn in seinem religiösen Leben wie in seiner ganzen Lebensführung tiefgreifend beeinflusste, hat er in einem eigenartigen Pergament niedergelegt, das er in seiner Kleidung eingenäht und vor anderen streng geheim gehalten wie einen Talisman stets bei sich trug: in jenem „mystischen Amulett“ wie es seit CONDORCET genannt wird, das noch jetzt, dem Manuskript seiner „Pensées“ in der Pariser Nationalbibliothek vorgeheftet, erhalten ist.

Ein von Strahlen umgebenes Kreuz leitet ein und beschließt das eigentümliche Schriftstück, das aus der Verworrenheit seiner abgerissenen Sätze, seiner lateinischen und biblischen Phrasen, seiner kurzen Ausrufe und seiner Andeutung von visionären Erscheinungen („FEU“) wenigstens eins mit Sicherheit: die innere Hinwendung zu Gott erkennen läßt:

L'an de Grâce 1654.

Lundi 23 novembre, jour de saint Clément, pape et martyr, et autres au martyrologe.

Veille de saint Chrysogone, martyr et autres.

Depuis environ dix heures et demie du soir, jusques environ minuit et demi,

F E V

„Dieu d'Abraham, Dieu d'Isaac, Dieu de Jacob“

non des philosophes et des savants.

Certitude. Certitude. Sentiment. Joie. Paix.

Dieu de Jésus-Christ.

Deum meum et Deum Vestrum.

„Ton Dieu sera mon Dieu“

Oubli du monde et de tout, hormis Dieu.

Il ne se trouve que par les voies enseignées dans l'Évangile.

Grandeur de l'âme humaine.

„Père juste, le monde ne t'a point connu, mais je t'ai connu“

Joie, joie, pleurs de joie.

Je m'en suis séparé:

Dereliquerunt me fontem aquae vivae.

„Mon Dieu, me quitterez-vous?“

Que je n'en sois pas séparé éternellement.

„Cette est la vie éternelle, qu'ils te connaissent seul vrai Dieu, et celui que tu as en voyé, Jésus-Christ.“

Jésus-Christ.

Jésus-Christ.

Je m'en suis séparé; je l'ai fui, renoncé, crucifié.

Que je n'en sois jamais séparé!

Il ne se conserve que par les voies enseignées dans l'Évangile:

Renonciation totale et douce.

Soumission totale à Jésus-Christ et à mon directeur.

Éternellement en joie pour un jour d'exercice sur la terre. Non obliviscar sermones tuos. Amen.“

In ähnlicher Weise sehen wir durch eine pathologische Krise religiöser Färbung einen anderen Sohn des 17. Jahrhunderts, den bedeutenden holländischen Arzt und Naturforscher D. JOH. SWAMMERDAM (1637—1687) zu einer schroffen Umwandlung seines Lebensganges, zu vorzeitigem Abbruch seines Lebensberufs veranlaßt. Wohl mit durch den fortreißenden Einfluß der religiösen Eifererin ANTOINETTE BOURIGNON, deren Schriften er gelesen, wurde er im besten Mannesalter — nicht viel über 30 Jahre alt — von religiösen Skrupeln und Ängsten erfaßt, wandte sich von allem naturwissenschaftlichen Forschen und Sammeln ab und gab sich ganz dem Dienste Gottes in einsamer Zurückgezogenheit hin. Seine wissenschaftliche Arbeit trägt die Spuren dieser Krise. Sein Werk „Das menschliche Leben abgebildet in der Eintagsfliege“, das er mit ausdrücklicher Bewilligung der BOURIGNON veröffentlichte, ist von theologischen Betrachtungen durchsetzt. Und seine „Biblia naturae“ mußte später ein anderer, der bedeutende Leydener Kliniker HERMANN BOERHAVE, statt seiner herausgeben, der damit zugleich die Aufgabe übernahm, in der Ein-

leitung zu dem Buche den Leser über diese Sinneswandlung SWAMMERDAMS aufzuklären:

„In der Abhandlung vom Hafft bekennt er offenherzig, daß er sie mit tausend Ängsten, Gewissensnagen und auffallenden Verweisen seines gottesfürchtigen Herzens, unter Seufzern, Schluchzen und Tränen vollbracht habe. Seine Art trieb ihn an, die von dem höchsten Schöpfer in der Natur gelegten Wunder zu erforschen, auf der anderen Seite aber riet ihm die seinem Herzen eingeprägte göttliche Liebe, nicht die Geschöpfe, sondern Gott allein zu suchen, zu lieben und ihm zu dienen. Er übergab also, da ihn die Reue und das Gewissen peinigte, dieses sein Buch jemand anders, ohne zu wissen und ohne sich zu bekümmern, was daraus werden sollte.“

Gewiß liegt es nahe, in der hier betonten Tendenz solche tiefgreifenden Innenumwälzungen als *abnorm* anzusprechen, lediglich den Ausdruck der Unfähigkeit des modernen Menschen zu sehen, sich in die — vielleicht ganz natürlichen — geistigen Äußerungen einer uns fernem Zeit und Kultur voll einzufühlen. Wir suchen darum weiter in größerer zeitlicher und menschlicher Nähe von uns und wir stoßen sogleich auf eines der eindruckvollsten Bekenntnisse einer religiösen und allgemein menschlichen Seelenwandlung, das je der Welt offen preisgegeben wurde.

Dies LEO TOLSTOIS „Beichte“ in ihrer ergreifenden Aufrichtigkeit:

„So lebte ich denn, aber vor fünf Jahren geschah etwas Seltsames mit mir.

Zuerst waren es zeitweise Augenblicke der allgemeinen Verstörtheit, Augenblicke, in denen das Leben sozusagen stillstand, wo ich nicht wußte, wie ich leben sollte, was ich tun sollte, und ich fühlte mich geistesabwesend und verfiel in Abspannung. Aber das ging vorbei und ich lebte dann wieder nach wie vor wie früher.

Dann kamen diese Augenblicke der Ermattung immer häufiger und in derselben Weise wieder. Dieser Stillstand des Lebens kennzeichnete sich stets in denselben Fragen: Warum? Und was dann?

Diese Fragen dulden keinen Aufschub: Man muß sofort darauf antworten; wenn man nicht antwortet, kann man nicht leben.

Ich fühlte, daß etwas in mir zerstört war, worauf mein Leben sich gegründet hatte, und daß mir nun nichts mehr blieb, worauf ich mich stützen konnte; mein Leben war moralisch zu einem Stillstand gekommen. Ein fast unwiderstehlicher Drang erfaßte mich, auf die eine oder auf die andere Weise aus dem Leben zu scheiden. Es wäre nicht zutreffend, wollte ich sagen: Ich wünschte mich zu töten; denn die Macht, die mich drängte, das Leben von mir zu werfen, war viel größer und stärker als ein bloßer Wunsch. Wie ich früher mit aller Kraft gestrebt hatte zu leben, so zog es mich jetzt in die entgegengesetzte Richtung: Mein ganzes Wesen strebte danach, das Leben aufzugeben.

Ich, ein glücklicher und gesunder Mann, mußte den Strick verstecken, um mich nicht in meinem Zimmer, wenn ich des Abends zu Bette ging, zu erhängen. Ich ging nicht mehr auf die Jagd, damit ich nicht der gar zu leichten Versuchung unterläge, mich zu erschießen.

Ich wußte selbst nicht, was ich wollte. Ich fürchtete das Leben; ich fühlte mich innerlich dazu getrieben, es aufzugeben, und trotzdem hoffte ich noch etwas von ihm.

Und doch hätte ich damals den äußeren Umständen nach äußerst glücklich sein können. Ich hatte eine gute Frau, die mich liebte und die ich wieder liebte, gute Kinder und ein großes Vermögen, das sich ohne mein Zutun vermehrte. Ich wurde von Verwandten und Bekannten mehr als je geachtet; Fremde überschütteten mich mit Lob; ohne anmaßend zu sein, konnte ich mich schon für berühmt halten. Auch war ich weder geistig noch körperlich krank; im Gegenteil, ich besaß eine physische und geistige Kraft, wie ich sie bei Personen meines Alters kaum je gesehen habe. Ich konnte mähen wie ein Bauer, und ich konnte 8 Stunden ununterbrochen geistig arbeiten, ohne üble Folgen zu spüren.

Und doch konnte ich in keiner meiner Handlungen einen vernünftigen Sinn finden. Ich war erstaunt, daß es je anders gewesen sei. Ich hatte das Gefühl, als ob sich jemand einen bösen und dummen Scherz mit mir machte. Man kann nur so lange leben, als man berauscht, trunken vom Leben ist; wenn man nüchtern wird, so muß man sehen, daß alles dummer Betrug ist. Das einzig Wahre ist, daß es nicht einmal etwas Komisches oder Spaßiges gibt; es ist alles lediglich grausam und sinnlos. Welchen Zweck wird mein heutiges Tagewerk haben, welchen Zweck das für morgen ange setzte? Was wird das Resultat meines ganzen Lebens sein? Wozu lebe ich? Warum arbeite ich? Gibt es im Leben irgendein Ziel, das der unvermeidliche Tod nicht aufhebt und zerstört?

Das sind die einfachsten Fragen der Welt. Sie drängen sich jedem menschlichen Wesen auf, dem törichten Kinde und dem weisesten Greise. Ohne eine Antwort auf sie war mir die Fortsetzung des Lebens unmöglich.

Eine Art Angstgefühl beherrschte mich, so daß ich mir unter all den mir so fremd erscheinenden Dingen verlassen und einsam vorkam; aber dies Angstgefühl wurde durch die Hoffnung gelindert, bei jemand Hilfe zu finden. — —

(Durch Reflexion kommt Tolstoi allmählich zu der Erkenntnis, daß der Glaube die Möglichkeit zum Weiterleben gebe, und daß die Abkehr vom Konventionellen der Weg zum wahren Leben sei.)

Und bei solchem Nachdenken erwachte in mir wieder ein froher Zug zum Leben. Alles wurde in mir lebendig, alles bekam einen Sinn. Was suche ich noch weiter? fragte eine Stimme in mir. — —

Danach wurde alles in mir und um mich heller als je zuvor, und das Licht ist niemals wieder ganz erloschen. Ich war vom Selbstmorde gerettet. Wann der Wandel sich vollzog, kann ich nicht genau sagen. Aber ebenso unmerklich und allmählich wie die Kraft zu leben in mir vernichtet worden war und ich geistig gestorben war, so allmählich und unmerklich kam auch der Wille zum Leben wieder zurück. Und wie sonderbar: Dieser wiederkehrende Wille war nichts Neues! Es war meine alte kindliche Glaubenskraft, der Glaube, daß der einzige Zweck meines Lebens der sei, besser zu werden. Ich gab das Leben der Gesellschaft auf; denn ich erkannte, daß es kein wahres Leben sei, sondern lediglich eine Parodie aufs Leben, die nur das Drum und Dran uns nicht als solche erkennen läßt.“ — —

Man übersehe nicht: Was hier unter nervöser Erschöpfung, schwerster Depression, unter stärksten inneren Skrupeln, unter Lebensüberdruß und Selbstmorddrang vor sich

geht und in der innerlichen Abwendung vom bisherigen Leben seine Lösung findet, ist nicht eine von jenen natürlichen seelischen Krisen der aus geistiger Unfertigkeit und Unsicherheit zur Klärung und Reifung sich durchringenden Jugend- und Entwicklungsjahre, sondern eine seelische Alteration, die die auf der Höhe des Lebens in den 50er Jahren stehende, voll ausgereifte Persönlichkeit befällt und aus einem lange Jahre mit voller innerer Befriedigung und unter allgemeiner äußerer Anerkennung geführten Leben herausreißt. Und sowohl diese in Art wie Stärke ungewöhnlichen Begleit- und Äußerungsformen von TOLSTOIS Bekehrungserlebnis wie der Umfang seiner Persönlichkeitsumwandlung selbst, wie schließlich auch die späte Lebensphase, in der sie sich vollzieht —, sie rücken den seelischen Vorgang hart an das pathologische Geschehen heran.

LEO TOLSTOI steht im übrigen mit dieser abnormen Lebenskrise nicht allein. Wer die Seelengeschichte der Konvertierten aller Zeiten verfolgt von längst vergangenen Epochen bis hin zu den Bekenntnissen der BUNYAN, ALLINE, RATABONNE, FINDLEY und aller der unzähligen anderen, dem kann es nicht entgehen, daß die religiösen Umwandlungen oft noch viel stärker, viel unmittelbarer und innerlicher mit dem Pathologischen zusammenhängen, mit ihm vergesellschaftet sind. —

An OSKAR WILDES innerem Schicksal, das von der Zuchthaushaft zu Reading eingeleitet wurde und in dem Übertritt zum Katholizismus kurz vor dem Tode seinen Abschluß fand, darf hier nicht vorübergegangen werden. Seine Seele wird vom Zuchthaus gewaltig umgepreßt, die raffinierte Ästhetenkultur, der er sich hingeeben, gibt er auf für die Lehre der Demut und des Schmerzes. In seinen Zuchthausaufzeichnungen „De profundis“ bekennt er klar und deutlich diese Umwandlung:

„Ich sehne mich nach dem Leben, damit ich erforschen kann, was jetzt so gut wie eine neue Welt für mich ist. Wollt ihr wissen, was diese neue Welt ist? Ihr könnt es wohl erraten: Es ist die Welt, in der ich die letzten zwei Jahre gelebt habe. Das Leiden und alle Lehren, die wir ihm danken — das ist meine neue Welt. Früher war mein ganzes Leben dem Vergnügen gewidmet.“

Wie schließlich ein voller seelischer Umschlag: die schroffste Abwendung vom bisherigen Leben und Treiben durch die den inneren Menschen schwer bedrängende Todesnähe erzwungen wird, das offenbart mit erschreckender Eindringlichkeit jener schaurige Brief, den AUBREY BEARDSLEY (1872—1898), der junge Künstler und zeichnerische Vertreter einer raffinierten Dekadentenkunst dem Freunde SMITHERS schrieb, als er in Mentone an seinem Lungenleiden zu Tode krank darniederlag. Acht Tage vor dem Dahinscheiden ist der Brief

geschrieben, durchweht von allen Schauern und Ängsten der Sterbestunde:

„Jesus ist unser Herr und Richter!

Lieber Freund,

Ich flehe Sie an, alle Exemplare der „Lysistrata“ und alle unsittlichen Zeichnungen zu vernichten. Zeigen Sie dies Pollitt und beschwören Sie ihn, dasselbe zu tun. Bei allem, was heilig ist, alle obszönen Zeichnungen.

Aubrey Beardsley
in meiner Todesagonie.“

Mit tragischer Schwere greift das Leben in LUDWIG VAN BEETHOVENS (1770—1827) seelisches und äußeres Schicksal ein. Eine fortschreitende Schwerhörigkeit verschärft seine von Natur abnorme psychische Wesensart und führt ihn so der äußeren Vereinsamung und inneren Verbitterung entgegen. Den inneren Zusammenhang seiner seelischen Veränderung mit dem weiterschreitenden Gehörleiden, das durch die Erschwerung seiner Kunst und des menschlichen Verkehrs mit besonderem Drucke auf BEETHOVEN lasten mußte, haben seine Zeitgenossen wohl erkannt. Bezeichnend genug ist, was IGNAZ VON SEYFRIED (1776—1841), der Wiener Kapellmeister und Opernkomponist, darüber sagt:

„Je mehr der Mangel des Gehörsinns und die im Verlauf seiner letzten Lebensjahre dazu sich gesellenden körperlichen Übel des Unterleibes überhandnahmen, um so rascher entwickelten sich auch jene unheilbringenden Symptome einer martervollen Hypochondrie. Er fing an zu klagen über die böse, nur zu Lug und Betrug geneigte Welt, über Bosheit, Falschheit und Hinterlist, behauptete, man fände gar keinen redlichen Menschen mehr, sah alles im schwärzesten Lichte und mißtraute zuletzt sogar seiner durch vieljährige Dienste bewährten Haushälterin.“ — —

Besonders ergreifend wirkt demgegenüber BEETHOVENS eigene Rechtfertigung seines Wesens, sein eigenes Geständnis der schweren Seelenkrise, die den vom Schicksal Geschlagenen sogar mit Selbstmordgedanken bedrohte. Das Heiligenstädter Testament vom 6. Oktober 1802 ist das einzigartige psychologische Dokument:

„O ihr Menschen, die ihr mich für feindselig, störrisch oder misanthropisch haltet oder erkläret, wie unrecht tut ihr mir! Ihr wißt nicht die geheime Ursache von dem, was euch so scheint. Mein Herz und mein Sinn waren von Kindheit an für das zarte Gefühl des Wohlwollens; selbst große Handlungen zu verrichten, dazu war ich immer aufgelegt, aber bedenket, daß seit 6 Jahren ein heilloser Zustand mich befallen, durch unvernünftige Ärzte verschlimmert. Von Jahr zu Jahr in der Hoffnung, gebessert zu werden, betrogen, endlich zu dem Überblick eines dauernden Übels (dessen Heilung vielleicht Jahre dauern wird oder gar unmöglich ist) gezwungen, mit einem lebhaften feurigen Temperamente geboren, selbst empfänglich für die Zerstreuungen der Gesellschaft, mußte ich früh mich absondern, einsam mein Leben zubringen. Wollte ich auch zuweilen einmal mich über alles das hinaussetzen, o wie hart wurde ich durch die doppelte traurige

Erfahrung meines schlechten Gehörs dann zurückgestoßen, und doch war's mir noch nicht möglich, den Menschen zu sagen: Sprecht lauter, schreit, denn ich bin taub. Ach, wie wär' es möglich, daß ich die Schwäche eines Sinnes angeben sollte, der bei mir in einem vollkommeneren Grade als bei andern sein sollte, eines Sinnes, den ich einst in der größten Vollkommenheit besaß, in einer Vollkommenheit, wie ihn wenige von meinem Fache gewiß haben, noch gehabt haben — o, ich kann es nicht. Drum verzeiht, wenn ihr mich da zurückweichen sehen werdet, wo ich mich gerne unter euch mischte. Doppelt wehe tut mir mein Unglück, indem ich dabei verkannt werden muß. Für mich darf Erholung in menschlicher Gesellschaft, feinere Unterredungen, wechselseitige Ergießungen nicht statthaben. Ganz allein, fast nur soviel, als es die höchste Notwendigkeit fordert, darf ich mich in Gesellschaft einlassen. Wie ein Verbannter muß ich leben; nahe ich mich einer Gesellschaft, so überfällt mich eine heiße Ängstlichkeit, indem ich befürchte, in Gefahr gesetzt zu werden, meinen Zustand merken zu lassen. — So war es dann auch dieses halbe Jahr, was ich auf dem Lande zugebracht. Von einem vernünftigen Arzte aufgefordert, soviel als möglich mein Gehör zu schonen, kam er fast meiner jetzigen natürlichen Disposition entgegen, obschon, vom Triebe zur Gesellschaft manchmal hingerrissen, ich mich dazu verleiten ließ. Aber welche Demütigung, wenn jemand neben mir stand, und von weitem eine Flöte hörte und ich nichts hörte, oder jemand den Hirten singen hörte und ich auch nichts hörte. Solche Ereignisse brachten mich nahe an Verzweiflung, es fehlte wenig, und ich endigte selbst mein Leben. — Nur sie, die Kunst, hielt mich zurück. Ach, es dünkte mir unmöglich, die Welt eher zu verlassen, bis ich das alles hergebracht, wozu ich mich aufgelegt fühlte, und so fristete ich dieses elende Leben — wahrhaft elend, einen so reizbaren Körper, daß eine etwas schnelle Veränderung mich aus dem besten Zustande in den schlechtesten versetzen kann.

So wär' es geschehen. — Mit Freuden eil ich dem Tode entgegen. — Kommt er früher, als ich Gelegenheit gehabt habe, noch alle meine Kunstfähigkeiten zu entfalten, so wird er mir trotz meinem harten Schicksal doch noch zu früh kommen, und ich würde ihn wohl später wünschen. — Doch auch dann bin ich zufrieden: Befreit er mich nicht von einem endlosen leidenden Zustande? — Komm, wann du willst: Ich gehe dir mutig entgegen. — —“

Zu einem Wendepunkt im äußeren Leben gestaltete sich eine seelische Krise für einen kleineren Menschen, für CHRISTIAN FRIEDRICH LAUKHARD (Magister LAUKHARD), jenen merkwürdigen characterschwachen Sohn des 18. Jahrhunderts, der seine Zeit und seinen eigenen, so weit von allem Durchschnittlichen sich entfernenden Lebenslauf mehr als freimütig in seiner Selbstbiographie der Mit- und Nachwelt dargeboten hat. Als junger Hallenser Privatdozent in Schulden geraten und vom sonst nicht eben kleinlichen Vater im Stich gelassen, zugleich geschwächt durch eine körperliche Krankheit, gerät er um Weihnachten 1783 unter all diesem Mißgeschick in einen seelischen Verstimmungszustand, der unter unruhigem Umhertreiben und sinnlosem Trinken ihn zu einer mehr als impulsiven Handlungsweise drängt: Er läßt sich in

diesem Zustande anwerben und entgleist so aus der Gelehrtenlaufbahn in die Verwilderung des Söldnerheeres. Er erzählt:

— — „Das Fieber hatte mich zwar bald verlassen, aber meine Gesundheit war zerrüttet und meine ganze Munterkeit niedergeschlagen. Ich tröstete mich noch auf den letzten Posttag vor dem Feste; dann aber, wenn ich dann nichts erhielt, wußte ich wahrlich nicht, was ich ergreifen sollte. — Der bestimmte Posttag kam heran, aber leider wieder kein Brief! Man versetze sich in meine Lage und bemesse danach den Drang und Sturm meiner Empfindungen. Abends durchlief ich alle Gassen, gleichsam außer mir, es war der heilige Abend vor Weihnachten! Köster begegnete mir und fragte, wie mir's ginge. Ich stieß ihn zurück, ohne zu antworten und rannte weiter. — Köster verfolgte mich, so sehr ich mich bemühte, auszureißen. Endlich fuhr ich in ein Loch, worin ich noch niemals gewesen war. Köster fuhr mir nach. Dieses für mich und meine Psychologie so merkwürdige Loch war eine Branntweinkneipe auf dem sogenannten Beckershofe zu Halle am Markt. — Es saßen Knoten, Soldaten und Menscher drin. Die Leute waren gewaltig lustig, tanzten, hüpften, spielten, taten schön und zeigten auch keine Spur von Gram und Unmut. O wie beneidete ich diese Knoten und diese Soldaten! — Soldaten und vergnügt? — Und du Magister und so elend. Soldaten! — Dieser Gedanke umfaßte meine ganze Seele, hallte anhaltend wieder und vertiefte sich immer mehr in mich. — Köster forderte Branntwein, setzte sich, fing an, lateinisch zu sprechen, und drang jetzt dringender in mich, um die Ursache meines Kummers mir zu entlocken. Aber ich war stumm; es schwärmten dunkle Bilder in mir herum von dem, was ich tun wollte. — Wir verließen das liederliche Loch. Ich lief noch einige Male durch die Straßen, ging auch noch in eine Kneipe und kam gegen 11 Uhr — aber ohne Trunkenheit — nach Hause. Vor lauter Ärger warf ich mein Bett auf den Fußboden und legte mich darauf. Aber meine Unruhe war zu groß, ich konnte nirgends bleiben, wußte auch nicht, wo ich war und was ich tat. Das war ein schrecklicher Zustand. — Früh war ich noch in Kleidern. Ich ließ mich frisieren und lief sodann spornstreichs zur Christmette um sechs Uhr. Aus der Christmette lief ich, ohne zu wissen, wohin, zum Tor hinaus, zu dem Wirt in den ‚Pulverweiden‘. Ich forderte Breuhahn, und die guten Leute wunderten sich, daß ich schon so früh Breuhahn trinken wollte. Hier saß ich nun fast drei Stunden, ehe ich recht zu mir kam und untersuchte meine Empfindungen. Die gestrige Lustigkeit der Knoten und der Soldaten kam mir zuerst wieder in den Sinn und da hob sich denn der Gedanke aus dem Gefühl der verwirrten Vorstellungen heraus, es wäre doch hübsch für dich, wenn du Soldat würdest. Dieser Gedanke schüttelte mich anfänglich freilich gewaltig zusammen, kam aber immer wieder und wieder, und ich ward endlich mit ihm vertrauter. Das war alles noch bloße Vorstellung, und von nun an kam auch Überlegung dazu. Wenn du Soldat wirst, dachte ich, so bist du auf einmal von den hallischen Manichäern los, dann bist du auch an deinem Bruder und Vater gerächt — an deinem Vater? — deinem guten biederem Vater? — O man vergebe mir diesen tollen Gedanken und denke an meine Lage! — Und endlich findest du ohne Zweifel Mittel und Wege, dir ein ruhigeres Leben zu verschaffen. Ruhe, von welcher Art sie sein, welchen Aufwand sie auch kosten möchte, Ruhe schien mir damals bei der gewaltig anhaltenden Unruhe, worin ich schwebte, das höchste Gut auf Erden zu sein.

Aber wo dann willst du Soldat werden? — Diese Frage löste sich bald auf. In Halle und an keinem andern Orte! In Halle bist du gekränkt, in Halle mußt du gerächt werden. — So kindisch rachsüchtig dachte ich damals in der Verwirrung. — In diesen Gedanken saß ich bis nachmittags um drei Uhr bei meinem Philosophen — so nannten wir damals den Wirt in den Pulverweiden. Er wollte immer mit mir reden, konnte aber wenig Worte von mir herauszerren; ich war zu sehr weg und bloß mit dem Gedanken, Soldat zu werden, beschäftigt. — Ich kam gegen Abend in die Stadt zurück, ging in die ‚Knochenkammer‘. — Zum Überfluß besuchte ich noch einen Klub auf dem Ratskeller.

Vom Ratskeller ging ich in das Haus, wo sonst mein Bruder gewohnt hatte, den Hanauer Puff. Hier wohnte die Cheminonin mit ihrem Manne, einem Soldaten von des damaligen Hauptmanns von Müffling Kompagnie. Ich kannte diesen Cheminon und beschloß, ihm meine Absicht zu entdecken. Nachdem ich mehrere Gläser Schnaps — alles aus betäubender Lustigkeit — eingestürzt hatte, nahm ich ihn auf die Seite und bat ihn, doch ja dafür zu sorgen, daß ich ganz früh einen Hauptmann sprechen könnte, gleichviel welchen. Nun lobte er mir wie natürlich, seinen eignen Hauptmann, den Herrn von Müffling, und versprach mir, mich gleich am folgenden Morgen früh zu ihm zu begleiten. Ich blieb daher diese Nacht über in Cheminons Wohnung und soff mich voll in lauter Fuselbranntwein, den Madame Cheminon damals für Likör ausschenkte. — So war ich also angeworben.“

Ein Opfer eines durch schweren Druck von außen hervorgerufenen abnormen seelischen Zustandes tritt uns aus den Annalen der politischen Reaktion im Gefolge der Wiener Konferenz entgegen. Es ist der aufsehenerregende Fall des politisch freidenkenden Pfarrers FR. L. WEIDIG (1791—1837), bedeutsam auch durch die Schlaglichter, die er auf die politische Geheimjustiz jener Zeit warf. Der Selbstmord, durch den WEIDIG sich den schweren seelischen und körperlichen Schädigungen des politischen Inquisitionsprozesses und der langen Untersuchungshaft entzog, stellt sich der näheren Betrachtung als der natürliche Abschluß einer pathologischen seelischen Reaktion dar. WEIDIGS zurückgehaltene Briefe aus dem Untersuchungskerker — die übrigens auch noch Jahre nachher „aus staatspolitischen Gründen“ nicht freigegeben wurden — zeugen von einem bis zur Höhe halluzinatorischer Erregungen krankhaft verändertem Seelenzustande, wie er durch die Gefängnisreize ausgelöst wird und uns aus der Psychopathologie der Haft wohl vertraut ist. Etwa ein halbes Jahr vor seinem Freitod schreibt er:

„Mein geliebtes Herzensweib! — Ich muß Dir sagen, daß ich seit Schluß des vorigen Jahres mit geringen Unterbrechungen krank und gemütskrank bin, und daß mein Gesundheitszustand noch immer sehr schwankend ist, und daß ich, obgleich der Arzt Genesung mir zusagt, doch auf alles gefaßt bin. — Mein Kopf ist übrigens noch sehr krank und ich habe sehr oft Bilder und Erscheinungen, die ganz entgegengesetzter Art sind. — Diese Nacht kam Friedegard mit der Amme zu mir, daß ich sie leibhaftig sah und begrüßte. — Ich muß schlie-

ßen, die Wut der Schmerzen in meinem Kopfe und in meiner Brust ist, obgleich oft versteckt, jetzt wieder satanisch und ich grüße Dich und unsere Kinder mit der treuesten unveränderlichen Liebe.“

Die pathologischen seelischen Reaktionsformen auf den äußeren Druck der Isolierung und der Freiheitsstrafe sind uns auch sonst aus mannigfachen Lebensdokumenten bekannt. Der Schriftsteller HANS LEUSS, aus ehrenhafter Handlungsweise der Zuchthausstrafe verfallen, lernt dort den psychischen Würgengel aller Strafanstalten, den seelischen Zusammenbruch in Form schwerer Depression kennen:

— — „Als ich in die Schreibstube versetzt war, fiel mir bald auf, daß meine Mitgefangenen der Reihe nach periodisch von tiefer Niedergeschlagenheit heimgesucht wurden.

Als sich die Tage besonderer Verstimmung immer wiederholten und ich schon morgens beim Aufstehen die tiefe Niedergeschlagenheit auf den Mienen bald dieses, bald jenes Nachbarn sah, merkte ich, daß hier ein Naturgesetz wirkte, und daß ich allerdings noch weit entfernt war, dieses Haus zu kennen.

Ich habe wiederholt betont, daß ich mich lange gegen die Attacken der Niedergeschlagenheit gewehrt habe; schon gegen den Schluß der gemeinsamen Haft in der Schreibstube wurde mir das schwerer; nach der Isolierung unterlag ich ihnen. Seitdem mich auch noch ohne Vorbereitung die Nachricht vom Tode meiner Mutter getroffen hatte, war ich ein Raub von Schmerzempfindungen, die das Leben fast beständig zu einem gräßlichen Minuswert machten. Der Selbstmord drängte sich heran.“

FEDOR DOSTOJEWSKI, eine krankhaft veranlagte Natur, beantwortet die Inhaftierung in der Paulsfeste, die er sich durch die Beteiligung an der politischen Petraschewskij-Affäre zuzog, mit Erscheinungen der Nervenzerrüttung: nervöser Empfindlichkeit, Schwindelgefühl, Schlaflosigkeit und schweren Träumen. In den Briefen, die er an seinen Bruder MICHAÏL im Sommer und Herbst 1849 schrieb, hebt er hervor:

„— Meine Gesundheit ist gut bis auf die Hämorrhoiden und die Zerrüttung der Nerven, die crescendo fortschreitet. Ab und zu bekomme ich Anfälle von Atemnot, der Appetit ist wie früher sehr ungenügend, der Schlaf ist schlecht und dazu noch mit krankhaften Träumen. Ich schlafe etwa fünf Stunden am Tage und erwache jede Nacht an die viermal. Dies ist das einzige, was mich bedrückt. Ich schlafe oft erst um ein und um zwei Uhr nach Mitternacht ein, und die fünf Stunden, die ich im Finstern liegen muß, sind schwer zu ertragen. Dadurch wird meine Gesundheit am meisten angegriffen“ . . . (18. 7. 1849).

Meine nervöse Empfindlichkeit hat sich bedeutend verschärft, besonders in den Abendstunden; nachts habe ich lange häßliche Träume, und in der letzten Zeit habe ich oft das Gefühl, als ob der Fußboden unter mir schwankte, und ich sitze in meinem Zimmer wie in einer Dampferkajüte. Aus all diesem schließe ich, daß meine Nerven immer mehr zerrüttet werden“ . . . (27. 8. 1849.)

Und den seelischen Druck der geistigen Isolierung schildert er bezeichnend:

„Seit fast fünf Monaten lebe ich ausschließlich von meinen eigenen Mitteln, d. h. von meinem Kopf allein und sonst von nichts. Diese Maschine ist vorläufig noch im Gange. Es ist übrigens unsagbar schwer, nur zu denken, ewig zu denken, ohne alle äußeren Eindrücke, die die Seele erfrischen und nähren! Ich lebe gleichsam unter der Glocke einer Luftpumpe, aus der man die Luft herauspumpt. Mein ganzes Wesen hat sich im Kopfe konzentriert und ist aus dem Kopfe in die Gedanken geflüchtet, obwohl die Gedankenarbeit von Tag zu Tag größer wird.“ — —
(14. 9. 1849.)

Noch ein viel ungewöhnlicheres seelisches Ausnahmegeschehnis hat dieser Prozeß DOSTOJEWSKI gewährt: Das einzigartige Erlebnis der unmittelbarsten Todesnähe. Nach seiner Verurteilung zum Tode war er unmittelbar vor die Hinrichtung gestellt, und was er in den letzten Minuten erlebt, davon gibt wenigstens andeutungsweise sein an jenem Hinrichtungstage — 22. Dezember 1849 — dem Bruder geschriebener Brief Kunde:

„— Heute, am 22. Dezember, wurden wir alle nach dem Semjonow-Platz verbracht. Dort verlas man uns das Todesurteil, ließ uns das Kreuz küssen, zerbrach über unseren Köpfen den Degen und machte uns die Todestoilette (weiße Hemden). Dann stellte man drei von uns vor dem Pfahle auf, um das Todesurteil zu vollstrecken. Ich war der sechste in der Reihe, wir wurden in Gruppen von je drei Mann aufgerufen, und so war ich in der zweiten Gruppe und hatte nicht mehr als eine Minute noch zu leben. Ich dachte an Dich, mein Bruder, und an die Deinigen; in dieser letzten Minute standest Du allein vor meinem Geiste; da fühlte ich erst, wie sehr ich Dich liebe, mein geliebter Bruder! Ich hatte noch Zeit, Pleschtschew und Durow, die neben mir standen, zu umarmen und von ihnen Abschied zu nehmen. Schließlich wurde Retraite getrommelt, die an den Pfahl Gebundenen wurden zurückgeführt, und man las uns vor, daß Seine Kaiserliche Majestät uns das Leben schenke.“

Das abartige seelische Erlebnis der Lebensgefahr gestaltet sich sonst seinem Gefühls- wie Gedankengehalt nach reicher. Wir kennen es aus der Erfahrung so mancher, dem Tode noch glücklich Entronnener. Bezeichnende Einzelheiten gibt die Schilderung des Schweizer Geologen ALBERT HEIM (1849 geb.), der in jungen Jahren — im Jahre 1871 — einen lebensgefährlichen Absturz beim Hinabfahren vom Rande eines steilen Schneecouloirs im Säntisgebiet erlitten:

— — „Sofort wie ich stürzte, sah ich ein, daß ich nun an den Fels geworfen werden müsse und erwartete den Anprall. Ich grub mit den gekrallten Fingern in den Schnee, um zu bremsen und riß mir dadurch alle Fingerspitzen blutig, ohne Schmerz zu empfinden. Ich hörte genau das Anschlagen meines Kopfes und Rückens an jeder Ecke des Felsens, und ich hörte den dumpfen Schlag, als ich unten auffiel. Schmerzen empfand ich erst etwa nach einer Stunde. Während des Falles stellte sich die erwähnte Gedankenflut ein. Was ich in fünf bis zehn Sekunden gedacht

und gefühlt habe, läßt sich in zehnmal mehr Minuten nicht erzählen. Zunächst übersah ich die Möglichkeiten meines Schicksals. — Eine andere Gedanken- und Vorstellungsgruppe betraf die Folgen meines Sturzes für die Hinterbleibenden. — Ich übersah, wie die Nachricht meines Todes bei den Meinigen eintraf und tröstete sie in Gedanken. Dann sah ich, wie auf einer Bühne aus einiger Entfernung, mein ganzes vergangenes Leben in zahlreichen Bildern sich abspielen. Ich sah mich selbst als die spielende Hauptperson, Alles war wie verklärt von einem himmlischen Lichte und alles war schön und ohne Schmerz, ohne Angst, ohne Pein. Auch die Erinnerung an sehr traurige Erlebnisse war klar, aber dennoch nicht traurig. Erhabene und versöhnende Gedanken beherrschten und verbanden die Einzelbilder und eine göttliche Ruhe zog wie herrliche Musik durch meine Seele. Mehr und mehr umgab mich ein herrlich blauer Himmel mit rosigen und besonders mit zart violetten Wölklein. — Ich schwebte peinos und sanft in denselben hinaus, während ich sah, daß ich nun frei durch die Luft flog, und daß unter mir noch ein Schneefeld folgte. Objektives Beobachten, Denken und subjektives Fühlen gingen gleichzeitig nebeneinander vor sich. Dann hörte ich ein dumpfes Aufschlagen und mein Sturz war zu Ende. In dem Momente war mir, es husche ein schwarzer Gegenstand vor meinen Augen vorüber und ich rief aus Leibeskraften drei bis viermal nacheinander: „Es hat mir gar nichts getan!“

Der schwarze Gegenstand war, wie HEIM — vielleicht richtig — meint, die subjektive Empfindung von dem Schwinden einer halbstündigen Bewußtlosigkeit, die beim Aufschlagen einsetzte, von dem Fallenden aber so wenig bemerkt wurde, daß die Gedankentätigkeit genau da fortgesetzt wurde, wo sie vorher unterbrochen war. Doch nicht dies ist das Eigenartige an diesem Ausnahmeerlebnis, als vielmehr die Tatsache des klaren schnellen Ablaufs des Denkens und des Fehlens jeder Schmerzempfindung sowie aller Angst- und Schreckeffekte, an deren Stelle vielmehr verklärte Ruhe- und Glücksgefühle traten. Erscheinungen, die diese schwerste Stunde im Leben der Verunglückten für das teilnehmende Mitgefühl in tröstlicherem Lichte sehen lassen.

Diese eigentümliche Hemmung der natürlichen Gefühls-
erregung, die in schroffstem Gegensatz zu dem intensiven Affektwert, dem starken Schreckcharakter des äußeren Geschehnisses steht, gehört zu den charakteristischen Elementen alles Katastrophen-
Erlebens. Sie hat in der bezeichnenden Form einer Lähmung aller höheren Gefühlstätigkeit ein japanischer Universitäts-
lehrer deutscher Herkunft, BAELZ, im Gefolge eines schweren Erd-
bebens einmal an sich selbst beobachtet:

„Im Juni 1894 wurde Tokio samt Umgebung von einem schweren Erd-
beben heimgesucht, das unter anderem das deutsche Gesandtschaftsge-
bäude so zerstörte, daß es von Grund aus neu erbaut werden mußte. Bei
dieser Gelegenheit ist mir folgendes widerfahren. Ich wollte einen Freund
besuchen und wollte durch die eben geöffnete Haustür treten, als dieselbe

mir vor der Nase wieder zuschlug. Ehe ich aber meiner Entrüstung über die anscheinende Unhöflichkeit des öffnenden Dieners Ausdruck geben konnte, wurde die wahre Ursache nur zu klar. Das ganze Erdreich fing an zu schwanken, so daß man sich wie betrunken fühlte, die Ziegel und Steine fielen von den Dächern und Häusern, Fenster klirrten, die erschreckten Menschen stürzten auf die Straßen, Pferde wurden scheu und drohten mit den Wagen in den anstoßenden tiefen Schloßgraben zu rennen. Die schwere Gefahr für die ganze Stadt war klar und mein erster Trieb war, nach Hause zu eilen, um zu sehen, ob nicht dort ein Unglück passiert war. Für den Augenblick aber war das eine Unmöglichkeit, und während ich wartete, bis das Schwanken des Bodens nachließe und man den Wagen besteigen könnte, ging plötzlich, aber ganz absolut plötzlich, eine völlige Veränderung in meinem Innern vor. Alles höhere Gefühlsleben war erloschen, alles Mitgefühl mit anderen, alle Anteilnahme an möglichem Unglück, ja selbst das Interesse für die bedrohten Angehörigen und für das eigene Leben waren verschwunden bei völlig klarem Verstande, ja mir war, als ob ich leichter und freier und rascher dächte als je. Es war, als sei eine bisher vorhandene Hemmung plötzlich weggenommen, ich fühlte mich als Nietzschescher Herrenmensch niemandem verantwortlich, frei alles zu tun und zu lassen, wie es mir beliebte, jenseits von Gut und Böse. Ich stand da und betrachtete alle die schrecklichen Vorgänge um mich mit derselben kalten Aufmerksamkeit, mit der man ein spannendes physikalisches Experiment verfolgt. Dann, ebenso plötzlich, wie er gekommen, verschwand dieser abnorme Zustand und machte meinem früheren Ich Platz. Als ich ‚zu mir kam‘, fand ich, daß mein Kutscher an mir zerrte und mich anflehte, doch aus der gefährlichen Nachbarschaft der Häuser wegzugehen. Das Wogen des Bodens hatte sich allmählich zu einem leichten Zittern abgedämpft und ich eilte nach Hause, mich völlig normal fühlend, als ob ich nicht ein so seltsames Ereignis durchgemacht hätte.“

Eine tiefere Bedeutung für die Persönlichkeit gewinnen solche singulären Episoden bei aller Ungewöhnlichkeit des inneren Erlebens gewiß nicht. Ihr Wert beschränkt sich im Grunde auf die Bereicherung der psychologischen Eigenerfahrung. Wer in dieser möglichst Weitspannung des seelischen Erlebnisbereiches einen persönlichen Gewinn zu sehen geneigt ist, wird solche Ausnahmeerlebnisse auf seinem Lebenswege festzuhalten suchen, und so verdanken wir dem Drange GOETHE'S, mit seinem Geiste den ganzen Umfang menschlicher Erlebnismöglichkeiten zu umfassen, die Kennzeichnung der seelischen Begleitvorgänge des heftigen Schlachtenfeuers. Er hat am 19. September 1792 anlässlich der starken Kanonade von Valmy folgende Schilderung niedergeschrieben:

„Ich hatte so viel vom Kanonenfieber gehört und wünschte zu wissen, wie es eigentlich damit beschaffen sei. Langeweile und ein Geist, den jede Gefahr zur Kühnheit, ja zur Verwegenheit aufruft, verleitete mich, ganz gelassen nach dem Vorwerk La Lune hinaufzureiten. Dieses war wieder

von den Unsrigen besetzt, gewährte jedoch einen gar wilden Anblick. — Ich war nun vollkommen in die Region gelangt, wo die Kugeln herüber spielten; der Ton ist wundersam genug, als wäre er zusammengesetzt aus dem Brummen des Kreisels, dem Butteln des Wassers und dem Pfeifen eines Vogels. — —

Unter diesen Umständen konnte ich jedoch bald bemerken, daß etwas Ungewöhnliches in mir vorgehe; ich achtete genau darauf, und doch würde sich die Empfindung nur gleichnisweise mitteilen lassen. Es schien, als wäre man an einem sehr heißen Orte und zugleich von der selben Hitze völlig durchdrungen, so daß man sich mit demselben Element, in welchem man sich befindet, vollkommen gleich fühlt. Die Augen verlieren nichts an ihrer Stärke noch Deutlichkeit, aber es ist doch, als wenn die Welt einen gewissen braunrötlichen Ton hätte, der den Zustand sowie die Gegenstände noch apprehensiver macht. Von Bewegung des Blutes habe ich nichts bemerken können, sondern mir schien vielmehr alles in jener Glut verschlungen zu sein. Hieraus erhellet nun, in welchem Sinne man diesen Zustand ein Fieber nennen könnte.

Als ich zurückgeritten und völlig in Sicherheit war, fand ich bemerkenswert, daß alle jene Glut sogleich erloschen und nicht das mindeste von einer fieberhaften Bewegung übriggeblieben sei.“

Ein typisches Granatfeuererlebnis ist dies gewiß nicht. Die nur allzureichen Erfahrungen des Weltkrieges haben es uns anders gelehrt. Mit größerem Recht wird man hierin eine individuell geprägte besondere seelische Erlebnisform GOETHES sehen und insbesondere die Glutfärbung des äußeren Bildes vielleicht mit seiner visuellen Veranlagung in Verbindung bringen dürfen. Hat er uns doch noch ein anderes Dokument hinterlassen, das in ähnlicher Weise den starken Einfluß der Gefühlserregung auf das Farbenbild seiner Wahrnehmungswelt offenbart. Es handelt sich um jene intensive Erhöhung der Leuchtkraft der Landschaft, als eine erotische Bewegung sich in ihm geltend machte. Es geschah bei seinem zweiten Aufenthalt in Rom — Oktober 1787 — gelegentlich eines erotisch betonten Zusammenseins mit zwei römischen Schönen in Castel Gandolfo:

„Dieser aufgeregte Zustand jedoch hatte sogleich die Epoche einer merkwürdigen Umwälzung zu erleben. Gegen Abend die jungen Frauenzimmer aufsuchend, fand ich die älteren Frauen in einem Pavillon, wo die herrlichste der Aussichten sich darbot; ich schweifte mit meinem Blick in die Runde, aber es ging vor meinen Augen etwas anderes vor als das landschaftlich Malerische; es hatte sich ein Ton über die Gegend gezogen, der weder dem Untergang der Sonne, noch den Lüften des Abends allein zuzuschreiben war. Die glühende Beleuchtung der hohen Stellen, die kühlende blaue Beschattung der Tiefe schien herrlicher als jemals in Öl oder Aquarell; ich konnte nicht genug hinsehen.“

XIV.

Zeit- und Kulturformen hysteropathischen Geschehens.

Das hysteropathische Geschehen — die deutsche Sprache kennt kein geeignetes Ersatzwort für diese eigenartige psychische Abwegigkeit — durchzieht das geistige Leben aller Kulturen und Zeiten, bald in dünnem Rinnsal einen einzelnen umspülend, bald in stärkerem Strome ganze Gruppen mitreißend. Es ist aus den sein Vorkommen erweisenden Dokumenten nicht stets herauszuerkennen, wenn nicht der Blick von vornherein auf sein Wesen eingestellt ist.

Die hysteropathischen Erscheinungen erheben sich mit Vorliebe auf dem Boden einer besondersartigen abnormen psychischen Konstitution. Sie begünstigen daher gewisse Veranlagungen mit ungewöhnlicher seelischer Eindrucksempfänglichkeit, Labilität und Gleichgewichtsschwäche. Sie vermögen aber auch psychisch besser Konstituierte zu ergreifen und verschonen drum auch ganze Menschenkreise nicht. Zumal in Zeitläuften, die durch körperliche Schwächung und durch seelischen Druck die psychische Festigkeit der Bevölkerung erschüttert haben, pflegt das massenhysteropathische Geschehen nicht auszubleiben.

Die pathologische Kraft, die den hysteropathischen Vorgängen zugrunde liegt, ist vor allem eine erhöhte seelische Selbst- und Fremdbeeinflussung, — auch hier wieder mit dem Kunstausdruck der Suggestion und Autosuggestion nur schärfer herausgehoben, aber nicht klarer im Wesen erfaßt. Der Weg, den sie einschlägt, ist psychischer Natur — der unmittelbaren Beobachtung freilich oft entzogen, weil zum Teil im Un- und Unterbewußten verlaufend. Die Wirkung, die sie entfaltet, reicht weit über das hinaus, was menschliches Wollen und Können sonst im seelischen Leben vermag. Dies ihr grundsätzliches Vermögen: Sie setzt seelische Phänomene in pathologische Gebilde und Vorgänge um. Die Ergebnisse sind verschiedenerlei: Nur Erwartetes, Gedachtes und Vorgestelltes verwirklicht sich in Sinnestäuschungen und wahnhaften Einbildungen; abnorme Bewußtseinslagen treten auf, in denen die psychischen Zusammenhänge, zumal der Persönlichkeitselemente, getrennt sind; unterbewußte seelische Abläufe erzeugen selbsttätige geistige und motorische Leistungen. Und so sind gewisse pathologische Formgebilde im Rahmen des hysteropathischen Geschehens bevorzugt, gewisse Bilder immer wiederkehrend: Visionäre, ekstatische,

somnambule, konvulsive Erscheinungen sowie automatische motorische und geistige Produktionen sind es vor allem, denen wir im Zeitenwandel immer wieder in gleicher Weise begegnen. Das heißt: nur gleich in Grundformen und Umrissen. In den Einkleidungen dagegen vielfach wechselnd, denn diese werden von äußeren Momenten beeinflußt. Und so variieren vielseitig die hysteropathischen Bilder, indem die geistigen Inhalte, die die Zeit erfüllen, der Glaube, der Aberglaube jeder Epoche sich ihnen mitteilt, ihnen den Inhalt, die Sonderfärbung, den Sondercharakter gibt: Zeitgeprägte pathologische Formen, die im übrigen selbst wieder auf das geistige Leben der Zeit gleichsinnig zurückwirken, von ihm im gleichen Sinne aufgenommen und weiterverarbeitet werden.

Damit gewinnt das hysteropathische Geschehen Bedeutung weit über seine unmittelbaren Umwelteinflüsse hinaus. Es wird zum Spiegelbild der eigenen Zeit und Kultur. Zum pathologischen Spiegelbild. Und ebenso wird das hysteropathische Erlebnis zum charakteristischen Erlebnis der Zeit und Kultur. Zur abwegigen Erlebnisform, zum charakteristischen Auswuchs. Und so erleben wir selbst im Rückblick auf das hysteropathische Geschehen ein Stück Zeit- und Kulturgeschichte, freilich in pathologischen Formen. Und umgekehrt: wir erhalten rückblickend ein Bild des hysteropathischen Geschehens in geschichtlichem und kulturgeschichtlichem Gewande.

Das hysteropathische Geschehen durch alle Epochen hindurch in charakteristischen Belegstücken zu verfolgen, hieße große Geschichte treiben. Hier genügt es für einen kennzeichnenden Überblick, wenn man, einzelnes herausgreifend, dort anknüpft, wo die Neuzeit beginnt. Da tritt es uns zunächst in Gestalt der Dämonomanien, der seelischen Besessenheitserscheinungen entgegen, die dem das Mittelalter beherrschenden Teufels- und Hexenglauben ihren Inhalt, ihre Färbung, ihre Einzelausgestaltung verdanken.

Wohl mit am prägnantesten sehen wir sie in jenem Dämonenunwesen verkörpert, das sich in den Jahren 1633—1642 an den Nonnen des Klosters von Loudon abspielte, und deren Falschanklage gegen den freigeistigen Pfarrer URBAN GRANDIER als dem angeblichen Urheber sowie seinen Feuertod zur Folge hatten. Hier finden sich alle Elemente des hysteropathischen Geschehens in bezeichnenden Kundgebungen zusammen: Der Teufels- und Hexenglaube verwirklichte sich in Teufelsvisionen, -delirien und -wahngedanken. Er bewirkte abnorme Körpersensationen, welche die körperliche Besessenheit zum Ausdruck bringen. Sexuelle Regungen, die mit hineinspielten, setzten sich in erotisch-phantastische Hexen- und Teufelserlebnisse mit

von jenen hervorgerufenen körperlichen Vergewaltigungen um. Exorzismen führten hysterische Konvulsionen und Krisen herbei, in denen der vermeintliche Kampf mit dem Teufel zum offenen Ausdruck kam. Hysterische seelische Spaltungsphänomene endlich bewirkten Persönlichkeitsveränderungen mit der Empfindung des seelischen Besessenseins, des Anteils des Bösen am eigenen Ich, des von fremden Wesen dem Ich aufgezwungenen Denkens, Fühlens und Handelns. Und alles dies, sich in einen Komplex von tollsten Vorkommnissen zusammenschließend, läßt so ein einheitliches Bild der mittelalterlichen Hystero-Dämonopathie entrollen.

Für diese Phänomene steht uns nun ein ungemein bezeichnendes Dokument zur Verfügung, das noch dazu den Vorzug hat, von einer besonders kompetenten Persönlichkeit: der Urheberin und Hauptträgerin jener Nonnendämonomanie zu stammen. Es ist die eigne Niederschrift jener Vorgänge durch die Ursulinerin JEANNE DE BECLIER (SOEUR JEANNE DES ANGES). Diese von Natur hysterisch geartete Frau zeigt uns zugleich aufs lehrreichste, wie im hysterischen Zustande ihre eignen widerspruchsvollen Wesenszüge, von der Gesamtpersönlichkeit losgelöst, als bestimmt geartete Dämonen in ihrem Innern eine selbständige Sonderexistenz führen. Sie berichtet:

„Nach dieser Zeit gefiel es dem Herrn, daß eine Missetat geschehen sollte an unserer Gemeinschaft durch einen Priester namens Urban Grandier, der Pfarrer im Hauptkirchensprengel unserer Stadt war. Dieser Elende machte einen Pakt mit dem Satan, um uns zu verderben und übelbeumdete Mädchen aus uns zu machen. Zu diesem Zweck ließ er Dämonen in den Körper von acht Nonnen dieses Hauses fahren und machte sie besessen. Die Geschichte steht genau beschrieben in den Akten des Prozesses, der darum geführt ward.

Die Behexung war derartig, daß alle Nonnen unserer Gemeinschaft davon betroffen wurden, die einen durch Besessenheit, die andern durch Bedrängung, und zwar in weniger als 14 Tagen. Wir waren in derartiger Verwirrung, daß es unfaßbar ist, und ohne den ganz besonders gnädigen Beistand der Güte Gottes hätte uns dieser Mensch hundert- für einmal vernichtet. Da ich beinahe am meisten vergewaltigt wurde, so machte ich mir wegen meines Gewissenszustandes Gedanken, indem ich annahm, man könne nicht besessen werden, ohne dem Teufelspakt irgendwie zugestimmt zu haben, worin ich mich aber irrte, denn die Unschuldigen und selbst die Heiligsten können es werden.

Zu Beginn der Besessenheit befand ich mich nahezu drei Monate in einer beständigen Geistesverwirrung, dergestalt, daß ich mich auf nichts mehr besinne von alledem, was in dieser Zeit geschah. Die Dämonen tobten mit vollster Gewalt, und die Kirche bekämpfte sie Tag und Nacht mit Beschwörungen.

Bei einer Beschwörung taten sie so, als ob sie aus meinem Körper führen und Gott den Platz räumten. Sechs Monate blieben sie verschwunden, aber dann kamen sie allmählich in meinem Geist und in meinen

Neigungen wieder zum Vorschein, so daß sie vermittels der bösen Anlagen, die sie in mir vorfanden, gemeinsame Sache mit mir machten und mich so fest an ihre Tätigkeit ketteten, daß ich ganz voll von ihren Regungen war.

Jeder der sieben Dämonen, die ich im Körper hatte, ergriff Besitz, wovon er glaubte, es am besten behaupten zu können. Gewöhnlich handelten sie entsprechend den Leidenschaften, die mir in der Seele lagen, was sie so listig angingen, daß ich selbst kaum argwöhnte, Dämonen zu beherbergen.

Damals bediente sich der erwähnte Priester der Dämonen, um mich zur Liebe zu ihm zu reizen; sie erregten in mir die Begierde danach, ihn zu sehen und mit ihm zu reden. Mehrere Schwestern hatten die gleichen Empfindungen, machten mir jedoch keine Mitteilung davon, im Gegenteil, wir versteckten uns möglichst voreinander; und als die Dämonen in uns genugsam die Liebesleidenschaft zu jenem Menschen entfacht hatten, kam er selber nächtlicherwise in unser Haus und unsere Zellen, um uns zur Sünde zu verführen.

Ihr Häuptling war Asmodi. Er war ständig in mir tätig, sowohl in der Einbildung, wie im Geist, den er mit unanständigen Dingen erfüllte. Aus Schamhaftigkeit kann ich keine Einzelheiten beschreiben, denn sie sind haarsträubend. Oft erschien mir der unglückselige Geist in schrecklicher Gestalt, und wenn er sah, daß ich kein Gefallen an ihm fand, weil ich zur Gnade meine Zuflucht nahm, so schlug er mich so gewalttätig, daß ich davon oft mehr tot als lebendig war. — —

Der zweite Dämon war Leviathan, der sich ganz meiner natürlichen Stimmung anbequemte. Er verwirrte mich gewissermaßen nur leichthin und brachte mir in Wahrheit niemals außerordentliche Störungen.

Der dritte Dämon hieß Behemot. Er arbeitete in mir so, daß er sich allen Handlungen entgegenstemmte, die die Verehrung Gottes in meiner Seele betrafen. Ich muß in Wahrheit gestehen, daß meine eigene Feigheit diesem unglückseligen Geiste große Vorteile über mein Herz gewährte. Oft war mein Geist voll von Gotteslästerungen, manchmal zog ich sie direkt vor und war unfähig zu irgendeinem Gedanken, der mich an solchem Tun gehindert hätte. Gegen Gott verspürte ich unablässigen Widerwillen.

Der vierte dieser verfluchten Geister hieß Isaakaaron; er trieb das gleiche Handwerk wie Asmodi bezüglich der Unreinheit. Meine Seelenhirten wissen von der Pein, die mir dieser Unglückselige verursachte. Er benahm sich gewaltsam und wie ein Rasender. — —

Der fünfte Geist hieß Baalam. Seine Wirkung war um so gefährlicher, als sie weniger bösen Anschein hatte. Er trübte die Einbildung etwas und ließ im übrigen meiner Natur freien Lauf, da er in ihr hinreichende Anheftungspunkte vorfand.

Die Wirkung der beiden anderen Dämonen konnte ich nicht so genau unterscheiden; sie wurden auch von den schon genannten verjagt, bevor ich noch Gelegenheit gehabt hätte, festzustellen, was sie mit mir vornahmen. Sie hießen Gresil und Haman.

Isaakaaron, der am tollsten in mir wirtschaftete und mir fast gar keine Ruhepausen gönnte, zog bedeutende Vorteile aus meiner Lässigkeit und stellte meine Keuschheit schrecklich auf die Probe. Er nahm mit meinem Körper eine Handlung vor, so rasend und seltsam, daß man sie sich kaum

vorstellen kann; hinterher redete er mir aufs eindringlichste vor, ich ginge mit einem Kinde schwanger, dergestalt, daß ich es fest glaubte und alle die Merkmale bekam, die man dabei zu haben pflegt.

Mein äußerer Leibeszustand veranlaßte die hohen Herrschaften, einen Prälaten nebst Ärzten abzuordnen, um festzustellen, was mit mir vorgehe. Ich will nicht umständlich berichten, wie das geschah, da die Protokolle darüber Auskunft geben; ich will nur das Eine und Außerordentliche berichten, was viel zu meiner Bekehrung beitrug und mir großes Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes einflößte, nämlich, daß die heilige Jungfrau den bösen Geist, der es unternommen hatte, mich schwanger erscheinen zu lassen, nötigte, unter der Beschwörung seine unglückseligen Absichten einzugestehen. Er ward dazu gezwungen, mich durch den Mund die gesamte Blutmenge, die er in meinem Leibe angesammelt hatte, wieder ausbrechen zu lassen. Dies ereignete sich in Gegenwart eines Bischofs, der Ärzte und einer Masse von anderen Leuten, die mit uns Gott und die heilige Jungfrau priesen. So wurde ich vollkommen frei von aller Pein, und alle äußeren Schwangerschaftszeichen verschwanden augenblicks.

Unsere Leiden wirkten so stark auf die Außenwelt ein, und die Verwirrung, die die Dämonen über uns brachten, war so gewaltig, daß mehrere Personen von Stande Mitleid mit uns empfanden. Alle diese teilnehmenden Personen waren bei den hohen Herrschaften so wirksam tätig, daß wir bald darauf Exorzisten bekamen. Man unterstellte mich der Leitung des Paters Récollet, genannt Gabriel Lactartius, eines sehr gelehrten und frommen Mannes. Der gute Vater besaß große Herrschaft über die Teufel, machte sie gefügig wie Sklaven und exorzierte mich mit Eifer im Geist und Glauben. In einigen sechs oder sieben Wochen jagte er drei Dämonen aus meinem Leib, nämlich Asmodi, Haman und Gresil, und zwar in Gegenwart seiner Hochwürden von Poliers und von über sechstausend Personen. Als Zeichen ihres Abzugs hinterließen sie mir drei Wunden unterhalb des Herzens, angesichts aller Umstehenden. — —“

So sehen wir gerade im Pathologischen den mittelalterlichen Hexen- und Teufelswahn glauben am ausdrucksvollsten zur Erscheinung gebracht, am eindrucksvollsten verkörpert und finden seine Hauptträger in pathologischen Naturen wieder. Wir können darum nicht daran zweifeln, daß auch jene kulturell und historisch so einschneidenden Geistesprodukte finstersten Irrwahns: die Bulle INNOENZ' VIII. „Summis desiderantes“ vom Jahre 1484, die die Hexenverfolgung sanktionierte, und der Hexenhammer — „Malleus maleficarum“ — der Ketzerrichter SPRENGER und GREMPER, der den Hexenprozeß methodisch festlegte, — daß, sage ich, diese menschenmörderisch gegen Unschuldige wütenden Institutionen gewiß nicht zum wenigsten von pathologischen Erscheinungen ausgingen, gegen pathologische Individuen gerichtet waren. —

Von der Teufelsbesessenheit befreit, wendet sich die Hysteropathie der JEANNE DES ANGES anderen Inhalten zu. Himmlische Erscheinungen sind es nun, in denen sie sich niederschlägt, nicht ohne daß wiederum ihre erotischen Neigungen mit hineinspielen. Ihrem

Beichtiger SAINT JURE gibt sie im Jahre 1643 brieflich von den bezeichnenden neuen Erlebnissen Kunde:

„Seit länger als zwei Jahren passiert es mir öfters, wenn die Zeichen, die ich trage, sich erneuern, daß ich dann einen fünfzehn- oder sechzehnjährigen Jüngling von unvergleichlicher Schönheit neben mir zu sehen wähne, der mich bei der Hand faßt und die Zeichen zum Zweck der Erneuerung berührt. Oft hat er mit mir verschiedene Unterhaltungen geführt über das, was ich zu tun hätte; manchmal hat er mich auch auf Fehler aufmerksam gemacht, zu denen ich mich hatte hinreißen lassen. Das letztmal, als ich ihn sah, war am 15. dieses Monats. Da sagte er: ‚Vergiß niemals die Barmherzigkeit, so du seit deiner gänzlichen Erlösung von den Dämonen bis auf den heutigen Tag empfangen hast!‘ Er sagte noch weiter: ‚Ich bin dein Schutzengel; Gott hat mir deine Seele anvertraut!‘“

Der Höhepunkt ihres hysteropathischen Erlebens wird schließlich in jenen visionär-ekstatischen Zuständen erreicht, in denen ihr himmlischer Geliebter Jesus ihr Innenleben beherrscht. Sie berichtet an anderer Stelle:

„Ungefähr eine Viertelstunde später überkam mich ein gewaltiger Liebesüberschwang zu unserem Herrn Jesus Christus. Mein Herz befand sich in sehr schmerzhafter Bedrängnis, als wäre es zu drei verschiedenen Malen dicht nebeneinander durch und durch gebohrt worden. Meine Natur empfand die Stiche so lebhaft, daß mir das Blut in starkem Strahl zum Munde heraussprang. Ich verbrachte lange Stunden ohne äußere Regung. Mein Inneres aber war mit Gott beschäftigt und versenkte sich in seinen hochheiligen Willen. Ich hab wieder ganz neues Verlangen danach, an den Schmerzen Jesu Christi, seines Sohnes, Anteil zu nehmen. Knapp kann ich mich eine Stunde aufrechterhalten, so werde ich sogleich ohnmächtig. Der Blutverlust verursacht mir diese Ohnmachten.“ — —

Dieser spielend leichte Übergang von der Hexen- und Teufelswelt zur himmlischen Sphäre offenbart mit eindringlicher Deutlichkeit, wie eng in der naiven Glaubenswelt die religiösen Gegensätze beisammen wohnen. Und läßt uns vor allem auch erkennen, daß speziell das hysterische Wesen sich mit Leichtigkeit dieser Kontrastphänomene bemächtigt, um sie in wechselnde pathologische Erlebnisformen umzusetzen.

Für die abnorme seelische Empfänglichkeit der unter den gleichen Kultur- und Zeiteinflüssen Stehenden ist es bezeichnend, daß ebenso wie die Nonnen von Loudon selbst, so auch der Mann den hysteropathischen Erscheinungen unterlag, der sie davon zu befreien suchte: Für den Exorzisten Pater SURIN, — übrigens eine durch Neigung zu nervösen Störungen schon von Natur dazu besonders disponierte Persönlichkeit — genügte die persönliche Berührung mit den Besessenen, um auch selbst von der Dämonopathie befallen zu werden. Sein berühmter Brief an den Jesuitenpater D'ATTICHI in Rennes

vom Jahre 1635 bringt, — wieder in der Einkleidung der Besessenheitserscheinungen, — besonders die hysteropathischen Spaltungsphänomene zum bezeichnenden Ausdruck. Wiederum hören wir, daß kontrastierende seelische Tendenzen sich aus der Einheit der Persönlichkeit herauslösen, um als selbständige Wesen selbsttätig wirksam zu werden:

„Ich kann nicht erklären, was in mir während dieser Zeit vorgeht, wie der böse Geist sich mit dem meinigen vereint, ohne mir weder das Bewußtsein, noch die Freiheit meiner Seele nehmen zu können, und wie er doch ein anderes Wesen aus mir macht. Es ist, als ob ich zwei Seelen hätte; die eine ist ihres Körpers und ihrer Organe entkleidet und schaut zurückgezogen der anderen eingedrungenen ruhig zu. Die beiden Geister bekämpfen sich im Körper wie auf einem Schlachtfelde und die Seele ist zerspalten. Ein Teil von ihr ist dem Teufel unterworfen, der andere folgt seinen eigenen Eingebungen und den Gedanken, die von Gott kommen. — Wenn ich durch Gottes Hilfe Ruhe und Frieden empfinde, so bricht zuweilen die größte Wut und das größte Ungestüm in mir aus. Der Schrei, den mein Mund ausstößt, kommt von beiden Seelen, und ich kann kaum unterscheiden, ob es die Freudigkeit der einen oder die Wut der anderen ist, die ihn hervorruft. Das Zittern, von dem ich ergriffen werde, wenn mir das Sakrament aufgelegt wird, rührt zu gleicher Zeit von dem Schrecken her, den ich über seine Nähe empfinde und von einer herzinnigen und demütigen Ehrfurcht. Wenn ich mit der einen Seele das Zeichen des Kreuzes über meinem Mund machen will, so stößt die andere mich mit großer Schnelligkeit zurück; ich muß meinen Finger mit den Zähnen fassen und vor Wut hineinbeißen. — Wenn mich die Besessenen in diesem Zustand sehen, so triumphieren sie und ihre Teufel höhnen mich. Welcher Jammer, das Spielzeug der Teufel zu sein und schon auf Erden von Gottes Gerechtigkeit für seine Sünden geächtigt zu werden! So bin ich jetzt, wie alle Tage. Es erhebt sich oft über mich ein großer Streit, ob ich besessen sei oder nicht, ob auch den Dienern des Herrn ein solches Unglück begegnen könne.“ — —

Ein halbes Jahrhundert später finden wir die gleichen hysteropathischen Phänomene in einem neuen Gewande: An Stelle der dämonomanischen, der Besessenheitsvorgänge sind die theomanischen, die Erweckungs- und Erleuchtungserscheinungen getreten. Von ihnen in charakteristischer Weise befallen sehen wir vor allem die Camisarden, die aufrührerischen Calvinisten in den Cevennen, die um 1700 herum der Druck der religiösen Verfolgung in eine krankhafte religiöse Exaltation versetzt hatte. Was sie an hysteropathischen Phänomenen darbieten: konvulsionäre, visionäre, ekstatische Erscheinungen mit krampfhaften Anfällen, Erzeugung unwillkürlicher Sprachbewegungen, unterbewußte Produktion von Reden und ähnlichem —, das wird nun im Sinne der Erleuchtung durch Gott und die Engel, der religiösen Inspiration, der Prophetismen, der Offenbarungen erlebt und gedeutet. Auch hier gewähren uns wieder charakteristische Selbstberichte einen psycho-

logischen Einblick in diese weitere Spielform hysteropathischer Vorgänge. Besonders bezeichnend erscheint in dieser Hinsicht das Selbstzeugnis eines von den Camisardenführern, der selbst inspirierte, aus dem Unterbewußtsein entwickelte, durch selbsttätige Sprachbewegungen nach außen wiedergegebene Reden hielt. Wir erfahren von diesem ELIE MARION (1679—1714), wie die Erweckungen mit abnormen Körperempfindungen: Wärme- und Schauergefühl begannen, wie unwillkürliche, zum Teil krampfartige Bewegungen: Schütteln, Zuckungen, Seufzer nachfolgten, bis es schließlich zur automatischen Hervorbringung von Worten religiösen Inhalts — teilweise aber auch von bloßen unartikulierten Äußerungen — kam:

„Wenn der Geist des Herrn mich erfassen will, so fühle ich eine große Wärme in meinem Herzen und in den benachbarten Teilen, der zuweilen ein Schauer vorangeht. Manchmal werde ich ohne vorherige Empfindung davon ergriffen. Meine Augen schließen sich dann und der Geist schüttelt meinen Körper, läßt mich große Seufzer ausstoßen, als wenn ich Mühe hätte, zu atmen. Selbst bei den heftigsten Zuckungen habe ich keinen Schmerz und verliere dabei nicht das Bewußtsein. Es dauert eine Viertelstunde, manchmal noch länger, ehe ich ein Wort hervorbringen kann. Endlich fühle ich, daß der Geist in meinem Munde Worte bildet, die er mich aussprechen lassen will. Das erste Wort ist zuweilen in meiner Idee schon vorgebildet, aber ich weiß noch nicht, wie es weitergehen wird; manchmal, wenn ich ein Wort oder einen Satz auszusprechen glaube, bildet meine Stimme nur einen unartikulierten Laut. Während der ganzen Zeit ist mein Geist ausschließlich auf Gott gerichtet, und ich kann feierlich beschwören, daß keinerlei weltliche Rücksicht mich zur Rede antreibt, sondern der Geist Gottes oder der Engel des Herrn ist es, der meine Organe in Bewegung setzt. Mein eigener Geist achtet auf die Worte meines Mundes, als wenn ein anderer eine Rede hielte. — Als unsere Familie am 1. Januar 1703 versammelt war, um den Tag in Gebeten und anderen gottesdienstlichen Übungen zuzubringen, empfing einer meiner Brüder eine Inspiration, und wenige Augenblicke später verbreitete sich eine große Glut von meinem Herzen aus durch den ganzen Körper. Ich mußte tief aufseufzen, was ich wegen der Gesellschaft indes so viel als möglich zu unterdrücken suchte. Bald aber wurde es zu stark; ich mußte heftig weinen. Das Gefühl meiner unzähligen und verabscheuungswürdigen Sünden überstürzte mich. Dann wurde wieder ein Gefühl des Glückes in mir lebendig, und meine Angst löste sich in leises Gemurmel auf. Die folgende Nacht ging ruhig vorüber, aber beim Erwachen hatte ich an ähnlichen Aufregungen zu leiden, wie sie mich seitdem jedesmal in dem Zustande von Ekstase befallen haben, wobei ich auch stets heftig schluchzen mußte. Einen ganzen Monat lang begegnete mir dies drei- oder viermal täglich; ich verbrachte fast die ganze Zeit mit Fasten und Beten. Aber je länger dies dauerte, desto mehr stieg auch die Hoffnung auf Trost, und endlich kam ich zu dem Glück einer völligen Zufriedenheit. Ich war ganz verändert; was mich früher gefreut hatte, ehe mich Gott seiner Gnade gewürdigt, war mir widerwärtig. Meine Freude stieg, als Gott meine Zunge löste. Wie sein heiliger Geist früher meinen

Körper bewegte, ihn aus seiner Lethargie herausgerissen, so wollte er auch meine Lippen rühren und sich ihrer nach seinem Gefallen bedienen. Aus meinem Munde rann ein Strom von Worten, die mein Geist nicht gedacht, die aber meine Ohren mit Entzücken hörten. Das erstmal sprach der heilige Geist: Ich sage dir mein Kind, daß ich dich schon in deiner Mutter Leibe zu meinem Ruhme geweiht und bestimmt.“ — —

Es kann uns nicht entgehen: Was ELIE MARION in jenem hysteropathischen Zustande der Erleuchtung erfährt, ist nur eine Wiederholung von Erscheinungen, die der Religionsgeschichte längst vertraut sind. Es ist das gleiche, was den Propheten des Alten Testaments bei ihren Weissagungen widerfuhr, wenn „der Geist Gottes über sie kam“, „die Hand des Herrn sich auf sie legte“. So nahe verwandt erweist sich allenthalben das Abnorme allen Volks- und Zeitunterschieden zum Trotz.

Wieder 100 Jahre später: Die hysteropathischen Äußerungen haben sich nunmehr gewissen herrschenden naturphilosophisch-mystischen Zeitanschauungen angepaßt und damit besondersartige inhaltliche Beziehungen zur „magischen Welt“ erhalten. Sie bieten sich nun im Gewande der übernatürlichen, übersinnlichen, der „magnetischen“ Erscheinungen dar. Ihr bezeichnendstes Dokument hat ein naturwissenschaftlich gebildeter Arzt, der freilich zugleich ein nicht weniger phantasievoller Dichter war, geliefert. Der Arzt hat den Namen JUSTINUS KERNER (1786—1862), das literarische Belegstück trägt den Titel: „Die Seherin von Prevorst“. Es ist — bezeichnend genug — in die beiden Unterabschnitte geteilt: „Eröffnungen über das innere Leben des Menschen“ und „Eröffnungen über das Hineinragen einer Geisterwelt in die unsere“.

Was diese „Seherin von Prevorst“, FRIEDERIKE HAUFFE (1801 bis 1829) — die ihre letzten beiden Lebensjahre in KERNERS Haus und unter dessen ärztlicher Behandlung verbrachte —, als menschliche Persönlichkeit darstellt, wird durchaus durch ihre Kennzeichnung als einer hysterischen Konstitution erfaßt. Und was sie an „magnetischen“ und anderen mystischen Fähigkeiten und Leistungen darbot, bleibt durchaus — trotz allen KERNERS und anderen naturphilosophisch befangener Zeitgenossen — in dem Rahmen wieder des hysteropathischen Geschehens.

Schon die Vorgeschichte dieser eigenartigen Persönlichkeit mit ihren schon vor KERNERS Bekanntschaft offenbarten „Mysterien des inneren Lebens“ verrät selbst in KERNERS unkritischer Ausschmückung zur Evidenz, daß sie als nicht mehr und nicht weniger wie eine durch hysterische Hyperästhesie und Hyper-sensibilität, durch Neigung zu halluzinatorischen, de-

pressiven und anderen seelischen Ausnahmerecheinungen stigmatisierte, psychopathische Natur anzusprechen ist:

„An die schneidende Bergluft (ihres Geburtsortes), an die auf diesem Gebirge harte und langdauernde Winterkälte gewöhnt, nie in Kleidung und Bett verzärtelt gehalten, wuchs sie auch als blühendes, lebensfrohes Kind heran, und während ihre Geschwister alle (bei gleicher Erziehung) in der Kindheit mit Gichtern behaftet waren, bemerkte man an ihr derlei Zufälle nie. Dagegen war es, daß sich bei ihr bald ein nicht zu verkennendes Ahnungsvermögen entwickelte, das sich in ihr besonders in voraus sagenden Träumen kundgab. Griff sie etwas stark an, erlitt sie Vorwürfe, die ihr Gemütsleben aufregten, so wurde sie in nächtlicher Ruhe stets in innere Tiefen geführt, in denen ihr belehrende, warnende oder voraussagende Traumbilder aufgingen. Auch siderische Einflüsse wirkten auf sie schon sehr frühe, und es schlug ihr schon als Kind die Haselnußstaude auf Wasser und Metalle an. — —

Bald bemerkte der alte Schmidgall (der Großvater), daß das Mädchen, ging es mit ihm auf einsamen Spaziergängen, und hüpfte es auch vorher noch so vergnügt an seiner Seite, an gewissen Stellen auf einmal ein Wehesein und Frieren erhalten konnte, was ihm lange unerklärlich blieb. Erklärlicher wurde es ihm, als das Mädchen die gleichen Empfindungen in Kirchen, wo Gräber waren oder auf Gottesäckern erhielt und in solchen Kirchen nie auf dem Erdgeschob stehen, sondern auf die Emporkirche gehen mußte.

Aber noch bedenklicher wurde dies dem Großvater, als zu diesem Gefühl für Leichen, Metalle usw. sich bei dem Mädchen auch an gewissen Stellen das Gefühl für Geister gesellte.

Zu noch größerem Kummer der Großeltern aber ging dieses Gefühl für die Nähe von andern nicht gesehener geistiger Einflüsse bald in wirkliches Schauen über, und die erste Erscheinung eines Geistes ward dem Mädchen im eigenen großelterlichen Hause. Da sah es in der Mitternacht in einem Gange eine lange dunkle Gestalt, die mit einem Seufzer an ihm vorüberging, am Ende des Ganges stehenblieb und zu ihm hinsah, ein Bild, das ihm bis in die reiferen Jahre wohl im Gedächtnis blieb. — —

Langwierige Krankheiten der Eltern riefen es später wieder in das einsame Prevorst, wo durch Kummer und Nachtwachen an Krankenbetten sein Gefühlsleben in jahrelanger Aufregung blieb und ahnungsvolle Träume und jenes Gefühl für andern verborgene Dinge fortdauer ten. — Sie versank in derselben Zeit in eine ihren Verwandten unerklärliche Schwermut, weinte tagelang unter dem Dache des elterlichen Hauses, wohin sie sich schlich, schlief fünf volle Wochen lang nie mehr und rief so auf einmal wieder das überwiegende Gefühlsleben ihrer Kindheit in sich hervor. — —

Aber auch was KERNER von der eigentlichen Phase ihres „magnetischen Lebens“ zu berichten weiß, ordnet sich — wiederum aus den mystischen Einkleidungen herausgeschält — durchaus dem hysterischen Bilde ein. Aus den pathologischen Darbietungen von Kopfsensationen und abnormen Körperempfindungen, von Visionen verschiedenster Art, von Schreikrämpfen, von Ohnmachten und sonstigen Bewußtseinsstörungen, von lethargischen, Hemmungs-, Halb-

schlaf- und Traumzuständen, von psychischen Bewußtseinseingungen mit unterbewußter Geistestätigkeit und ähnlichem mehr erkennen wir eine schwerste Hysterie mit ihren ganzen typischen, wechselvollen, Wunder vortäuschenden Requisiten heraus:

Es war der 13. Februar 1822, da ersah Frau H. im nächtlichen Traume in ihrem Hause große Unruhe und Zerstörung. Es war ihr, als sollte sie sich zu Bette legen, aber da lag in demselben im Totenkleide die Leiche jenes teuren Verstorbenen, auf dessen Grabe sich ihr inneres Leben anfauchte. — —

Am anderen Morgen befahl sie ein Fieber, das 14 Tage lang mit der größten Heftigkeit andauerte, und auf das in ihr ein sieben Jahre langes magnetisches Leben (mit wenigen, wohl nur scheinbaren Intervallen) folgte.

Nach jenem Fieber, es war am 27. Februar nachts ein Uhr, brach auf einmal bei ihr ein heftiger Brustkrampf aus. Man rieb und bürstete bis zwölf Uhr an ihr, bis ihr Rücken blutete. Sie lag ohne Bewußtsein wie tot, und der Ortschirurg schlug ihr eine Ader. Dieselben Krämpfe dauerten noch drei Tage lang fort, und man ließ ihr dann wieder zur Ader. —

Gleich anfangs jener Krämpfe erschien ihr nächtlich, als sie wach war, ihre Großmutter von Löwenstein. Diese hatte sich vor ihr Bett gestellt und sah sie stillschweigend an. Nach drei Tagen erfuhr sie den Tod jener Frau, der in derselben Nacht erfolgt war.

Von da an sprach sie wie im Schlafe oft von ihrer Anwesenheit, und später erkannte sie dieselbe als ihren Schutzgeist. Es war auch schon um diese Zeit, daß ihr im Traume eine Maschine und deren Verfertigung und Gebrauch als Bedingung ihres Gesundwerdens erschien. Sie zeichnete dieselbe auch auf ein Stück Papier, aber man gab ihrem Gefühle keine Folge. — —

Im Februar 1824 hatte sie Besuch von Freundinnen, alles war lustig und tanzte, sie aber blieb trüb. Als alles ruhig war, wandte sie sich zum Gebete. Eine Person, die sie nahe anging, fing auf einmal darüber zu lachen an. Dies griff sie so an, daß sie sogleich kalt und starr wie ein Toter wurde. Lange hörte man keinen Atem mehr, endlich wurde er röchelnd. Man legte Senfpflaster, machte Fuß- und Handbäder, sie kehrte ins Leben, aber nur wieder zu langem Leiden. Sie lag immer wie im Traume.

Einmal sprach sie drei Tage lang nur in Versen, und ein andermal sah sie drei Tage lang nichts als eine Feuermasse, die durch ihren ganzen Körper lief wie auf lauter dünnen Fäden. Dann hatte sie wieder drei Tage lang die Empfindung, als tröpfelte ihr ein Tropfen kalten Wassers nach dem andern auf den Kopf, und hier erschien ihr auch das erstmal außer sich ihr eigenes Bild. Es saß weißgekleidet vor ihr auf einem Stuhle, während sie im Bette lag.“

Und nun wird es für uns beinahe selbstverständlich, daß jene Erscheinungen, die die „Seherin“ während ihres Weinsberger Aufenthalts selbst aufwies, dem nüchternen Leser, selbst in KERNERS mystischer Aufmachung, nichts bieten, was wesentlich über das hysteropathische Geschehen hinausführte:

Wir sehen sie vorzugsweise in hysterisch-somnambulem Zustande, in dem sie neben anderen Halluzinationen auch autoskopische

— das eigene Ich umfassende — hatte. Wir erfahren von ihren unterbewußten Leistungen aus dem Halbschlafzustand heraus, den Versproduktionen wie vor allem den uns längst von der Hysterie bekannten künstlich hochgezüchteten Sprachproduktionen (bei deren Wiedergabe übrigens auch die Neigung zu mystischen Zahlenbeziehungen zum Ausdruck kommt) u. a. m. KERNER berichtet:

„Frau H. kam am 25. November 1826 hier an, ein Bild des Todes, völlig verzehrt, sich zu heben und zu legen unfähig. Alle drei bis vier Minuten mußte ihr ein Löffel Suppe gereicht werden, den sie oft nicht verschlingen konnte, sondern nur in den Mund nahm und wieder ausspöte. Reichte man ihr ihn nicht, so verfiel sie in Ohnmacht oder Starrkrampf. Jeden Abend um sieben Uhr verfiel sie in magnetischen Schlaf. Diesen fing sie immer mit stillen Gebeten an, in welchen sie die Arme auf der Brust gekreuzt hatte. Dann breitete sie die Arme in gerader Richtung nach außen aus und befand sich in diesem Moment im schauenden Zustande, und erst wenn sie dieselben wieder auf die Bettdecke zurückgebracht hatte, fing sie zu sprechen an. Ihre Augen waren dabei geschlossen, ihre Gesichtszüge ruhig und verklärt.

Sie war oft in Zuständen, wo Menschen, die wie sie die Fähigkeit, Geister zu sehen, gehabt hätten, ihren Geist außer seinem Körper, der sie nur noch als ein leichter Flor umschloß, erblickt haben würden. Sie selbst sah sich oft außer dem Körper, sah sich oft doppelt. Sie sagte oft: ‚Es kommt mir oft vor, als sei ich außer mir, ich schwebe dann über meinem Körper. Es ist mir aber dies kein behagliches Gefühl, weil ich meinen Körper doch immer noch weiß.‘

Ihr sittlicher Charakter war durchaus tadellos. Sie war fromm, ohne Frömmelei. Auch ihr langes Leiden und die Art ihres Leidens erkannte sie als Gnade Gottes, wie auch aus nachstehenden Versen, die sie im schlafwachen Zustande niederschrieb, hervorgeht.

„Erhabner Gott, wie groß ist deine Güte,
Du schenkest mir den Glauben und die Liebe,
Du hältst mich fest in meiner Leiden Not.
In meines Kummers Nacht
Ward ich so weit gebracht,
Zu wünschen Ruhe mir im bald'gen Tod.
Dann aber kam der mächtig starke Glaube,
Die Hoffnung kam, es kam die ew'ge Liebe,
Sie schlossen mir die ird'schen Augenlider.
O Wonne!“ — — —

In ihrem halbawachen Zustande sprach Frau H., wie schon erwähnt, öfters eine Sprache, die einer orientalischen Sprache ähnlich zu sein schien. Sie sagte im schlafwachen Zustande, diese Sprache liege von Natur in ihr, und es sei eine Sprache, ähnlich der, die zu Zeiten Jakobs gesprochen worden; in jedem Menschen liege eine ähnliche Sprache. Diese Sprache liege in den innern Zahlen des Menschen; in ihr (da sie zur inneren Zahl den Zehner und den Siebzehner habe) in diesen Zahlen Zehn und Siebzehn. Aus diesen gehe in ihr die Schrift mit den Zahlen hervor, weil Schrift und Zahl immer miteinander verbunden seien.

Diese Sprache war äußerst sonorisch. — Sie konnte sie nur im halbawachen Zustande sprechen und schreiben, im wachen wußte sie von dieser Sprache durchaus nichts. Auch nur während sie

schrieb, wußte sie die Bedeutung der Worte, blieb sich aber in deren Schreibung immer völlig konsequent.

Sprachkenner fanden in dieser Sprache auch wirklich hier und da den koptischen, arabischen und hebräischen Worten ähnliche Worte.

Das Wort dalmachan scheint arabisch zu sein. Die Redensart bianachli, die sie allein auf ihrem Lebensringe noch auszusprechen wußte und auf dem Sonnenringe mit widrigem Gefühl übersetzte, heißt im hebräischen: ‚Ich bin im Seufzen.‘

Ich setze noch folgende Worte und Redensarten aus dieser ihrer inneren Sprache hierher: Handacadi = Arzt. Alentana = Frauenzimmer. Chlann = Glas. Schmado = Mond. Nohin = nein. Nochiane = Nachtigall. Biannafina = vielfarbige Blume. Moi = wie. Toi = was. O pasqua non ti bjat handacadi = willst du mir nicht die Hand geben, Arzt? — —“

Es liegt kein Grund vor, die Dokumente hysterischer Manifestationen im Gewande der abergläubisch-mystischen Anschauungen jener Zeit zu häufen und aus KERNERS unerschöpflicher Wunderwelt seiner Seherin noch zu vermehren. Aufschlußreicher erscheint viel eher eine Urkunde entgegengesetzten Charakters, ein zeitgenössisches Urteil anderer Art über dergleichen Phänomene, bei dem nicht, wie bei KERNER, die suggestive Beeinflussung und phantasievolle Ausdeutungsneigung Pate stand. Die ungleich nüchterner denkende Schriftstellerin THERESE HUBER (1764—1829), die Tochter des Philologen HEYNE, schrieb an KERNER anlässlich seiner 1824 erschienen „Geschichte zweier Somnambulen“ die folgenden, im Grunde nicht weniger für die Seherin von Prevorst geltenden Zeilen, die man auch jetzt noch in der Hauptsache nur unterschreiben kann:

„Einer meiner neuen und liebsten Gesellen ist Herr von Weidenbach, der Arzt — der gab mir Ihr magnetisches Buch, längst ehe Sie mir schrieben. — Sie sind tief im Text gekommen mein wackerer Freund. Ich las das Buch nicht ohne Sorge, weil mir oft der Gegenstand Ihr Herr geworden zu sein schien, nicht Sie über ihm geschwebt und ihn gehalten in sicherer Herrschaft. Weidenbach hat Sie verteidigt, und ich sage: Machen Sie fort! Nur durch solche Beobachtungen kann es lichter werden in dieser erstaunlichen Sache. Was mich sehr abstoßend angeregt hat, sind die täglich ausführlich wiederholten Träume der Kranken. Die Form ihrer Phantasie ist interessant, ihre dabei empfundenen körperlichen Zustände sind es im höchsten Grad: z. B. daß diese Phantasien anfangs von Lichtumströmung, in erhöhter Steigerung von Kälte begleitet waren — aber diese Details sind doch nur immer der Nachhall der gemeinen Vorstellungen, wie das Volk sich Engel, Herrgott, himmlisches Jerusalem und dergleichen denkt — dank dem babylonischen Hieb der jüdischen Propheten und der schwerfälligen Mechanik der Apokalypse . . . Um was ich Sie aber innig bitte, ist: Ihre Frau in dieses Zauber- und Geisterwesen nicht mit hineinzuziehen. Nein, wahrlich, das ist gegen die Würde, das Bedürfnis, den Beruf einer Hausmutter — und wenn sie so weit in den Himmel hinaufstieg, daß sie sich den Herrgott barbieren säh', so taugt das nicht. Ihre Gesundheit geht zugrunde, ihr kräftiger Hausmutterverstand geht zugrunde, die Kinder verlieren zu ihrem Regiment. Ich bin gewiß, Sie machen auf diesem Gebiete noch große Fortschritte. Hätte ich

eine so durchsichtige schwatzhafte Jungfer vor mir, ich behandelte sie ganz anders. Ich thäte ihr das Rechte mit Streicheln, wie es die Sache mit sich bringt, aber weiter stellte ich an sie keine Frage als: Wo tut dir's weh! Was willst du essen? Um ihr Prophezeien bekümmerte ich mich gar nicht. Bei ihren erstaunlichen Erzählungen dürfte kein Mensch etwas sagen. Befehle sie etwas, so gewährte ich ihr's, wie sie es wollte, fragte aber nie, befähle trocken und bezeigte ihr weder Verwunderung noch Teilnahme. — Da möchte ich doch wissen, ob die Prophetereien und Verordnungen und Anmaßungen hochstiegen. Bei dieser täglichen Kurmacherei, dem Aufsehen, der Pflege sinnlicher Wahrnehmungen muß ja die Person ihre Faselparoxysmen regelmäßig bekommen... Wenn nur ein Arzt einmal also verführe! An dem Dasein der Sache und ihrer nicht zu berechnenden Macht zweifle ich gar nicht, aber euere Behandlung ist nicht, was ich gut halte. Ich will aus jeder müßigen, nervenschwachen Dirne eine Somnambule machen — aber wozu? Aber ich glaube, ich würde, gäbe man mir ungestörten Einfluß, die Prophetenjungfern ohne allen Magnetismus heilen — hie und da brauchte ich aber etwa einen Leutenant, Amtsschreiber und dergleichen dazu.“ — —

Auch diese Phase magisch-mystischen Geisteslebens ist vorübergegangen. Dahingeschwunden, als die spekulative Naturphilosophie, auf deren Boden sie erblüht, der exakten Naturforschung das Feld räumen mußte. Und wiederum sehen wir — etwa ein halbes Jahrhundert später — das hysteropathische Geschehen in neuartiger Einkleidung sich einschleichen.

Diesmal ist es an den spiritistischen Erscheinungen beteiligt. Auch für deren vermeintlich transzendente Phänomene des Verkehrs mit Geistern, der Materialisationen, der Psychographie und ähnliches bieten — soweit nicht einfach plumper Betrug im Spiel —, die hysteropathischen Vorgänge der seelischen Spaltungen, der Automatismen, der unterbewußten Gedankenproduktionen, der visionären Realisierungen usw. die allgemeine Grundlage dar.

Es hält allerdings bei der ganzen Natur der Darstellungen, die überzeugte, in gutgläubiger Selbsttäuschung befangene Vertreter des Spiritismus von seinen Emanationen zu geben pflegen, schwer, Dokumente zu finden, die in ihm wiederum nur eine besondere Zeit- und Kulturgestaltung der durch Jahrhunderte gleichgebliebenen Hysteropathie erkennen lassen. Wenigstens eine Andeutung davon gewähren jene Erinnerungen „Aus dem Reiche der Schatten“, mit denen Miß D'ESPÉRANCE, ein englisches spiritistisches Medium, uns ein volles „Licht aus dem Jenseits“ — dies der Untertitel ihrer Memoiren — zu geben versucht hat. Diese Dame — der der Großmeister des Spiritismus, AKSAKOW, ausdrücklich die verhängnisvolle Begabung der Sensitivität — nüchterner gesehen: eine hysterische Veranlagung — bescheinigt hat, läßt in der Wiedergabe ihrer Empfindungen während einer spiritistischen Materialisationssitzung vor allem die charakteristischen hysterischen Spaltungserscheinungen erkennen: Im

somnambulen Zustände selbst den materialisierten Geist darstellend, hatte sie neben dem Bewußtsein dieser fremdartigen Persönlichkeit doch zugleich das ihrer eigenen, bis sie schließlich, als der materialisierte Geist angefaßt, aus dem abnormen Bewußtseinszustande erwachte und damit des eigentlichen Ichs sich wieder klar wurde, nur dieses noch empfand. Dies ihr Selbstzeugnis:

„Bei Gelegenheit der letzten Séance, ehe ich meine Reise, zum Zwecke des Skizzierens unternommen, fortsetzte, war es mir möglich, in meinem Diarium das Ganze meiner Gedanken, Eindrücke und Gefühle wiederzugeben, und da es eine ziemlich gute Illustration von dem ist was ein Medium während einer Materialisations Séance empfindet, wenn es sich irgend etwas bewußt ist, so berichte ich es genau so, wie ich es damals in meinem Tagebuch niedergeschrieben habe:

Wir erreichten Christiania bei guter Zeit und nehmen eine Tasse Tee ein, ehe wir uns in das Séancezimmer begeben.

Meine Stimmung sinkt bis unter Null und meine Nervosität steigert sich, je näher die Zeit der Seance heranrückt. — Das Licht wird heruntergeschraubt, und augenblicklich kommt eine Gestalt mit solcher Plötzlichkeit hinter den Vorhängen hervor, daß jedermann erschrickt. — Ich fühle mich merkwürdig schwach und kraftlos und kann nur empfinden; die Kraft zu handeln, fehlt mir.

Nun kommt eine andere Gestalt (sie selbst!), kleiner, schlanker, mit ausgestreckten Armen. Am entfernten Ende des Kreises steht jemand auf und kommt ihr entgegen und die beiden liegen sich in den Armen; dann hört man unbestimmte Rufe, wie ‚Anna!‘ ‚O Anna!‘ ‚Mein Kind!‘ ‚Mein geliebtes Kind!‘

Als bald steht jemand anders auf und schlingt die Arme ebenfalls um diese Gestalt; es mischen sich Schluchzen, Ausrufe und Segenswünsche ineinander. Ich fühle meinen Körper hin- und herschwanken und alles wird dunkel vor meinen Augen. Ich fühle jemandes Arme um mich, obgleich ich allein auf meinem Stuhle sitze. Ich fühle jemandes Herz gegen meine Brust schlagen. Ich fühle, daß etwas vorgeht. Niemand ist mir nahe außer den beiden Kindern (Sitzungsteilnehmer).

Es muß mein eignes Herz sein, daß ich so deutlich schlagen fühle. Doch diese Arme um mich? Sicherlich empfand ich niemals eine Berührung so deutlich wie diese. Ich fange an, mich zu fragen, welche von beiden ich bin. Bin ich die weiße Gestalt oder bin ich die, die auf dem Stuhle sitzt? Sind es meine Hände, die sich um den Hals der alten Dame schlingen oder sind diese meine, die auf meinen Knien vor mir liegen, oder ruhen sie auf dem Schoße der Gestalt, wenn ich es nicht bin, die auf dem Stuhle sitzt?

Sicherlich sind es meine Lippen, die geküßt werden. Es ist mein Gesicht, das von Tränen naß ist, die diese guten Frauen so reichlich vergießen. Doch wie kann dies sein? Es ist ein schreckliches Gefühl, also den Halt seiner Persönlichkeit zu verlieren. Ich verlange danach, eine dieser Hände auszustrecken, die so hilflos daliegen, und jemand zu berühren, nur um zu wissen, ob ich selbst bin oder nur ein Traum — ob ‚Anna‘ ich ist und ich gewissermaßen in ihre Person verloren bin.

Ich fühle die zitternden Arme der alten Dame, die Küsse, die Tränen, die Segenswünsche und Liebkosungen der Schwester, und ich frage mich in

einer qualvollen Erwartung und Verwirrung: Wie lange kann das dauern? Wie lange wird es zwei von uns geben? Welche werde ich am Ende sein? Werde ich ‚Anna‘ oder wird ‚Anna‘ ich sein?

Dann fühle ich zwei kleine Händchen in meine erschlafften Hände schlüpfen, und sie geben mir sozusagen einen neuen Halt über mich selbst und mit einem Gefühle des Entzückens finde ich, daß ich ich selbst bin, und daß der kleine Jonte (eins von den kindlichen Teilnehmern), müde von dem Verborgensein hinter den drei Gestalten sich einsam vorkommt und meine Hände erfaßt, um Gesellschaft und Trost zu finden.

Wie bin ich erfreut über eine Berührung, selbst von der Hand eines Kindes! Meine Zweifel über das ‚Wer ich bin?‘ und ‚Wo ich bin?‘ sind hinweg. Während ich also empfinde, verschwindet die weiße Figur von ‚Anna‘ in dem Kabinett, und die beiden Damen kehren zurück zu ihren Plätzen, aufgeregt und tränenvoll, aber vom Glück überwältigt.

Es war noch vielmehr, was diesen Abend geschehen sollte, aber ich fühlte mich gewissermaßen schwach und gleichgültig gegen alles um mich her und nicht geneigt, mich für das, was vorkam, zu interessieren. Merkwürdige und beachtenswerte Vorgänge fanden statt, aber für den Augenblick schien mein Leben aus mir herausgezogen zu sein, und ich sehnte mich nach Einsamkeit und Ruhe. — Die Erinnerung an die sonderbaren Empfindungen, die mich während des Sehens von ‚Anna‘ und ihren Freunden überwältigt hatten, quälte mich aufs grausamste. — —“

Die spiritistische Formgestaltung der Hysteropathie ist noch nicht überwunden. Daß auch ihre Zeit einmal abgelaufen sein wird, wenn wieder neue Anschauungen und Gedankenrichtungen auftauchen werden, das lehrt uns der Blick in die Vergangenheit, wir brauchen nicht daran zu zweifeln. Aber ebensowenig lassen die Lehren der Geschichte einen Zweifel daran zu, daß gewisse sich gleichbleibende menschliche Gefühlsbedürfnisse, die auf Übersinnliches gerichtet sind, und gewisse unverändert bleibende menschliche Fähigkeiten, die das, was einen innerlich erfüllt, ins Pathologische umzusetzen vermögen, auch den neuen Kulturentwicklungen folgen werden, und daß das hysteropathische Geisteswesen sich auch dieser in irgend welchen Formen bemächtigen, sie in irgend welchen Verzerrungen verarbeiten wird.

So bildet das hysteropathische Geschehen in gewissem Sinne zugleich einen Indikator für das Kulturniveau: Es zeigt gewissermaßen den Stand der jeweiligen Kultur an, freilich mehr seine untere als seine obere Grenze. Denn der Kulturwert dieser hysteropathischen Vorgänge ist an sich fast durchweg gering, ihr seelischer Gehalt recht dürftig. Aber wenn nichts anderes, so werden doch die sie offenbarenden Belegstücke als pathologische Zeit- und Kulturdokumente ihren Dauerwert behalten.

XV.

Psychische Infektionen und psychopathisches
Massengeschehen.

RICHARD WAGNER erzählt in seinen Lebenserinnerungen von seiner Teilnahme an den akademischen Unruhen in Leipzig im Revolutionsjahr 1830:

— — „Plötzlich verbreitete sich der Ruf nach einer berühmten Gasse, in welcher gegen eine verhaßte Magistratsperson, welche dort der Volksmeinung nach ein übel berufenes Etablissement in willkürlichen Schutz genommen hatte, populäre Justiz geübt werden sollte. Als ich im Gefolge des Schwarms an jenem Orte anlangte, fand ich ein erbrochenes Haus, in welchem allerhand Gewalttaten verübt wurden. Ich entsinne mich mit Grauen der berausenden Einwirkung eines solchen unbegreiflichen wütenden Vorganges, und kann nicht leugnen, daß ich ohne die mindeste persönliche Veranlassung hierzu, an der Wut der jungen Leute, welche wie wahnsinnig Möbel und Geräte zerschlugen, ganz wie ein Besessener mit teilnahm. Ich glaube nicht, daß die vorgebliche Veranlassung zu diesem Exzeß, welche allerdings in einem das Sittlichkeitsgefühl stark verletzenden Vorfall lag, hierbei auf mich Einfluß übte; vielmehr war es das rein Dämonische solcher Volkswutanfälle, das mich wie einen Tollen in seinen Strudel mit hineinzog. Auch daß solche Wutanfälle nicht so schnell sich verlaufen, sondern nach gewissen natürlichen Gesetzen erst durch ihre Ausartung zur Raserei zu dem ihnen eigentümlichen Abschluß gelangen, sollte ich an mir selbst erfahren. Kaum erscholl der Ruf nach einem andern derartigen Orte, als ich auch schon in der Strömung mich befand, welche nach einem entgegengesetzten Ende der Stadt sich bewegte; dort wurden die gleichen Heldentaten verübt und die lächerlichsten Verwüstungen angerichtet. Ich entsinne mich nicht, daß der Genuß geistiger Getränke zu meiner und meiner unmittelbaren Genossen Berausung beigetragen hätte; nur weiß ich, daß ich schließlich in den Zustand gelangte, der für gewöhnlich einem Rausche folgt. Ich erwachte des andern Morgens wie aus einem wüsten Traume und mußte mich erst an einer Trophäe, dem Fetzen eines roten Vorhanges, welchen ich als Zeichen meiner Heldentaten mit mir geführt hatte, daran erinnern, daß die Vorgänge dieser Nacht wirklich von mir erlebt worden seien.“

In diesem für die Psychologie der revolutionären Exzesse bedeutsamen und heute wieder aktuellen — nur allzu aktuellen — Dokument wächst sich die Masse zum Träger psychisch abnormer Erscheinungen aus, an denen das Einzelindividuum nur als unselbständigerr — ebenso kritik- wie willenloser — Bestandteil der Gesamtheit teilnimmt. Zugleich erweist sich bei diesen abnormen Vorgängen die Menge als besonderen eigenen Gesetzmäßigkeiten

unterworfen und in ihrem Tun und Lassen nicht mehr durch die Leitkräfte bestimmt, die für das individuelle Handeln seiner einzelnen Teilnehmer maßgebend zu sein pflegen. WAGNER erlebte im übrigen in diesem tollen Strudel der Volkswutexzesse nur eine Seite des abartigen psychischen Massengeschehens, allerdings eine sehr wesentliche und für die Sonderpsychologie der Massenverbrechen höchst bedeutsame: die nach außen gerichtete, motorische Betätigung, die sich hier in hemmungslos triebhafter Entladung und Entgleisung der Gesamterregung kundgibt. Neben sie treten noch andere Formen abnormen Massengeschehens, andere Arten abnormer psychischer Beeinflussung des einzelnen durch die Menge von gleicher Einheitlichkeit und Übereinstimmung der Äußerungen. So zunächst die abwegige Aufnahme der äußeren Eindrücke von seiten der Masse, die zu einheitlichen Sinnestrugwahrnehmungen aller, zu Massenhalluzinationen und -illusionen zu führen pflegt. Auch für sie stehen uns bezeichnende geschichtliche Belegstücke zu Gebote, die wir nicht einmal mehr oder minder zweifelhaften Überlieferungen einer fernen Vergangenheit zu entnehmen brauchen. Sie sind uns mit noch größerer Beweiskraft von dem geschichtlichen Geschehen der Gegenwart geliefert worden.

Eine so sehr auf Realität und Sachlichkeit der Situationserfassung eingestellte Masse wie das englische Feldheer des Weltkrieges erlebt beim Rückzug von Mons nach der Ypernlinie im August 1914 durch gegenseitige seelische Infektion auf dem Boden eines durch körperliche Erschöpfung und starke Affektspannungen überreizten Nervenzustands mannigfache Massentrugwahrnehmungen — am bekanntesten geworden wohl in der Gestalt der Engel von Mons: die Vision des heiligen Georg, der mit Engelscharen den Rückzug deckt. Ein in den „Evening News“ veröffentlichter Bericht eines Beteiligten an einem solchen Vorkommnis, dem man wohl sachlich-nüchterne Beobachtungsfähigkeit und ruhige Selbstkritik zusprechen darf — der Bericht eines Oberleutnants — hebt die bezeichnenden Einzelheiten dieses Vorgangs — daneben übrigens auch die begünstigenden Momente der körperlichen und seelischen Abspannung und der einheitlichen Erwartungseinstellung — gebührend heraus:

„Der 26. August 1914 war der Tag der Schlacht bei Le Chateau. Wir kamen bei Sonnenaufgang ins Gefecht und kämpften bis zum Abend. Unaufhörlich standen wir unter dem verheerenden Feuer der deutschen Artillerie, und unsere Division hatte große Verluste. Ohne Zweifel waren wir schwer mitgenommen, aber der Rückzug vollzog sich immer noch in tadelloser Ordnung, und ich bin überzeugt, daß unser Gehirn immer noch normal und gut arbeitete. In der Nacht vom 27. ritt ich in der Kolonne mit zwei anderen Offizieren. Wir unterhielten uns und gaben uns alle Mühe, um uns wach auf unseren Pferden zu halten. Als wir so dahinritten,

bemerkte ich in den Feldern zu beiden Seiten der Rückzugsstraße große Abteilungen von Reitern. Diese Reiter erschienen mir in der Stärke von mehreren Schwadronen sich durch die Felder zu bewegen und mit uns Schritt zu halten. Die Nacht war nicht sehr dunkel, und mir war's, als könnte ich Schwadron um Schwadron ganz genau sehen. Ich sagte zuerst kein Wort, aber ich beobachtete die Reiter zwanzig Minuten lang. Die beiden anderen Offiziere hatten aufgehört zu sprechen. Endlich fragte mich einer, ob ich etwas in den Feldern sehe. Ich erzählte, was ich gesehen hatte. Der dritte Offizier bekannte darauf, daß er seit zwanzig Minuten die Reiter beobachte. Wir waren so überzeugt, daß wir es mit wirklicher Kavallerie zu tun hatten, daß beim nächsten Halt ein Offizier mit einigen Leuten hinritt, um aufzuklären. Er fand aber niemanden. Die Nacht wurde dann dunkler, und wir sahen nichts mehr. Dieses Phänomen wurde von vielen Leuten unserer Kolonne gesehen. Wir waren in der Tat todmüde und abgehetzt, aber es scheint mir doch sehr merkwürdig zu sein, daß so viele verschiedene Leute die gleiche Sache sahen. Ich für meine Person bin absolut überzeugt, daß ich die Reiter sah; ich bin sicher, daß sie nicht nur in meiner Einbildung existierten. Ich versuche nicht das Rätsel zu erklären, ich erzähle bloß die Tatsachen.“

Der Weltkrieg hat noch weitere psychische Massenstörungen manifest werden lassen, an denen in abnormer Weise alle Seiten der psychischen Tätigkeit: sowohl die geistige Aufnahme der äußeren Eindrücke, wie ihre innerliche Verarbeitung wie auch ihre Umsetzung nach außen beteiligt sind. Die Panik ist der charakteristische massenpathologische Vorgang, bei dem sie am prägnantesten in die Erscheinung getreten sind. Von katastrophalen Vorkommnissen ausgelöst, stellten sich bei der Menge unter gegenseitiger psychischer Beeinflussung der einzelnen weitgehende Beeinträchtigungen der besonnenen Situationserfassung und -verarbeitung und Störungen des sinnvoll zweckgemäßen Handelns ein. Ein psychologisch wohlgeschulter Feldarzt, Dr. ARTHUR KRONFELD, gibt aus seinen Fronterfahrungen als Augenzeuge ein solches Panikerlebnis wieder, das einer schweren opferreichen Explosion in der Panzerfestung Douaumont seine Entstehung verdankt. Es läßt zugleich erkennen, daß bei den Panikstörungen auch echt psychotische Vorkommnisse, hysterische Schreckpsychosen, verstärkend mitwirken können:

„Bei der großen Explosion auf der Panzerfeste spielten sich unter den Überlebenden in den unterirdischen, zum Teil eingebrochenen, von Qualm durchzogenen Kasematten im tiefen Dunkel die wildesten Panikszene ab. Es gab Massenfluchten nach diesem oder jenem vermeintlichen Ausgang, wo in sinnloser Weise versucht wurde, die Sandsackbarrikaden wegzureißen. Ich selbst sah dort einige Stunden später die Leichen vieler Erdrückter und zu Tode Getretener. Als in einem Saale mehrere Leute mit geschwärzten Gesichtern erschienen, welche durch niedergeschlagenen Qualm oder Ruß schwarz geworden waren, schrie einer: ‚Die Schwarzen kommen‘ — und sofort flogen Handgranaten gegen die Neueingetretenen, und es gab ein neues Sterben

und erneute Massenflucht. Unter diesen Leuten sah ich dann sehr viele hysterische Dämmerzustände, verwirrte Erregungen mit Desorientierung und einzelnen hysterischen Parakinesen. — —

Ein Menschenknäuel von etwa 100 Köpfen kam nach der Explosion aus den unterirdischen Räumen mit rauchgeschwärzten Gesichtern, zitternd, hinkend, schreiend angewankt. Sie brachten eine erhebliche Panik unter die Reserven, schrien durcheinander, viele warfen sich zu Boden, brüllten nach Wasser, zwei bekamen hysterische Anfälle. Kurz, es war eine wirre, psychisch höchst infektiöse Masse. — —

Bei der sehr schweren Explosion traf ich meinen Bataillonskommandeur, der dem Tode entgangen war, einen hervorragenden Soldaten, in einem Dämmerzustande an. Er erkannte mich nicht, starrte in ein Loch, regungslos und ohne tieferen Affekt. Zeitweise fragte er — und dies war seine einzige geistige Spontanäußerung: „Sind Sie nicht mein Adjutant? Wo ist denn mein Adjutant?“ Diese Frage wiederholte er stereotyp.

Ich traf auch einen jungen Kollegen unmittelbar nach dieser Explosion an: Dieser hatte ebenfalls einen Dämmerzustand. Er lief, seiner verbrannten Hände nicht achtend, zwischen den Leuten herum, als ob er etwas suche. Auch er war desorientiert. — —“

Massenpathologisches Geschehen ist im übrigen nicht an bestimmte Zeit und Örtlichkeit gebunden. Von überall her, aus Geschichte und Kulturgeschichte strömen die Zeugnisse herbei. Zeiten allgemeiner körperlicher Erschöpfung und seelischer Erschütterungen heben sich allerdings als besonders empfänglich für diese Massenpsychopathien und psychischen Infektionserscheinungen heraus. Und so wird vor allem das Mittelalter — zumal das des 14. Jahrhunderts, in welchem der schwarze Tod seinen verheerenden Siegeszug durch deutsche Lande angetreten — in ungewöhnlichem Maße der Träger wechselnder pathologischer Massenbewegungen. Von einer dieser psychischen Massenverirrungen, die im Anschluß an die Pest die körperlich und seelisch geschwächte Bevölkerung westdeutscher Städte überfiel: von der Tanzplage, die — vielleicht im Zusammenhang mit der wilden Feier des Johannistages vom Jahre 1374 — von Aachen aus ihren raschen Siegeslauf antrat, ist uns ein Zeitbericht durch die Limburger Chronik erhalten. Er läßt den krampfhaften Charakter dieses sinnlosen Tanzens in stundenlangem rasenden Tempo, die eigentümliche Beeinflussbarkeit der Tänzer durch Schläge, ihre krankhafte Idiosynkrasie gegen die rote Farbe und dergleichen abnorme Zeichen deutlich erkennen. Daß in diesem konvulsionären Wirbel auch das geschlechtliche Triebleben ungehemmte Befriedigung suchte und fand, lehrt wieder, wie dieser gewaltige Trieb stets voll bereit liegt, um sich jeder wie auch immer gearteten psychischen Bewegung sogleich anzugliedern:

„Anno 1374 zu mitten im Sommer, da erhub sich ein wunderlich Ding auff Erdreich, und sonderlich in Teutschen Landen, auff dem Rhein und

auff der Mosel, also daß Leute anhuben zu tanzten und zu rasen, und stunden je zwey gegen ein, und tanzeten auff einer Stätte einen halben Tag, und in dem Tantz da fielen sie etwan oft nieder, und ließen sich mit Füßen treten auf ihren Leib. Davon nahmen sie sich an, daß sie genesen wären. Und liefen von einer Stadt zu der andern, und von einer Kirchen zu der andern, und huben Geld auff von den Leuten, wo es ihnen mocht geworden. Und wurd des Dings also viel, daß man zu Cölln in der Stadt mehr dann fünffhundert Tántzer fand. Und fand man, daß es eine Ketzerei war, und geschahe um Golds willen, daß ihr ein Theil Frau und Mann in Unkeuschheit mochten kommen, und die vollbringen. Und fand man da zu Cölln mehr dann hundert Frauen und Dienstmägde, die nicht eheliche Männer hatten. Die wurden alle in der Tántzerey Kinder - tragend, und wann daß sie tanzeten, so bunden und knebelten sie sich hart um den Leib, daß sie desto geringer wären. Hierauff sprachen ein Theils Meister, sonderlich der guten Artzt, daß ein Theil wurden tanzend, die von heißer Natur wären, und von andern gebrechlichen natürlichen Sachen. Dann deren waren wenig, denen das geschahe. Die Meister von der heiligen Schrift, die beschwohren der Tántzer ein Theil, die meynten, daß sie besessen wären von dem bösen Geist. Also nahm es ein betrogen Ende, und währete wohl sechszehn Wochen in diesen Landen oder in der Maß. Auch nahmen die vorgenannten Tántzer Mann und Frauen sich an, daß sie kein roth sehen möchten. Und war ein eitel Teuscherey, und ist verbottschafft gewesen an Christum nach meinem Bedünken.“

Die Hauptbelegstücke für solche psychopathologische Übertragungen und Epidemien haben wir wieder auf religiösem Gebiete zu suchen, wie ja überhaupt die religiöse Sphäre als die Trägerin der stärksten gemüthlichen Erregungen und Bewegungen am stärksten und häufigsten an psychischen Ausnahmegeschehnissen beteiligt ist. Und innerhalb dieser Sphäre sieht man die psychische Infektionstendenz und Massenübertragung sich besonders an jenen Erscheinungen geltend machen, die uns schon als hysteropathische begegnet sind, also an den konvulsionären, ekstatischen, visionären usw. Angesichts der früher dargebotenen Dokumente braucht hier nicht mehr auf längst vergangene Zeiten zurückgegriffen werden. Es genügt, erst mit dem vorigen Jahrhundert zu beginnen und zunächst jene religiös gefärbte psychische Massenerkrankung der Predigtsucht heranzuziehen, jene „Predigerkrankheit“, die in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts sich auf dem Boden einer religiösen Exaltation unter den Mädchen Schwedens, zumal in der Provinz Smaland, verbreitete. LUDWIG CLARUS hat im 27. seiner Reisebriefe aus Schweden von dem Charakter dieser Massen-seuche mit ihren konvulsionären und visionären Erscheinungen, ihren ekstatischen Ausnahmeständen, ihren psychischen Automatismen usw. auf Grund von Augenzeugenbeobachtungen ein anschauliches Bild entworfen:

„Unter krankhaften Symptomen fühlen sich diese Mädchen unwiderstehlich zum Predigen getrieben. Fast alle Kranken, welche über den Her-

gang befragt wurden, gaben an, daß ihr ungewöhnlicher Zustand mit einer starken Weckung zur Reue und Besserung angefangen im Verein mit Übelbefinden, Schwere im Kopf oder im Leibe überhaupt, Brennen in der Brust usw. Die Erweckung ging bei einigen dem körperlichen Leiden voran, bei anderen folgte dieselbe. Durch Konvulsionen gelangten viele in ein Stadium der Krankheit, wo sie Gesichte hatten und predigten. Die Konvulsionen bestehen in ihrer gelindesten Form darin, daß die Achseln heftig gegen die Brust gestoßen werden, in stärkeren Graden aber ein gewaltsames Schütteln der Arme und des ganzen Leibes stattfindet. Diese Bewegungen sind durchaus unwillkürlich. Die Kranken bezeugen, sie könnten dieselben durchaus nicht lassen, sondern würden dazu gezwungen. Sie glauben deshalb hierbei unter dem Einflusse einer höheren Macht zu stehen. Deshalb bilden sich die Patientinnen ein, diese Schüttelungen seien Wirkungen des Geistes Gottes und ein ihnen verliehenes besonderes Gnadenzeichen, wodurch die Kranken zunächst selbst, sodann aber alle, welche sie sehen, an die Häßlichkeit und Verdammungswürdigkeit der Sünde erinnert werden sollten. Deshalb stellen sich diese Konvulsionen auch besonders dann ein, wenn der Kranke von selbst oder durch andere an die Sünde oder etwas in seiner Vorstellung Sündhaftes erinnert wird. Ein Berichtstatter sah einzelne Kranke und ganze Scharen derselben gelinder oder stärker geschüttelt werden, wenn sie die Wörter: Sünde, Satan, Eid, Schwur, Kartenspiel, Branntwein usw. nennen hörten, selbst wenn dieselben ohne besonderen Nachdruck ausgesprochen wurden und nur gelegentlich im Gespräche vorkamen. Besonders heftig erfolgen die Schüttelungen, wenn jemand, wie sich die Kranken ausdrücken, Widerrede tut, d. h. Äußerungen macht, welche wider die Meinung der Geschüttelten laufen.

Ein höheres Stadium scheinen die Konvulsionäre erreicht zu haben, wenn sie nach den Schüttelungen rücklings fallen oder ohnmächtig werden. Nach dem Erwachen erzählen sie von Gesichtern, die sie gehabt haben. Stoff und Gehalt dieser Gesichte sind meistens einerlei. Zunächst geben sie vor, einen Augenblick der Qual und Pein der Verdammten gehabt zu haben. Wie solcher sie entsetzt und ihnen Schrecken einjagt, so erquickt und erhebt sie der ihnen durch die geöffnete Himmelspforte vergönnte Einblick in die ewige Seligkeit, in welcher vornehmlich der endlose Nachtmahlstisch sich hervortut. Merkwürdig ist, daß fast niemals ältere Personen, sondern nur Kinder, besonders aber Mädchen von der Affektion ergriffen werden.

Ebensowenig freiwillig als die Schüttelungen sind, scheint das Predigen selbst im freien Willen der von der Predigtsucht Ergriffenen zu stehen. Alle Erzählungen stimmen darin überein, daß, bevor der Predigttrieb sich einstellt, der Kranke nicht predigen kann. Ergreift ihn aber einmal der innere Drang, so vermag er zwar mit festem Vorsatz eine Weile den Trieb zu bewältigen, muß aber zuletzt doch demselben nachgeben. Der Drang zum Predigen überfällt den Kranken auch, wenn derselbe sich ganz allein befindet; ja er geht dann oft gerade hinaus in die Einsamkeit des Feldes und der Wälder und verkündet daselbst, von niemandem angehört, seine Ermahnungen zur Buße und Bekehrung usw. Das Volk will behaupten, daß Blumen und Bäume oft auf die Predigt hörten, auch die Vögel sich als Auditorium um die Predigerinnen versammelten. Die Predigerinnen bilden sich das gleiche ein.

Der Inhalt dieser Predigten ist sich so ziemlich überall gleich. Sie bestehen in einfachen Ermahnungen zur Besserung und Enthaltung von

Sünden. Als solche werden vorzugsweise Spiel, Völlerei, Tanz und hoffärtiges Leben angegeben; auch Weissagungen über eine nahe Zerstörung der Welt gibt es zu hören. Die Kranken halten sich überzeugt, daß nicht nur die guten Rührungen zur Besserung, sondern auch alle besonderen Erscheinungen des leiblichen Krankheitszustandes das Werk des heiligen Geistes sind, wofür sie auch die Weissagung vom nahen Untergang der Welt ansehen.

Die häuslichen Arbeiten und Verrichtungen gehen bei den Predigenden ihren gleichförmigen und ungestörten Gang fort. Das Familienleben erleidet dabei keinen Abbruch noch Änderung. Schwören, Tanzgelage, Kartenspiel und Branntweingenuß haben aber in den Gemeinden, in welchen die Predigtkrankheit herrscht, ganz aufgehört oder sind auf ein unbedeutendes Maß beschränkt.“

So läßt sich dieser psychopathisch-religiösen Massenverirrung wenigstens das eine Gute nachsagen, was selten genug sonst zutrifft: daß sie die Lebensführung der von ihr betroffenen Volkskreise sittlich günstig beeinflußt hat.

Der psychischen Epidemie der Predigerkrankheit steht ihrem inneren Wesen nach nahe, wenn sie sich auch in der äußeren Gestaltung von ihr abhebt, eine neuzeitliche psychische Massenstörung: Die Pfingstbewegung, jenes zweifelhafte religiöse Geschenk der neuen Welt an die alte, bietet — zumal im Rahmen ihrer Kultzusammenkünfte — alle charakteristischen Erscheinungen einer pathologischen Masseninfektion.

Wie hier aus der religiösen Exaltation heraus und von dem einen auf den andern schnell sich übertragend, sich heftige hysteriforme Paroxysmen mit Krampferscheinungen, ekstatischen Zuständen, automatischem Sprechen, Zungenreden und anderem pathologischen Beiwerk in der ganzen großen Menge der zur Religionsausübung versammelten Gläubigen entwickeln, das wird lebendig in der Wiedergabe der hysterischen Massenszenen, die ein nüchtern beobachtender Teilnehmer an einer Konferenz der Pfingstbewegung in Zürich im September 1910 miterlebt hat:

„Wieder hatte man morgens und mittags stundenlang auf den Knien gelegen, gesungen und gebetet, und die von Weisheit tiefenden Reden gläubig in sich aufgenommen. ‚Heute ist der Tag, da du die Taufe empfangen sollst‘, so klingt es vom Podium.* ‚In dieser Abendstunde will Jesus uns segnen. Wer will Jesus? Wer will Zungen? Wer will gesund sein?‘ Alle heben die Hände hoch. ‚Laßt uns knien und beten.‘ Und schon liegt alles am Boden. ‚Halleluja, Halleluja, Halleluja!‘

Mit gesenktem Haupt, die Augen krankhaft eingedrückt, erwartet man den Geist. Leise, wie ein Hauch, beginnt hier ein Gebet, dort wird es etwas lauter. Unter Zittern und Beben, Seufzen und Stöhnen entringen sich die beschwörenden Bitten den Lippen der Knienden. ‚O Jesus, o komm! Jetzt, jetzt, o komm jetzt.‘ Einige sind kraftlos in sich zusammengesunken, andere liegen der Länge nach auf dem Boden oder lehnen wie bewußtlos das Haupt an den Stuhl. Alle mit geschlossenen Augen. ‚O Geliebter, o

Jesus, o Geliebter', so stöhnen einige unter wonnigen Schauern. Immer schneller und eindringlicher sprudeln die Gebete vom Podium herab über die erwartungsvolle Menge, immer heftiger, immer leidenschaftlicher, immer wilder. Das Murmeln, Stöhnen und Seufzen schwillt zu grauenvollem Schreien an, erschütternde Bekenntnisse stammeln die Büßenden. ‚O Jesus, o Jesus, o komm, o komm, segne uns, segne uns jetzt‘, so weinen, lachen und jubeln sie in zunehmender Ekstase. Unter Gliederverrenkungen und Zuckungen wimmern die einen am Boden, mit hochehobenen Armen jauchzen und singen die anderen. Ein grauenvolles Durcheinander von trostlosem Jammern und höchsten Tönen wahnsinniger Freude. Der Geist kämpft furchtbar mit dem Teufel, und endlich stellen sich die ‚Zungen‘ ein. Junge, blühende Mädchen und baumstarke Männer gebärden sich ebenso sinnlos wie heuchelnde Weiber. Viele verfallen in hysterische Krämpfe. ‚Tatatataquabarambatatata‘ schreit ein Mann unaufhörlich; seine rechte Hand schlägt dabei in wahnsinnigem Tempo auf den Stuhlsitz. Mit einer Zungengeschwindigkeit, als gelte es einen Rekord zu schlagen, schreit ein junges Ding wohl hundertmal hintereinander, ‚Hallelujah‘, dann ‚Jesus‘. Seltsame fremdsprachliche Laute werden in fieberhafter Hast hervorgestoßen. Dazwischen klingt es wie Jauchzen: ‚O Dank, o Dank, o Jesus, wie himmlisch, o wie schön, wie schön!‘ Leise steigen die Leiter der Tragikomödie, die Männer und Frauen vom Podium, nun zu den Rasenden herab und schleichen lauernd umher, nach einem geeigneten Werkzeug spähend. Wo sich ein Körper am Boden windet, wo sich eine Stimme grell über die anderen erhebt, da machen sie halt. Einer von ihnen setzt oder legt sich dann neben den Rasenden, seinen Paroxysmus durch geflüsterte Worte womöglich noch steigernd.“

So sehen wir hier jenes von allen sektiererischen Bewegungen her wohl vertraute Bild: Die psychische Infektion erzeugt in der religiösen Gemeinschaftsbetätigung nur eine Verzerrung der Kultausübung statt ihrer Vertiefung und drückt damit den Kulturwert des religiösen Kultes, seinen innern Gehalt für die seelische Erhebung der Gläubigen herab.

Nun mag auch noch einer von jenen Zungenrednern selbst, die sich der göttlichen Gnade der Ausgießung des Heiligen Geistes teilhaftig wännen, zu Worte kommen, zum lebendigen Zeichen für die Macht und Wirkung, die hysteropathische Masseninfektion auch heutzutage noch im Innenleben der aufgeklärten Zeitgenossen zu entfalten vermag:

„Die Macht des Herrn kam über mich und hielt mit ihrer Arbeit an meinem Leibe den ganzen Tag an. Sie wurde so stark, daß der Unterkiefer, die Zunge und die Lippen sich zum Sprechen bewegten, ohne daß ich dies veranlaßte. Ich war dabei völlig bewußt, ganz still im Herrn, tief glücklich und ließ alles geschehen, ohne dabei sprechen zu können. Wenn ich auch laut zu beten suchte, so ging es nicht, denn keins meiner Worte paßte in die Mundstellung hinein. Ebenso wenig paßten andere Worte aus einer der mir bekannten Sprachen zu den Mundstellungen, die fort und fort an mir vorgingen. Ich sah auf diese Weise, daß mein Mund stumm in einer fremden Zunge redete.

Jetzt aber geschah etwas Wunderbares. Es war mir, als wenn in meiner Lunge ein Organ sich bildete, welches die in die Mundstellungen passenden Laute hervorbrachte. Da die Mundbewegungen sehr schnell waren, mußte dies recht rasch geschehen. Es war mir, als wirbelten sich die Töne auf diese Weise heraus! So entstand eine wundersame Sprache mit Lauten, wie ich sie nie geredet hatte. Ich hatte den Eindruck, es müsse Chinesisch gewesen sein. Danach kam eine völlig andere Sprache; da wir grade an diesem Tage Missionsversammlungen für China und die Südsee hatten, lag es mir nahe, zu denken, es könne eine Mundart der Südsee gewesen sein. Dann mußte ich in deutscher Sprache in Lob und Anbetung ausbrechen. Bei dem ganzen Vorgang wurde mein Leib von einer großen Kraft geschüttelt.“

Und nun wendet sich der Blick von den irregehenden religiösen Massenströmungen der Gegenwart. Er schweift über zwei Jahrtausende zurück bis hin zu den im Halbdunkel liegenden Ursprüngen der christlichen Religionsgeschichte. Wir schlagen das Buch der Bücher auf und lesen im 2. Kapitel der Apostelgeschichte des Lukas:

„Und als der Tag der Pfingsten erfüllet war, waren sie alle einmütig beieinander.

Und es geschah schnell ein Brausen vom Himmel, als eines gewaltigen Windes, und erfüllte das ganze Haus, da sie saßen.

Und es erschienen ihnen Zungen zerteilet wie von Feuer; und es setzte sich auf einen jeglichen unter ihnen;

und wurden alle voll des heiligen Geistes, und fingen an zu predigen mit andern Zungen, nach dem der Geist ihnen gab auszusprechen.“

So schließt abnormes seelisches Geschehen ein einigendes Band um Menschen, die Zeit und Kultur weit voneinander trennt, und gibt Zeugnis von der strengen Gesetzmäßigkeit, die unbeirrbar allerwärts und allezeit das menschliche Geistesleben auch in seinen Verirrungen beherrscht. —

Die schwerwiegendste Bedeutung der pathologischen Massenbeeinflussung ist uns bis jetzt entgangen: Sie liegt in der gewaltigen Kraft, die von ihr ausgeht, in der zerstörenden Wirkung, die sie — zumal im religiösen Leben — entfaltet.

Ein wenn auch nur eine kleine Menschengruppe umfassendes Belegstück dafür stammt überraschenderweise aus dem 19. Jahrhundert. Es ist als die Kreuzigungsgeschichte von WILDENSPUCH in den Annalen der religiösen Verirrungen bekannt geworden. Hier hat eine kleine Anzahl von geistig simplen, seelisch wenig widerstandsfähigen Menschen unter dem beherrschenden Einfluß einer religiösen, anscheinend hysteropathischen Fanatikerin sich die schwersten Gewalttaten, in der Kreuzigung der Anstifterin gipfelnd, zu schulden kommen lassen. Die genaue Aufklärung dieser Tötungsvorgänge, die sich in einer ans Psychotische grenzenden Gruppenerregung vom 12. bis 15. März 1823 im Kanton Zürich abspielten, ist dem Dia-

kon am Zürcher großen Münster, L. MEYER, durch die volle Einsicht in sämtliche Prozeßakten sowie die persönliche Befragung einzelner der Schuldigen ermöglicht worden. Beteiligt waren die Mitglieder einer Familie, zehn Personen: Vater, Töchter, Sohn, Dienstboten; Anstifterin und eigentliche Hauptträgerin des fanatisch-exaltierten Treibens die religiös überspannte Tochter MARGARETHA. Die hier wiedergegebenen Szenen selbst bedürfen keines Kommentars, sie zeigen in dem, was diese Menschen dachten und fühlten, was sie zu sehen glaubten und gläubig hinnahmen, was sie selbst taten und was sie zu erdulden vermochten, die ganze Schwere der Massenverblendung der von einer einzigen Persönlichkeit unrettbar Faszinierten. Doch werden nur die Ereignisse des letzten, des Haupttages, angeführt. Schon die ganzen drei Tage vorher hatte die von MARGARETHA völlig beherrschte Gruppe, im Kampfe gegen den Satan von ihr mitgerissen, sich wirren Gebetsbetätigungen, stundenlangem Losschlagen und Zertrümmern von Gegenständen sowie gegenseitigen Mißhandlungen hingegeben:

„Als jetzt Margaretha alle, die sie zu Zeugen der blutigen Szenen bestimmt hatte, um sich her in der Kammer versammelt sah, eröffnete sie ihnen, indem sie neben ihrer Schwester auf dem Bette saß, abermals: ‚Die wichtige Stunde sei gekommen, wo Blut fließen müsse, damit viele tausend Seelen errettet werden mögen, sie selbst habe sich für viele Seelen verbürgt, für die sie gerne sterben wolle, damit der Satan sich gezwungen sehe, sie loszugeben; unter diesen sei gerade die erste, die des Bruders Kaspar‘. Sie befahl hierauf den Anwesenden, sich auf die Brust und an die Stirne mit Fäusten zu schlagen, damit durch diese Bußübung dem Teufel die Gewalt über sie benommen werde. Sie selbst ging ihnen bei diesem unsinnigen Treiben mit dem Beispiele voran.

Allein bald wurde die Sache ernsthafter. Der erste, der die Wirkung ihrer wahnsinnigen Wut erfuhr, war jener Bruder selbst. Sofort wurde er von Margaretha gegen das Bett mit Gewalt hingezogen: ‚Siehst du Kaspar, rief ihm die rasende Schwärmerin zu, ‚der böse Feind will deine Seele‘, und versetzte ihm zugleich mit einem eisernen Keile mehrere Streiche auf die Brust, indem sie weiter ausrief: ‚Gehe Satan! Du Feind des Heils! Du sollst diese Seele nicht haben, die Christus mit seinem Blute erkauft hat, eher lasse ich mein Leben, als daß eine einzige Seele verloren gehen sollte.‘ Diese Worte begleitete sie wieder mit mehreren starken Hieben, durch die sie den Bruder stark am Kopfe und auf der Brust verwundete, so daß er an beiden Stellen heftig zu bluten anfang. Kaspar hielt diese Mißhandlung aus, ohne den geringsten Widerstand zu tun. ‚Es sei ihm vorgekommen,‘ äußerte er sich in einem späteren Verhöre, ‚Margaretha habe übernatürliche Kräfte in jenem Augenblick gehabt, er wenigstens hätte sich außerstande gefühlt, sich zu verteidigen.‘ Auch die übrigen taten nichts, um die Mißhandlung dieses Menschen zu hindern.

Unter den Streichen, welche Margaretha dem Bruder versetzte, rief sie den Umstehenden zu: ‚Sehet, wie der Teufel die Hörner aus dem Kopfe des Kaspar hervordrängen will — sehet, wie sie zur Brust herauskommen!‘

Die Verblendeten glaubten dies auch zu sehen; ja ein paar derselben bezeugten noch im Gefängnisse, daß gewiß etwas an der Sache gewesen sei; besonders schien der alte Peter auf der Behauptung, ‚der Teufel hätte damals eine besondere Gewalt über seinen Sohn geübt‘, fest beharren zu wollen.

Nun aber sollten auch die andern die Wirkungen der Raserei der Margaretha erfahren. Die erste, die von ihr verwundet wurde, war Elisabetha. Diese erklärte ihrer Schwester, daß auch sie sich für Kaspars Seele verbürgt hätte, und für die Rettung derselben zu sterben bereit sei. Sogleich versetzte ihr Margaretha einen Schlag an den Kopf, von dem sie blutrünstig wurde. Die Reihe hierauf kam an Ursula Kündig und an Johannes Moser, welche beide von ihr mit einem hölzernen Hammer einige Streiche an die Köpfe erhielten. Sie tröstete dieselben aber mit den Worten: ‚Sie sollten nur ruhig sein, denn davon würden sie nicht sterben, sondern leben.‘ Der ältere Moser und die Kündig brachten die Spuren der erhaltenen Schläge in das Gefängnis in ihren mit Blut unterlaufenen Gesichtern und in den Wundmalen auf der Brust, allein sie bezeugten zuerst noch ihre Freude darüber, daß sie gewürdigt worden wären, um Jesu Christi willen, diese Schmerzen zu leiden.

Unterdessen hatten sich der Vater sowie die Jägglin mit dem verwundeten Kaspar entfernt. Den übrigen eröffnete Margaretha: ‚Das Geschehene sei noch lange nicht genug; wenn alle die Seelen, für welche sie sich verbürgt habe, sollten erlöset werden, so müsse noch mehr Blut fließen; sie müsse ihr Leben lassen für Christus, und wolle auch gerne sich opfern. Dann befragte sie die Anwesenden, ob auch sie für die vielen armen Seelen sterben wollten? Alle antworteten mit Ja! Besonders die Kündig und Elisabetha. Allein Margaretha erwiderte jener: ‚Es sei ihr geoffenbaret, daß sie das Leben nicht lassen müsse, wohl aber Elisabetha, an die sie sich nun wandte, mit der bestimmten Frage, ob sie sich opfern wolle?‘ Sogleich bezeugte sich diese zum Tode bereit; sie erklärte neuerdings, sich für viele Seelen verbürgt zu haben, vorzüglich für diejenige des Vaters und des Bruders Kaspar; gerne wolle sie sterben, damit der Satan nicht siege. Mit diesen Worten versetzte sie sich selbst zuerst einige Schläge mit einem hölzernen Schlägel an den Kopf, legte sich dann quer über das Bett hin mit der Aufforderung: Man solle sie sogleich totschlagen. Margaretha versetzte ihr nun zuerst mit einem eisernen Hammer einen Schlag auf den Kopf und beehrte dann von Ursula Kündig, an derselben diesen gräßlichen Wunsch ganz zu vollziehen. Ihre hartnäckige Weigerung schlug sie mit den Worten nieder: ‚Sie werde die Schwester aufwecken, so wie sie auch am dritten Tage wieder auferstehen werde; sie solle also nur ihr folgen! Der Vater im Himmel fordere dieses; sie müsse es tun, wenn sie nicht wolle, daß der Satan über Christus Meister werde! Von Angst und Verzweiflung überwältigt, ergriff nun die Kündig einen eisernen Keil, mit dessen breitem Teile sie so lange auf die Elisabetha zuschlug, bis sie den Geist aufgab. Diese Schwärmerin soll, wie ein paar Zeugen dieser Tat aussagten, sogar unter den tödenden Streichen die Worte ausgesprochen haben: ‚Ich lasse mein Leben für Christus‘; und unaufhörlich ward sie von Margaretha ermuntert, ihr Leben für Christus zu lassen! Ohne einen Laut des Schmerzes von sich zu geben litt jene die Schläge, die ihr das Haupt zerschmetterten. An ihrer Tötung nahmen auch, wie dies die späteren Geständnisse dartaten, der Knecht Ernst und Susanna Peter Anteil.

Während die eine Schwester auf eine klägliche Weise unter den häufigen Mordstreichungen ihr Leben aushauchte, saß Margaretha auf dem gleichen Bette neben der Sterbenden und schlug sich selbst an die linke Seite des Kopfes mit einem eisernen Keile, so daß einiges Blut herunterfloß. Allein dies schien der Wahnsinnigen soviel als nichts. Anders sollte das Blut fließen, welches sie zur Rettung so vieler Seelen in ihrer Verrücktheit zu vergießen sich vorgenommen. Sie verlangte also von der Kündig, die kaum mit der ersten Mordarbeit fertig geworden, sie sollte ihr mit dem gleichen Werkzeuge an den Kopf schlagen, damit noch mehr Blut fließe! Erst jetzt sei es an der Hauptsache: ‚Christus in ihr habe gegen seinen Vater für so viele tausend Seelen Bürgschaft versprochen; erst jetzt müsse noch mehr Blut fließen; sie müsse sterben und sich selbst aufopfern!‘ Kündig und die anderen entsetzten sich bei diesen Worten, allein die Schwärmerin fuhr die Freundin an: ‚Wie! Du willst also nichts für Christus tun? — Schlag zu, Gott stärke deinen Arm!‘ Die Kündig vollzieht den Willen der Gebieterin, deren Wort ihr über alles war, und versetzt ihr einige Schläge an den Kopf, worauf dann reichlicher Blut floß. Margaretha verlangte jetzt ein Schermesser, um damit die Haut am Halse sich lösen zu lassen. Susanna ging, um ein solches in einer unteren Kammer zu holen. Sie selbst gab es dann dem Johannes Moser, und dieser der Kündig. Nun verlangte Margaretha von derselben, sie solle ihr einen Kreisschnitt um den Hals machen und einen Kreuzschnitt auf die Stirne. Beides geschah von der Kündig, die, ihre Weiblichkeit ganz verleugnend, sich hier auf eine unbegreifliche Weise zeigt. Margaretha aber äußerte nicht den geringsten Schmerz und munterte die Freundin auf, ihr Mordwerk zu tun, indem sie ihr neuerdings zurief: ‚Gott stärke deinen Arm!‘ oder: ‚Nun werden die Seelen erlöst und der Satan überwunden!‘

Auf diese Greuelszenen folgten die letzten, gräßlichsten. Margaretha erklärte nämlich den Anwesenden, ‚sie wolle sich jetzt kreuzigen lassen‘, und verlangte von ihrer Freundin, daß sie ihr diese Marter antun sollte. Dieser Befehl setzte die Unglückliche vollends in Verzweiflung. Als die Kündig ihr erwiderte: ‚Aber! um Gotteswillen, muß ich also es tun?‘ antwortete ihr die Schwärmerin: ‚Ja! Du mußt es! Hätte mich die Obrigkeit getötet, so müßtest du es nicht tun; nun aber ist meine Stunde gekommen und diese kann nicht versäumt werden!‘ Sofort befahl sie, Nägel zu holen, ein eiserner Hammer war schon da; und während Susanna einige Nägel im Holzschuppen von dem Knecht Ernst, dem sie nach ihrer Aussage den Willen der Margaretha kundtat, holte, ließ diese die Holzblöcke, welche herumlagen, in das Bett, auf welches sie der Länge nach sich hinstreckte, legen, wobei Johannes Moser tätige Hilfe leistete, indem er ihr zwei Stück Holz unter die Füße legte. Nach der Rückkehr der Susanna begann die scheußliche Metzerei. Wiederholt verlangte jetzt Margaretha die Annagelung der Hände und Füße und ermunterte abermals die zögernde Kündig mit dem Schwärmerworte: ‚Gott stärke deinen Arm! Ich werde die Schwester auferwecken, und in drei Tagen selbst auferstehen!‘ So wurden nun die Nägel geschlagen, durch die Füße, die Hände, und durch jeden Ellbogen, sowie die beiden Brüste. Da die Nägel nicht ausreichten, so holte Conrad Moser noch einige herbei, und als die Kündig wieder verzweifelnd ausrief: ‚Muß ich denn alles allein tun?‘, so nahm auch Susanna einen Nagel zur Hand, mit dem sie das rechte Armgelenk an die Bettlade heftete, zu welchem Ende ihr die Kündig den Hammer über das Bett hinreichte.

Während Ursula Kündig diese Blutarbeit vollzog, munterte sie Margaretha unaufhörlich auf, mit dem Zurufe: ‚Gott stärke deinen Arm! Ich fühle keinen Schmerz! Es ist mir unaussprechlich wohl! Sei du nur stark, damit Christus überwinde.‘ Obwohl angenagelt an Händen und Füßen, durchbohrt an den Armgelenken, und an anderen empfindlichen Stellen durch Schnitte und Streiche schwer verwundet, äußerte sie wirklich nach aller Zeugen übereinstimmender Behauptung auch nicht das geringste Zeichen des Schmerzes. Sie forderte hierauf, man solle ihr einen Nagel ins Herz schlagen, oder ihr den Kopf spalten. Die Kündig versuchte also ein Messer ihr in den Kopf zu stechen, allein, da es sich krümmte, so stand sie von dieser Blutarbeit ab, rief aber zugleich, indem sie den jüngeren Moser ansah, abermals in verzweifelndem Schmerz die Worte aus: ‚Wie! muß ich auch jetzt alles tun, will mir denn niemand helfen?‘ Als nun Margaretha gleich darauf beehrte, man solle ihr den Kopf einschlagen, so ergriff Conrad Moser ein Stemmeisen, mit dem er der Schwärmerin gemeinschaftlich mit der Kündig den Schädel zerschlug. Sie röchelte, und in wenigen Augenblicken hatte sie ihren Geist ausgehaucht.

Als gegen 12 Uhr die Untat vollzogen war, kam die Besinnung allmählich in die Exaltierten zurück. Sie betrachteten die Leichname, und vergossen bei diesem Anblick häufige Tränen! Wie Ursula Kündig nachher gestand, so fühlte sie damals schon, daß sie etwas begangen habe, was sie später schwer zu verantworten haben möchte; allein bald kehrte wieder die unsinnige Idee zurück, sie habe eine heilige Pflicht erfüllt; sie sei das Werkzeug gewesen, durch welches eine Menge Seelen errettet würden, und sie fühlte sich getrosteten Mutes in der Hoffnung, daß bald die beiden Schwestern wiederauferstehen würden! Die Zeugen dieser Greuelthat gingen dann herunter, um dem Vater und den übrigen Hausgenossen die Anzeige zu machen, daß die Schwestern tot seien, und ihnen den ganzen Herlauf der gräßlichen Geschichte zu erzählen. Alle kamen hierauf in die Blutkammer, um die furchtbar gemißhandelten Leichen zu besehen. Der scheußliche Anblick erregte indessen in diesen verblendeten Menschen nicht die Empfindungen, die man erwarten sollte! Bald beruhigten sie sich, als sie vernahmen, alles sei auf ausdrücklichen Befehl der Margaretha geschehen.“ — —

Bis zu welchem Übermaß der Überwältigung von Vernunft, Sittlichkeit und Scham selbst gebildete Menschen der neueren Zeit in ihrem religiösen Leben durch den suggestiven Einfluß einer faszinierenden Persönlichkeit gebracht werden, das zeigen jene befremdlichen Verirrungen des Geistes und der Seele, denen um 1825 herum die als „Mucker von Königsberg“ bekannt gewordene pietistische Sekte unterlag. Verirrungen, die um so befremdender erscheinen müssen, als sie in der hohen Kultursphäre einer preußischen Universitätsstadt und unter Beteiligung von geistig und sittlich hochstehenden Personen sich abspielten.

Ein ungemein merkwürdiges Dokument hat uns Kunde von dem Treiben dieses Kreises hinterlassen, als dessen Haupt wir einen Geistlichen: Archidiakonus EBEL, als dessen Hauptmitglieder und Opfer

wir Damen des höchsten Adels: Gräfin VON DER GRÖBEN und andere ostpreußische Aristokratinnen finden, und dessen religiöses Gemeinschaftsleben wir reichlich von geschlechtlichen Einschlügen durchsetzt sehen. Dieses interessante Aktenstück vom 15. Juli 1835, das Hauptbeweisstück in dem später gegen EBEL erhobenen Gerichtsverfahren, das wegen der Bloßstellung hochgestellter Personen auf Veranlassung des höchsten Gerichtshofs in Berlin versiegelt und aus persönlichen wie politischen Rücksichten geheim gehalten wurde, — dieses Schriftstück stammt von dem Königsberger Universitätslehrer Professor SACHS, einem Mediziner, der als Mitbeteiligter und Hauptzeuge in jenem Verfahren aus eigener Wissenschaft Aufklärung zu geben vermochte, und im übrigen sich selbst durch ein ausschweifendes schriftliches Sündenbekenntnis, das er sich, gleichfalls von diesem Kreise seelisch beeinflußt, hatte abringen lassen, aufs bedenklichste mitbelastet hatte.

Wir übergehen hier trotz allem kultur-, religions- und gesellschaftspsychologischem wie -psychopathologischem Interesse die überraschenden Schilderungen dieses Eingeweihten von der Entwicklung der Geheimlehre dieser Sekte: Wie EBEL allmählich von seinen Anhängern, zumal den weiblichen, als Christus, als Repräsentant des Heiligen und Reinen im Universum, erkannt und anerkannt wurde; wie ihm die Aufgabe zuteil wurde, das — durch den teuflischen, das heißt: männlichen Einfluß verführte — weibliche Urwesen durch göttlichen, das heißt: also seinen (EBELs) männlichen Einfluß auf urwesentliche, das hieß in diesem Kreise: geschlechtliche Weise zu heiligen und zu reinigen. Wir übergehen auch die folgerecht aus diesem Irrwahn sich ergebende religiöse Kultbetätigung: wie EBEL diese Heiligung und Reinigung an den „weiblichen Hauptnaturen“ der Sekte, an „seinen Frauen als Licht- und als Finsternisnaturen“ in geschlechtlichen Akten vornahm, und wie umgekehrt diese selbst, Damen von Anmut und körperlichen Vorzügen, bei den religiösen Zusammenkünften die Gemüter der männlichen Frommen in einem „Seelenfeuer“ — auf deutsch: durch Entblößung ihrer Reize — zu läutern und zu stählen suchten. Uns interessiert hier nur die als psychische Infektion sich aufdrängende psychopathologische Erscheinung selbst, die es möglich machte, daß diese auserwählten „Seelenbräute“ trotz feinsten Geistes-, Gemüts- und gesellschaftlicher Kultur solche alles denkbare Maß überschreitenden religiös-geschlechtlichen Beziehungen und Akte ertrugen und so alle Rücksichten des Standes, der Sittlichkeit und der wahren Religiosität vergaßen. Und so halten wir uns sogleich an die in dem SACHSschen Schriftstück gegebene Charakteristik der betroffenen weiblichen Persönlichkeiten und ihrer durch

jene Seelengemeinschaft herbeigeführten Wesensumgestaltung, die uns volle psychologische Aufklärung über Art und Grad der hierbei wirksamen seelischen Gruppenansteckung gewährt:

„Ekelhaft und widerwärtig in der Erscheinung, gräuelhaft dem Wesen nach, aller Vernunft und unverzerrtem natürlichem Gefühl empörend, ist dieser Vorgang dennoch, was die Frauen anlangt, nicht nur nicht aus sündlichem fleischlichem Gelüste, ja nicht nur aus guter und frommer Absicht hervorgegangen, sondern (und dies ist meine innerste, auf genaue Kenntnis der Personen gegründete Überzeugung) eine Verirrung, in die unedle weibliche Gemüter gar nicht geraten können, sondern eben nur edle, hochbegabte und zur größten Selbstverleugnung durch tiefe Religiosität fähig gewordene. Es unterliegt, kennt man eben die Personen in ihrer ganzen, wahren Eigentümlichkeit, nicht dem mindesten Zweifel, daß diese Damen (namentlich aber die Frau Gräfin von der Gröben, die edelste Natur von allen) jede Handlung und auch die schaudererregendsten zu vollziehen geneigt sein würden, wenn Ebel sie ihnen ernstlich geböte; ja sie würden es mit Freuden tun, und jede innere Regung dagegen als Sünde, als Versuchung des Teufels betrachten und besiegen. Was Ebel ihnen zu verschweigen aufgibt, wird keine Inquisition und keine Tortur ihnen über die Lippen bringen. Ich verkenne nicht das hohe Maß des Fanatismus, der in diesen Personen ausgebildet ist, ich verkenne nicht seine schaudererregende, alles zertrümmernde Kraft, ich anerkenne aber die ursprünglich edlen Motive.“

Und dann zu EBELs intimster Seelenbraut, seiner „Frau als Lichtnatur“ übergehend, jener jung verwitweten Gräfin v. D. GRÖBEN, die ihn auch nach seinem Sturze nicht verließ und noch nachträglich in einer Schrift: „Die Liebe zur Wahrheit“ (1850) verteidigte:

„Diese Frau, die wahrhaft edle Natur, hat in Ebel alles erblickt, alles gefunden und erhalten, was sie irgend sich hat ersehen können; er ist ihr Geliebter, ihr Mann, ihr Erlöser, ja, wie es in irgendeinem anderen Zusammenhange gar nicht möglich wäre, ihr Gott; er ist ihr Inhalt auf Erden und im Himmel, für Zeit und Ewigkeit ihm zu dienen, ist ihr Freiheit; ihm ein Opfer zu bringen, wäre ihr das Herzblut nicht zu teuer; sondern das Liebste, ihm sich hinzugeben, ganz widerstandslos; in ihm vollkommen sich zu verlieren — was könnte ihr Höheres begegnen, wie könnte sie selbst sich besser und veredelter empfinden, als in ihm! Und würde Ebel ihr sagen: ‚Ida, gehe hin und senke diesem Menschen den Dolch ins Herz‘, — sie würde ihn nur ansehen, um zu sehen, ob es sein Ernst sei. Fände sie dies, so ginge sie hin und täte es; ist er denn Mensch, daß er irren könnte? Zusammenschauern muß freilich jeder Unbefangene darüber. Sie selbst, wie es nun einmal in ihr geworden, vermag nicht anders zu denken, zu sehen und zu handeln; käme ihr eine Stimme vom Himmel mit dem Zurufe: ‚Ebel hat dich getäuscht, betrogen, er ist ein Mensch, ja ein sehr sündhafter und verschmittzter Mensch‘, sie würde ihm als einen feindlichen, aus der Hölle kommend, nicht glauben; denn sie ist überzeugt, ihren himmlischen Freund und Erlöser, dessen Weib zu sein sie ja die selige Bestimmung hat, gefunden, mit Augen gesehen und inbrünstig umschlungen zu haben, und er ist bei ihr, und sie ist bei ihm! Und nur in dieser

festen Überzeugung kann sie sich selbst fassen und begreifen; unter jeder anderen Bedingung müßte sie sich ja selbst als eine Prostituierte betrachten und verabscheuen.“

Ungleich harmloser gestaltete sich ein ähnliches pathologisches Geschehen: die von einem Geisteskranken ausgehende psychische Infektion einer Anzahl Normaler durch Übertragung von ihm produzierter Wahnideen auf sie — bei jenem ungewöhnlichen Vorfall, dessen der Maler WILHELM VON KÜGELGEN (1802—1867) in seinen „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“ gedenkt. Das Vorkommnis knüpft an das traurige Schicksal des trefflichen Kupferstechers FRIEDRICH MÜLLER (1782—1816) an und verdient schon deshalb an dieser Stelle festgehalten zu werden. Von KÜGELGEN erfahren wir zunächst, wie der von Größenideen der göttlichen Begnadigung beherrschte MÜLLER dessen körperlich kranke Mutter durch den Schreck, den ihr seine Geistesstörung einjagte, zur Heilung brachte, — übrigens auch ein selbständiges Dokument für den bald noch näher zu betrachtenden Einfluß des Seelischen auf das Körperliche — und hören des weiteren, welchen weitgehenden abnormen Eindruck und Einfluß nachher dieser pathologische Wundertäter auf verschiedene Personen seiner Umgebung ausübte:

„— — Somit hätte alles gut sein mögen, wenn die Mutter nicht erkrankt wäre. Was ihr fehlte, weiß ich nicht, nur daß sie arge Schmerzen ausstand, wochenlang zu Bett lag, und die Freunde zweifelhaft waren, ob es nicht Pflicht sei, den Vater zurückzurufen. — Nun traf es sich, daß eines Abends die ganze Hausgenossenschaft, Pflegerinnen, Schwestern und Dienstmädchen, sich für den Augenblick sämtlich verlaufen hatten. Da wurde die Klingel heftig gezogen. Ich öffnete, und vor mir stand in Hut und Mantel mein lieber Professor Müller, derselbe, der mir einmal die Kreidezeichnung geschenkt hatte. Er war aber unheimlich verändert, sah widerwärtig aus und fragte mich barsch nach meiner Mutter. Daß sie krank sei, niemand sehen möge und weder sprechen könne noch dürfe, ließ er nicht gelten. Er wisse alles, sagte er, schob meine Wenigkeit beiseite und drang vorwärts. Der Arzt habe jeden Besuch verboten, rief ich; aber der Schauerliche war unaufhaltsam. — Ob der Professor nicht den Hut abnehmen wolle, da es so warm im Zimmer sei, hatte meine Mutter gefragt. Der aber erwiderte: Der Hut werde fortan nur noch vor der Himmelskönigin gezogen. Diese habe ihn großer Offenbarung gewürdigt. Sie sei ihm in der letztvergangenen Nacht erschienen und habe ihm ein Gebot gegeben. Demgemäß werde er mit zwölf reinen Jungfrauen in weißen Kleidern und mit Kränzen in den Haaren vor Sr. Majestät dem Könige erscheinen, um von Höchstdemselben die Konzessionierung einer eigens für Kupferstecher zu errichtenden Akademie zu verlangen. Die nötigen Gelder seien sofort von Freunden der guten Sache zu entnehmen, von uns zweitausend Taler — und darum sei er hier.

Meine Mutter war in übler Lage. Vor Wahnsinnigen hatte sie die größte Furcht und auf den ersten Blick erkannt, wie krank Müller sei. Wie sollte sie sich schützen, wenn er rasend wurde? — Wegen des Geldes, sagte sie, solle schleunigst an ihren Mann geschrieben werden; aber — fügte sie

unvorsichtigerweise hinzu — woher er, Müller, es denn wisse, daß jene Maria kein Traumbild gewesen? Da richtete der sich hoch auf und seine Gestalt schien bei dem matten Scheine der Kerze riesengroß zu werden. ‚Woher ich’s weiß?‘ sagte er. ‚Daher weiß ich’s, weil die Jungfrau mich mit allen Kräften ausgerüstet hat, die nicht von Träumen kommen.‘ — ‚Das ist was anderes!‘ erwiderte die Mutter, die nicht im geringsten zweifelte, daß diese Kräfte ausreichen würden, sie auf der Stelle zu erwürgen.

Jener fuhr in feierlichem Tone fort: ‚Sie sind sehr krank, Madame! und Ihr Arzt ist so gescheit als andere; dennoch wird er Ihnen in Ewigkeit nicht helfen. Ich aber tue es auf der Stelle!‘

Die Mutter war in Angstschweiß gebadet, als Müller jetzt seinen Filzhut abziehend, ihr die Hand aufs Haupt legte und unter häufiger Nennung des Namens Maria lateinische Sätze murmelte. Darauf setzte er seinen Hut wieder auf und sagte: „Nun stehen Sie auf und wandeln Sie, Sie sind gesund!“

‚Vollkommen!‘ bestätigte die Mutter.

„So schreiben Sie Ihrem Manne, was Ihnen geschehen ist und danken Sie es der Jungfrau.“ Mit diesen Worte entfernte sich der Unheimliche ohne Gruß, wie er gekommen. Ich leuchtete ihm hinaus und eilte dann zu meiner Mutter zurück, die ich in Tränen fand.

‚Der arme Müller!‘ sagte sie, ‚er hat den Verstand verloren!‘

Inzwischen war so viel richtig, daß die Mutter in der Tat gesund war. Der Schreck, die Angst und die Spannung aller Seelenkräfte hätten ihr verderblich werden können, hatten sie aber in diesem Falle wahrscheinlich genesen lassen. Sie stand wirklich auf und wandelte, die rückkehrenden Hausgenossen fast erschreckend. —

Müller war an jenem Abend nicht in sein Haus zurückgekehrt, sondern trotz Sturm und Regen spazierte er im Vollgenusse seiner Wunderkraft zum Tore hinaus weithin durch die sogenannte Heide, bis nach dem andert-halb Meilen entfernten Hermsdorf. Dort wußte er nämlich einen gichtkranken Leinweber, den er ebenfalls kurieren wollte. Da er aber das Haus verschlossen fand, auf sein Poltern und Rufen auch niemand öffnete, zerschlug er ein Fenster und ward beim Einsteigen vom Dorfwächter verhaftet. Glücklicherweise kannte ihn der Guts- und Gerichtsherr, Burggraf zu Dohna, wenigstens von Ansehen und brachte ihn noch denselben Abend in seinem Wagen zurück nach Dresden, wo er unter Aufsicht gestellt ward.

Übrigens hatte Müller im Laufe des Tages bereits seine Proselyten gemacht. Unterstützt von dem leicht betörten reformierten Prediger Stiefelius, dem er sich zuerst anvertraute, war es ihm gelungen, mehrere junge Damen zu überreden, sich bei dem projektierten Aufzuge zu beteiligen. An ihrer Spitze stand ein uns bekanntes lebenswürdiges Mädchen, eine junge Bremerin, die sich in Dresden aufhielt, um sich zur Malerin auszubilden. Diese, von Müllers nächtlicher Exkursion nichts ahnend, begab sich folgenden Morgens zu ihm mit Proben weißen Zeuges, in das die Prozession sich kleiden sollte. Zu ihrem Schrecken fand sie den Propheten streng bewacht und in ärztlicher Behandlung. Den obstinaten Doktor aufzuklären, wollte ihr nicht gelingen. Sie war außer sich. Ob man denn niemals aufhören werde, hatte sie gefragt, die Werkzeuge des Himmels zu kreuzigen und zu verfolgen. Da sie aber hörte, daß ihr Heiliger sich rühmte, meine Mutter geheilt zu haben, faßte sie schnell den Plan zu seiner Rettung.

Wir saßen noch beim Frühstück, als das arme Mädchen in Begleitung des Herrn Pastor Stiffelius, von dessen Existenz wir bis dahin nicht die geringste Kenntnis hatten, bei uns einbrach und sich durch Tränen lächelnd der genesenden Mutter um den Hals warf.

„Sie sind gesund?“ rief der gleichfalls entzückte Geistliche, und da die Mutter dies nicht leugnete, bestürmten beide sie mit aller Wut der Überredung, sogleich mit ihr aufs Stadtgericht zu eilen, um durch ihr Zeugnis den verkannten Müller zu befreien.

Es waren tolle Augenblicke; meine Mutter war ebenso entsetzt über die Verworrenheit ihrer Gäste, als diese vor Freude berauscht waren über das Wunder, das sie vor Augen sahen. Und stand die gestern noch halbtot gewußte Frau denn nicht in Wahrheit frisch und gesund vor ihnen; und mußte Müller nicht aufs glorreichste triumphieren, wenn sie als lebendiger Beweis von Müllers hoher Wunderkraft vor der Obrigkeit erschiene? — Unsere Wohnung glich nun einem Jahrmarkt, so drängte sich's und wogte, da sich Bekannte und Unbekannte von dem stattgehabten Wunder persönlich überzeugen wollten, und vielleicht hätte es nur von meiner Mutter abgehangen, dem armen Thaumaturgen eine Gemeinde zu gewinnen. Müller selbst versank unterdessen immer tiefer in die schauerlichen Abgründe des Wahnsinns. Mit seinem Prophetenamt begnügte er sich nicht mehr, hielt sich für Christus, fing an zu toben und mußte auf den Sonnenstein gebracht werden, wo er bald verstorben ist.“

Hier sehen wir im Rahmen der psychischen Ansteckung eine Erscheinung in den Anfängen und in Andeutungen, die höchste geschichtliche und kulturgeschichtliche Bedeutung beanspruchen darf: den Vorgang der Sektenbildung. Und was so häufig in der Menschheitsgeschichte, zumal der religiösen, wiederkehrt, ist auch hier eingetreten: Eine pathologische Persönlichkeit ist es, die vermöge der den Geisteskranken von jeher und bei allen Völkern zukommenden besonderen Leucht- und Anziehungskraft den Ausgangs- und Mittelpunkt dafür abgibt, ein pathologisches Vorkommnis, ein „Wundergeschehnis“, das den Kristallisationskern bildet.

Wie sich schließlich pathologische Naturen leicht zusammenfinden und zu einer abnormen Gemeinschaft zusammenschließen, das zeigt jene Vegetarierkolonie der sogenannten „Naturmenschen von Ascona“, die vielen Reisenden vom Lago maggiore her wohl in Erinnerung ist: Eine Gruppe Männlein und Weiblein, die in Gewissensehe — vegetarischer Ehe, wie die dortige Bevölkerung sagt — zusammenleben und im übrigen die Eigenart ihrer Anschauungen und Neigungen in ihrer ganzen Lebensführung, in Kleidung, Tätigkeit, Verkehr usw. im Rahmen dieses sozialen Sondergebildes zum Ausdruck bringen. Der Züricher Ingenieur GROHMANN hat sie aufgesucht und die Geschichte ihrer Gemeinschaft auf Grund dieser persönlichen Bekanntschaft beschrieben:

„Mehrere der ersten Ansiedler, die sich in der bekannten Luftpark-Naturheilanstalt von Rikli in Veldes in Kärnten kennengelernt hatten,

veranlaßten ein Zusammentreffen in München im Herbste 1900, wo Henry, Ida, der Oberleutnant Carl, Lotte und Jenny die ersten Gründungsbedingungen festlegten.

Von München aus ging der Zug durch Tirol zu Fuß, in Luftkostümen und mit wallendem Haar, zu den italienischen Seen, deren Ufer nun systematisch abgesehen wurden nach einem für die Niederlassung brauchbaren Platze. Zu Wohnstätten verwendeten sie Hausruinen (von denen es in den tessinischen Weinbergen viele gibt), die sie provisorisch ausbauten, und zum Teil bauten sie Lufthütten aus Holz unter Zuziehung von tessinischen Handwerkern.

Die Kleidung der Männer besteht meist in Kniehosen, Hemd und Überwurf oder Bluse, Sandalen, und statt einem Hute einem Stirnband zum Zusammenhalten des langen Haares. Aber auch andere vereinfachte Kleiderformen kommen vor, und einige bringen Zusätze an ihren Kleidern an, die gleichzeitig ästhetisch wirken und dabei eine symbolische Bedeutung haben sollen.

In der Ansiedelung wird — wenn ich von einzelnen absehe — zwar nicht viel und begrifflicher Weise manches sehr dilettantisch gearbeitet, trotzdem rechnen die Leute darauf, es bald dahin zu bringen, daß sie von den Erträgen ihrer Arbeit leben können. Es scheint mir dies nicht bei allen möglich und ich glaube, daß einigen noch harte Erfahrungen bevorstehen. Im allgemeinen macht sich in der Ansiedelung scheint's kein einziger Sorgen um die Zukunft. Die meisten sind durchaus Optimisten und betreiben die Kunst des Wegzauberns aller vorübergehenden Eindrücke von Mißerfolg. Die freudige Vorstellung, berufen zu sein als Eröffner einer neuen Ära, ist das Zentrum bei den besseren und maßgebenderen Ansiedlern. Sie sind gute und harmlose, zum Teil ethisch hochstehende Menschen, aber sie pflegen den Enthusiasmus eines überwuchernden Altruismus, der das Verhältnis zwischen Wollen und Können nicht abschätzt. Ihre bescheidenen Tagesleistungen wissen sie zu verteidigen. Sie halten gerade ihre Lebensweise und dieses Arbeitsquantum für das Richtige. Zum Teil achten sie sich untereinander hoch als Mitsucher nach der Wahrheit. Groß ist ihre Vorliebe fürs Theoretisieren. Einmal in dieser, das andere Mal in jener ihrer Hütten oder unter einem Kastanienbaum bilden sich Konventikel, die die höchsten Fragen der Menschheit anschneiden, Formeln bilden, Standpunkte präzisieren und Schlagwörter prägen, nach denen in nächster Zeit zwar auch gelebt — vielfach aber auch nur weiter gegrübelt wird. Oft hörte ich dort das Wort: Brücken hinter sich abschlagen, noch öfter: Entwickeln und Werden. Gelegentlich kommt bei einigen der Spiritismus auf, besonders im Winter, wenn es an anderem fehlt, wenn auch die meisten hierin gleichgültig sind, etwa erklären, er sei nicht nötig, oder wie einer mir sagte, schon im Vegetarismus enthalten. Die meisten lesen Schriften von einer Sorte, wie sie der übrige Teil der Menschheit gar nicht kennt.

Jedenfalls lebt sich der einzelne in der Ansiedelung in fast schrankenloser Freiheit aus und dadurch, sowie durch ihre nicht gleichlautenden Theorien entsteht leicht das Bild des Zersplittertseins der Ansiedlung in den Augen der Beurteiler.

Um schließlich auch noch einem der Kolonisten selbst das Wort zu überlassen, so heißt es in der ihnen eigenen und von ihnen für rich-

tig gehaltenen — übrigens nicht mehr ganz originellen — Schreibweise von ihrem „Programm“:

„Als mitarbeiter werden nur solche für die dauer behalten, di sich nach einer probezeit als reif für unser leben erweisen haben. File waren berufen, aber ach! wi wenige auserwählt! Gar mancher, der mit großer begeisterung herkam und glaubte, den geist unserer sache erfaßt zu haben, zeigte früher oder später, wi sehr er noch fon dem durch die heutige gesellschaft ihm anezogenen knechtsin befangen war; und andere wieder konnten es nicht fassen, daß der einzelne gerade dadurch di reife für die freiheit in seinem schaffen zeigt, daß er sich in di ordnung des ganzen zu finden fersteht und nicht ferlangt, zu jeder zeit willkürlich handeln zu können. Unsere mitarbeiter erhalten keine bezahlung ihrer arbeit, denn die arbeit eines menschen, der sich in idealem streben einer edlen sache widmet, ist unbezahlbar. — —“

Man könnte es bedauern, daß der moderne Staat mit seiner straffen, den Besonderheiten der Individualität so wenig Rechnung tragenden Organisation diesen harmlosen Verbindungen und Entfaltungen pathologischer Naturen so hemmend entgegensteht, und die buntfarbigeren Spielarten der allmählich etwas einförmig gewordenen Gattung Mensch zur Uniformität zwingt, wüßte man nicht, daß er damit zugleich weniger harmlose in Schranken hält und ihre Ausschweifungen und Auswüchse beschneidet..

XVI.

Psychisch-nervöse Störungen und Nervenfälle.

Der Einfluß des Psychischen auf das Körperliche erschöpft sich für die Alltagserfahrung im wesentlichen in den körperlichen Ausdrucksbewegungen, in den Gefühlsäußerungen der Mimik und Pantomimik. In Wirklichkeit reicht er weit darüber hinaus und tritt zumal im pathologischen Bereich in eigenartigen Manifestationen zutage.

Aus G. CH. LICHTENBERG'S Tagebüchern erfahren wir zunächst das eigenartige Selbsterlebnis einer abnormen Ausstrahlung sittlicher Unlusterregungen ins körperliche Gebiet:

„Bei meiner Nervenkrankheit habe ich sehr häufig gefunden, daß das, was sonst nur mein moralisches Gefühl beleidigte, nun in das Physische übergang. Als jemand einmal sagte: ‚Mich soll Gott töten‘, wurde mir so übel, daß ich dem Menschen auf eine Zeitlang die Stube verbieten mußte.“

Von ECKERMANN hören wir dann eine Äußerung GOETHE'S vom Jahre 1830, zum Beweise dafür, wie weitgehend der Ablauf der körperlichen Funktionen, wie das Allgemeinbefinden und

die körperliche Leistungsfähigkeit durch psychische Momente, zumal durch Energie, Willenskraft und seelische Selbststeuerung beeinflusst werden kann:

„Es ist unglaublich,“ sagte Goethe, „wieviel der Geist zur Erhaltung des Körpers vermag. Ich leide oft an Beschwerden des Unterleibs, allein der geistige Wille und die Kräfte des oberen Teils halten mich im Gange. Der Geist muß nur dem Körper nicht nachgeben! So arbeite ich bei hohem Barometerstande leichter als bei tiefem; da ich nun dieses weiß, so suche ich bei tiefem Barometer durch größere Anstrengung die nachteilige Einwirkung aufzuheben und es gelingt mir. — —“

Auch KANT klärt uns aus der Erfahrung am eigenen Leibe über die Bedeutung der seelischen Einflüsse für das körperliche Wohlbefinden auf. Seine Antwort an den Arzt HUFELAND, der ihm seine „Macrobotik“ übersandt hatte, bringt das bezeichnende Beispiel für diese „Macht des Gemüts durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften (Körper-)Gefühle Meister zu sein“:

„Ich habe wegen meiner flachen und engen Brust, die für die Bewegung des Herzens und der Lunge wenig Spielraum läßt, eine natürliche Anlage zur Hypochondrie, welche in früheren Jahren bis an den Überdruß des Lebens grenzte. Aber die Überlegung, daß die Ursache dieser Herzbeklemmung vielleicht bloß mechanisch und nicht zu heben sei, brachte es bald dahin, daß ich mich an sie gar nicht kehrte, und währenddessen daß ich mich in der Brust beklommen fühlte, im Kopf doch Ruhe und Heiterkeit herrschte, die sich auch in der Gesellschaft, nicht nach abwechselnden Launen (wie Hypochondrische pflegen), sondern absichtlich und natürlich mitzuteilen nicht ermangelte. Und da man des Lebens mehr froh wird durch das, was man im freien Gebrauch desselben tut, als was man genießt, so können Geistesarbeiter eine andere Art vom beförderten Lebensgefühl den Hemmungen entgegensetzen, welche bloß den Körper angehen. Die Beklemmung ist mir geblieben; denn ihre Ursache liegt in meinem körperlichen Bau. Aber über ihren Einfluß auf meine Gedanken und Handlungen bin ich Meister geworden, durch Abkehrung der Aufmerksamkeit von diesem Gefühle, als ob es mich gar nicht angehe.“

Hält hier das seelische Vermögen trotz bestehender physischer Mängel stärkere Störungen und Beschwerden vom Körper fern, so erzeugt anderwärts das Psychische umgekehrt auch ohne eine solche körperliche Bereitschaft aus der bloßen Vorstellung heraus ausgesprochene Krankheitserscheinungen. Der — freilich hypochondrisch veranlagte — FRANZ GRILLPARZER ist es, bei dem gelegentlich einer Choleraepidemie im Jahre 1831 die bloße Krankheitsbefürchtung einen Scheinanfall hervorrief:

„Die Cholera ist in Wien. Als sie entfernt war, fürchtete man sich; als sie zögerte zu kommen, ward man leichtsinnig, als sie eintrat und von einzelnen wenigen Erkrankungsfällen mit einem ungeheuren Sprunge an einem Tage anderthalbhundert erkrankten und verhältnismäßig viele daran starben, und noch dazu fast alle aus den besseren Ständen, ward das Ent-

setzen allgemein. Ich verhielt mich ziemlich gleichgültig. Aber als ich im Gasthause mich an den Tisch setzend, plötzlich höre, daß der Advokat Dr. Götz, mit dem ich seit fünf Jahren täglich zu speisen gewohnt war und auch noch den Tag zuvor gespeist hatte, denselben Morgen nach einem kurzen Übelbefinden gestorben sei, schlug es plötzlich grauenhaft in mich. Ich konnte nicht essen, und die folgende Nacht bekam ich selbst einen Anfall, der, obschon nicht heftig, doch schon ein bedenkliches Symptom zeigte. Die rechte Hand nämlich war für einige Augenblicke eiskalt und bewegungslos geworden, sie erwärmte und belebte sich aber bald wieder. Mit diesem Anfall war aber auch mein bewegter Zustand vorüber. — —“

Um nun auch hier den Kronzeugen für alle nur denkbaren psychopathologischen Zusammenhänge nicht zu übergehen, so hat J. J. ROUSSEAU ungemein lehrreiche Belegstücke für den Einfluß des Psychischen auf die Entwicklung der Hypochondrie und ihre Beseitigung gegeben. Dies die Entstehungsgeschichte seines „großen Herzpolypen“:

„Um mir den letzten Stoß zu versetzen, hatte ich, nachdem ich ein paar physiologische Bücher gelesen, mich an das Studium der Anatomie gemacht, und indem ich nun die Menge und die Wirksamkeit all der Teile, aus denen mein Körper bestand, an mir vorüberziehen ließ, erwartete ich wohl zwanzigmal täglich, all das in Unordnung geraten zu sehen. Ich staunte nicht etwa darüber, mich dauernd sterben zu sehen, sondern im Gegenteil darüber, daß ich immer noch lebte, und ich konnte die Beschreibung keiner einzigen Krankheit lesen, ohne sie nicht für die meine zu halten. Wäre ich nicht schon krank gewesen, wahrlich, ich wäre es durch dieses unselige Studium geworden. Da ich in jeglicher Krankheit einzelne Anzeichen der meinen fand, glaubte ich sie alle miteinander zu haben. — Durch Forschen, Nachdenken und dergleichen bildete ich mir denn schließlich ein, der Grund meines Übels sei ein Polyp am Herzen.“ — —

Die Befreiung von diesem Polypen gibt an Eigenart seiner Entstehungsweise nichts nach: ROUSSEAU begibt sich auf die Reise nach Montpellier zur ärztlichen Konsultation. Da erfährt er unterwegs eine an sich nicht mehr ganz originelle, aber desto wirksamere Behandlung von seiten einer Mitreisenden, die, gleichfalls vom Psychischen her den Hebel ansetzend, alle weiteren ärztlichen Bemühungen schnell überflüssig macht:

„Frau von Lenarge mußte darauf bedacht sein sich für ihren längeren Weg zu versorgen; so nahm sie mich denn in Angriff, und da war es nun um den armen Jean Jacques geschehen oder vielmehr um sein Fieber, um seine Grillen und um den großen Polypen, alles verflog an ihrer Seite außer einem gewissen Herzklopfen: Dies blieb zurück und davon wollte sie mich auch nicht heilen.“ — —

Wie tiefgreifend und folgenschwer der Nerven- und Körperzustand vom Seelischen her in schlechtem wie gutem Sinne beeinflußt werden kann, das lehrt mit eindringlichster Be-

weiskraft und nicht ohne tragischen Einschlag jene schwere Nerven-erkrankung, der der Leipziger Psychologe und Philosoph G. TH. FECHNER (1801—1887) als Privatdozent eine Reihe seiner besten Lebensjahre (1841—1843) opfern mußte, und die ihn fast an den Rand des Grabes — zum mindesten aber bis hart an die körperliche Blindheit, den stärksten körperlichen Verfall und den Lebensüberdruß brachte. Diese vielgestaltigen nervösen Kopf-, Augen-, Magen- und Darmstörungen, für die die Zartheit und leichte Verletzlichkeit von FECHNERS psychophysischer Konstitution den Nährboden gegeben, hatten sich im Gefolge geistiger Anstrengungen entwickelt und durch weitere psychische Einflüsse, insbesondere übertriebene Schonung der nervös geschwächten Organe noch gesteigert. Wir erfahren aus FECHNERS Tagebuchnotizen anschaulich sein wahrhaft bedauernswertes Geschick:

„— — Dabei verschlimmerte sich mein Zustand immer mehr; mein Schlaf wurde schlecht; Anfälle gänzlicher Abspannung, die mich zu jedem Nachdenken unfähig machten, mit völligem Lebensüberdruß, traten ein. Das Kollegienlesen wurde mir sehr schwer; alle mathematischen Studien und Betrachtungen mußte ich ganz vermeiden; daher auch meine Vorlesungen nur einen ganz populären Charakter erhalten konnten. So schleppte ich mich einige Jahre fort. Das Kopfübel, die gänzliche Unfähigkeit, es zu froher Stimmung zu bringen, ein Gefühl völlig mangelnder Lebenskraft, dauerten dabei fort, als ein neuer schwerer Schlag mich traf.

Meine Augen waren von Jugend an sehr gut gewesen, ich sah gut in Nähe und Ferne, aber mein Nervenleiden fing an, auch auf sie einen nachteiligen Einfluß zu erstrecken.

Lichtscheu und Unfähigkeit, das Auge zum Lesen und Schreiben zu gebrauchen, trat ein. Anfangs war diese Lichtscheu mäßig; durch nicht hinreichende Vorsicht gegen das Licht aber stieg sie immer mehr; ich mußte mich immer mehr auf das Zimmer beschränken; der Gebrauch blauer Brillen wurde nicht vertragen; bald konnte ich nur noch mit einer Binde vor den Augen ausgehen und (ich glaube etwa $\frac{1}{2}$ Jahr nach Eintritt des Übels) trat auch noch ein beständiges Lichtflackern in den Augen hinzu.

Meine schon vorher trübe Lage ward nun noch viel trauriger. An geistige Beschäftigung gewöhnt, wenig geschickt zum Umgang mit Menschen und zu geselliger Unterhaltung, zu nichts geschickt, als eben mit der Feder und dem Buche in der Hand zu arbeiten, empfand ich bald alle Qualen tödlicher Langeweile. Verschiedene Versuche, meinem Augenübel beizukommen, waren fruchtlos.

Im Dezember des Jahres 1841 wurden mir nacheinander, an drei verschiedenen Tagen, Moxen auf den Rücken gelegt, deren unverlöschliche Brandmale ich noch jetzt trage. Sie hatten die beabsichtigte Wirkung auf das Übel nicht, wohl aber eine andere sehr schlimme Wirkung. Die starke Eiterung, welche sie nach sich zogen, schien alle Lebenskräfte, welche mir übrig waren, in Anspruch zu nehmen und nach sich abzuleiten. Wenigstens kann ich es keinem anderen Umstände zuschreiben, daß meine allerdings seit Jahren schon schwache Verdauung jetzt gänzlich in Stillstand geriet. Ich konnte auch nicht das Kleinste mehr genießen, weil ich es

nicht mehr verdaute. Ebenso wenig vertrug ich Getränke. So habe ich, ich weiß nicht mehr wie viele Wochen lang, ohne Speise und Trank zugebracht, hatte auch keinen Hunger. Nie hätte ich geglaubt, daß ein Mensch so lange ohne Nahrung und Trank aushalten könne. Dabei ging ich anfangs noch herum, indes ich immer mehr abmagerte und ermattete. Endlich war ich nur noch wie ein Skelett und mußte mich vor Schwäche legen. Mein Geist war dabei vollkommen frei; aber ich kam dem Verhungern nahe und man hielt mich für einen aufgegebenen Mann.

So war meine Lage höchst traurig; ich dankte Gott, wenn ein Tag vorüber war, und war ebenso froh, wenn eine Nacht vorbei war, die ich größtenteils schlaflos zubrachte.“

So schien der Tod für FECHNER beinahe unabwendbar, ärztliche Hilfe aussichtslos. Da brachten ihm psychische Einflüsse — so unerwartet wie unfaßbar — die Rettung. Zunächst bei dem Magenleiden:

„Da ward ich auf eine ziemlich wunderbare Weise gerettet. Eine Dame von entfernter Bekanntschaft mit meiner Familie (Frau Hercher) welche inzwischen viel teil an meinem Geschick genommen, träumte von der Zubereitung eines Gerichtes, welches mir zusagen würde. Sie machte selbst das Gericht, brachte es mir, und man überredete mich, etwas davon zu kosten, was ich nur mit Abneigung und ohne alles Vertrauen dazu tat, da jeder Versuch, etwas von Fleisch, Ei, Brot usw. zu genießen, seither immer nur Nachteile gehabt hatte. Ich fand, daß die Probe mir nicht nur nichts schadete, sondern wohl zu bekommen schien; nahm nun jeden Tag ein paar Teelöffel von dieser Zubereitung und stieg allmählich damit. Längere Zeit habe ich nichts als dies genossen; dabei nahmen meine Kräfte wieder etwas zu und ich lernte allmählich auch andere stark reizende und gewürzte Fleischsachen und säuerliche Getränke vertragen. Während so meine Kräfte allmählich wieder wuchsen, aber doch noch nicht hinreichend waren, mich außer Bett dauernd zu lassen, befand sich mein Geist fortwährend in einer Art heiterer Aufregung, wie ich sie sonst niemals gekannt habe. Allmählich kehrte alles wieder in das alte Gleis zurück.“

Weitere psychische Momente kamen bald zu Hilfe, um dann auch sein Kopf- wie sein Augenleiden zu beheben:

„Eine neue Epoche aber begann mit dem Oktober. Es war am 1. Oktober, als ich infolge einer Alteration einmal rasch und rücksichtslos auf die in meinem Kopfe sonst immer beim Sprechen sich geltend machenden üblen Empfindungen rasch und lebhaft zu sprechen anfang. Aber diese üblen Empfindungen traten diesmal nicht ein; ungeachtet Tags vorher wenige Worte Sprechens mir schon zu viel erschienen. Ich maß diesen Umstand der stattfindenden Aufregung bei, ward indes dadurch ermutigt, auch wiederholt mit einer gewissen desperaten Schonungslosigkeit gegen meinen Kopf zu sprechen, und fand, daß es ging, wenn ich nur immer Pausen dazwischen machte. Ich fand, daß, wenn ich furchtsam sprach, der Kopf litt, sprach ich aber sozusagen drauf los, ohne es zu übertreiben, so litt er nicht. Ich fand infolgedessen, daß es sich mit Besinnen und Nachdenken ebenso verhielt. Freilich viel durfte ich dem Kopfe in allem diesen noch nicht zumuten; aber es war doch ein Anfang, der weiterführte. Ich bemerkte nämlich, daß die Funktionen des Kopfes durch mit Selbstvertrauen

und Vorsicht zugleich unternommene Übungen anfangen, sich wiederherzustellen, der Kopf an Kraft dadurch gewann, das stete Brachliegen seiner Funktionen aber seine Schwäche nur unterhielt.“

In ähnlicher Weise durch psychische Einflüsse erfolgte dann auch die Besserung der Augen: Die zufällig gemachte Beobachtung, daß das Licht für sie sich nicht schädlich erwies, ließ ihn allmählich zu weiterem und schließlich zu vollem Gebrauch des Sehvermögens übergehen.

Diese überraschende Heilung war demnach psychisch bedingt und also gewiß natürlich. Doch schien sie FECHNER so sehr als eine Wunderrettung, daß sie den Naturforscher in ihm zu einer beinahe wahnhaften Ausdeutung seiner Krankheit verführte, ja ihm den Glauben an eine übernatürliche Geisteskräfte und außerordentliche Bestimmung nahelegte. Überhaupt war der Zustand, der jener Krankheitsphase nachfolgte, eigenartig genug:

„Die so rasche, günstige Umwandlung, die in meinem physischen und psychischen Lebensprozeß eingetreten war, die Art, wie sie erfolgt war, versetzten mich im Laufe des Oktobers und teilweise Novembers in einen eigentümlichen überspannten Seelenzustand, den ich vergeblich zu schildern vermöchte, zumal mit dem Vorübergehen desselben auch die klare Erinnerung größtenteils verschwunden ist. Gewiß ist, daß ich damals glaubte, von Gott selbst zu außerordentlichen Dingen bestimmt und durch mein Leiden selbst dazu vorbereitet worden zu sein, daß ich mich im Besitze außerordentlicher physischer und psychischer Kräfte teils schon wähnte, teils auf dem Wege dazu zu sein glaubte, daß mir die ganze Welt in einem anderen Lichte erschien, als früher und als jetzt, die Rätsel der Welt sich zu offenbaren schienen; mein früheres Dasein geradezu erloschen und die jetzige Krisis eine neue Geburt zu sein schien. Offenbar war mein Zustand dem einer Seelenstörung nahe; doch hat sich allmählich alles ins Gleichmaß gesetzt.“

Nützliche Lehren zu geben, gehört gewiß nicht zu den Aufgaben dieses Buches. Doch FECHNERS Krankheit darf hier nicht ganz ungenutzt bleiben: Er selbst hat zunächst schon ihre hohe psychologische und pathologische Bedeutung durch die ausführliche Niederschrift anerkannt. Der Arzt entnimmt daraus die grundlegende Erkenntnis, von der schwerwiegenden Bedeutung psychischer Einflüsse für die Entwicklung und Behandlung auch körperlicher Leiden. Und daß dieser so tief in FECHNERS Leben einschneidenden Phase größten körperlichen und seelischen Unglücks ein reiches, fruchtbares, bis ins hohe Alter mit voller geistiger Frische und Leistungsfähigkeit geführtes Leben nachfolgte, muß schließlich seinen zahlreichen Leidensgenossen zum Troste gesagt werden, die durch ungleich schwächere nervöse Leiden sich zu Boden gedrückt fühlen. Im übrigen soll auch nicht unbeachtet bleiben, daß die Krankheit für ihn auch nicht ohne jeden unmittelbaren Gewinn blieb: Sie brachte ihm von seiten

der Universitätsbehörden Entlastung von den lästigen Berufspflichten zugunsten der freien Forschertätigkeit ein.

Daß eine Erkrankung, zumal eine psychisch-nervöse, im Dienste persönlicher Zwecke nutzbar werden kann, hat BISMARCK gelegentlich — vielleicht sogar öfter — in seinem Leben erfahren können. Das Mittel war — oder als solches diente ihm — eine jener nervösen Störungen, mit denen diese gewaltige, aber mit einem durchaus empfindlichen Nervensystem behaftete Natur wiederholt, wenn auch in wechselnder Form, auf seelische Außenreize reagiert hat. Es war in einer politisch erregten Situation, wo ein nervöser Weinkrampf seinen Absichten zu Hilfe kam, und ihn das politische Ziel erreichen ließ, das sich der Überzeugungskraft der vorgebrachten guten Gründe versagt hatte:

„Im Kriegrathe zu Nikolsburg, der auf meiner Stube gehalten wurde, wollten die anderen den Feldzug weiter fortsetzen, nach Ungarn hinein. Ich aber war dagegen — die Cholera, die ungarischen Steppen, die bedenkliche Frontveränderung, politische Rücksichten und anderes, was ich zu überlegen gab. Sie aber blieben dabei, und vergebens sprach ich noch einmal gegen den Plan. Da ging ich aus der Stube hinaus in die Kammer, die bloß durch einen Bretterverschlag getrennt war, schloß ab und warf mich auf das Bett, wo ich laut weinte vor nervöser Aufregung. Da wurden sie drüben nach einer Weile alle still und die Sache unterblieb.“

Mit psychischen Einflüssen, insbesondere geistiger Überanstrengung, stehen auch jene eigenartigen nervösen Störungen in Zusammenhang, die den von Natur schwächlichen jüdischen Philosophen MOSES MENDELSSOHN (1729—1786) im Jahre 1772 beherrschten und ihm alle geistige Arbeit unmöglich machten. Es waren Anfälle von eigenartiger körperlicher Hemmung mit Sprach- und Bewegungsunfähigkeit, die mit Ängstlichkeit, Depression, Kopfschmerz, Ohrensausen, Herzklopfen einhergingen. Sie traten bei jeder geistigen Beschäftigung auf, um unter strenger Diät allmählich zur Heilung zu kommen. Das wesentliche an diesem ungewöhnlichen Krankheitszustand, der übrigens in voller Ausführlichkeit in den „Medizinischen Bemerkungen“ des behandelnden Arztes M. E. BLOCH (Berlin 1774) veröffentlicht worden ist, hat MENDELSSOHN'S Freund FRIEDRICH NICOLAI mit genügender Klarheit kurz gekennzeichnet:

„Mein verewigter Freund Moses Mendelssohn hatte sich im Jahre 1772 durch zu starke Anstrengungen des Geistes eine Krankheit zugezogen, welche auch voll sonderbarer psychologischer Erscheinungen war. Über zwei Jahre lang durfte er gar nichts tun, gar nichts lesen, über gar nichts nachdenken, keine lauten Töne hören. Wenn jemand im geringsten lebhaft mit ihm redete, oder er selbst nur ein wenig lebhaft ward, so fiel er abends in eine höchst beschwerliche Katalepsie, worin er alles sah und hörte, was um ihn vorging, ohne ein Glied bewegen zu können. Hatte er dann am Tage lebhaft Reden gehört, so rief ihm, während des Anfalls,

eine Stentorstimme die einzelnen mit einem hohen Akzente ausgesprochenen oder sonst laut geredeten Worte und Silben wieder einzeln zu, so daß ihm auf eine sehr unangenehme Art die Ohren davon gelten.“

Über den engen Zusammenhang dieser Anfälle mit der geistigen Beschäftigung werden wir noch durch die bezeichnende, wenn auch reichlich überschwengliche Darstellung eines weiteren Freundes, des Schriftstellers und Arztes I. G. ZIMMERMANN in seinem Buche „Über die Einsamkeit“ informiert:

„Es war eine Zeit, da Mendelssohn sich aus jedem Zimmer wegbegeben mußte, wo man von Philosophie sprach, denn er ward ohnmächtig, wenn er sich nicht entfernte. Lange verbot er sich darum alles Denken. In diesem Zustande kam einst, wie dieser große und lebenswürdige Philosoph mir selbst in Hannover erzählt hat, sein Arzt zu ihm und fragte: ‚Was machen Sie denn, wenn Sie so in ihrer Stube sind und nicht denken dürfen?‘ — ‚Ich gehe ans Fenster‘, erwiderte er, ‚und zähle die Ziegel auf meines Nachbars Dache.‘ Ohne deine ruhige Weisheit, o edler Mendelssohn, ohne solche Ergebung in den Willen Gottes gelangt aber auch kein Mensch zu solcher Größe.“

Die Nervenfälle führen auf ein Gebiet hinüber, an dem zahlreiche hervorragende Menschen aus allen Sphären des Lebens teilhaben. Vor allem als Träger hysterischer Anfälle heben sie sich vielfach aus der Geschichte und Kulturgeschichte heraus und zumal unter den religiöns geschichtlichen Persönlichkeiten stoßen wir im Überfluß auf sie. Es genügt hier, eine der bedeutendsten von dieser Seite her kennenzulernen: die heilige Theresa von Jesus gehört zu ihnen. Schon als junge Novize, also schon beim Eintritt in den religiösen Dienst, ist sie schwersten Anfällen unterworfen, die mit Krämpfen, Lähmungen, Empfindungsstörungen, schmerzhaften Muskelerstarrungen und anderen hysterischen Krankheitszeichen einhergingen. Die Objektivität ihrer Selbstbeobachtung gibt auch von diesen Krankheitsphasen ein anschauliches Bild in ihrer Selbstbiographie. Es ist die Zeit ihres Noviziats:

„Ich sah mich auf dem Gipfel meiner Wünsche, aber trotz so vieles Glücks ertrug meine Gesundheit nicht den Lebens- und Nahrungswechsel. Meine Ohnmachtsanfalle nahmen zu und es ergriff mich eine so heftige Übelkeit, daß sie Schrecken einflößte. Das hatte eine ganze Anhäufung von Leiden zur Folge. So verbrachte ich mein erstes Jahr; rein, ohne irgendeine Schuld gegen den Heiland floß es dahin; mein Leiden hatte sich derartig schwer gesteigert, daß ich fast immer auf dem Punkte war, vor Schwäche zu vergehen. Oft sogar verlor ich vollständig die Besinnung. — —

Als ihr vor Mariä Himmelfahrt der Wunsch, sich durch eine Beichte auf dies Fest vorzubereiten, versagt wurde, kam es zu besonders schweren hysterischen Anfällen mit Krampf- und Lähmungserscheinungen und sonstigen hysterischen Zufällen, von denen sie erst nach Jahren wieder frei wurde:

„In dieser selben Nacht brach eine so furchtbare Krisis aus, daß ich beinahe vier Tage lang ohne Gefühl blieb. Man versah mich in diesem Zustand mit der letzten Ölung. Diese vier Tage schrecklicher Krisis hinterließen Qualen, die nur Gott bekannt sein konnten. Meine Zunge war nur von meinen eigenen Bissen rissig und zerstückt. Ich fühlte alle meine Glieder wie ausgerenkt und verspürte starken Schwindel im Kopf. Die Nerven waren derart zusammengezogen, daß ich mich gewissermaßen knäuelartig zusammengerollt sah. Ich konnte ohne fremde Hilfe weder den Arm noch den Fuß, weder die Hand noch den Kopf rühren; ich war so unbeweglich, als ob der Tod meine Glieder zu Eis erstarrt hätte; ich hatte nur die Kraft, einen Finger der rechten Hand zu bewegen.

So konnte ich nicht die geringste Berührung mit der Hand vertragen, man mußte mich mit Hilfe eines Tuches, das zwei Personen an den Händen hielten, von der Stelle bewegen. In diesem Zustand verblieb ich bis zum Palmsonntag. — —

Dieser Zustand zog sich über acht Monate hin, aber drei Jahre lang blieb ich von Paralyse heimgesucht; mittlerweile trat eine unmerkliche Besserung ein. — —“

Das schwere hysterische Leiden der Karmeliterin verdient gewiß Beachtung: So stark war die geistige Kraft, so groß die Charakterstärke dieser „Hysterica“, daß sie dessen ungeachtet ihrer praktischen Lebensarbeit sich hinzugeben, ihr organisatorisches Lebenswerk durchzuführen vermochte.

Der heiligen Therese lassen sich ebenbürtige Persönlichkeiten des Heiligenkults als weitere Träger von hysterischen Anfällen zur Seite stellen. Und wenn wir hier aus ihrer Reihe noch ein religiöses Genie, wie die hl. Katharina von Siena nennen, so glauben wir damit schon ein bloßes zufälliges Zusammentreffen von religiösem und hysterischem Wesen auszuschließen. Vielmehr müssen wir anerkennen, daß hier unmittelbare Beziehungen bestehen, sei es, daß hysterische Naturen von Anlage aus zu starker Hingabe an Lebensinhalte von höchstem Affektwert neigen, sei es, daß die mit dem religiösen Leben vielfach verbundenen starken gemütlichen Erschütterungen und Erregungen der Entwicklung hysterischer Phänomene Vorschub leisten. Aber noch bedeutsamere Zusammenhänge drängen sich uns hier auf: Wenn ein ausgeprägt pathologisches Geschehen so oft in engster Verbindung, wie mit manchen anderen, so auch mit höchsten religiösen Werterscheinungen steht, so hat das gewiß einen tieferen Grund: daß ein ausgeprägt pathologisches Seelenleben wie das der Hysterischen ein reiches religiöses Innenleben nicht nur nicht ausschließt, sondern vielleicht sogar fördert, daß es gerade durch die krankhaften Ausprägungen seiner Gefühlsseiten das Religiöse in seinem ganzen Reichtum und seiner ganzen Tiefe zur Entfaltung kommen läßt.

Freilich gibt dieses hysterische Seelenleben, wie wir schon zur Genüge erkannt haben, auch für die Entwicklung religiöser Gefühlsver-

irrungen, religiösen Afterglaubens den fruchtbarsten Nährboden ab und so wundern wir uns nicht, daß wir unter den mit Hysterie Behafteten, mit hysterischen Anfällen Beschwerten neben den höchsten religiösen Genien auch die *dei minorum gentium*, die Stifter religiösen Irrglaubens wiederfinden: so eine H. P. BLAVATZKY, die Schöpferin der theosophischen Heilslehre, so eine MARY BAKER EDY, die Begründerin der christian science und der Gesundheitsbeterei. So nahe berührt sich auch hier wieder im Pathologischen das Tiefe und Wertvolle mit dem Unechten und Minderwertigen.

Mit MOHAMMED (571—632) tritt eine religiöse Persönlichkeit von weltgeschichtlichem Range zu den Anfallbehafteten hinzu. Die Traditionssammlung des INSAN AL UJUN, die die Überlieferungen der ältesten Biographen des Propheten, — des MOHAMMED IBN ISHAK und anderer — enthält und somit auf die mündlichen Berichte und Überlieferungen von Zeitgenossen und Augenzeugen zurückgreift, gibt über diese Anfallserscheinungen des Religionsstifters einigermaßen Klarheit:

„Ibn Ishak berichtet nach dem, was er von seinen Meistern gehört hat: Mohammed wurde wegen des bösen Auges behandelt, als er in Mekka war, bevor ihm der Koran geoffenbart ward. Als der Koran zu ihm heruntersank, hatte er dieselben Anfälle, die er früher gehabt. Er hatte nämlich früher schon eine Art Ohnmacht nach heftigem Zittern; seine Augen schlossen sich, sein Gesicht schäumte und er brüllte wie ein junges Kamel.“

Bezeichnend ist auch der Bericht über die Art, wie MOHAMMED der Koran offenbart wurde. Es geschah in traumhafter Bewußtseinsstörung unter visionären Erscheinungen:

„Harith Ibn Hischam fragte einst den Propheten, auf welche Weise kommt dir die Offenbarung zu? Er antwortete: Manchmal erscheint mir ein Engel in Menschengestalt und spricht mit mir; manchmal vernehme ich aber Töne, wie von einer Schelle oder Glocke, da wird es mir sehr arg; wenn er (der unsichtbare Engel) mich dann verläßt, habe ich aufgenommen, was er mir geoffenbart.“ Und weiter: „Manche Offenbarung hatte auch Mohammed unmittelbar von Gott, so die in der Nacht der Himmelfahrt, andere im Traume, denn er sagte oft: ‚Der Traum eines Propheten ist Offenbarung.‘ Wieder andere legte ihm Gott nach eigenem Nachdenken in sein Herz.“

Über die mit den Anfällen zusammenhängenden Visionen des Propheten heißt es:

„Zeid Ibn Tahit erzählt: ‚Wenn die Offenbarung zu dem Propheten herabkam, ward er sehr schwer; einst fiel sein Schenkel auf den meinigen, und bei Gott, es gibt keinen so schweren Schenkel, wie der des Gesandten Gottes war. Zuweilen ward ihm eine Offenbarung, wenn er sich auf seinem Kamele befand, da zitterte es, daß man glaubte, es würde zusammenbrechen und gewöhnlich kniete es nieder.“ — —

„So oft der Prophet eine Offenbarung erhielt, glaubte man, seine Seele würde ihm genommen, da hatte er immer eine Art Ohnmacht und sah wie ein Betrunkener aus.“

So wurzeln, sofern die Überlieferung richtig ist, selbst die Geschehnisse, die einer Weltreligion zugrunde liegen, in pathologischem Boden. Und mehr als dies: Die religiösen Offenbarungen, die dem Propheten zuteil wurden, die geistige Produktion des höchsten religiösen Glaubensdokuments des Islam, des Korans, steht in engstem Zusammenhang mit pathologischen Anfällen. Das heißt: Inhaltlich reiche unterbewußte psychische Vorgänge liegen dieser religiösen Schöpfung zugrunde, in pathologischen Zuständen und Gestaltungen — in traumhaften, delirösen und halluzinatorischen — traten sie zutage. Wäre es nun auf Grund dieser Erscheinungen notwendig und möglich, über das Wesen von MOHAMMEDS Nervenstörungen zu entscheiden, so kann es nicht zweifelhaft sein: Diese geordnete produktive Tätigkeit des Unterbewußtseins, sie ist eine Äußerungsform der Hysterie. Sie ist der Epilepsie, die man MOHAMMED zuzuschreiben pflegt, fremd. Über das davon unberührte grundsätzlich Bedeutsame aber, daß eine der Weltreligionen wesentliche Beziehungen zum Pathologischen hat, kann ebensowenig das Urteil fehlgehen: Der innere Wert der Religion ist überhaupt nicht danach einzuschätzen, ob sie zum Pathologischen in Beziehungen steht oder nicht, er hängt von ganz anderen geistigen Potenzen ab. Er stammt gewiß im Falle MOHAMMED nicht vom Pathologischen, erfährt aber durch den pathologischen Einschlag ebensowenig eine wertmindernde Einbuße.

Je stärker wir der neuen Zeit uns nähern, desto mehr tritt die allgemeine — historische oder kulturhistorische — Bedeutsamkeit dieser Nervenfälle zurück, desto mehr beschränkt sich das Interesse daran auf die durch sie gegebene Charakteristik der betroffenen Einzelpersönlichkeit. Und so interessiert jener schwere Nervenfall, von dem PLATEN selbst über sich berichtet, nur noch als die Reaktion eines nervös übererregbaren Psychopathen auf seelische Erregungen. Die Tagebuchnotiz aus Rom vom Jahre 1827 läßt an seiner psychogenen Natur keinen Zweifel zu:

„Mein Nervensystem wurde durch das hiesige winterlose Klima, vielleicht auch durch den häufigen Genuß von Wein und Kaffee gereizt und geschwächt, da es nie sehr stark war, und es kam am dritten Tage dieses Monats gegen Abend zu einem förmlichen konvulsivischen Nervenfall. Ich ging mit Bandel und Städler, einem Architekten aus Bern, unweit S. Maria Maggiore von der Villa Massimi herein, wo wir die Fresken einiger lebenden deutschen Maler gesehen hatten, und ich war mit meinen Begleitern in einen heftigen Streit geraten, als ich plötzlich das Bewußtsein verlor und mit Gewalt zu Boden stürzte. In einem Wagen wurde ich nach Hause gebracht, wo ich erst wieder zu mir selbst kam.“

Während der ersten Tage nach diesem Vorfall war ich in eine grenzenlose Melancholie verfallen.

Viel höher als dieser isoliert dastehende Anfall PLATENS sind für die Persönlichkeit und ihre Wesenskennzeichnung zu bewerten jene wiederkehrenden schweren Nervenfälle, an denen GUSTAVE FLAUBERT litt. Die anschauliche Wiedergabe ihres Verlaufs, die wir den literarischen Erinnerungen seines Freundes MAXIME DU CAMP verdanken, verrät uns die charakteristischen Einzelzüge: Bewußtseinstrübung, Sinnestäuschungen, Krampferscheinungen:

„Vor Vollendung seines 22. Lebensjahres war Gustav von einem unbarmherzigen Leiden befallen worden, das ihn in gewissem Sinne unbeweglich gemacht und ihm jene Seltsamkeiten aufgeprägt hat, mit denen er manchmal seine oberflächlichen Bekannten überraschte. Der morbus sacer, die große Neurose, die Fallsucht hatte ihn befallen und niedergeworfen. Oftmals habe ich ohnmächtig und bestürzt diesen schrecklichen Anfällen beigewohnt. Sie traten immer in der gleichen Weise und mit den gleichen Vorläufererscheinungen auf. Gustave hob plötzlich ohne besonderen Grund den Kopf und wurde ganz blaß; er hatte die Aura gefühlt... sein Blick war angsterfüllt... er sagte: Ich habe eine Flamme im linken Auge... einige Sekunden darauf: Ich habe eine Flamme im rechten Auge; alles glänzt mir wie Gold. Dieser sonderbare Zustand hielt manchmal mehrere Minuten an; dann wurde sein Gesicht noch bleicher und bekam einen verzweifelten Ausdruck; rasch ging er, stürzte auf sein Bett zu und streckte sich darauf hin, finster düster, als ob er sich lebendig in einen Sarg legte. Darauf schrie er: Ich halte die Zügel, hier ist der Fuhrmann, ich höre die Schellen! O, ich sehe die Gasthauslaterne! Dann stieß er einen Wehlaut aus, dessen herzerreißender Ton mir noch im Ohre nachklingt, und es begann der Krampf. Dem Paroxysmus, der den ganzen Körper ins Zittern brachte, folgte stets in gleicher Weise ein tiefer Schlaf und eine mehrere Tage anhaltende Mattigkeit.“

Diese objektive Schilderung einer anscheinend schweren Bewußtseinsstörung legt den epileptischen Charakter von FLAUBERTS Anfällen nahe. Sieht man sie dann aber in der subjektiven Spiegelung von FLAUBERTS eigener Darstellung, so wird man an ihrer epileptischen Natur wieder irre. Es ist nicht die Art eines Epileptikers, viel eher die eines Hysterikus, wie er selbst darüber an LUISE COLET berichtet:

— — „Meine Nervenfälle, die nichts sind als unfreiwillige schiefe Ebenen von Ideen und Bildern, das psychische Element springt dann über mich hinaus, und die Bewußtheit verschwindet mit dem Gefühl des Lebens.“

Und — vielleicht noch charakteristischer — an anderer Stelle:

„— — Meine Nervenkrankheit war ein Abschaum dieser intellektuellen Possen. Jeder Anfall war wie eine Art Erguß der Phantasie; es waren Samenverluste der malerischen Fähigkeit des Schädels; hunderttausend Bilder auf einmal wie ein Feuerwerk aufspringend. Es war eine Verknotung der Seele und des trotzigen Leibes (ich habe die Überzeugung, daß ich mehrere Male gestorben bin), aber was die Persönlichkeit ausmacht, das

Bewußtsein ging bis zum Ende, ohne das wäre das Leiden null gewesen, denn ich war rein passiv, ich war bei Bewußtsein, selbst wenn ich nicht sprechen konnte. Dann war die Seele ganz auf sich zurückgezogen wie ein Igel, der sich mit den eigenen Spitzen wehtut.“

Und so wenig diese Art die Anfälle zu erleben dem Epileptiker — und nicht vielmehr dem Hysteriker — eigen, so wenig ist das ganze Wesen dieser hypersensitiven Natur das eines Epileptikers. FLAUBERT steht, soll nun einmal eine solche Bezeichnung herangezogen werden, vielmehr als eine hysterische Persönlichkeit vor uns.

Anfälle anscheinend epileptischer Natur waren es, die das Leben VINCENTS VAN GOGHS (1853—1890), des holländischen impressionistischen Malers, schwer getroffen haben. Freilich scheint er auch außerhalb dieser Anfallsphasen — die mit Krämpfen, Erregungen, Verstimmungen, aber auch mit Wahnideen religiöser Färbung verbunden waren —, vielleicht durch die Epilepsie beeinflusst, eine psychisch abnorme Natur gewesen zu sein, die Leben und Menschen sich nicht anzupassen wußte. Ein Brief des ihm innig vertrauten Bruders, des Kunsthändlers THEO VAN GOGH aus dem Jahre 1889 bringt dies klar zum Ausdruck bei der Prüfung der schwierigen Frage, was nun mit dem vom Anfall Geheilten und aus der Irrenanstalt Entlassenen weiter werden solle:

„Eine der bedenklichsten Schwierigkeiten entsteht daraus, daß sein Leben — gleichgültig, ob er nun krank oder gesund ist — sich jeder von außen kommenden Einwirkung gegenüber so völlig unzugänglich zeigt. Wenn Du ihn kenntest, würdest Du deutlicher empfinden, wie schwierig es ist, die Frage, was geschehen muß, zu lösen.

Wie Du weißt, hat er seit langem mit allem, was man Konvention nennt, gebrochen. Seine Art, sich zu kleiden und seine Allüren lassen sofort erkennen, daß er ein besonderer Mensch ist und seit Jahren sagt, wer seiner ansichtig wird: ‚C'est un fou.‘ Mich stört das alles nicht, zu Hause aber geht es nicht. Schon in seiner Art zu sprechen liegt etwas, um dessentwillen man entweder sehr viel von ihm hält, oder aber ihn nicht ausstehen kann. Er findet immer Menschen, die sich zu ihm hingezogen fühlen, hat aber auch sehr viel Feinde. Es ist ihm nicht möglich, mit jemandem auf eine gleichgültige Weise zu verkehren. Es ist immer entweder das eine oder das andere. Selbst denjenigen, die seine besten Freunde sind, wird der Umgang mit ihm nicht leicht, da er nichts und niemanden schont. — Diejenigen, mit denen er überhaupt verkehren kann, haben eine gewisse Angst vor ihm, und daran hat auch der Aufenthalt Gauguins bei ihm nichts geändert — im Gegenteil. Dann ist da noch etwas anderes, weshalb ich nicht den Mut habe, ihn hierher kommen zu lassen. In Paris sah er eine Unmenge von Dingen, die er gern gemalt hätte, wozu ihm aber immer die Möglichkeit genommen wurde. Die Modelle wollten ihm nicht posieren, das Arbeiten auf der Straße wurde ihm verboten, und bei seiner Reizbarkeit kam es infolgedessen beständig zu Szenen, die ihn derart irritierten, daß er schließlich ganz unnahbar wurde und Paris ihm im höchsten Grade verleidet war.“ —

VINCENT VAN GOGH hat selbst in seinen Irrenhausbriefen mancherlei Aufklärung über die eigenen Anfälle und die damit verbundenen Krankheitserscheinungen gegeben. So beschreibt er seinen Zustand während des Aufenthaltes in St. Remy:

„Mit meiner Gesundheit geht es in diesen Tagen gut. Ich glaube, Herr Peyron hat recht, wenn er sagt, ich sei nicht eigentlich verrückt, denn meine Gedanken sind durchaus normal und zwischendurch klar und sogar klarer als früher. Aber in den Krisen ist es trotzdem furchtbar, und ich verliere dann vollkommen das Bewußtsein aller Dinge. — —“

Ein andermal berichtet er von den halluzinatorischen Anfangserscheinungen seiner Epilepsie und den depressiven Verstimmungszuständen:

„Hier gibt es einen, der schreit und spricht immer wie ich, seit 15 Tagen. Er glaubt im Widerhall der Korridore Stimmen und Worte zu hören, wahrscheinlich weil die Gehörnerven krank und zu reizbar sind. Bei mir waren es einmal die Augen und Ohren, wie es nach Mitteilung von Rey bei Beginn der Epilepsie öfters der Fall ist. Jetzt war die Erschütterung so, daß es mich ekelte, selbst eine Bewegung auszuführen, und nichts wäre mir so lieb gewesen, als nie wieder zu erwachen. Jetzt ist der Schreck vor dem Leben schon weniger deutlich und der Trübsinn weniger betont. Aber ich habe noch gar keinen Willen, ebensowenig Wünsche und was sonst so im gewöhnlichen Leben der Fall ist, ich denke fast gar nicht daran, irgendwelche Freunde wiederzusehen. Darum bin ich auch noch nicht auf dem Punkt angelangt, von hier bald wieder wegzugehen. Ich hatte noch immer furchtbare Melancholie.

Und nun in den letzten Tagen mäßigte sich meine Abscheu vor dem Leben etwas, von da bis zum Willen und zur Handlung ist noch ein weiter Weg.“

Die depressiven Verstimmungen sind es vor allem, die wie eine drohende Gewalt über seinem Leben schweben. Dabei ist es rührend zu sehen, wie er allen Anfällen, allen melancholischen Zuständen, allem Irrenhaus zum Trotz sich immer wieder mit ernstem Streben der seelisch befreienden Arbeit hingab:

„Ich habe niemals mit mehr Ruhe an meinen Bildern gearbeitet als in den letzten Tagen. Du wirst, hoffe ich, jetzt bald wieder einige bekommen. Augenblicklich überfiel mich vollständige Mutlosigkeit. Da dieser Anfall in einer Woche vorüber war, warum soll ich mir sagen, daß er wiederkehren kann? Aber man weiß nichts darüber, man kann nichts vorher sagen, wie und wann er kommt. Fahren wir darum, so gut wir können, mit der Arbeit fort, als wenn nichts wäre.“

VINCENT VAN GOGH ist schließlich den Bedrohungen der Anfälle zum Opfer gefallen. Er setzte selbst anscheinend aus Furcht vor ihrem Wiedererscheinen — vielleicht aber auch in einem Zustande krankhafter Depression — seinem aus geordneten Bahnen geworfenen Leben ein vorzeitiges Ende.

In FEDOR DOSTOJEWSKI (1821—1888), dem russischen Dichter, trifft man endlich auf einen der seltenen Fälle hervorragender Männer

mit ganz sichergestellter Epilepsie. Zahlreiche Äußerungen von ihm selbst, wie einwandfreie Zeugnisse seiner Freunde geben davon ein jeden Zweifel zerstreues Bild. Zumal die Mathematikerin SONJA KOWALEWSKY bringt in ihren Kindheitserinnerungen alles Wesentliche über seine Anfälle, wie sie es in ihren Mädchenjahren aus DOSTOJEWSKIS eigenem Munde erfahren hat:

„Wir Schwestern wußten, daß Dostojewski an epileptischen Krämpfen litt, aber diese Krankheit war in unseren Augen von solch mystischem Grauen umgeben, daß wir nicht einmal die entfernteste Anspielung darauf wagten. Um so größer war daher unsere Überraschung, als er eines Tages selbst davon anfang und erzählte, unter welchen Umständen er seinen ersten Anfall bekommen hatte.

Es geschah, nachdem er bereits die Gefängnisjahre hinter sich hatte und irgendwo in Sibirien als Kolonist lebte. Er litt fürchterlich unter der Einsamkeit, denn es vergingen manchmal Monate, ohne daß er ein menschliches Wesen sah, mit dem sich ein vernünftiges Wort reden ließ. Plötzlich bekam er ganz unverhofft Besuch von einem seiner früheren Kameraden, es war gerade die Osternacht, aber die Freude über das unerwartete Wiedersehen ließ sie beide das Fest vergessen, und sie saßen plaudernd die ganze Nacht hindurch, ohne müde zu werden, ohne das Verrinnen der Zeit zu merken, und berauschten sich an ihren eigenen Worten. Sie sprachen über das, was ihnen beiden das liebste war, über Literatur, Kunst und Philosophie und kamen schließlich auf die Religion. Dostojewskis Freund war Atheist, er selber gläubiger Christ, und beide waren von der Richtigkeit ihrer Anschauungen fest überzeugt.

„Es gibt einen Gott, ja, es gibt einen!“ brach endlich Dostojewski leidenschaftlich aus.

In demselben Augenblick erklangen in der nahegelegenen Kirche die Osterglocken zur Frühmesse, „und ich fühlte“, so erzählte Fedor Michailowitsch, „wie der Himmel gleichsam zu mir herniederstieg und mich verschlang. Ich nahm die Gottheit buchstäblich in mich auf und fühlte mich von ihr durchdrungen. „Ja, es gibt einen Gott!“ rief ich aus, dann verlor ich das Bewußtsein.

„Ihr gesunden Menschen“, fuhr er fort, „könnt euch die Seligkeit gar nicht vorstellen, die wir Epileptiker in dem Augenblick vor dem Anfall empfinden. Mohammed versichert uns in seinem Koran, er sei im Paradiese gewesen, und alle superklugen Narren halten ihn deswegen für einen Lügner und Betrüger. Aber nein, er hat nicht gelogen! Er ist wirklich im Paradiese gewesen, und zwar während der Krampfanfälle, an denen er litt, ebenso wie ich.“

„Ob diese Seligkeit Sekunden dauert oder Stunden oder Monate, könnte ich nicht sagen, aber glauben Sie mir, nicht für alles Glück, was das Leben bieten kann, möchte ich sie eintauschen.“

Dostojewski sprach diese letzten Worte in einem ihm eigentümlichen, leidenschaftlichen Flüsterton, wir Schwestern saßen wie verzaubert von der magnetischen Kraft seiner Worte. Plötzlich kam uns beiden derselbe Gedanke: „Gewiß wird er jetzt einen Anfall bekommen!“ — Sein Mund war krampfhaft verzerrt, und es zuckte in seinem ganzen Gesicht.

Dostojewski mußte wohl diese Befürchtungen in den Augen seiner Zuhörerinnen lesen, denn er brach plötzlich ab, strich sich über das Gesicht

und lächelte: „Fürchten Sie nichts,“ sagte er, „ich weiß es immer im voraus, wenn ich einen Anfall bekomme.“ Wir Mädchen waren verlegen und beschämt darüber, daß wir unseren Gedanken so deutlich Ausdruck gegeben hatten und wußten nicht, was wir sagen sollten. Bald darauf verabschiedete sich auch Dostojewski, aber am nächsten Tage erzählte er uns, daß er während der Nacht in der Tat einen Anfall gehabt habe.“

Psychopathologisch bedeutungsvoll hebt sich aus dieser Schilderung die charakteristische Kennzeichnung der den Anfall einleitenden Erscheinungen, der „psychischen Aura“ heraus: das abnorme Erleben eines ungeahnt beseligenden Glücksgefühls, das DOSTOJEWSKI selbst in engste Verbindung mit gewissen religiösen Vorstellungen bringt und das gewiß auch im religiösen Leben mancher dieser pathologischen Naturen eine Rolle gespielt hat.

Aus den Erinnerungen anderer Bekannter — MILJUKOWS, SOLOWJEWS — lernen wir weiter außer den Anfallserscheinungen selbst auch ihre seelischen Nachwirkungen und überhaupt die epileptischen Wesensänderungen, denen auch DOSTOJEWSKI nicht entging, genauer kennen. SOLOWJEW hebt vor allem die — besonders wohl nach den Anfällen hervortretende — erhöhte Empfindlichkeit und Reizbarkeit des Dichters heraus:

„Er war manchmal unausstehlich, sein Nervensystem war so erschüttert, daß er in seiner Reizbarkeit und Absonderlichkeit ganz unzurechnungsfähig erschien. Er kam herein wie eine schwarze Wolke, oft vergaß er sogar zu grüßen und schien gradezu eine Gelegenheit zu suchen, um Streit zu beginnen. In allem, was man ihm gegenüber tat, erblickte er eine Beleidigung, die Absicht, ihn zu kränken und zu erregen. Man mußte ihn allmählich auf eines seiner Lieblingsthemen bringen. Dann fing er sogleich an zu sprechen, sich zu begeistern. Nach einer Stunde schon war er bester Laune, nur das totenbleiche Gesicht, die glänzenden Augen und der schwere Atem ließen den krankhaften Zustand, in dem er sich befand, erkennen.“

Daß im übrigen auch DOSTOJEWSKIS Schaffen von seinen Anfällen nicht unberührt blieb, dies beweist neben manchem anderen sein Brief an APOLLON MAIKOW vom Jahre 1867:

„Von meiner Arbeit schreibe ich Ihnen nichts, denn ich kann darüber noch gar nichts sagen. Nur das eine: Ich muß angestrengt, sehr angestrengt arbeiten. Die Anfälle nehmen mir inzwischen meine letzten Kräfte, und nach jedem Anfall kann ich mindestens vier Tage lang meine Gedanken nicht sammeln. Und dabei ist der Roman meine einzige Rettung. Das Unangenehmste ist, daß der Roman unbedingt sehr gut geraten muß. Nicht anders! Dies ist sine qua non. Wie kann er mir aber gut geraten, wenn alle meine Fähigkeiten durch die Krankheit völlig gelähmt sind!“

Doch hat die sonst so verheerende Krankheit DOSTOJEWSKI keineswegs nur geistig geschädigt und beraubt. Sie hat ihm auch mancherlei geistigen Gewinn für sein Schaffen gebracht, ihn vor

allem mit der Kenntnis abartiger Lebenserscheinungen und abnormer psychischer Erlebnisformen bereichert. Bedeutungsvoll hebt sich in diesem Sinne die schon von GEORG BRANDES zitierte Selbstschilderung seiner postepileptischen Verstimmung, der Gemütsverfassung nach den Anfällen heraus. Sie beleuchtet die besondere psychologische Befähigung des RASKOLNIKOW-Dichters zur Zeichnung eines verbrecherischen Innenlebens:

„Die Niedergeschlagenheit, die bei mir vielfach auf die epileptischen Anfälle folgt, hat das Bezeichnende: Ich fühle mich wie ein großer Verbrecher. Es kommt mir vor, als ob eine unbekannte Schuld, eine verbrecherische Tat mein Gewissen bedrücke.“

Vor allem aber verdankt DOSTOJEWSKI dem eigenen Leiden und krankhaften Erleben die Möglichkeit, alle die vielgestaltigen, seelisch ungewöhnlichen epileptischen Typen zu schildern, die in seinem dichterischen Werk mit auffallender Häufigkeit vertreten sind. Sie können in gewissem Sinne als unfreiwillige Selbstenthüllungen gelten, und die Lebenswahrheit und Krankheitsechtheit dieser von ihm entworfenen Bilder epileptischer Störungen, — der Charakteranomalien, der Verstimmungen, der Krampfstände, der Bewußtseinsstörungen usw., — legt zugleich beweiskräftig Zeugnis für die epileptische Natur der Erkrankung ihres Schöpfers ab.

XVII.

Zerstörende psychische Krankheitsprozesse.

BISMARCK erzählt:

„Früher aber, da hatte ich einen merkwürdigen Zufall, der zeigte, wie das Denken des Menschen doch von seinem körperlichen Gehirn abhängt. Ich war mit meinem Bruder abends auf dem Heimwege, und wir ritten, was die Pferde laufen wollten. Da hört mein Bruder, der etwas voraus ist, auf einmal einen fürchterlichen Knall. Es war mein Kopf, der auf die Chaussee aufschlug. Mein Pferd hatte vor der Laterne eines uns entgegenkommenden Wagens gescheut und war mit mir rückwärts überschlagen und auch auf den Kopf gefallen. Ich verlor die Besinnung, und als ich wieder zu mir kam, hatte ich sie nur halb wieder. Das heißt: ein Teil meines Denkvermögens war ganz gut und klar, die andere Hälfte war weg. Ich untersuchte mein Pferd und fand, daß der Sattel gebrochen war. Da rief ich den Reitknecht und ließ mir sein Pferd geben und ritt nach Hause. Als mich da die Hunde anbellten — zur Begrüßung —, hielt ich sie für fremde Hunde, ärgerte mich und schalt auf sie. Dann sagte ich, der Reitknecht sei mit dem Pferd gestürzt, man solle ihn doch mit einer Bahre holen und war sehr böse, als sie das auf einen Wink meines Bruders nicht tun wollten. Ob sie denn den armen Menschen auf der

Straße liegen lassen wollten? Ich wußte nicht, daß ich ich war, und daß ich mich zu Hause befand, oder vielmehr, ich war ich selber und auch der Reitknecht. Ich verlangte nun zu essen, und dann ging ich zu Bette, und als ich ausgeschlafen hatte, am Morgen, war es gut. — Es war ein seltsamer Fall: Den Sattel hatte ich untersucht, mir ein anderes Pferd geben lassen und dergleichen mehr, alles praktisch Notwendige tat ich also. Hierin war durch den Sturz keine Verwirrung der Begriffe herbeigeführt. Ein eigentümliches Beispiel, wie das Gehirn verschiedene Geisteskräfte beherbergt; nur eine davon war durch den Fall länger betäubt worden.“

Was BISMARCK hier im Gefolge einer Gehirnerschütterung erlebt und reflektierend richtig deutet: eine kurzdauernde Bewußtseinsstörung, die mit Gedächtnisausfall für das Geschehene und seinem Ersatz durch Fehlerinnerungen einhergeht, das weist auf ein Grundphänomen des psychischen Lebens hin: Jede Beeinträchtigung des Gehirns als des körperlichen Trägers des psychischen Geschehens bedeutet zugleich eine ebensolche Beeinträchtigung der natürlichen geistigen Verrichtungen selbst.

HENRY BEYLE STENDHAL (1783—1842), der französische Schriftsteller, erfährt in anderer Form den gleichen pathologischen Sachverhalt. Wiederholt stellt sich bei ihm ein anfallsweises Versagen der Worte ein. Es ist durch Blutversorgungsstörungen des Gehirns herbeigeführt, ein drohendes Vorzeichen des kommenden Hirnschlags. Er beschreibt diese beklemmende Selbstbeobachtung im Briefe vom 5. April 1841 an DEI FIORI:

„Ich habe das Nichts gestreift.

Sagen Sie Colomb nichts, ich hatte die Absicht, nichts zu schreiben, aber ich glaube an die Anteilnahme, die Sie mir bezeugen. Also, seit sechs Monaten schreckliche Kopfschmerzen, dann vier Anfälle des Übels wie folgt:

Plötzlich vergesse ich alle französischen Worte. Ich kann nicht mehr sagen: ‚Bringen Sie mir ein Glas Wasser!‘ Ich beobachte mich neugierig. Abgesehen vom Gebrauch der Worte, erfreue ich mich aller natürlichen Eigenschaften des Tieres. Das währt acht bis zehn Minuten, dann kehrt allmählich das Gedächtnis für die Worte zurück, aber ich bleibe matt. — Jenes Versagen des Gedächtnisses der französischen Worte habe ich seit einem Jahr viermal gehabt, immer acht bis zehn Minuten lang. Die Gedanken sind völlig in Ordnung, aber ohne Worte. Vor zehn Tagen speiste ich in einem Restaurant mit Constantine; ich mußte unglaubliche Anstrengungen machen, um mich an das Wort ‚Glas‘ zu erinnern. Immer habe ich ein wenig Druck im Kopf, der aus dem Magen kommt. Ich bin erschöpft, wenn ich diese drei Seiten möglichst wenig schlecht zu schreiben versucht habe. — —“

BEYLE hat richtig gesehen. Er hatte das Nichts gestreift. Schon im nächsten Jahre hat ein Schlaganfall ihn dahingerafft.

Eine dauernde Störung der Sprachfunktionen, vor allem eine behinderte Wortfindung — daneben, wenn auch in geringerem Maße,

erschwerter Schreibfähigkeit und erschwertes Wortverständnis —, bleiben bei FRIEDRICH WILHELM IV. von Preußen (1795—1861) als Folge des halbseitigen Schlaganfalls vom Jahre 1857 zurück. Wie diese Hirnstörung, die ihn psychisch geschwächer erscheinen ließ, als er es in Wirklichkeit war —, sich in seinem geistigen Leben, zumal bei der Auffindung von Namen und Zahlen kundgab, wie sie sich praktisch in unendlichen Erschwerungen des persönlichen Verkehrs geltend machte, und welche Hilfsmittel der König und seine Umgebung anwandten, um ihren störenden Einfluß in der Unterhaltung auszuschalten, das tritt in den Berichten des zur nächsten Umgebung des Herrschers gehörigen Diplomaten ALFRED VON REUMONT deutlich genug zutage:

„Das zunächst bemerkbare Zeichen der Störung war das Verwechseln der Worte, welches mit der eintretenden Verwirrung in den gut und klar begonnenen Sätzen zusammenhing. Hiermit war auch Schwierigkeit des Verstehens in größerem und geringerem Maße verbunden. Mehr als auf alles andere bezog sich beides auf Eigen- und Ortsnamen sowie auf Zahlen. Die Umgebung des Königs hatte sich mit Papierblättern und Bleistift versehen, um dann, wenn ein Name schwer verstanden wurde, denselben aufzuschreiben, worauf das Verständnis sogleich erfolgte. Denn die Idee war klar, das Gedächtnis war sozusagen ungeschwächt, der Zusammenhang fehlte nicht, wohl aber das Vermögen des Ausdrucks. — Die Eigentümlichkeit dieses Zustandes und die Art und Weise, wie der König mit dem ihn bedrückenden Unvermögen kämpfte, erläutern am besten ein paar Beispiele: Eines Nachmittags in Rom fuhr der König nach der Villa Ludovisi, von dem Prinzen Hohenlohe und von mir begleitet. Beim Umherfahren in den prachtvollen Laubgängen wollte er an den Namen desjenigen erinnert werden, in dessen Beisein er bei seinem ersten Aufenthalt in der ewigen Stadt diese berühmten Anlagen gesehen hatte, konnte aber wie gewöhnlich nicht den Namen nennen. Es war des Königs Eigentümlichkeit, daß er in solchen Fällen nicht abließ und keinerlei Einlenken in andere Gesprächsgegenstände duldete, sondern immer wieder auf denselben Gegenstand zurückkam. Ich fand aus dem Resultat meiner Nachfragen bloß heraus, daß es ein Diplomat gewesen sein mußte, aber welcher? Der König sagte: ‚Unser guter Freund hatte ihn geschickt.‘ Das ‚guter Freund‘ war eine Form, deren er sich oft bediente, aber sie gab mir geringen Anhalt. Endlich fügte er hinzu: ‚Unser guter Freund, der zu uns gekommen ist, der sieben hatte und drei behielt.‘ Jetzt ging mir ein Licht auf, und ich sagte rasch: ‚Der König der Niederlande.‘ — ‚Ja, ja,‘ fiel der König ein, ‚der, welchen er geschickt hatte.‘ — Ich erwiderte: ‚Der Graf de Celles ist's, den Euer Majestät meinen.‘ Der König war erfreut und sagte: ‚Ich wußte wohl, daß Sie darauf kommen würden.‘ — Ich brauche nicht zu bemerken, welchen eigentümlichen Ideengang mein hoher Herr gemacht hatte, und wie er sich an die Erinnerung der Folgen der Revolution des Jahres 1830 anklammerte, um König Wilhelm und seinen Botschafter beim Heiligen Stuhl zu bezeichnen. Man begreift aber auch, daß die Konversation bisweilen einem Rätselspiel ähnlich sehen konnte. Es kam auf die augenblickliche Stimmung an, in welcher der König sich befand; im allgemeinen aber waren die Anfänge seiner Rede

klar, während er im Verlaufe sich verwickelte, es bemerkte und dann in Traurigkeit verfiel und die Sache aufgab. Man mußte die Sätze so einfach und so kurz wie möglich formulieren, um besser von ihm verstanden zu werden. — Die Fähigkeit des Schreibens schien anfangs mit jener der mündlichen Äußerung verloren, und wenn sie sich auch nach einiger Übung wieder einstellte, schien sie doch Mühe zu verursachen.“

Tiefer greift eine organische Hirnschädigung — anscheinend die Folge einer vorzeitigen Verkalkung der Hirngefäße — in das seelische Leben F. CH. FARADAYS (1791—1866), des englischen Chemikers, ein. Neben nervösen Beschwerden, wie Schwindel und Kopfschmerz, ist es vor allem eine früh einsetzende und allmählich bis zum Altersschwachsinn fortschreitende Gedächtnisschwäche, die sich ihm allenthalben störend und lähmend in den Weg stellt. In zahlreichen Briefen an Freunde und Berufsgenossen bringt er selbst — zumal im sechsten und siebenten Lebensjahrzehnt — die selbst-erkannten und -empfundenen Mängel des Erinnerungsvermögens und der Merkfähigkeit deutlich zum Ausdruck:

An MATTEUCCI schreibt er 1849:

„Ich habe letzthin volle sechs Wochen an der Ermittlung von Ergebnissen gearbeitet und habe diese tatsächlich erhalten, doch sind alle negativ ausgefallen. Das schlimmste ist aber, daß ich, als ich meine Aufzeichnungen durchsah, entdeckte, daß ich dieselben Resultate schon vor acht oder neun Monaten experimentell festgestellt habe, und daß ich das vollständig vergessen hatte. Dies ärgert mich einigermaßen, nicht die verlorene Arbeit, aber diese Vergeßlichkeit, denn faktisch ist die Arbeit ohne Erinnerungsvermögen nutzlos.“

1857 an Referend BARLOW:

„Mein Gedächtnis macht mir bei der Arbeit große Beschwerde, ich kann meine Schlußfolgerungen von einem Tage zum andern nicht behalten. Wenn ich beginne, muß alles wieder vielfach überdacht werden. Es niederzuschreiben, gewährt keine Hilfe, denn was niedergeschrieben ist, wird ebenfalls vergessen. — Nur in sehr kleinen Schritten kann ich durch oder über diesen Zustand geistiger Verschlammung kommen; immerhin ist es besser zu arbeiten als stillzustehen, selbst wenn nichts herauskommt. — —“

1860 klagt er SCHÖNBEIN:

„Wenn ich über etwas Wissenschaftliches schreiben will, so tritt das Thema wirr vor mich hin, ich entsinne mich nicht mehr der Ordnung der Hergänge oder auch nur der Tatsachen selbst. Ich erinnere mich auch nicht an das, was Sie mir letzthin mitteilten, trotzdem ich glaube, daß ich es an ‚Phil. Mag.‘ sandte und es gedruckt zurückerhielt. Und wenn ich die Rückerinnerung erzwingen will, so wird es mir zuviel, der Kopf wird schwindlig und meine Vorstellungen nur noch mehr verwirrt. Ich weiß, Sie wollen nicht, daß ich mich nutzlos quäle, aber ich will nicht gern den Anschein der Vergeßlichkeit erregen, rücksichtlich dessen, was Sie mir zu sagen haben, und mein einziger Trost in solchem Augenblicke

ist, mich in dem Glauben zu bescheiden, daß Sie es wissen werden, daß ich nicht mit Willen vergeßlich bin.“

Das rührendste Bekenntnis der organischen Einengung seiner geistigen Fähigkeiten und ihrer schwerwiegenden Folgen findet sich endlich in jenem Antwortbriefe FARADAYS, in welchem er einer jungen Dame, die seine Schülerin werden wollte, den Wunsch abschlug und diese Absage begründete:

„Viele schöne Entdeckungen stehen vor mir in Gedanken, die ich früher zu machen hoffte und noch jetzt zu machen wünsche; wenn ich aber meine Gedanken auf die Arbeit, die ich unter den Händen habe, wende, so verliere ich alle Hoffnung, da ich sehe, wie langsam, aus Mangel an Zeit und mentalen physischen Kräften, sie vorschreitet, daß sie wie eine Mauer zwischen mir und denen, die ich noch im Auge habe, steht, ja daß sie vielleicht die letzte von denen ist, die ich praktisch durchführen kann. Verstehen Sie mich nicht falsch; ich sage nicht, daß mein Geist versagt, sondern daß die psychophysischen Funktionen, durch welche Geist und Körper zusammengehalten werden und miteinander arbeiten, insbesondere das Gedächtnis, sich vermindern, und daher folgt eine Einschränkung dessen, was ich früher tun konnte, auf einen weit geringeren Betrag als früher. Dies ist die Hauptursache für die Umgestaltung großer Gebiete meines späteren Lebens gewesen; es hat mich dem Verkehr mit meinen Fachgenossen entzogen, hat die Anzahl meiner Untersuchungen (die vielleicht Entdeckungen geworden wären) eingeschränkt und zwingt mich, sehr gegen meinen Wunsch, zu sagen, daß ich nicht einmal das zu tun wage, was Sie vorschlagen, nämlich meine eigenen Experimente zu wiederholen. Sie wissen es nicht und brauchen es nicht zu wissen, aber ich will es Ihnen nicht verhehlen, wie oft ich zu meinem Hausarzt gehen muß, um mich über Schwindel, Kopfweh usw. zu beklagen, und wie oft er mir befehlen muß, meine ruhelosen Gedanken und geistigen Arbeiten aufzugeben und ans Meer zu gehen, um nichts zu tun.“

So sehen wir hier die organische Schädigung des Gehirns mit roher Gewalt die wissenschaftliche Kraft und das menschliche Können eines wissenschaftlich Produktiven vorzeitig herabdrücken und den Kreis seiner Lebens- und Schaffungsmöglichkeiten zu seiner Qual mehr und mehr einengen. —

Ein eigenartiges Dokument hat nach dem Tode GOTTFRIED KELLERS (1819—1890) das psychische Bild seiner letzten — geistig getrübt — Lebensjahre festgehalten. Nüchtern ist sein Inhalt, noch nüchterner — und mehr als unerquicklich — der Zweck, dem es zu dienen hatte: KELLERS hochherziges, die Interessen einer größeren Allgemeinheit berücksichtigendes Testament wurde von einem unbeschenkt gebliebenen Verwandten angefochten. Die von diesem behauptete Testierunfähigkeit des Erblassers erforderte ein gerichtsarztliches Gutachten über den Geisteszustand des verstorbenen Dichters. Der Baseler Psychiater WILLE hat es erstattet und auf den Aussagen der persönlichen Bekannten des Dichters aufgebaut:

„Dr. G. K., geboren den 19. Juli 1819, besaß eine von Grund aus geistig und körperlich starke und gesunde Konstitution. Es beweisen dies seine eigene Schilderung im ‚Grünen Heinrich‘, die Tatsache, daß er nur einmal vorübergehend in seinem Leben, 20 Jahre alt, an einem von ihm leicht überstandenen Typhus erkrankt war, endlich, daß er trotz der rauhen, nicht selten entbehrungsreichen Jugendverhältnisse und einer nicht gerade nach den Grundsätzen der Mäßigkeiten stets geregelten Lebensweise während seiner späteren Lebensperiode dennoch bis in sein hohes Alter gesund blieb.

Eine vor etwa 10 Jahren durch einen Fall erlittene Kopfverletzung, ihrer Natur nach leicht, verlief rasch und ohne nachteilige spätere Folgen.

Erst drei Jahre vor seinem Tod, als G. K. 67 Jahre alt war, machten sich bei ihm allmählich die Beschwerden und Schwächezustände des Alters (Senium) geltend. Er hatte viel ‚über rheumatische Schmerzen zu klagen, über Schwäche in den Beinen, über Müdigkeit, die ihn immer seltener und kürzer Bewegungen machen ließen‘. ‚Sein Gang wurde unbeholfener, schlürfend, unsicherer.‘ (Krankengeschichte des Dr. C.)

Ohne Zweifel, von verschiedenen Zeugen bestätigt, wirkte der im Herbst 1888 (6. Oktober) erfolgte Tod seiner Schwester R., mit der er 25 Jahre seit dem Tode der Mutter zusammengelebt hatte, ‚die ihn in allem und jedem mit mütterlicher Treue besorgt hatte‘, ungünstig auf den Zustand G. K.s ein. Es wurden seitdem ‚eine stärker zunehmende körperliche Schwäche, ein stärkeres Greisentum und eine gewisse geistige Veränderung‘ an ihm beobachtet. ‚Er wurde deprimiert, hatte Todes- und Sterbensahnungen und Befürchtungen, äußerte in hypochondrischer Übertreibung Krankheitsideen, zog sich mehr und mehr zurück, wurde reizbarer, zum Jähzorn geneigt, mißtrauisch, launisch, in manchen Beziehungen gleichgültig und in seinen Ausdrücken und Benehmen derber und rücksichtsloser. Sein Ruhebedürfnis wurde größer, seine Energie, sein Willensvermögen schwächer.‘

Eine weitere Zunahme seines Leidens erfuhr G. K.s zur Zeit der Feier seines 70jährigen Geburtstages im Juli 1890. — —

Die schon in Selisberg sich vorübergehend zeigenden deliriösen Erscheinungen wurden ‚häufiger, stärker und anhaltender‘. Wenn sie auch nur nachts sich vorzugsweise in dieser Weise geltend machten, bewirkten sie dennoch solchen Einfluß auf das geistige Leben G. K.s, daß sein Bewußtsein auch unter Tags häufig nicht ganz frei war, indem von den nächtlichen Halluzinationen abhängige krankhafte Ideen, Wahnideen, den kranken Herrn mehr und weniger stark und anhaltend beeinflussten. Immerhin ist zu betonen, daß unter Tags es G. K. möglich wurde, im ganzen die krankhaften geistigen Vorgänge soweit zu beeinflussen, daß er sie kontrollieren, rektifizieren und vor allem den Augen des Uneingeweihten und denjenigen gegenüber, die nicht beständig um ihn sich aufhielten, verbergen konnte. Daß aber der kranke Herr damals besonders an Gehörs-, aber auch an anderen Halluzinationen, an Phantasmen sowie an damit zusammenhängenden Delirien und Verfolgungswahnideen litt, ist zweifellos. Die direkten Aussagen der oben angegebenen Zeugen wie das ganze Verhalten G. K.s während seines Badener Aufenthaltes beweisen dies sicher.

Vom 14. Januar 1890 an machte sich infolge seiner Erkrankung an der Influenza wieder eine erneute Verschlimmerung des Zustandes H. K.s geltend, die vom Ende Januar an einen bedrohlichen Charakter annahm.

Es war nicht mehr ‚die Müdigkeit des Alters‘: Es waren Erscheinungen eines zunehmenden zentralen Leidens, die auftraten, Störungen in den Funktionen des Hirns und Rückenmarks. — —

Atem-, rechtsseitige motorische Sprach-, nächtliche Schlaf-, Blasenstörungen traten zum Teil mehr bleibend, zum Teil nur in vorübergehender Weise auf. G. K. hielt sich ‚für einen gebrochenen Mann, der für nichts mehr fähig wäre‘. Die allgemeine körperliche Schwäche, Schwer- und Hinfälligkeit wurden, wenn auch in wechselndem Verlaufe, größer, indem der Kranke nur noch selten auf kurze Zeit das Bett verlassen konnte. Aber bis zum Mai traten immer auch wieder bessere Zeiten in dieser Beziehung vorübergehend auf. Während der Kranke nachts mehr unruhig und nicht selten aufgeregt war, wurde er unter Tags häufig schlummersüchtig. Seine geistigen Funktionen gingen langsamer, mühsamer, schwerfälliger vonstatten, die geistige Energie- und Willenslosigkeit wurden auffälliger. Aber immer wieder dazwischen machten sich Zeiten freieren geistigen Befindens geltend, in denen ‚das frühere Gemüt, der frühere Humor, die frühere geistige Lebhaftigkeit, Frische Klarheit G. K.s zum Vorschein kommen‘. Noch im März erhielt S. S. von Frankfurt den Eindruck bei Gelegenheit eines Besuchs, daß es sich bei G. K. ‚um eine baldige Wiederherstellung‘ handele, während viele andere Zeugen zu solchen Zeiten den ‚früheren K.‘ wiederzufinden glaubten.

Mitte Mai wurden Symptome der Thrombose der rechten Vena cruralis und allmählich stärkerer Verfall beobachtet. Die Nächte wurden jetzt ruhiger, der schlummersüchtige Zustand herrschte Tag wie Nacht vor, immer mehr spielten traumhafte Erinnerungen und lebhaft phantastische Äußerungen in das wache Geistesleben hinein, immer mehr herrschte ein geistiger Traum- und Dämmerungszustand vor, der G. K. mehr in die Tage der Vergangenheit zurückführte, als in der Gegenwart sich zurechtfinden ließ, der mehr phantastischen als realen Inhalt hatte, bis endlich in allmählicher Abschwächung der 15. Juli dem armen Dulder die lange vorher geahnte, zuletzt sicher erwartete und ersehnte Erlösung brachte.

Aber bis in die letzte Zeit vor dem Tode kamen stets noch geistig freiere Stunden, in denen das frühere Geistesleben G. K.s, wenn auch in abgeschwächter Weise, sich regte und zeigte, so daß viele Zeugen noch bis Anfang Juli den Geisteszustand G. K.s als frisch, klar, original wie früher, also als unverändert schildern konnten. — Auch der Umstand spricht dafür, daß G. K. noch bis in die spätesten Krankheitsstadien hinein sich mit literarischen Gedanken nicht nur an kleinere feuilletonistische Arbeiten, sondern selbst an große literarische Werke trug, zu deren Ausführung ihm nach dem erfahrenen Eindruck der Zeugen weniger die geistige als die körperliche Kraft mangelte. — —“

Wir erkennen hier das nach unseren sonstigen Erfahrungen Un erwartete, daß selbst die schweren, das Geistesleben zu Zeiten erheblich beeinträchtigenden psychischen Altersstörungen doch dem Geiste des siebzigjährigen GOTTFRIED KELLER zeitweise überraschende Klarheit ließen und dieses seelisch reiche und produktive Leben selbst am trüben Ende nicht ganz zu zerstören vermochten. So mußte denn auch der Gutachter die Testierfähigkeit bejahen.

Die schwerste Verödung und Vernichtung des seelischen Seins am Abschluß eines Lebens von höchstem geistigen Gehalt bieten IMMANUEL KANTS (1724—1804) letzte Lebensjahre. WASIANSKI, der treue Hüter und Freund, hat uns diese aus dem persönlichen Verkehr geschildert und uns in dem hochgradigen Versagen der allereinfachsten geistigen Leistungen: in der schweren Merk- und Gedächtnisschwäche, der erschwerten Wortfindung, dem Kleben an vorher gehörten Worten, der Unfähigkeit zum Wiedererkennen selbst der Nächststehenden und dem verworrenen Handeln ein Bild tiefgehendsten Altersschwachsinnns entworfen:

„Allmählich schlichen sich nun bei ihm die Schwächen des Alters ein, und die Spuren derselben waren auf mehr als eine Art bemerkbar. Es schien, als ob das, was Kants ganzes Leben hindurch ein Fehler an ihm, obgleich im unmerklichen Grade, gewesen, nämlich eine besondere Art von Vergesslichkeit in Dingen des gemeinen Lebens, nun mit den Jahren einen höheren Grad erreicht hätte. Was früher sich seltener ereignete, trat nun im Alter öfterer ein. Er fing an, seine Erzählungen mehr als einmal am Tage zu wiederholen. Er selbst merkte die Abnahme seines Gedächtnisses und schrieb daher zur Vermeidung der Wiederholung und aus Vorsorge für die Mannigfaltigkeit der Unterhaltung sich die Themata dazu auf kleine Zettel, Briefkuverte und abgerissene unförmige Papierchen auf, deren Anzahl zuletzt so angewachsen war, daß der verlangte Zettel gemeinlich nur schwer gefunden werden konnte.

Im Reden drückte Kant, besonders in den letzten Wochen seines Lebens, sich sehr uneigentlich aus. Seit dem 8. Oktober schlief er nicht mehr in seinem ehemaligen Schlafzimmer. Weil dieses Zimmer einen grünen Ofen hatte, so nannte er das Schlafengehen: an den grünen Ofen gehen. Bemerkenswert ist es, daß der große Denker nun keinen Ausdruck des gemeinen Lebens mehr zu fassen imstande war. Als beim Tische von der Landung der Franzosen in England gesprochen wurde, so kamen in diesem Gespräche die Ausdrücke: Meer und festes Land vor. Kant sagte (nicht im Scherz), es sei zu viel Meer auf seinem Teller und fehle an festem Lande; er wollte damit andeuten, daß er im Verhältnis mit der Suppe zu wenig festere Speise habe. An einem anderen Mittage, als ihm gebackenes Obst gereicht und der dazugehörige Pudding, in kleine unregelmäßige Stücke zerschnitten, vorgelegt wurde, sagte er: Er verlange Figur, bestimmte Figur. Dieses sollte das regelmäßigere Obst bedeuten. — Es gehörte ein täglicher Umgang mit ihm dazu, um diese seine so uneigentliche Sprache zu verstehen.

Kants Beschäftigungen in den beiden letzten Wochen seines Lebens waren nicht nur zwecklos, sondern zweckwidrig. Bald mußte die Halsbinde in einer Minute mehrmals abgenommen und umgebunden werden. Ebendieses war der Fall mit einem Tuche, das er seit vielen Jahren statt eines Passes über seinen Schlafrock zu binden gewohnt war. Sobald er letzteren zugehakt hatte, öffnete er ihn wieder mit Ungeduld, und sogleich mußte er wieder zugemacht werden.

Er fing an, alle, die um ihn herum waren, zu verkennen. Bei seiner Schwester war es früher, bei mir später, bei seinem Diener am spätesten der Fall. Verwöhnt durch seine sonst so gütigen Äußerungen, konnte ich seine jetzige Gleichgültigkeit gegen mich kaum ertragen.“ — —

KANTS geistiger Alterstod bringt uns die souveräne Herrschaft der Gesetze des Organischen im Leben zu schmerzlichem Bewußtsein: daß selbst dieses wohl konstituierte Gehirn bei zeitlebens gesundheitsgemäßer Lebensführung schließlich den organischen Zerstörungsprozessen unterliegen mußte, daß selbst dieser höchstorganisierte Geist bis in die Tiefen primitivsten Geisteslebens, des seelischen Vegetierens zu sinken vermochte.

Weit früher — schon auf der Höhe des Lebens — greift der organisch zerstörende Hirnprozeß der fortschreitenden Hirnlähmung gewaltsam vernichtend in das seelische Leben ein. Zahlreiche, durch Begabung oder glückliche Lebensumstände an prominente Stellen Gerückte hat er vorzeitig aus bevorzugter aussichtsvoller Lebensbahn geworfen.

Mit dem Briefe, den der Statthalter NAPOLEONS I. in Illyrien, der Herzog von ABRANTES, an den Prinzen EUGEN NAPOLEON richtete, und der diesen dazu veranlaßte, dessen Abberufung zu beantragen, enthüllt sich unvermittelt mit wenigen Zeilen das volle Bild einer im blühenden Höhestadium stehenden Hirnparalyse (deren charakteristische schwachsinnig-maßlose Größenideen bezeichnenderweise dem politischen Milieu ihren Inhalt entnehmen):

Speziano, 6. Juli 1813.

„Monseigneur!

Ich habe die Ehre, mit dem tiefsten Respekt vor Euer Kaiserlichen Hoheit der bescheidenste, gehorsamste Diener und Freund von Monseigneur seit sechzehn Jahren zu sein, sowohl von Palmanon, woher ich Ihren Arzt habe, als auch von San Stefano de Perneti, wo wir Kanonen hatten und wo Eure Kaiserliche Hoheit mit mir zum erstenmal den Säbel in die Hand genommen hat. Damals waren Sie sehr jung und heute sind Sie ein gewaltiger Feldherr und Sie können uns erlauben, Ihren Ruhm zu teilen; aber heut will ich nicht vom Krieg sprechen; ich denke nur an den Frieden, und ich habe ein ungeheures Projekt, von dem ich sicher bin, daß es mit allen Herrschern der Welt gelingen wird, und dessen Chef der große Napoleon sein soll.

Ich ernenne Sie kraft meiner Autorität zum König von der Etsch bis nach Cattowo. Ich schenke Ihnen alle Besitztümer der Türken in Bosnien, in . . . , in . . . bis zum thrazischen Bosphorus. Ich schenke Ihnen eine Insel im Adriatischen Meer, eine im Schwarzen Meer, eine im Roten Meer, eine im Mittelmeer, eine im Ozean, eine in Indien.

Sechzehn Anteile der Gold-, Silber- und Diamantenminen sollen auf folgende Weise verteilt werden:

Seiner Majestät dem großen Napoleon 4; Seiner Kaiserlichen Hoheit dem Vizekönig, den ich zum Kaiser oder zu was Napoleon Lust hat, ernenne, 2; dem Prinzen von Neuchâtel, den ich zum Kaiser von Österreich mache, $\frac{1}{2}$; den Königen des Bundes, dem Kaiser von Österreich, den Napoleon nach Belieben ernennen wird, dem Kaiser oder König von Spanien, dem König von Neapel, dem König von Holland, dem König von Westfalen, dem König und allen Königen, die der Kaiser noch ernennen wird, 4;

den Engländern $\frac{1}{2}$ und mir einen halben Anteil, damit ich Brasilien, Portugal, die Hälfte von Südamerika — die andere Hälfte sollen die Engländer haben — die Südseeinseln, Ostindien und China regieren kann, wenn der Kaiser es will. Wir werden uns aller dieser Besitztümer bemächtigen und wir werden uns inmitten von zehn Millionen Soldaten krönen lassen, die alle unsere Freunde sind, inmitten von Peking und in zehn Jahren wird alles ausgeführt sein. Die Details der Details werde ich Ihnen persönlich und laut schildern.

Der Herzog von Abrantès.“

EUGEN NAPOLEON hat nicht voreilig die Amtsentsetzung des Statthalters veranlaßt. Dem ersten Krankheitsdokument folgte schnell der körperliche und geistige Niedergang und der Tod.

Das erste Signal der die menschliche und dichterische Persönlichkeit NIKOLAUS LENAUS in schnellem Laufe zerstörenden paralytischen Hirnerkrankung wird vom Befallenen selbst registriert. Es ist nur ein leichter Schlaganfall. Am 2. Oktober 1844 schildert er den Vorgang in einem Briefe an die Herzensfreundin SOPHIE LÖWENTHAL:

„Letzten Sonntag vor 4 Tagen saß ich mit Reinbecks am Frühstück. Da fiel mir plötzlich das ganze Gewicht meiner Lage aufs Herz. Ich sprang mit einem Aufschrei des höchstens Zornes und Kummers auf und im gleichen Augenblick fühlt ich einen Riß durch mein Gesicht. Ich ging an den Spiegel, sah meinen linken Mundwinkel in die Höhe gezerrt, und die rechte Wange war total starr und gelähmt bis ans Ohr. Erst heute kehrt wieder Leben und ein wenig Beweglichkeit in den erstarrten Teil zurück, zugleich ist ein Ausschlag am Hals hervorgetreten, der zur Heilung führen wird.“

Einige Tage später berichtet er weiter, die eingetretene Besserung von Lähmung und Sprachstörung feststellend:

„Wenn ich nachts erwache und meine Wange, die kranke, berühre, so faßt mich zwar eine große Wehmut über diesen ersten Versuch des Todes an meinem Leibe; doch gewährt es mir auch ein heimliches melancholisches Vergnügen, mit dem Tode in einen näheren Rapport getreten zu sein. Mein Übel bessert sich nur sehr langsam. Heute bemerkte ich die allmähliche Rückkehr einer gewissen Beweglichkeit in der rechten Wange, Es wird sich gewiß wieder geben. — Mein Befinden ist heute doch schon merklich besser als gestern. Ich bekomme meine Gedanken schon wieder in meine Gewalt, verspreche mich auch nicht so häufig, wie die Tage her, wo ich z. B. statt: ‚Im höchsten Grade‘ immer sagte: ‚Im tiefsten Grade‘ und das Wort Skrupel nur nach wiederholten Bemühungen herausbrachte.“

Aber schon bald darauf, am 16. Oktober, läßt ein neuer Brief in greller Bedrohlichkeit das pathologische Ergriffensein auch des geistigen Lebens erkennen. Die in dem — von sprachlichen Entgleisungen nicht freien — Schreiben sich kundgebende krankhaft gehobene Erregung mit Größenideen verrät das Einsetzen eines schweren psychotischen Anfalls:

„Es ist ein Wunder geschehen heute früh um 8 Uhr. Alle Mittel Schellings halfen nichts; da nahm ich meinen Guarnerius heraus, spielte einen

steirischen Ländler, tanzte dazu selbst und stampfte wütend in den Boden, daß das Zimmer bebte. Sie werden das alles in den Zeitungen lesen. Ich wurde heiß und beweglich und, o Wunder, ich war gesund. Als Schelling kam, tanzte ich ihm einen Walzer vor. Nicht einmal schwach war ich geblieben. Adieu, Herzer! Vertatur.

Leider aber bin ich dann ausgegangen und hab' mich ein bißchen verdorben. Nun lieg' ich im Bett und schwach; aber alle eigentlichen Nervenzufälle sind gehoben durch meinen göttlichen Guarnerius. Nicht umsonst hab' ich ihn immer so geliebt. Lebt wohl alle! Bald komme ich nach Ischl, aber diesmal ernstlich. —

Aus der Festigkeit meiner Hand, wie gut es mir gut. Diese Geigengeschichte wird durch ganz Europa gehen. Schelling war äußerst verblüfft und er wird diese Tatsache in Journalen zur Sprache bringen. Das ist ein musikalisches Phantasiewunder, wie Sie aus der Allgemeinen Zeitung sehen werden. Auf Wiedersehen!“

Über diesen psychotischen Erregungsanfall LENAUS sind wir auch objektiv durch einen Bericht von LENAUS Freundin EMILIE REINBECK, die erschütterte Augenzeugin sein mußte unterrichtet:

„In der Nacht auf den 16. wurden wir gegen 2 Uhr durch einen furchtbaren Lärm an unserer von außen verschlossenen Türe geweckt. Er drang mit Gewalt herein; ließ mir keine Zeit, nur Strümpfe anzuziehen, packte mich fest am Arm und nötigte mich, zu ihm aufs Sofa zu sitzen, wo er dann anfang mit ganz verstörten Zügen und entstellter Stimme: ‚Ich weiß, Ihr habt mich verklagt beim Kriminalamt als Mörder, daß ich festgenommen und gerichtet werde. Ihr habt mein Geheimnis durchschaut, kennt jetzt mein Verhältnis zu dieser Frau, so mögt Ihr auch alles wissen und meine Rechtfertigung anhören.‘ — Reinbeck kam indessen auch herein und Niemsch rief ihm gleich entgegen: ‚Ich bin verurteilt worden, Ihr habt mich beim Kriminalamt als Mörder verklagt‘, usw. — Zum Frühstück kam er zu uns herüber, war aber etwas aufgereggt, hastig und sagte, nachdem er mit Appetit gefrühstückt, ‚er müsse nun auch einmal wieder seine Violine vornehmen‘, die in der letzten Zeit ganz geruht hatte, ging in sein Zimmer und fing an zu spielen. Erst ein Adagio, voll Ausdruck, vortrefflich wie immer, dann kam es an die Ländler und Ungarischen, da wurde er immer aufgeregter, fing an zu tanzen, kam tanzend und springend zu mir herüber und versicherte mich, die Geige habe ihn vollkommen gesund gemacht, er fühle sich durchaus frisch, kräftig und genesen. Darauf ging er wieder hinüber, mehrere Briefe zu schreiben, und ehe wir's uns versahen, war er die Treppe hinunter zum Hof hinaus. — —“

Dann aber geht es dauernd, wenn auch mit Schwankungen, körperlich und seelisch mit NIKOLAUS LENAU bergab. Und was der ihn zuletzt behandelnde Arzt Dr. HEINRICH MECKEL, von der Irrenanstalt Döbling, in einem Lebensbild, das als Titel nur den Namen des Dichters trägt, von ihm zu sagen weiß, ist weniger das Bild einer bestimmt geprägten menschlichen und dichterischen Persönlichkeit als vielmehr die typische Krankheitsgeschichte einer fortschreitenden Hirnlähmung. Dies war der trostlose Schluß:

„Im Befinden des wohlgenährten Kranken wechselte heitere Stimmung mit tiefer Versunkenheit; er erkannte meist die Umgebung unvoll-

kommen oder gar nicht, seine Worte wurden unartikuliert, verwirrt, gedankenlos, er brummte stumpf vor sich hin, oder schnaubte gelegentlich und wies Besuchenden die Zähne, lag meist regungslos auf dem Sofa und konnte nur schwer von da aus in Gang gebracht werden, hatte große Scheu vor Baden, verunreinigte sich stets, namentlich im Bett; neue Aufregungen von Manie entstanden im Sommer und Vorfrühling. Im Frühjahr 1849 begann bei gleichzeitiger häufiger Aufregung und schlaflosen Nächten mit lautem unartikuliertem Singen, allmählich Lähmung des rechten Arms und Beins, später ebenso der linken Körperhälfte; der Stumpfsinn nahm zu, der Kranke zeichnete und wimmerte viel, schrie zuweilen angstvoll klagend auf, konnte nur kurze Zeiten mit Unterstützung des Wärters gehen, lag untätig im Bett oder am Tage im Lehnstuhl, knirschte mit den Zähnen, sprach kein deutliches Wort. Noch war das Gesicht schön und ohne den Ausdruck des Blödsinns. Alle Extremitäten waren endlich in gleicher Weise dem Willen völlig unzugänglich und dabei durch die Innervation des Rückenmarks krampfhaft kontrahiert; der Kranke mußte gefüttert werden, starke Abmagerung, Hustenreiz beim Lachen entstehend, geringe Eßlust, und am 22. August erfolgte der Tod. — “

Bei aller richtigen Beobachtung von LENAUS Krankheitsbild vermochte der ärztliche Verfasser dieses Berichtes es doch nicht zu einem ebenso richtigen Verständnis der Natur seiner Geistesstörung zu bringen. Ein Vorurteil, das auch jetzt noch nicht in der allgemeinen Volksanschauung überwunden ist, ließ ihn den organischen Charakter und die körperliche Bedingtheit der zerstörenden Hirnkrankheit verkennen, und er glaubte schwere seelische Kämpfe neben zu starken Geistesanspannungen für das Auftreten der Psychose und ihren deletären Verlauf verantwortlich machen zu müssen. —

Der unausbleibliche Einfluß der fortschreitenden Hirnlähmung auf die geistige Produktion spiegelt sich in der Nachlaßschöpfung eines jüngst dieser Erkrankung zum Opfer gefallenen Lyrikers, HEINRICH LAUTENSACK, Verfasser der vielumstrittenen „Pfarrhauskomödie“, wider. Die verständnisvollen Worte, mit denen sein Freund und Verleger A. E. MEYER die Herausgabe seines letzten Werkes begleitete, lassen an der Natur der Erkrankung und ihrer Tendenz zu geistiger Verödung keine Zweifel zu:

„Die vorstehenden Seiten fand ich in Ihrem Nachlaß vollständig zur Drucklegung vorbereitet, nur daß Ihre sonst so klare und schöne Handschrift etwas Wildes und Fremdes bekommen hatte. Verzeihen Sie mir, daß ich das eine Gedicht beim besten Willen nicht mehr entziffern konnte, das Sie dieser Veröffentlichung noch zugeordnet hatten. Sie waren schon zu sehr überdunkelt von dem anderen Sinn, den wir nicht kennen und verstehen. — In schauernder Ergriffenheit las ich Ihre Tagebücher nach diesem Tag, wo Sie anfangen, Ihre schlaflosen Nächte zu zählen. — Immer größer wird Ihre Handschrift. Sätze sind kaum noch zu lesen, nur vereinzelte Worte. Dann steht da plötzlich: „Ich bin Moritz Stiefel und der Sohn des Staatsanwalts in Einem. Wer kauft meine Bücher? Wer liest sie, wenn mich die Zensur mit meinen besten Absichten verbietet

und die Direktoren feige sind! Und dann viele Tage später, als einzig entzifferbarer Satz dieses: ‚Ich klammere mich an meine Werke.‘ Und dann noch einmal so ungefähr Handschrift von dieser Welt: ‚Ach ferne Heimat, wo Milch und Honig fließt!‘ Sie haben, irdisch gesprochen, seit dem 10. Januar 1919 Ihre Heimat gefunden.“

Es ist eine Totenklage um den von LAUTENSACK so verehrten FRANK WEDEKIND, die die zerstörenden Züge der Paralyse erkennen läßt: in ihrer äußeren Form an sprachlichen und Satzbildungsmängeln, in ihrem feinern Gewebe an durchdringenden Defekten des ästhetischen und künstlerischen Feingefühls. In jenen bald nach der Beisetzung WEDEKINDS verfaßten Versen: „In der schlaflosesten aller Nächte“, die von den schönen Zeilen eingeleitet werden:

„Es läuft jeden Tag wie eine Schale voll,
Die den Schlaftrunk birgt jedweder Nacht.“

folgen bald mancherlei banale Strophen, die unverkennbar die mehr als sinkende dichterische Kraft verraten:

„Und dann versenkt man dich. Ich weine wie nie.
Die geistigen Reden. Solcher Intellekt.
Wie sprach Ludwig Ganghofer. Wie hat er geweckt
Die Seele mir. Wie süße Harmonie
Sprach der Professor und Graf du Moulin-Eckart.
Und Heinrich Mann, Max Halbe. Von der Bühne,
Ja der Berliner Presse und dem Schutzverband.
Ich aber sah nur noch das offene Grab und fand
Und schlang mit meinen Blicken — oh so kühne
Augen kriegte ich! — in dieser letzten Gegenwart.
Noch einmal in das Grabloch und ich sank schon wie hinein.
O du! Mein Abgott, Lehrer, Meister, Vater,
Du größter Dichter unserem Theater,
Wie ich dies Grabloch in mich trank hinein!“

Ein ungleich großartigeres Nachlaßdokument ist uns erhalten, in welchem die Schöpfung einer genialen Begabung deutlich, wenn auch noch leicht, verdunkelt wird durch die Zeichen der gleichen zerstörenden Geisteskrankheit. Wir haben des Werkes schon früher gedacht: Es ist FRIEDRICH NIETZSCHES „Ecce homo“, jenes dichterische Produkt der paralytischen Erregungswelle vom Herbst 1888. Mängel des ästhetischen Feingefühls, Entgleisungen im Ausdruck, sich vordrängende Maß- und Hemmungslosigkeiten in der Bewertung des eigenen Ichs, minderwertige Ideenverbindungen — diese und ähnliche, auch dem nicht medizinisch Eingestellten sich aufdrängenden Unzulänglichkeiten in Form und Inhalt lassen sich nur aus dem pathologischen Einschlag des Werks, der krankhaften Senkung des geistigen Niveaus dieser schöpferischen Persönlichkeit erklären.

Der Abschnitt mit dem Titel: „Warum ich so gute Bücher schreibe“ enthält die Worte:

„Das eine bin ich, das andere sind meine Schriften. — Hier werde, bevor ich von ihnen selber rede, die Frage nach dem Verstanden- oder Nichtverstandenwerden dieser Schriften berührt. Ich tue es so nachlässig, als es sich irgendwie schickt: denn diese Frage ist durchaus noch nicht an der Zeit. Ich selber bin noch nicht an der Zeit. Einige werden posthum geboren. — Irgendwann wird man Institutionen nötig haben, in denen man lebt und lehrt, wie ich leben und lehren verstehe; vielleicht selbst, daß man dann auch einige Lehrstühle zur Interpretation des Zarathustra errichtet. —

Es scheint mir eine der seltensten Auszeichnungen, die jemand sich erweisen kann, wenn er ein Buch von mir in die Hand nimmt, — ich nehme selbst an, er zieht dazu die Schuhe aus, — nicht von Stiefeln zu reden. Als sich einmal der Doktor Heinrich von Stein ehrlich darüber beklagte, kein Wort aus meinem Zarathustra zu verstehen, sagte ich ihm, das sei in Ordnung: sechs Sätze daraus verstanden, das heißt: erlebt haben, hebe auf eine höhere Stufe der Sterblichen hinauf, als ‚moderne‘ Menschen erreichen könnten.“

In dem Abschnitt „Warum ich ein Schicksal bin“ heißt es weiter:

„Ich kenne mein Los. Es wird sich einmal an meinem Namen die Erinnerung an etwas Ungeheures anknüpfen, — an eine Krisis, wie es keine auf Erden gab, an die tiefste Gewissenskollision, an eine Entscheidung heraufbeschworen gegen alles, was bis dahin geglaubt, gefordert, geheiligt worden war. Ich bin kein Mensch, ich bin ein Dynamit. — Und mit alledem ist nichts in mir von einem Religionsstifter — Religionen sind Pöbelaffären, ich habe nötig, mir die Hände nach der Berührung mit religiösen Menschen zu waschen . . . Ich will keine ‚Gläubigen‘, ich denke, ich bin zu boshaft dazu, um an mich selbst zu glauben, ich rede niemals zu Massen. — Ich habe eine erschreckliche Angst davor, daß man mich eines Tages heilig spricht; man wird erraten, weshalb ich dies Buch vorher herausgebe; es soll verhüten, daß man Unfug mit mir treibt . . . Ich will kein Heiliger sein, lieber noch ein Hanswurst . . . Vielleicht bin ich ein Hanswurst . . .“

Daß der Wert des Werkes — daß das, was seinen Wert ausmacht, nicht von der Krankheit NIETZSCHEs stammt, sondern vom Normalen, nichts mit dem pathologischen Zerstörungsprozeß zu tun hat, sondern mit der aufbauenden Kraft seines Genies wird niemand zu leugnen wagen. Aber ebensowenig, daß das Werk in seiner ganzen Sonderart nicht richtig erfaßt und bewertet werden kann, wenn man nicht auch das Pathologische mit heranzieht. Und wiederum muß es schmerzlichstes Bedauern erwecken, zu sehen, wie die Naturkräfte der zerstörenden Psychose nicht vor der genialen Begabung haltmachen, wie sie diese mit der gleichen Rücksichtslosigkeit erfassen wie den Durchschnittsmenschen und wie eine nur zu verheerende Auslese unter den hervorragenden Geistern — denn den LENAU und NIETZSCHE gesellen sich viele andere aus allen Sphären des Geisteslebens zu, wir denken an Donizetti, Baudelaire, Jules de Goncourt, Maupassant — so die Menschheit vorzeitig ihrer wertvollsten Vertreter beraubt.

Nicht immer lassen die Geistesstörungen den von ihnen Betroffenen auf ein so tiefes seelisch-geistiges Niveau herabsinken wie die Paralyse. Andere Psychosen — und selbst sehr tiefgreifende und unheilbare — begnügen sich damit, nur die geistige Struktur zu verändern, sie dauernd in ungünstigem Sinne umzugestalten. Dieser krankhaften Veränderung der Persönlichkeit des chronisch Geisteskranken entspricht dann auch eine pathologisch veränderte äußere Haltung und Lebensführung. Ihre Anomalien müssen dabei um so mehr in die Augen fallen, je exponierter die Stellung, je stärker die Beachtung ist, der die erkrankte Persönlichkeit ausgesetzt ist.

Zeitgenössische Dokumente geben hinreichenden Aufschluß über jenen geisteskranken Herrscher, der durch die Seltsamkeiten seines Verhaltens nicht weniger wie durch sein tragisches Ende die Anteilnahme der Mitwelt gefesselt hat. Charakteristisches über das Leben und die Lebensführung Königs LUDWIG II. von Bayern (1845—1886) aus der Zeit seiner geistigen Umnachtung erfährt man aus Niederschriften des Fürsten CHLODWIG VON HOHENLOHE-SCHILLINGSFÜRST. Ihnen liegen Mitteilungen zugrunde, die von amtlicher Seite in der Bayrischen Reichsratssitzung unmittelbar nach der psychologisch nicht voll geklärten Katastrophe von Schloß Berg gemacht wurden. Der spätere deutsche Kanzler berichtet über die Vorgänge nach dem Geschehnis vom Jahre 1886:

— — „Dort (in München) ging ich in die auf 12 Uhr anberaumte Sitzung der Reichsräte und wurde nun in die Kommission gewählt, die beauftragt war, die Tatsachen zu prüfen und sich über die Regentschaft auszusprechen. Mittwoch mittag fand die erste Sitzung der Kommission statt. Hier berichtete erst Minister Lutz über den Hergang, sagte, daß das Ministerium erst im Frühjahr dieses Jahres die Überzeugung von der Geisteskrankheit des Königs gewonnen habe, erklärte, warum man in der bekannten Weise vorgegangen sei, und las dann die Aktenstücke vor, die über den Zustand des Königs Auskunft gaben. — Der Kabinettsrat Müller brachte einiges Neue; so den Wunsch des Königs, ein anderes Land zu finden, wo er ohne Kammern regieren könne, die düstere Gemütsstimmung, den Lebensüberdruß des Königs und eine Reihe von Briefen, darunter solche, in denen er dem Kabinettsrat schwärmerische Freundschaftsversicherungen macht. Der Bericht von Hornig gab Auskunft über die Manie des Königs, Leute zur Bastille zu verurteilen, dann über die Aufträge, die er gab, durch Einbruch aus den Banken Geld zu nehmen, über Wutausbrüche des Königs, über Mißhandlungen der Diener, über die Aufträge den Kronprinzen von Italien zu fangen, ihn einzusperren und zu peinigen, dann über die Schlaflosigkeit des Königs, seine steten Kopfschmerzen u. a. In ähnlicher Weise deponierte auch der Kammerdiener Wilker, der das Zeremoniell beschrieb, das die Diener beobachten mußten, die Einrichtung eines Burgverließes, die Abneigung des Königs gegen München, den Kultus Ludwigs XIV. und Ludwig XV. Er wie der später vernommene Kammerdiener Mayer sprachen

von der Unreinlichkeit des Königs und ähnlichem. Mayer erzählte, daß er ein Jahrlang nur in einer schwarzen Maske servieren durfte, weil der König, wie er sich äußerte, sein Verbrecherantlitz nicht sehen wollte. Dann kamen die Gutachten der Irrenärzte, die alle die Geistesstörung als unzweifelhaft feststehend bezeichneten. — Die Aufregung in München war groß und allerlei abenteuerliche Gerüchte durchschwirrten die Stadt. Man sprach davon, daß der König umgebracht worden sei usw. Das wird sich legen, wenn die Dinge, die uns mitgeteilt worden sind, bekannt werden. Im allgemeinen machte sich das Gefühl geltend, daß es gut sei, daß diese Regierung ihr Ende erreicht habe.“

LUDWIG II. äußeres Verhalten läßt nicht nur die Besonderheiten seiner Erkrankung erkennen. Es gibt auch eine Andeutung davon, welche Bedeutung diese für die Allgemeinheit und das öffentliche Leben hat, wenn ihr Träger mit ungewöhnlichen Machtmitteln ausgestattet ist. Welche Gefahren und Schwierigkeiten von ihm noch kurz vor seiner Absetzung und Internierung ausgingen, in welche bedenkliche Lage er insbesondere jene Kommission brachte, die — vor der Einberufung des Landtags und vor der Prüfung der Berechtigung einer Regentschaft — in kürzester Frist die Überführung des kranken Monarchen von Hohenschwangau nach Schloß Berg zu regeln hatte, darüber gibt eine seinerzeit veröffentlichte „Authentische Darlegung der Vorgänge in Hohenschwangau usw.“, welche von den mitbeteiligten Hauptpersonen als nahezu vollkommen richtig anerkannt wurde, beweiskräftige Auskunft:

„Die am Eingange des Schlosses aufgestellten Gendarmen verweigerten der Kommission den Eintritt in dasselbe unter Nichtachtung von deren voller Legitimierung, indem sie sich auf den unmittelbaren Befehl Sr. Maj. des Königs beriefen. Nachdem es klar geworden war, daß alle Vorstellungen den Gendarmen gegenüber fruchtlos bleiben würden, entschloß sich die Kommission zunächst nach Hohenschwangau zurückzukehren, um von dort aus die weiteren Maßnahmen zu treffen.

Kurze Zeit, nachdem die Kommission wieder im alten Schlosse eingetroffen war und der Staatsminister des königlichen Hauses die nach Lage der Sache erforderlichen Verfügungen getroffen hatte, erschien daselbst ein Gendarmerie-Wachtmeister und zeigte eine von Sr. Majestät eigenhändig gezeichnete Order vor, wonach er die Personen, welche in das neue Schloß einzudringen versuchten, festzunehmen und auf das Schloß zu bringen habe. Der Wachtmeister hatte mit acht Mann das Haus umstellt und bestand auf der Ausführung der königlichen Order, auch nachdem er belehrt worden war, daß er nicht befugt sei, einen Verhaftbefehl zu vollziehen, wenn kein gesetzlicher Grund vorliege, und nachdem ihm die Übernahme der Regentschaft durch den Prinzen Luitpold durch Vorzeigung eines von letzterem eigenhändig gezeichneten Dokuments nachgewiesen worden war. Es war nun zweifellos, daß die allen Vorstellungen unzugänglichen Gendarmen ihren Auftrag mit Gewalt zur Durchführung bringen würden, und zur Abwendung größeren Unheils entschloß sich der königliche Staatsminister des Äußeren, Freiherr von Crailsheim, mit den Grafen Holnstein und Töring den Weg nach dem

neuen Schlosse anzutreten . . . Oben angekommen, fanden die Herren im Schloßhof Feuerwehr versammelt und wurden durch einen Schloßdiener in die für dieselben bestimmten Zimmer geführt, kleine, für die Dienerschaft bestimmte Räume im sogenannten Torbau . . . Nach kurzer Zeit wurden auch die übrigen Kommissionsmitglieder mit Ausnahme eines einzigen, durch Versehen dem Schicksal der Verhaftung entgangenen, in denselben Räumen eingeschlossen. „Einige allerhöchste Befehle, welche das weitere Schicksal der Inhaftierten betrafen und welche sich wegen ihres unglaublichen Inhalts der Mitteilung entziehen, blieben unvollzogen. Nachdem die Haft einige Stunden gewährt hatte und inzwischen die Nachricht von der in München vollzogenen Veröffentlichung der Proklamation telegraphisch eingelaufen war, gelang es den Vorstellungen des Bezirksamtmanns von Füssen, die Gendarmerie zur Vernunft zu bringen und die Freilassung der Inhaftierten zu erzielen, welche sich sodann ins alte Schloß zurückbegaben. —“

Diese Maßlosigkeiten in den Regierungsäußerungen eines kranken Gehirns, seine exzentrischen Betätigungen in der Sphäre seines Machtbereichs werfen bezeichnende Schlaglichter auf jene exzessiv pathologischen Entäußerungen und Entfaltungen der Herrschermacht, welche mit der Sonderbezeichnung des Cäsarenwahnsinns historisch herausgehoben und in scharfe Prägung gebracht worden sind. Hinderten in LUDWIGS Falle die Verfassung eines modernen Staates, die Kontrolle durch das Parlament und die Rechtsbestimmungen gegenüber den als geisteskrank Erkannten noch rechtzeitig die schwersten Ausschreitungen des seelisch Gestörten, so fanden unter den ungeheuren und unbeschränkten Machtmitteln der römischen Kaiserzeit die pathologisch veranlagten Söhne eines entarteten Imperatorengeschlechts — des julisch-klaudischen Hauses — die unbegrenzte Möglichkeit zur hemmungslosen Verwirklichung ihrer pathologischen Herrscherneigungen, bis schließlich das degenerierte Geschlecht durch eignes blindes Wüten innerhalb der Familie sowie durch natürliche biologische Gesetzmäßigkeit erlosch. —

Durch eine fortdauernde unheilbare Geistesstörung wurde auch TORQUATO TASSO (1544—1595), der italienische Dichter, in seinem Wesen tiefgreifend verändert und in seinem Leben schwer geschädigt. Sinnestäuschungen und Wahnideen haben ihn, schon frühzeitig — etwa um das 30. Lebensjahr — einsetzend, lange Jahre hindurch bis ans Lebensende beherrscht — eigentümlicherweise ohne daß ihm jede Einsicht in ihre krankhafte Natur abging. In seinen Briefen hat er wiederholt Aufklärung über die Eigenart der ihn quälenden Krankheitserscheinungen gegeben. So schreibt er einmal an Dr. GIROLAMO MERCURIALE, den Arzt, an den er hilfesuchend sich wendet:

„Seit einigen Jahren bin ich krank, was mir fehlt, kann ich nicht sagen, doch von der Krankheit bin ich fest überzeugt. Wie das Übel im übrigen auch verursacht sein mag, die Krankheitszeichen sind folgende: Starkes Sausen in den Ohren und im Kopfe, als ob ich ein Uhrwerk drin hätte, fort-

während Erscheinungen von verschiedenen ganz unangenehmen Dingen. Diese Erscheinungen beunruhigen mich so, daß ich nicht fünf Minuten lang geistig arbeiten kann. Zwingt mich dazu, so steigern sie sich und manchmal bekomme ich Wutanfälle, je nach meiner Laune. Überdies erhitzt sich und glüht mein Kopf in ungewöhnlicher Art. Jedes Geräusch erweckt mir den Eindruck einer menschlichen Stimme, so daß ich unbelebte Gegenstände oft zu mir sprechen zu hören glaube. Nachts werde ich von den verschiedensten Träumen beunruhigt, und bin dann derart von meiner Einbildungskraft fortgerissen, daß ich jedesmal gewisse Dinge zu hören meine, über die ich mich viel mit dem Kapuzinerpater Markus, wie auch mit anderen — Patern und Laien — anläßlich der Gespräche über meinen Zustand unterhalten hatte. Das ist etwas höchst Peinliches. — —“

Und ein andermal schreibt er noch bezeichender von seinen Sinnestäuschungen, die er im Sinne seiner Zeit wahnhaft deutet:

„Ich will Euer Gnaden nur berichten von den Beeinflussungen, denen ich beim Schreiben und beim Studieren unterworfen bin. Diese sind von zweierlei Art: menschliche und teuflische. Die menschlichen bestehen in Schreien von Männern, und besonders von Frauen und Kindern, in Hohngelächter, in tierischen Lauten, die mir zum Possen von Menschen ausgestoßen werden, in Geräuschen von allerhand Dingen, die von Menschenhand bewegt werden. Die teuflischen Einflüsse bestehen in Zauber und Hexerei; über den Zauber bin ich nicht ganz sicher, denn die Ratten, von denen es im Zimmer wimmelt und die mir besessen scheinen, könnten auch durch Teufelskunst das Geräusch hervorbringen, das sie machen, und andere Laute, die ich höre, könnten auch durch menschliche Absicht hervorgebracht sein.“

Auch TASSO offenbart die unheilvolle, die Lebenswerte zerstörende Kraft der chronischen Geisteskrankheit, die ganze Schwere eines von ihr betroffenen Lebensschicksals. Nicht genug, daß die Psychose ihm nur zu bald die poetische Schöpferkraft schwächte und erschöpfte, warf sie ihn auch aus einer glanzvoll begonnenen Lebensbahn und beraubte ihn auf der Höhe des Ruhmes selbst der Freiheit. Wegen der Äußerungen seines Verfolgungswahns vom Hofe von Ferrara verbannt, wurde er 1579 der Vereinsamung des Irrenhauses von Santa Anna überliefert. Und als ihm — nach jahrelangem Aufenthalt — die Geistesstörung endlich wieder das Leben in voller Freiheit ermöglichte, trieb sie ihn unstedt und ruhelos umher, bis er schließlich in St. Onofrio, dem römischen Kloster, die letzte Zuflucht fand.

Einen schwerwiegenden Wendepunkt im Leben, einen vorzeitigen Abfall nach hoffnungsvollem Anlauf und Aufstieg bedeutet die Entwicklung jener geistigen Erkrankung, die in jungen Jahren einzusetzen und mit Vorliebe von Natur Abnorme und Minderwertige zu befallen, aber auch Vollwertige nicht zu verschonen pflegt: Es ist das Jugendirresein, die Schizophrenie, die mit ihren psychotischen Schüben die ganze Persönlichkeit zu verändern, zu verschlechtern pflegt. In I. M. R. LENZ (1751—1792), dem Jugendgenossen von GOETHE'S

Sturm und Drang, sehen wir dieses vom Psychotischen über den Menschen hereinbrechende Geschick erfüllt. Schon im dritten Lebensjahrzehnt erkrankt, ist er fortan nicht mehr zu voller Genesung und damit zur vollen Entfaltung seiner überragenden Geisteskräfte gelangt. Ein psychisch abartiger, wenn auch hoch begabter Mensch war er freilich auch schon vor der geistigen Störung. Dafür spricht WIELANDS Charakteristik in einem Briefe an MERCK, nachdem sich LENZ durch sein Verhalten 1777 in Weimar unmöglich gemacht hatte:

„Lenz ist ein heteroklites Geschöpf; gut und fromm, wie ein Kind, aber zugleich voller Affenstrieche, daher er oft ein schlimmerer Kerl sein könnte, als er ist und zu sein Vermögen hat. Er hat viel Imagination, viel Prurimum und wenig wahre Zeugungskraft; möchte immer was beginnen und wirken, und weiß nichts, und richtet, wie die Kinder, mancherlei Unheil an, ohne Bosheit, bloß weil er nichts anderes zu tun weiß.“

Doch weit überragt in ihrem Einfluß auf Leben und Persönlichkeit des Dichters die im Leben hinzutretende Geistesstörung diese abnorme Anlage. Wie sie sich äußerte, wissen wir aus der Schilderung der ersten Anfälle (nicht des allerersten). Über diese Krankheitsphase, die im Jahre 1778 zum Ausbruch kam und mit Wahnideen einherging, berichtete damals brieflich PFEFFEL an SARASIN:

„Nun hört, liebe Freunde! wie Lenz wieder nach Emmendingen kam. Eine tragische Geschichte, die uns das Herz zerrissen hat. Er war, wie ihr wißt, beim redlichen Pfarrer Oberlin im Steinthal, dem Kaufmann nicht einmal von vorneher zu verstehen gegeben, daß es mit dem Kopfe des armen Menschen nicht recht stund. Indem dieser wackere Geistliche bei uns war, besuchte Lenz, der sich durch zwei Predigten und durch seinen liebevollen Umgang alle Herzen gewonnen hatte, ein krankes Kind zu Bellefosse, eine halbe Stunde vom Pfarrdorfe Waldersbach. Ungeachtet keine Hoffnung zum Aufkommen war, weissagte doch Lenz in einer Art von Begeisterung, das Kind würde nicht sterben. Des andern Tags ging er, vom Schulmeister Scheidecker von Waldersbach begleitet, wieder nach Bellefosse. Unterwegs geriet er in heftige Gemütsbewegung, verdoppelte seine Schritte und kam wenige Augenblicke nach dem Hinschiede des Kindes bei der Mutter an. Er weinte laut, hieß aber gleich darauf alles hinausgehen. Er ward unbemerkt beobachtet. Er that ein lautes brünstiges Gebet, warf sich auf den Leichnam und versuchte es eine ganze Stunde lang, ihn von den Toten aufzuwecken. Neue Gebete unterbrachen die Versuche, und als er endlich ihre Eitelkeit einsah, ging er zur Mutter. Es ist geschehen, sprach er, es ist umsonst. Hierauf beschuldigte er die Mutter sehr bitter, ihr Unglaube sei schuld an der Fruchtlosigkeit des Unternehmens, ging zurück und sagte zum Schulmeister, der ihn begleitete, er, Lenz, habe das Kind vergiftet. Der Schulmeister suchte ihn zurechtzuweisen und brachte ihn zur einsamen Frau Oberlin zurück. Er schien wieder besänftigt, stürzte sich aber ein Stockwerk hoch zum Fenster herunter, ohne sich anders als ein wenig am Arme zu beschädigen. Des andern Tages ging er zum Statthalter von Bellefosse, gab sich als den Mörder des Kindes an und bat ihn, er möchte ihn binden. Der Schulmeister aber, den die zitternde Frau Oberlin ihm nachgeschickt,

machte ihn los und brachte ihn nach Hause. Diesen Abend kam der gute Pfarrer an. Lenz bat ihn um die Erlaubnis, auf sein Zimmer zu gehen. Hier schrieb er einige Briefe an Freunde. Er nahm darin Abschied von diesen Freunden, und nach einer halben Stunde hörte der Pfarrer einen gewaltsamen Fall vor dem Fenster. Er lief hinaus und fand Lenz unbeschädigt, der sich zum zweitenmal heruntergestürzt hatte. Nun ward er von vier Mann bewacht, weil drei nicht hinreichten, ihn in seiner Raserei zu halten, welche sich verdoppelte, sobald er eine weibliche Stimme hörte.“

Auch über den weiteren Verlauf der Erkrankung, der mit charakteristischen Schwankungen bald Erregungs-, bald Hemmungszustände darbot, sind wir aus Briefen von LENZENS Bekannten unterrichtet. Einige Zeit später schreibt SCHLOSSER an SARASIN:

„Mit Lenzen ist's nun so, daß ich ihn nicht mehr behalten kann. Er schien auf dem Wege der Besserung, aber mit dem neuen Licht kam abermals seine Krankheit. Er wollte sich wieder zum Fenster hinausstürzen, und da das von meinem Kutscher, der eben dazu kam, verhindert wurde, so fing er an so gut als zu rasen. Er stieß sich den Kopf wider die Wand und nötigte mich dadurch, ihn wieder zu binden und zu schließen, und nun schon wieder seit 10 Tagen Tag und Nacht zwei Wärter bei ihm zu haben. Seit gestern liegt er zwar wieder still, aber er spricht mit niemand, ißt auch nichts, als was man ihm von Bouillon eingießt und trinkt ebenso.“

Und wieder etwas später SCHLOSSER an HERDER:

„Bald ist er tagelang stumm, so gern er reden möchte, bald schlägt er den Kopf drei Minuten lang auf die Kissen unzählige Male auf, bisweilen redet er irre dabei, bisweilen nicht. Die Intervalle sind freilich schwermütig, aber doch helle. Gestern war er auch fast heiter und wie vergnügt, heut nicht so gut.“

Danach erfolgte eine anscheinend recht weitgehende Besserung, so daß LENZ sogar die Rektorstelle in Dorpat bekommen sollte. In einem Briefe der Herzogin AMALIE an MERCK vom November 1779 heißt es bezeichnend genug:

„Daß Lenz Professor geworden, kommt mir sonderbar vor; die Universität, die ihn gewählt hat, muß toll und Lenz gescheut geworden sein. Indessen ist es mir herzlich lieb, daß der arme Lenz wieder so hergestellt ist. — —“

Doch wie es mit LENZ damals wirklich bestellt war, ergibt ein Brief, den WIELAND im Jahre 1781 an MERCK richtete:

„Lenz hat von Riga aus wieder ein Lebenszeichen von sich gegeben. Aus seinem an mich gerichteten Zettelchen ist zu sehen, daß er zwar sich selbst wiedergefunden hat, aber freilich den Verstand, den er nie hatte, nicht wiederfinden konnte. Doch dünkt er mich in seiner Art gescheuter als je, peut-être tant pis, peut-être tant mieux. — —“

LENZ' Geist war doch fortan gestört und mit ihm seine dichterische Produktivität und sein ganzes Leben. Unstet Aufenthaltsort und Tätigkeit wechselnd, schließlich verarmt und vereinsamt, fand er einen frühen Tod. Und noch zum Abschluß tönt die ganze Tragik

eines so reich beanlagten und von der Krankheit früh zerstörten Geistes aus jenem Nachruf entgegen, den das Intelligenzblatt der allgemeinen Literaturzeitung im Jahre 1792 bei LENZENS Tode brachte:

„Er starb von wenigen betrauert, von keinem vermißt. Dieser unglückliche Gelehrte, den in der Mitte der schönsten Geisteslaufbahn eine Gemütskrankheit aufhielt, die seine Kraft lähmte und den Flug seines Genies hemmte oder demselben wenigstens eine unordentliche Richtung gab, verlebte den besten Teil seines Lebens in nutzloser Geschäftigkeit, ohne eigentliche Bestimmung. Von allen verkannt, gegen Mangel und Dürftigkeit kämpfend, entfernt von allem, was ihm teuer war. — Er lebte von Almosen. — Er wurde auf Kosten eines großmütigen russischen Edelmanns, in dessen Hause er auch lange Zeit lebte, begraben.“

Ein noch tragischeres Schicksal spricht aus dem Leben FRIEDRICH HÖLDERLINS (1770—1843): Nach einem kurzen dichterischen Aufschwung hat er sich selbst über viele Jahrzehnte als eine geistige Ruine überlebt. Im gleichen Lebensalter wie LENZ, von der gleichen Krankheitsform des Jugendirreseins befallen, wurde er von der langsam fortschreitenden Geistesstörung unter wiederholten psychotischen Steigerungen schließlich einer weitgehenden unheilbaren Verödung der psychischen Gesamtpersönlichkeit entgegengeführt. Lange Jahre hindurch bot er so das einförmige Bild eigenartiger seelischer Defekterscheinungen. An Stelle des einstigen seelischen Reichtums war Zerfahrenheit, Gefühlsstumpfheit und Unfähigkeit zu jeder inneren Fühlung mit Menschen und Dingen getreten; Unnatürlichkeiten des Wesens und des Ausdrucks, Maniertheiten des Verhaltens, Stereotypien in den Äußerungen und Abwegigkeiten in den Bewegungen hoben ihn schon grob äußerlich heraus und drückten ihm das typische Gepräge des „Schizophrenen“ auf. Der schwäbische Dichter WILHELM WAIBLINGER, sein Landsmann, hat uns das traurige Bild dieser geistigen Trümmer aus jener Zeit überliefert, wo HÖLDERLIN sich bei dem Tischler ZIMMER in Tübingen in Pflege befand. Diese Schilderung eines Laien greift zwar in der psychologischen Deutung mancher Erscheinungen fehl wie überhaupt mit dem Versuche, diese schizophrenen Störungen rein psychologisch zu erfassen, ist aber immerhin charakteristisch genug, um die typischen Züge der Jugendverblödung — die sprachliche Verworrenheit, die unklaren Wahnideen, die Bewegungsstereotypien und -manieren — genügend klar hervortreten zu lassen:

„Tritt man nun in das Haus des Unglücklichen, so denkt man freilich keinen Dichter darin zu treffen, der so gerne mit Platon am Ilyssus wandelte; aber es ist auch nicht häßlich, sondern die Wohnung eines wohlhabenden Tischlers, eines Mannes, der eine für seinen Stand ungewöhnliche Bildung hat. Man fragt nach dem Zimmer des Herrn Bibliothekars — so läßt er sich noch immer gern titulieren — und kommt auf eine kleine Tür zu.

Schon hört man innen reden, man glaubt, daß dort Gesellschaft sei. Der brave Tischler sagt aber, er sei ganz allein und rede Tag und Nacht mit sich selbst. Man besinnt sich, man zaudert anzupochen, man fühlt sich innerlich beunruhigt. Zuletzt klopft man an, und ein heftiges, lautes „Herein!“ wird gehört. Man öffnet die Türe, und eine hagere Gestalt steht in der Mitte des Zimmers, welche sich aufs tiefste verneigt, nicht aufhören will, Komplimente zu machen, und dabei Manieren zeigt, die voll Grazie wären, wenn sie nicht etwas Krankhaftes an sich hätten. Man bewundert das Profil, die hohe gedankenschwere Stirne, das freundliche, freilich erloschene, aber noch nicht seelenlose, liebe Auge; man sieht die verwüstenden Spuren der geistigen Krankheit in den Wangen, am Mund, an der Nase, über dem Auge, wo ein drückender, schmerzlicher Zug liegt, und gewahrt mit Bedauern und Trauer die konvulsivische Bewegung, die durch das ganze Gesicht sich zuweilen verbreitet, die ihm die Schultern in die Höhe treibt und besonders die Hände und Finger zucken macht. Er trägt ein einfaches Wams, in dessen Seitentaschen er gern die Hände steckt. Man sagt einige einleitende Worte, die mit den verbindlichsten Verbeugungen und einem Schwall von Worten empfangen werden, die ohne allen Sinn sind und den Fremden verwirren. Hölderlin fühlt jetzt, artig, wie er war, und wie er der Form nach es noch ist, die Notwendigkeit, dem Gaste etwas Freundliches zu sagen, eine Frage an ihn zu richten. Er tut es; man vernimmt einige Worte, die verständlich sind, die aber meist unmöglich beantwortet werden können. Hölderlin selbst erwartet nicht im mindesten Antwort, und verwirrt sich im Gegenteil aufs äußerste, wenn der Fremde sich bemüht, einen Gedanken zu verfolgen. Der Fremde sieht sich eure Majestät, eure Heiligkeit, gnädiger Herr Vater betitelt. Allein Hölderlin ist äußerst unruhig, er empfängt solche Besuche sehr ungern und ist nachher immer verstörter als früher.“

Auch sonstige Seiten von HÖLDERLINS Wesen, Tun und Können erweisen sich in den psychischen Zerfallsprozeß mit hineingezogen. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht WAIBLINGERS Kennzeichnung von HÖLDERLINS musikalischen Leistungen, seinem Klavierspiel und Gesang:

„Er spielt noch richtig Klavier, aber höchst sonderbar. Wenn er daran kommt, so bleibt er tagelang sitzen. Alsdann verfolgt er einen Gedanken, der kindisch simpel ist, und kann ihn viele hundertmal hindurchdrehen und dermaßen abspielen, daß man es nicht mehr aushalten kann. Zudem kommt noch ein schnelles Aufzucken von Krampf, das ihn nötigt, manchmal blitzschnell über die Tasten wegzufahren, und das unangenehme Klappern seiner langgewachsenen Nägel. Hat er eine Zeitlang gespielt und ist seine Seele ganz weich geworden, so fällt plötzlich sein Auge zu, sein Haupt richtet sich empor, er scheint vergehen und verschmachten zu wollen und er beginnt zu singen. In welcher Sprache, das konnte ich nie erfahren, so oft ich es auch hörte; aber er tat es mit überschwänglichem Pathos, und das schauderte einen in allen Nerven, ihn so zu sehen und zu hören. Schwermut und Trauer war der Geist seines Gesanges; man erkannte einen ehemals guten Tenor.“

Auch jene besonders ausgeprägte Seite seiner Begabung: sein Sprachgefühl und seine Sprachbeherrschung leidet unter der

geistigen Erkrankung. Und so versagt er gerade auch dort, wo man die vollendetsten Leistungen erwarten sollte: bei der Übertragung eines Werkes des klassischen Griechenlands, der sophokleischen Antigone. Nur verschroben und banal erscheinen in dieser Übersetzung vom Jahre 1803 die Anfangsstrophen der Tragödie:

„Gemeinschwesterliches! O Ismenes Haupt!
 Weißt du etwas, das nicht der Erde Vater
 Erfuhr mit uns, die wir bis hierher leben,
 Ein Nennbares, seit Ödipus gehascht ward?“

Und auch die Anmerkungen zu dieser Übersetzung zeigen in ihrer Verworrenheit, in den Maniertheiten des Ausdrucks, den unsinnigen Wortneubildungen und den stereotypen Wiederholungen sich als durchaus vom schizophränen Wesen beherrscht:

„Und so ist wohl das Tödlich-Faktische, der wirkliche Mord aus Worten, mehr als eigentümlich griechische und einer vaterländischeren Kunstform subordinierte Kunstform zu betrachten. Eine vaterländische mag, wiewohl beweislich ist, mehr tötend-faktisches als tödlich-faktisches Wort sein; nicht eigentlich mit Mord oder Tod endigen, weil doch hieran das Tragische muß gefaßt werden, sondern mehr im Geschmacke des Ödipus auf Kolonos, so daß das Wort aus begeistertem Munde schrecklich ist und tötet, nicht griechisch faßlich, in athletischem und plastischem Geiste, wo das Wort den Körper ergreift, daß dieser tötet.“

Vor allem aber nimmt die geistige Höchstleistung, die dichterische Produktion an dem seelischen Niedergang teil. Indem auch sie die Züge des schizophränen Seelenlebens annimmt, verflacht und versumpft sie, verliert an innerem Wert und an künstlerischem Gehalt. Schon in die Gedichte des Krankheitsbeginns dringt die Störung deutlich hinein. Sie trübt die Natürlichkeit und Inhaltsfülle des sprachlichen Ausdrucks, setzt die klare Verständlichkeit des Sinns herab und läßt Künsteleien, Verschrobenheiten, Maniertheiten in Form und Inhalt hervortreten. Das Gedicht „A n L a n d a u e r“ vom Jahre 1801 gehört zu diesen ersten Schöpfungen krankhaften Einschlags:

„Komm! ins Offene, Freund! zwar glänzt ein Weniges heute
 Nur herunter, und eng schließet der Himmel uns ein.
 Weder die Berge sind noch aufgegangen, des Waldes
 Gipfel nach Wunsch, und leer ruht von Gesange die Luft,
 Trüb ist's heut, es schlummern die Gäng' und die Gassen und fast will
 Mir es erscheinen, es sei als in der bleiernen Zeit.
 Dennoch gelinget der Wunsch. Rechtgläubige zweifeln an einer
 Stunde nicht und der Lust bleibe geweiht der Tag.
 Denn nicht wenig erfreut, was wir vom Himmel gewonnen,
 wenn er's weigert und doch gönnet den Kindern zuletzt.
 Nur daß solcher Reden und auch der Schritt und der Mühe
 Wert der Gewinn und ganz wahr das Ergötzliche sei . . .“

Nur selten noch dringen aus der Verödung der dichterischen Produktion Klänge heraus, die aufhorchen lassen. Jenes Gedicht „Hälfte

des Lebens“, auf das schon DILTEY hingewiesen, hat neuerdings VAN VLEUTEN wieder herausgehoben. Das Griechenwesen und die fremde Mythologie sind abgefallen, die reinste zeitlose Lyrik leuchtet hervor:

„Mit gelben Blumen hängst
Und voll mit wilden Rosen
Das Land in den See,
Ihr holden Schwäne,
Und trunken von Küssen
Tunkt ihr das Haupt
Ins heilig nüchterne Wasser.

Weh mir, wo nehm' ich, wenn
Es Winter ist, die Blumen, und wo
Den Sonnenschein,
Und Schatten der Erde?
Die Mauern stehen
Sprachlos und kalt, im Winde
Klirren die Fahnen.“

Solche Gedichte, deren lyrische Schönheit die Krankheit erhöhte, indem sie ausschaltete, was die Einfachheit und Reinheit von Empfinden und Ausdruck noch hemmte oder beeinträchtigte — solche Verse mit einem pathologisch bedingten Wertzuwachs sind natürlich die Ausnahmen, das Werk eines glücklichen Zufalls. Im allgemeinen erfolgt ja die seelische Verödungsarbeit der schizophrenen Psychose zu allgemein ohne jene vorsichtige Auswahl und Beschränkung, und so ist denn eigentlich das ganze poetische Werk HÖLDERLINS nur im ungünstigen Sinne betroffen. Den Höhepunkt schizophrener Schädigung erreichen naturgemäß die Gedichte der Spätzeit. Sie sind nur noch leere Worte ohne eigentlichen Sinn, blinkende Hülsen ohne Kern, klingende Töne ohne Melodie, gekünstelte Verse ohne künstlerischen Wert. Um charakteristische Belegstücke zu finden, braucht man nur aus HÖLDERLINS Produktion der Spätphase beliebig herauszugreifen. Das folgende Gedicht stammt aus dem Todesjahr 1843. Mit dem Datum „den 14. Mai 1748“ und dem Namen „SCARDANELLI“ unterzeichnet, weist es auch darin auf die schwere Störung des geistigen Lebens hin, die selbst die grundlegendsten Tatsachen verfälscht:

Griechenland.

Wie Menschen sind, so ist das Leben prächtig,
Die Menschen sind der Natur öfters mächtig,
Das prächt'ge Land ist Menschen nicht verborgen,
Mit Reiz erscheint der Abend und der Morgen.
Die offenen Felder sind als in der Erndte Tage
Mit Geistigkeit ist weit umher die alte Sage.
Und neues Leben kommt aus Menschheit wieder
So sinkt das Jahr mit einer Stille nieder.

Den 14. Mai 1748.

Mit Untertänigkeit

Scardanelli.

Ein allgemein menschliches Geschick — die durch körperliche Veränderungen verursachte Psychose, vor der keiner geschützt ist — hat also den Dichter Hölderlin getroffen und zerstört. Nicht ein besonderes Poetenschicksal hat seinen Geist psychotisch zerbrochen, nicht, wie man so oft gemeint, das Scheitern eines überstark gespannten Idealismus im Widerstreit mit dem realen Leben. Doch mag auch dieses schwere Menschenlos dem Dichter alle Werte genommen haben, eins hat es ihm gewiß ungeschmälert gelassen: seinen Ruhm. Ja, vielleicht steht sogar die zerstörende Psychose triebkräftig an den Wurzeln dieses Ruhmes, indem sie ihn früher und stärker vor Mit- und Nachwelt gegenüber allen den andern heraushob, deren Begabung gradlinig aus dem Dunkel der Namenlosigkeit empordrängte. Und noch ein andres hat die Geistesstörung fertiggebracht: sie hat es auch verhindert, daß die Jahre ihm etwas anzuhaben vermochten. Wiewohl er körperlich das biblische Alter erreicht hat, ist er für uns nur jung geblieben. Als Jüngling in leuchtender Jugendschönheit lebt er weiter.

So durchzieht das Pathologische das ganze weite und reiche Gebiet des menschlichen Seins und Geschehens. In vielgestaltigen Wellen bewegt es sich auf dem großen unerschöpflichen Lebensstrom, mit allen seinen Bewegungen verschmelzend, an seinen Höhen und Tiefen, an Aufstieg und Niedergang teilnehmend, von ihm getragen, aber auch selbst ihn gestaltend. Menschliches Leben und Geschick voll zu erfassen vermag drum nur, wer auch diesen pathologischen Einschlag zu würdigen weiß. Es ist nicht zu verkennen: Von vielem Schweren und Trüben, von Bedrückungen und Enttäuschungen, von Verirrungen und Entgleisungen, von Hemmungen und Zerstörungen würde das Leben befreit, ließe sich das Pathologische aus seinem Umkreise bannen. Aber ebenso ist gewiß: Es würde zugleich an Formen und Nuancen, an Farben und Lichtern, an Reichtum und Fülle des Seelischen erheblich verarmen. Es würde an Lebenswert verlieren.

Anmerkungen.

Die Belegstücke sind selbstverständlich wörtlich wiedergegeben, doch war leider eine nochmalige Vergleichung bei der Drucklegung nicht möglich. Kürzungen ließen sich im Interesse der prägnanten Zusammendrängung des Stoffes nicht vermeiden; sie erfolgten natürlich nur, soweit es sich ohne Wort- und Sinnänderung durchführen ließ. Die Lücken sind aber nicht jedesmal ausdrücklich gekennzeichnet. Die zeitliche Reihenfolge wurde, sofern belanglos (z. B. bei manchen Tagebucheinträgen), nicht streng innegehalten. Die zur schärferen Heraushebung des psychopathologisch Bedeutsamen vorgenommenen Sperrungen sind als solche wohl ohne weiteres erkennbar.

Die Literaturangaben beziehen sich zunächst auf die zitierten Werke. Im übrigen ist vorzugsweise die deutsche Fachliteratur berücksichtigt.

I. Sinnestraggebilde (S. 1—17).

JOH. MÜLLER: Über die phantastischen Gesichterscheinungen, Coblenz 1826; mit reichlichen Belegstellen anderer Autoren, auch heute noch lesenswert. Die zitierte Stelle aus den „Wahlverwandtschaften“ gewinnt an Bedeutung durch Goethes Hinweis: Es sei in diesem Werke keine Zeile, die er nicht selber erlebt habe. Die Erscheinungen selbst stehen, wie ohne weiteres deutlich, den „hypnagogen“ Halluzinationen der Einschlafphase nahe. — CARDANO: Girolamo Cardanos, Bürgers von Bologna, eigne Lebensbeschreibung, hgg. v. Hefele, Jena 1914. Cardano ist vielfach psychiatrisch bearbeitet worden, insbesondere von Lombroso (s. u.). Anscheinend eine psychopathische Konstitution, auf der sich später eine halluzinatorische Wahnpsychose (Paraphrenie) aufpflanzte. — NICOLAI: „Beispiel einer Erscheinung mehrerer Phantasmen nebst einigen erläuternden Anmerkungen.“ Neue Berlinische Monatsschr. 1799; eine Veröffentlichung, die übrigens Anregung zu fremden Mitteilungen ähnlicher Art gab. Es dürfte sich um eine autotoxisch bedingte Halluzinose handeln. — BLAKE: Sämtliche Berichte in Helene Richter, William Blake, Straßburg 1906, daselbst auch die zugehörigen Literaturangaben. Psychiatrisch: van Vleuten, Visionäre Mystik und visionäre Kunst. Die Nation 1907. Unzweifelhaft ist der innere Zusammenhang von Blakes Malerei, Dichtung und Philosophie mit seiner früh einsetzenden halluzinatorischen Wahnpsychose. — SWEDENBORG: die angeführten Stellen teils aus seinen ausgewählten Werken, Jena 1904, Bd. 1 (Theologische Schriften), teils aus der Tafelschen Übersetzung von „Vom Himmel und seinen Wunderdingen“ 2. Aufl. 1869. Die Lebensurkunden hauptsächlich aus Tafel: „Sammlung von Urkunden usw. betr. Leben und den Charakter Emanuel Swedenborgs“, Tübingen 1839; ein Dokumentenwerk von ungewöhnlichem Wert. Psychiatrisch (außer Lombroso, Pelman u. a.), Ballet, Histoire d'un visionnaire au XVIII siècle, 1890; Hitschmann, Swedenborgs Paranoia, Centralbl. f. Psychoanalyse Bd. 3 (oberflächlich; Freudsche Anschauungen). — Der klinische Charakter von Swedenborgs halluzinatorischer Spätpsychose ist nicht ganz klar. Wie weit bei ihm — ebenso wie bei Blake — ekstatische Ausnahmezustände den visionären Erscheinungen zugrunde liegen, ist nicht sicher zu sagen. — JEANNE D'ARC: Ihre Prozeßaussagen in G. Görres, Die Jungfrau von Orleans. Nach den Prozeßakten und gleichzeitigen Chroniken. Regensburg 1834. Siehe weiter auch die eingehende Bearbeitung von Anatole France, Vie de Jeanne d'Arc. Psychiatrisch: Hagen, Die Jungfrau von Orleans. Studien aus dem Gebiete der ärztlichen Seelen-

kunde, Erlangen 1870, auch Pelman s. u. — STAPS: Friedrich Staps, eine Biographie aus den hinterlassenen Papieren seines Vaters M. Fr. Gottl. Staps. Berlin 1843. — SUSO: Mystische Werke, München. Fruchtschale, Bd. 14. — HL. THERESA: Autobiographie. Sämtliche Werke, Bd. 1, 1850; sehr schlechte Übersetzung. Die angeführten Stellen daher entnommen aus: Hahn, „Probleme der Hysterie und die Offenbarungen der hl. Therese“, Leipzig 1906. Für die religiösen Halluzinationen hätten selbstverständlich statt der gewählten ebensogut viele andere Belegstücke aus der von solchen Erscheinungen voll durchsetzten Heiligengeschichte gebracht werden können. — Allgemeines bei Knauer, Die Vision im Lichte der Kulturgeschichte, Leipzig 1899. Reichliches Material, aber durchaus an der Oberfläche bleibend. — Auf die unverkennbaren feineren Unterschiede der in diesem Kapitel zusammengestellten Sinnes-täuschungen ist nicht näher einzugehen.

II. Traumhaftes und delirantes Erleben (S. 17—35).

HELEN KELLER: „Die Geschichte meines Lebens“. Psychologisch interessanter: „Meine Welt“, Stuttgart 1908. — Psychologische Kennzeichnung: W. Stern, „Helen Keller“, Berlin 1905. — RICHARD WAGNER: „Mein Leben“, München 1911. — OEHLENSCHLÄGER: Meine Lebenserinnerungen, deutsch. Leipzig 1850. — GANGHOFER: Autobiographie („Lebenslauf eines Optimisten“, Bd. I). — DOSTOJEWSKI: zit. nach Nordau, „Entartung“, Berlin 1893. — SPINOZA: Briefe, Leipzig 1914. — LINGGS Tagebucheinträge aus Frida Port: H. Lingg, München 1912. Über Hermann Linggs Psychose, die den Halbwachtraumerscheinungen voranging — anscheinend psychogene Störung mit Depression und Wahnbildungen auf dem Boden einer depressiven Konstitution —: E. Jentsch: „Über Hermann Linggs Krankheit“, Arch. f. Psychiatr. Bd. 57. — KANT: Wasianskis Kantwerk, Königsberg 1804, s. XVII. — BISMARCK: Eugen Wolff in Velhagen und Klasing's Monatsh. 1903 (zit. nach Haussmann). — BILLROTH: Briefe, Hannover 1895. — BLÜTHGEN: Antwort auf eine Rundfrage (veröffentlicht bei Stekel: Die Träume der Dichter, Wiesbaden 1912, mit reichlichem Material von Träumen und Traumstörungen). — I. I. DAVID: Halluzinationen, Neue Rundschau 1908. Das über Wochen sich hinziehende deliriöse Erleben geht wesentlich in Umfang und Reichhaltigkeit über die zitierte kurze Episode hinaus. — BAUDELAIRE: Die künstlichen Paradiese. Opium und Haschisch. Werke, Deutsche Ausgabe Bd. 2. Bruns, Minden. — DE QUINCEY: Bekenntnisse eines Opiumessers, deutsch von Möller-Bruck, Berlin 1902. Die denkbar umfassendste Krankheitsgeschichte eines Opiophagen und seiner Opiumdelirien. Psychopathologisch: Arvède Barin: „Essais de littérature pathologique. II. L'opium: Thomas de Quincey.“ Revue des deux Mondes 1895—97. Über die Opiumkunst vom psychopathologischen Standpunkte die feine Studie von van Vleuten: „Thomas de Quincey, ein Versuch über Opiumwirkung in der Kunst“, Die Kultur 1903. — COLERIDGES Tagebuchverse: bei Brandl, Samuel Taylor Coleridge und die englische Romantik, Berlin 1886. Dasselbst Schilderung seines Lebens mit weiteren Hinweisen auf seine Opiophagie. — POE: Zitate aus „William Wilson“ und „Engel des Wunderlichen“, Poes Werke. Deutsche Ausgabe Bd. 4, Minden 1905. Baudelaires Kennzeichnung in B.s Werke Bd. 3: Edgar Poe, sein Leben und seine Werke. Psychiatrisch: Probst, E. A. Poe. Grenzfragen d. Literatur u. Medizin Bd. 8. Barin, „Essais usw.“ III. L'alcool: Edgar Poe. Carrère, „Dégénérescence et dipsomanie d'Edgar Poe“, Toulouse 1907. Van Vleuten (Zukunft 1903) sieht in Poes Trunksucht ein epileptisches Symptom und in seinen „Träumen“ vorzugsweise epileptische Delirien; einfacher erscheint die Annahme der Dipsomanie als bloßer psychopathische Degenerationserscheinung, s. auch IX. — NÉRVAL: Zitat aus „Traum und Leben. Aurelia“, deutsch. München. Dumas' Schilderung bei Lindau: „Das literarische Frankreich“. Siehe im übrigen auch die Schilderung in Maxime du Camp, Souvenirs littéraires, Paris 1892. Hochdorf: „Die Seelengeschichte des Gerard de Nerval“ (Socialist. Monatsh. 1920) gibt eine psychologische Charakteristik ohne genügende Berücksichtigung der Psychose. Psychopathologisch: Barin, „Essais etc.“ IV. La folie: Gerard de Nerval“. Nérvals Krankheit war wohl eine Schizophrenie (Dementia praecox), doch kommt auch zirkuläres Irresein in Frage.

III. Wahngeschehen (S. 35—47).

STRINDBERG: Adolf Pauls Charakteristik in seinen Strindbergerinnerungen, München 1907. Die Wahnschilderungen selbst im 4. Band von St.s autobiographischem Werk (*Inferno* 1897, *Legenden* 1898), deutsche Gesamtausgabe München. Der psychotische Charakter dieser von Strindberg selbst als dokumentarisch feststehend gekennzeichneten Vorgänge erscheint einwandfrei; die vielfachen rein psychologischen Deutungsversuche („natürliche Folgen seelischer Bedrängnisse, die hart an den Rand des Wahnsinns führten“) — Esswein u. a. — halten der psychopathologischen Erfahrung nicht stand. Der Charakter der Störung ist nicht ganz geklärt: Schizophrenie oder halluzinatorische Wahnepisode auf degenerativer Basis. Jedenfalls gehört Strindberg zweifellos zu den konstitutionell psychopathischen Naturen von stärkstem psychologischen Interesse, dessen volle Wesenserfassung wohl kaum ohne gleichzeitiger Berücksichtigung psychopathologischer Gesichtspunkte möglich ist (s. vor allem auch: „Die Beichte eines Thoren!“). An der ungenügenden Würdigung des pathologischen Einschlags leidet auch die Essweinsche Strindbergstudie. Psychiatrisch: Rahmer, August Strindberg, eine pathologische Studie, Grfr. d. Lit. u. Med., Heft 6 ist im Grunde nicht viel mehr als eine mit Leichtigkeit dem Werke selbst zu entnehmende Materialsammlung und versagt völlig bei der psychiatrisch-klinischen Lösung. (Vermeintliche Melancholie.) Lagriffe „La psychologie d'Auguste Strindberg“, Journ. de Psych. norm. et pathol. Bd. 9. — GUTZKOW: Sämtliche angeführten Stellen aus: van Vleuten, „Die Leidensjahre Karl Gutzkows“. Literarisches Echo Bd. 8. Eine bei aller Kürze alles Wesentliche klar und prägnant herausholende vortreffliche Darstellung von Gutzkows Paranoia. — ROUSSEAU: die angeführten Stellen teils aus den „Bekanntnissen“, teils aus Möbius, Rousseau. Humes Brief aus: Rousseaus Briefe, deutsche Ausgabe 1790. — Rousseau ist ungewöhnlich oft medicopsychologisch betrachtet (z. T. vom Urogenitalsystem aus). Durchaus erschöpfend und daher alle anderen Bearbeitungen erledigend ist die Möbiussche Pathographie (Ges. Werke, Bd. I, Leipzig 1903), eine der besten Pathographien überhaupt mit beweiskräftiger Klarlegung der Eigenart von R.s chronischer Wahnpsychose. — LINGGS Tagebucheintrag in Frida Ports Biographie. — SCHOPENHAUERS Charakteristik der ersten Auflage von Gwinners Biographie entnommen. Der mißtrauische Einschlag in Schopenhauers Charakter kommt auch in der Möbiusschen Pathographie (Leipzig 1904) gebührend zur Geltung. v. Seydlitz, Dr. Arthur Schopenhauer vom medizinischen Standpunkt betrachtet, Dorpat 1872, konstruiert eine durchaus verfehlt Geisteskrankheit: Größenwahn mit drei deutlichen Stadien und unvollkommener Genesung in Form einer extravagierenden Misanthropie. Über Sch.s depressive Konstitution s. u. IX.

IV. Abnorme Empfindungs- und Gedankenverknüpfungen

(S. 48—61).

SCOTTS Tagebucheintrag zit. nach Radestock, „Erinnerungstäuschungen“, Nord u. Süd 1885. — GRILLPARZER: in „Tagebuchblätter“, dieser noch längst nicht erschöpften Fundgrube aller möglichen psychopathischen und psychasthenischen Erscheinungen und Beschwerden. — Über fausse reconnaissance im allgemeinen: O. Fischer, „Eine psychologische Grundlage des Wiederkunftsgedankens“, Zeitschr. f. angew. Psychol. Bd. 5, daselbst zahlreiche Belegstücke aus der schöngestigen Literatur (Dickens, Spielhagen, Gontscharow usw.). — OTTO LUDWIG: zit. nach Adolf Sterns Ludwig-Biographie. Die Synästhesien in: Ludwigs Werke, Hessesche Ausgabe, Bd. 6. Psychiatrisch: Jentsch, Das Pathologische bei Otto Ludwig (Grenzfr. d. Nerven- u. Seelenlebens) mit guter Kennzeichnung der psychischen und vor allem der körperlich-nervösen Erscheinungen. — BAUDELAIRE: Werke, Bd. 3. — RIMBAUDS Vokal-Sonett und BAUDELAIRES Zusammenklänge in der Übersetzung von Marie Madelaine (aus Maupassants „Mittelmeerreise“). — HEIDENSTAMS „Märchen von den Vokalen“ in der Übertragung von H. Benzmann. — K. PH. MORITZ: Anton Reiser, ein psychologischer Roman, Berlin 1785—87. — LUDWIG: Biographie von Stern. — GANGHOFER: „Lebenslauf

eines Optimisten“. — HEBBEL: „Tagebücher“. — FLAUBERT: Journal des Goncourt Bd. I. — C. M. VON WEBER: Biographie von Max M. v. W. Ein Lebensbild, hgg. von Pechel, Berlin 1912. — KLEIST: Briefe. — GOETHE: „Farbenlehre“, daselbst auch PH. O. RUNGES Brief. — Über die Synästhesien, speziell das Farbenhören, ist seit den ersten Veröffentlichungen von Nussbaumer (1873) und Bleuler-Lehmann (1881) eine enorm große Literatur zusammengekommen. Ausführlich bei Suarez de Mendoza „L'audition colorée“, Paris 1892, s. auch O. Fischer, „Über die Verbindung von Farbe und Klang“, Zeitschr. f. Ästhetik 1907. Die Natur dieser Zusammenhänge — ob psychologisch-assoziativ, physiologisch oder anatomisch bedingt — ist noch nicht sicher gestellt.

Abnorme Vorstellungsverbindungen: HEBBEL: Tagebücher. — GRILLPARZER: Tagebuchblätter. — BAUDELAIRE: Künstliche Paradiese. — SWEDENBORG: Ausgewählte Werke, Bd. 1. — FOURIER: zit. teils aus Seilliere, die romantische Krankheit, Berlin 1907, teils aus Bebel, C. H. Fourier. Sein Leben und seine Theorie, Stuttgart 1890. Die pathologische Natur dieses phantastischen Geistes scheinen auch die Anhänger seiner „L'harmonie universelle et la phantastère“ (1848) anzuerkennen. Anscheinend sind unter den großen Utopisten die pathologischen Naturen überhaupt reichlich vertreten (neben Fourier auch Saint-Simon, Infantin u. a.). — JAKOB BOEHME: Clavis zit. nach Kielholz „Jakob Boehme, Ein pathologischer Beitrag zur Psychologie der Mystik“, Leipzig 1919. Eine Darstellung von Leben, Persönlichkeit und Werk mit weitgehender Heranziehung Freudscher Anschauungen. — GEHRMANN: „Körper, Gehirn, Seele, Gott“, Berlin 1893 (2057 Seiten!), zweifellos das Werk eines vorgeschrittenen Schizophreniekranken. Übrigens ließe sich wohl von den leichten Formen der Schizophrenie aus am ehesten ein Einblick in die hier angedeuteten Denkfunktionsstörungen gewinnen. Über Wort-, Zahlensymbolik und die sonstigen abnormen Denktendenzen, s. im übrigen Dessoir, „Vom Jenseits der Seele“, Stuttgart 1918.

V. Abirrungen des Persönlichkeitsbewußtseins (S. 61—72).

HEBBEL: Tagebücher. — BAUDELAIRE: Künstliche Paradiese. — TENNYSON: A Memoir by his son. London 1897, Bd. 1 — anscheinend ein einwandfreier Zustand von Autohypnose. Wieweit die pantheistische Dichtung eines Alfred Mombert oder Walt Whitman, bei welchen ein unvermittelter Übergang von banalen Erlebnissen zur pantheistischen Verschmelzung erfolgt, mit ähnlichen Autohypnoidzuständen zusammenhängt, muß dahingestellt bleiben. — Die mystisch ekstatischen Bekenntnisse der MARIA MADDALENA DE PAZZI und der J. M. B. DE LA MOTHE GUYON nach Buber, Ekstatische Konfessionen, Leipzig 1909, einer ungemein reichen und wertvollen Materialsammlung der mystischen Erlebnisformen, allerdings mehr nach innerem Gehalt und religiösem Erlebniswert als nach der psychologischen Eigenart ausgewählt. Die — allerdings sehr breite — Autobiographie der de la Mothe Guyon (deutsch von Montenglant, Berlin 1820. 3 Bände) gibt einen wertvollen Einblick in mystisch-religiöse Innenerlebnisse und Entwicklungen. Beachtenswert ist übrigens ganz allgemein der starke Anteil der Frauen am mystischen Erleben, der wohl z. T. mit ihrer überwiegenden Emotivität und Selbstbeeinflußbarkeit zusammenhängt.

Über das mystische und kosmische Erleben im allgem. s. W. James, Die religiöse Erfahrung in ihrer Mannigfaltigkeit, Leipzig 1907, deutsch von Wobbermin. Daselbst reichliches Belegmaterial, speziell auch solches von psychopathologischem Charakter. Das in zahlreichen Selbstschilderungen niedergelegte ungemein reichhaltige innere Erleben der christlichen Mystiker (vgl. etwa Pregers Geschichte der deutschen Mystik) erscheint im übrigen noch nicht genügend psychopathologisch ausgemünzt. A. Maries irrenärztliche Studie: Der Mystizismus in seinen Beziehungen zur Geistesstörung. Deutsch v. Lomer, Leipzig 1903, ist in klinisch-psychiatrischer Hinsicht unzulänglich.

ROUSSEAUS Brief: Möbius ges. Werke, Bd. I. — MALWIDA VON MEYSENBUG: Memoiren einer Idealistin (zit. nach James). — AMIEL: Tagebücher, Fruchtschale München. Charakteristische Äußerungen einer „psychasthenischen“ Seelenverfassung (s. auch

unter X). — HEINE: Memoiren. — K. PH. MORITZ: Anton Reiser. (Vgl. auch Moritz' Charakteristik unter VI.) — MITTERWURZER: bei Martersteig, der Schauspieler, ein künstlerisches Problem, 1900, und Guglia, Friedrich Mitterwurzer, Wien 1896. — DEVRIENT: in Karoline Bauer, Aus meinem Bühnenleben, Erinnerungen. Berlin 1871. — KAYSSLER: Schauspielernotizen I, II. Berlin, Reiss. Es scheint notabene bei hervorragenden Schauspielern ebensowohl ein bewußtes Spielen der Rolle wie ein volles Aufgehen in ihr vorzukommen. Im übrigen könnten bisher noch unzureichend vorhandene klare Selbstschilderungen von Schauspielern über ihr seelisches Verhältnis zur Rolle vom Normalen her wichtige Aufschlüsse über mancherlei psychopathologische Probleme: Änderungen des Persönlichkeitsbewußtseins, Autosuggestion, seelische Spaltungserscheinungen, Doppelich, Verlust des Wirklichkeitsbewußtseins usw. geben.

VI. Visionäre und phantastische Veranlagungen (S. 72—92).

Visionäre Veranlagungen: GOETHE: Wahrheit und Dichtung, 13. und 14. Buch; und: Zur Morphologie und Naturwissenschaft. — GRILLPARZER: Tagebuchblätter und Selbstbiographie. — C. F. MEYER: Biographie von Frey, s. auch IX. — ZOLA: Enquête von Saint Paul, zit. bei Lombroso, Neue Studien über Genialität. Schmidts Jahrb. d. ges. Med. Bd. 294, daselbst auch sonst interessantes einschlägiges Material. — Über Zola im allgemeinen systematische biopsychologische Untersuchung von Toulouse: Enquête médicopsychol. sur les rapports de la supériorité intellectuelle avec la neuropathie, Bd. I, Paris 1896 (Zola hatte u. a. Zwangsercheinungen). — FRENSSSEN: bei Keither, Technik des Romans zit. nach Behagel, Bewußtes und Unbewußtes im dichterischen Schaffen (1907), einem ungemein wertvollen mit reichlichen Belegstücken gestützten Beitrag zur Psychologie der poetischen Produktion. — FLAUBERT: bei H. Taine, der Verstand, Deutsche Ausgabe, Bonn 1880, und Briefe über seine Werke, Bruns, Minden. — ZSCHOKKE: Selbstschau, Aarau 1842. — KLEIST: Varnhagen v. Ense, Notizen, zit. bei Rahmer: Heinrich v. Kleist. — Allgemeinpsychopathologisches über die visionäre Begabung der Dichter in Hinrichsens gediegener Schrift „Zur Psychologie und Psychopathologie des Dichters“, Bergmann Wiesbaden. (Grenzf. d. Nerven- u. Seelenlebens.) — Einen unumgänglichen notwendigen Bestandteil der dichterischen Begabung scheint übrigens die visionäre Veranlagung nicht darzustellen.

Phantastische Veranlagungen: HEBBEL: Erinnerungen aus der Kindheit. — E. TH. A. HOFFMANN: bei Hitzig, Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß, Hoffmanns Werke Bd. 13 bis 15. Psychiatrisches über Hoffmann: Klinke, E. Th. A. Hoffmanns Leben und Werke vom Standpunkt des Irrenarztes, Halle 1908, s. auch unter VII. — K. PH. MORITZ: Anton Reiser, Psychologischer Roman. — Psychologisches über degenerative Phantasten: Birnbaum, Allgem. Ztschr. f. Psychiatr. Bd. 64, 1907. — BRENTANO: bei Rudolf Köpke, Ludwig Tieck, Erinnerungen nach schriftlichen und mündlichen Mitteilungen. Leipzig 1855. — Psychopathologisches über die phantastische und die Fabulierbegabung der Dichter wieder gut bei Hinrichsen, Zur Psychologie und Psychopathologie des Dichters. — HEBBEL: Tagebücher. — CAGLIOSTRO: nach Sierke, Schwärmer und Schwindler zu Ende des 18. Jahrhunderts, Leipzig 1874, und zwar: Mémoire pour le comte de Cagliostro, Paris 1786; Marcell, Compendio della vita et delle gesti di Guiseppe Balsamo, Rom 1791; Mayer, Voyage de Suisse und Bibra im Journal von und für Deutschland, 1788. — Graf St. GERMAIN: zit. nach Ottmann, Casanova von Seingalt, Stuttgart 1900 (Privatdruck). Psychiatrisches über die pathologischen Schwindler: Delbrück, Die pathologische Lüge und die psychisch abnormen Schwindler, Stuttgart 1894. — Kriminalpsychologisches über die degenerativen Hochstaplertypen, s. u. a. Birnbaum, die psychopathischen Verbrecher, Berlin 1914.

VII. Zwangsläufig selbsttätige Gedankengänge und Geistesproduktionen (S. 93—113).

Einfache Zwangsercheinungen: NICOLAI: Beispiel einer Erscheinung meiner Phantasmen usw. Neue Berl. Monatsschr. 1799. — RICHARD WAGNER: Mein Leben, München. — GAUTIER: bei Taine, Über den Verstand. Deutsche Ausgabe,

Bonn 1880. — V. VON ENSE: Denkwürdigkeiten des eignen Lebens, Bd. I. — OTTO LUDWIG, zit. nach Sterns Otto Ludwig-Biographie. — HANSJAKOB: „Aus kranken Tagen“, 4. Aufl., Kassel 1904, s. a. unter IX. — ST. PIERRE: zit. nach Grasset, *Demi-fous et demirésponsables*, Paris 1908. — ROUSSEAU: Bekenntnisse, 6. Buch. — GOTTFRIED KELLER: Der grüne Heinrich, 1. Bd. — Psychologische Analyse Kellers: Hitschmann, Gottfried Keller. Psychoanalyse des Dichters, seiner Gestalten und Motive. Internationaler Psychoanalytischer Verlag 1919 (Ableitung von Werk und Persönlichkeit aus Freudschen Mechanismen). — SUSO: Werke. Fruchtschale München. — FECHNER: Biographie von Kunze, Leipzig 1892, s. a. unter XVI.

Inspiratorische Vorgänge: BISMARCK: Blum, Bismarck-Erinnerungen zit. nach Lomer, „Bismarck im Lichte der Naturwissenschaft“, Halle; eine wichtige, durch reichliche Literaturbelege gestützte medizinisch-psychologische Charakteristik. — GOETHE: Eckermanns Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. — NIETZSCHE: Ecce homo. — BÖHME: Aurora, zit. nach Heinroth, Geschichte und Kritik des Mystizismus, Leipzig 1830, einer historischen Darstellung mit umfassendem Überblick über das ganze Gebiet. — PHILO, „de migratione Abrahami“, zit. nach James, religiöse Erfahrung. — EYSELL-KILBURGER: veröffentlicht in Stekel: Die Träume der Dichter, Wiesbaden 1912. Diese Selbstbeobachtung — wie viele andre ähnlicher Art — beweist übrigens, daß die Inspiration durchaus nicht an das geniale Schaffen gebunden ist. — SCHILLER: Petersen in: Schillers Gespräche und andere Zeugnisse aus seinem Umgang, hgg. von Biedermann, Leipzig o. J. — ROUSSEAU: Bekenntnisse, Buch 3. — MUSSET: George Sand, „Elle et lui“, zit. bei Ribot, „Schöpferkraft der Phantasie“, Bonn 1902. — CHARLOTTE WOLTER: Ehrenfeld, Ch. Wolter, Wien 1887. — TURGENJEW: bei L. Pietsch: Wie ich Schriftsteller geworden bin. Erinnerungen aus den 60er Jahren, Bd. 2, Berlin 1894. — OTTO LUDWIG: Shakespeare-Studien. Aus dem Nachlaß, hgg. von Heidrich, Leipzig 1872. — GOETHE: Wahrheit und Dichtung, 16. Bd. — HEYSE: Jugenderinnerungen und Bekenntnisse, Berlin 1909. — Heinrich Brugsch: Aus meinem Leben und Wandern, zit. nach Hennig, das Doppelich, Ztschr. f. Psychol. Bd. 49. — GRILLPARZER: Selbstbiographie. — HOI/TEI: 40 Jahre, Bd. 1, Breslau 1898. — HEBBEL: Tagebücher. — RICHARD WAGNER: Mein Leben, München. — Reichliches Material über die Beziehungen zwischen Traum, Halbschlaferscheinungen, hypnagogischen Halluzinationen, visionären Phänomenen, seelischen Automatismen, Inspiration usw. zum dichterischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Schaffen bei Chabaneux: *Le subconscient chez les artistes, les savants et les écrivains*, Paris 1897. — Trotz dieser vielseitigen Analogien und Beziehungen des Inspirationsvorgangs zu pathologischen Phänomenen: Zwangsercheinungen, seelischen Automatismen, psychischen Spaltungen usw. gibt es übrigens keinen mit ihm durchaus übereinstimmenden psychopathologischen Symptomenkomplex. — SCHUMANN: in Litzmann, Klara Schumann-Biographie, Bd. 2. Über seine Psychose speziell Möbius, Schumanns Krankheit, Halle 1908 (nicht zureichend, vermutet *Dementia praecox*) und Pascal: *Les maladies mentales de Robert Schumann*, Journ. de psychol. norm. et path. Bd. 13. — SCHILLERS pathologische Schaffensanregungen in: Eckermanns Gespräche mit Goethe. — Über Schillers Schaffensart im allgemeinen bei Heid, Schillers Arbeitsweise auf Grund eigener Äußerungen. Inaug.-Diss. Gießen 1908. — E. TH. HOFFMANNS Alkohol-anregungen: Tagebücher hgg. von v. Müller, Berlin 1915 und I. E. Hitzig, Aus E. Th. Hoffmanns Leben und Nachlaß, Stuttgart 1839. Psychiatr. außer Klinke E. Th. Hoffmanns Leben und Werke vom Standpunkt des Irrenarztes, Halle 1908, auch Barin, *Essais de littérature pathologique: I. Le vin: Hoffmann*. *Revue des deux mondes* 1895. — Über Alkohol und Kunstschaffen im allgemeinen (und zwar im wesentlichen ablehnend): Ricarda Huch, Rausch und künstlerische Produktion. Internat. Monatsschr. z. Erforsch. des Alk. Bd. 12.

VIII. Krankhafte Lusterregungen und abnormes Glücksgeschehen (S. 113—125).

DAVY: Chemische und physiologische Untersuchungen über das oxydierte Stickstoffgas usw. Bd. 2, Lemgo 1814. — DE QUINCEY: Bekenntnisse usw. — LEUSS: Aus

dem Zuchthaus, Berlin 1904. — Suso: *Mystische Schriften*, Fruchtschale Bd. 14. — Über die mystischen Glückserlebnisse speziell auch James *Religionspsychologie*. — BLOEM: *Der Vormarsch*, Leipzig o. J. — Dieser ekstatische Glückszustand in Schlachtengefahr ist übrigens aus der wissenschaftlichen Kriegspsychologie und -psychopathologie sonst nicht bekannt. Auch der Psychopathologie des Katastrophenerlebnisses ist er im allgemeinen fremd. — DAVYS Scheinproduktion s. oben. — NIETZSCHES Schaffensglücksrausch: *Ecce homo*. — NIETZSCHES paralytische Erregungsphase: Die Briefe bei Möbius, Nietzsche, Leipzig 1909 und im *Arch. f. Psychiatr.* Bd. 57. Die zitierte Stelle wieder aus *Ecce homo*, dessen pathologischer Einschlag auch sonst vielfach nachweisbar ist. Über Nietzsches anscheinend zu Unrecht viel umstrittene Paralyse: die Möbiussche Pathographie, gediegen aufgebaut, wenn auch nicht immer die künstlerischen Werte voll würdigend. Sie legt übrigens den Krankheitsbeginn wesentlich weiter vor das Jahr 1888 und sucht wiederholte frühere Krankheitsausschläge nachzuweisen. P. Bjerre, der geniale Wahnsinn, Leipzig 1903, speziell mit feinfühligem Eingehen auf das Verhältnis von Geistesstörung und schöpferischer Leistung bei Nietzsche. Weitere Krankheitsdokumente über Nietzsche s. XVII. — STAUFFER-BERN: Familienbriefe und Gedichte, hgg. von Züricher, Leipzig 1914. — Brahm, Karl Stauffer-Bern, Sein Leben, seine Briefe, seine Gedichte, Stuttgart 1892, bringt auch das Tatsächliche über die Krankheit und ihren Verlauf. Psychopathologisch: Binswanger, Karl Stauffer, eine psychiatr. Studie, *Deutsche Revue* 1892. — Stauffers Krankheitsform: manisch-depressive Psychose, unterliegt keinem Zweifel. Der Zusammenhang manischer — periodischer — Erregungen mit produktiven Phasen ist vielfach, allerdings nicht frei von Übertreibungen, anerkannt und nachzuweisen versucht worden. Für Goethe speziell von Möbius: *Das Pathologische bei Goethe*, Leipzig 1898, und *Goethe-Pathographie* von 1903. Gutes über die produktiven Erregungsphasen und ihre Scheinperiodizität unter kritischer Würdigung auch der normalpsychologischen Zusammenhänge bei Hinrichsen, zur Pathologie und Psychopathologie des Dichters (auch kritische Referate in *Ztschr. f. Psychol.* Bd. 66 und 67). — BETTINA v. ARNIM: Clemens Brentanos Frühlingskranz. Aus Jugendbriefen geflochten, wie er es schriftlich verlangte. Neuausgabe Königsberg 1907. — Eine pathographische Charakteristik dieser interessanten Frau, bei der allerdings der Anteil des psychischen Zeiteinflusses — Romantik — gegenüber dem Anlageanteil peinlichst abzugrenzen wäre, fehlt leider. Manche Züge sprechen für einen „hysterischen“ Charakter.

Über das an den verschiedensten Stellen — und speziell auch in diesem Kapitel — anklingende heikle Thema: Genie und Geisteskrankheit in Kürze: Erster und wiederholter systematischer Versuch des Nachweises engster und unmittelbarer Zusammenhänge bei Lombroso in (sämtlich ins Deutsche übersetzt): *der geniale Mensch* 1887, *Genie und Entartung*, hgg. v. Kurella, Leipzig 1894; *Neue Studien über Genialität*, Schmidts *Jahrb. f. d. ges. Med.* 1907 u. 1908 u. a. Ungemein anregend, mit fruchtbaren Gesichtspunkten, aber durchaus unkritisch und unzuverlässig in der Materialsammlung und -auswahl, unzulänglich in der psychiatrischen Auffassung und der Diagnosenstellung, und viel zu weitgehend in der Anerkennung von Zusammenhängen und Analogien zwischen Genialität und pathologischen Erscheinungen, spez. Epilepsie. Guter kritischer Überblick über Lombrosos Genialitätslehre bei E. Jentsch, *Reichsmedizinalanzeiger* 1911. Gegen Lombroso: Hirsch, *Genie und Entartung*, Berlin 1903. Manches Brauchbare bei Radestock, *Genie und Wahnsinn*, Breslau 1884. — Kritisch nachprüfend an der Hand von Künstlerbiographien und im wesentlichen ablehnend: Löwenfeld, Über die geniale Geistestätigkeit, Wiesbaden 1903. Ähnlich kritisch und ablehnend Regnard, *Génie et folie. Annal. médicopsychol.* 1898/99. Die Stellungnahme der deutschen Autoren zu dem Problemenkreis bewegt sich sonst im übrigen in der Hauptsache auf der Ebene psychopathologischer Einzelbearbeitungen hervorragender Persönlichkeiten unter Darlegung der jeweiligen Beziehungen zwischen hochwertiger Leistungen und dem Pathologischen. („Pathographien“ von Möbius, van Vleuten, Jentsch, Lange u. a.) Kritisches und Methodologisches dazu vor allem bei dem auch sonst um die Klärung der medizinisch-literarischen Grenzfragen verdienten Hellpach („Die pathographische Methode“, *Mediz. Klinik* 1905 und „Über die Anwendung psychopathologischer Erkenntnisse auf gesellschaftliche und geschichtliche Erscheinungen“, *Annalen d. Naturphilosophie* Bd. 5).

IX. Depressives Seelenleben (S. 125—153).

HANSJAKOB: Aus kranken Tagen, 4. Aufl., Kassel 1904. — LUTHER: Alles wesentliche über diese krankhaften Depressions- und Angstzustände in der monumentalen Biographie von Hartmann Grisar, S. J., 3 Bände, Herder, Freiburg 1912. Der geistliche Autor, der mit vollster Kenntnis nicht nur der Persönlichkeit, sondern auch der Zeit und ihrer religiösen Verhältnisse die nötige psychologische Einfühlung verbindet, hebt, wiewohl ihm gewiß jede psychiatrische Einstellung fernliegt, diese pathologischen Seiten von Luthers Natur aufs stärkste heraus. Ärztliche pathographische Bearbeitungen müssen mangels vertiefter Kenntnis der grundlegenden Zeitfaktoren von vornherein versagen. Schön, „Luther, psychiatrisch beurteilt“ 1873, ist wertlose Tendenzschrift. Ebstein, Martin Luthers Krankheiten und deren Einfluß auf seinen körperlichen und geistigen Zustand, Stuttgart 1908, berücksichtigt im wesentlichen nur die körperlichen Erkrankungen. Von psychiatrischer Seite (Möbius, auch Mönkemöller in psychiatr.-neurolog. Wochenschr. 1915) wird Luther als Manisch-depressiver aufgefaßt. — A. v. HALLER: bei Bodemann „Von und über Albrecht v. Haller, Hannover 1885, sowie des gleichen Autors „Johann Georg Zimmermann“, Hannover 1878. — BLÜCHER: „Erinnerungen aus dem Leben des Generalfeldmarschall Hermann v. Boyen, Bd. 2, 1889, zit. nach Kreuser, Über Geistesstörungen im höheren Lebensalter, Allgem. Ztschr. f. Psychiatr. Bd. 71; Tagebuch des Grafen v. Nostitz, in T. Klein: Die Befreiung 1813, 14, 15. München 1913. Aus unmittelbarer ärztlicher Anschauung orientiert über Blüchers depressiv-hypochondrische Altersstörung die kleine Schrift von Blüchers Leibarzt Bieske, Der Feldmarschall Fürst Gebhard Leberecht Blücher v. Wahlstatt, Berlin 1862. Psychiatrisch: außer der zitierten Kreuserschen Arbeit vor allem Mayer: Blücher in kranken Tagen. Allgem. Ztschr. f. Psychiatr. Bd. 74. — HEINRICH und CHARLOTTE STIEGLITZ: Charlotte Stieglitz, ein Denkmal, Berlin o. J., das auf Grund persönlicher Kenntnis und der Briefe verfaßt, anonym erschienene Werk des Schriftstellers Theodor Mundt. Die „Cyklothymie“ von Heinrich Stieglitz beleuchtet schön den durch den Wechsel von manischen und depressiven Phasen bedingten Gegensatz zwischen sterilen und produktiven Zeiten. — C. F. MEYER: die maßgebende Biographie von Adolf Frey, Stuttgart 1909. Von den verschiedenen psychiatrischen Analysen, die im wesentlichen manisch-depressive Störungen ergeben, sind zu nennen: Hess (Allg. Ztschr. f. Psychiatr. Bd. 58) faßt, speziell auf Freys Biographie fußend, Meyer als konstitutionell Depressiven mit Spätreife auf; W. Lange (Centralbl. f. Psychiatr. 1909) sieht in Meyer einen Manisch-depressiven mit wiederholten depressiven Steigerungen und der ersten hypomanischen Phase in der Reifung. Ähnlich auch Hellpach (Centralbl. f. Psychiatr. 1909). Sadgers Pathographie (Wiesbaden 1908) — entschieden verfehlt — arbeitet mit Freudschen Mechanismen. — J. G. ZIMMERMANN: Briefwechsel mit Sulzer bei Bodemann, J. G. Zimmermann, Hannover 1878. Über seine depressiv-hypochondrische Erkrankung: I. E. Wichmann, J. G. Zimmermanns Krankheitsgeschichte, ein biographisches Fragment, Hannover 1796. Ein Sohn des melancholiekranken Zimmermann litt übrigens — gemäß dem manisch-depressiven Vererbungskreis — an Manie. — LICHTENBERG: Gedanken, Satiren, Fragmente, hgg. v. Herzog, Jena 1907. — BYRON: Tagebuchblätter, hgg. v. E. Engel 1878. — LENAU: Briefe, Aufzeichnungen usw., hgg. von Greiner, München 1911, s. a. XVII. — GRILLPARZER: Tagebuchblätter. Eine kurze psychopathologische Skizze dieser hypochondrisch-grüblerischen Natur bei Hinrichsen, Jahresber. d. Baseler Irrenhilfsvereins 1909. — SCHUBART: Schubarts Charakter von seinem Sohne Ludwig Schubart s. a. X. — SCHOPENHAUER: Johannas Briefe in: Schopenhauers Briefe und andere Dokumente, hgg. von Brahn, Leipzig Inselverlag. Der psychopathisch-depressive Wesenszug Schopenhauers ist in der grundlegenden Pathographie von Möbius (Werke, Bd. 3, Leipzig 1904) scharf herausgearbeitet. — VICTOR ARNOLD: Felix Holländer in Berl. Tagbl. 1914. — Die Zahl der depressiven Konstitutionen unter den höheren Begabungen sowie die der Selbstmorde aus depressiver Ver Stimmung ließen sich mit Leichtigkeit vermehren (so u. a. aus der Kriegszeit der österreichische Lyriker Trakl). Die bei Arnold, Raimund und so manchen anderen sich aufdrängende widerspruchsvolle Verbindung von depressiv-hypochondrischer Veranlagung und humoristischer Begabung bedarf noch der vollen psychologischen Aufklärung.

ENGELBRECHT: Schriften, Gesichte und göttliche Offenbarungen 1625, zit. nach Adelung, Geschichte der menschlichen Narrheit, 1787, Bd. 3, einem psychopathologisch recht aufklärungsreichen und durch Quellenangaben besonders brauchbaren Werk. — KARL GRILLPARZER: Grillparzers Briefe. — REUTER: Briefe von Fritz Reuter aus der Schüler-, Studenten- und Festungszeit (1827—41), hgg. v. Engel, Braunschweig 1896; daselbst auch die sonstigen Belege. Das Gedicht in Wilbrandts biographischer Einleitung zu Reuters sämtlichen Werken. — Über Reuters Dipsomanie psychiatrisch alles Wesentliche durchaus beweiskräftig bei Albrecht, Fritz Reuters Krankheit, Halle 1907. — POE: Werke Bd. 1, Bruns, Minden.

X. Psychopathische Charaktere (S. 153—183).

MAUPASSANT: Mittelmeerfahrt, übersetzt von Marie Madeleine, Berlin 1902 und Mainz M.-Biographie. Über Maupassants Psychopathie und spätere Psychose (Paralyse) existiert eine umfangreiche Literatur. Deutsch: Vorberg, G. de Maupassants Krankheit, Wiesbaden 1908. — Lange, Centralbl. f. Psychiatr. 1909, wo besonders die psychopathische Konstitution gut herausgehoben wird. — FLAUBERT: Briefe über seine Werke, Bruns, Minden. — MÖRIKE: Briefe Bd. 1. — STRINDBERG: Sohn einer Magd, Autobiographische Werke München. — BERLIOZ: Lebenserinnerungen München. — Gounod in Berlioz, Lettres intimes. Préface. Psychopathologisch: Feis, H. Berlioz, eine pathographische Studie, Wiesbaden, Grenzfr. d. Nerven- und Seelenlebens. Man wird B. wohl kurz als hysterisch kennzeichnen können.

AMIEL: Tagebücher, hgg. v. Schapira. Eine erschöpfende Pathographie dieser interessanten psychopathischen Persönlichkeit fehlt anscheinend. Nur seine (oben erwähnten) Depersonalisationserscheinungen sind öfter psychiatrisch verwertet. — MEYER: C. F. Meyer in der Erinnerung seiner Schwester Betsy Meyer, Berlin 1903. — Über die seelischen Sicherungstendenzen, die besonders in neueren psychologischen Theorien gewürdigt werden, s. speziell Adler, über den nervösen Charakter, Wiesbaden 1920. — CONSTANT: J. Ettlinger, Benjamin Constant, Roman eines Lebens, Berlin 1909, mit feinsten psychopathologischer Einfühlung, daselbst auch die angeführten Stellen. Der vielfach ins Deutsche übersetzte „Adolphe“ ist psychologisch interessant und auch heut noch lesenswert. — KLEIST: Briefe, die sonstigen Stellen aus „H. v. Kleist, Gespräche, Nachrichten und Überlieferungen aus seinem Umgange“, hgg. von Biedermann, Leipzig o. J. — Psychopathologisch: Sadger, H. v. Kleist, eine pathographisch-psychologische Studie, Grenzfr. d. Nervenlebens Bd. 70; ist mit ihrer einseitigen Zugrundelegung sexueller Triebkräfte und Freudscher Mechanismen doch wohl — wie die meisten so orientierten Bearbeitungen — verfehlt. Rahmer, „H. von Kleist als Mensch und Dichter“ versagt (bei manchen beachtenswerten Einzelheiten) infolge anderer Einseitigkeit: der bewußten Tendenz, „das Bild des Dichters von den Schlacken, die ihm anhaften, zu befreien“. Bei dem mangelhaften biographischen Material und der Unaufgeklärtheit vieler und gerade der wichtigsten Punkte von Kleists Leben erscheint vorläufig jede Kleistpathographie ungenügend fundiert. — Kleists Selbstmord legt die Forderung einer auf zuverlässiges Material gestützten allgemeinen Psychologie bzw. Psychopathologie des Selbstmords bedeutender Menschen als einen wesentlichen Beitrag zur Psychologie ihres Gefühlslebens als wissenschaftliche Aufgabe nahe. — POPPENBERG: Menschlichkeiten, hgg. von Heilborn, Berlin 1919, mit dessen biographischer Einleitung. — DIEFENBACH: alles Zitierte in Diefenbach, Ein Beitrag zur zeitgenössischen Kunstpflege Bd. I, Selbstverlag, Wien 1895. Allgemeinpsychiatrisches über diesen Psychopathentypus bei Birnbaum, über degenerativ Verschobene, Monatsschr. f. Psychiatrie 1907, Bd. 21. — SCHUBART: Die Briefe in C. F. D. Schubarts Briefe, hgg. von D. E. Strauß, Berlin 1849, die Charakteristik in: Schubarts Charakter von seinem Sohne Ludwig Schubart, Erlangen 1798. — GRABBE: Ziegler, Grabbes Leben und Charakter, Hamburg 1855. Über seine letzte (körperliche) Krankheit (angeblich Tabes, vielleicht aber doch alkoholische Polyneuritis) bei Ebstein, C. H. Grabbes Krankheit, eine medizinisch-literarische Studie (Grenzfr. d. Literatur u. Medizin Bd. 3). Das Psychopathologische betont, gibt aber

nur Unzulängliches, Piper, „Beiträge zum Studium Grabbes“, München 1898. — AVELING: in E. Bernstein, Aus den Jahren meines Exils, Erinnerungen eines Sozialisten, Berlin 1819. — Über psychopathische Charaktere im allgemeinen orientiert kurz: Birnbaum, Über psychopathische Persönlichkeiten. Eine psychopathologische Studie. Wiesbaden 1909.

XI. Psychopathischer Fanatismus (S. 183—194).

ROUSSEAU: Bekenntnisse. — RICHARD WAGNER: Mein Leben. — Unter Heranziehung dieser und mancher anderen Erscheinungen ließe sich übrigens auch vom psychopathologischen Standpunkte manches über Wagner sagen, wenn auch die Geschmacklosigkeiten und einseitigen Übertreibungen, nach Art von Puschmanns psychiatrischer Wagnerstudie und Nordaus Wagnerkritik in seiner „Entartung“ (Berlin 1893) entschieden abzulehnen sind. — SUSO: Mystische Schriften, Die Fruchtshale. — ADLER: Gutachten der Wiener medizinischen Fakultät. Ref. Prof. Wagner von Jauregg, Wiener klin. Wochenschr. 1917. (Unzurechnungsfähigkeit wurde nicht angenommen.) Dr. A.'s Schlußrede in: „Adler-Prozeß“, Berlin, Cassirer 1918. — STEINER: in A. Feuerbach, Aktenmäßige Darstellung merkwürdiger Verbrechen, Eine psychologisch und psychopathologisch auch sonst wertvolle Sammlung. Feuerbach kämpft merkwürdigerweise trotz der psychologischen Herausarbeitung der abnormen Charakterzüge Steiners für dessen geistige Normalität und gegen die gegenteilige Auffassung der Mediziner.

XII. Sexualpsychische Abirrungen (S. 194—210).

FLAUBERT: Briefe über seine Werke, Minden. — BEYLE-STENDHAL: Vie de Henri Brulard, Selbstbiographie, Werke, Deutsche Ausgabe Bd. 5. — HEBBEL: Aus der Kindheit. — ROUSSEAU: Bekenntnisse. — MUSSET: Bekenntnisse eines Kindes seiner Zeit, hgg. von Spiro, Berlin, Deutsche Bibliothek. — GOETHE: Briefe, hgg. von Ph. Stein, Bd. 5. — RÉTIF DE LA BRETONNE: Dühren, R. de la Bretonne der Mensch, der Schriftsteller, der Reformator, Berlin 1906, daselbst die Zitate aus „Monsieur Nicolas ou le coeur humain dévoilé“, 1794. Rétif de la Bretonne zeigt auch sonst manche interessanten psychopathischen Züge. — DE SADE: E. Dühren, Der Marquis de Sade und seine Zeit, Berlin 1906, daselbst die zitierten Briefe. — SACHER MASOCH: C. F. von Schlichtegroll, Sacher Masoch und der Masochismus, Dresden 1901. Manches Charakteristische für Sacher Masochs Sexual- und sonstige Psychopathie auch in Wanda von Sacher-Masochs „Lebensbeichte“. — AEMIL AUGUST VON SACHSEN-GOTHA: Karsch, Quellenmaterial zur Beurteilung angeblicher und wirklicher Uranier, Jahrb. f. sexuelle Zwischenstufen Bd. 5, daselbst auch die angeführten Stellen aus: Erinnerungen und Leben der Malerin Luise Seidler, Berlin 1874, und Fr. Förster, Preußens Helden in Krieg und Frieden, Berlin. — PLATEN: Tagebücher, hgg. von Petzet, Fruchtshale München. — WILDE: die angeführten Stellen bei Numa Prätorius, „Oskar Wilde“ und Gaulke „Oskar Wildes Dorian Gray“, Jahrb. f. sexuelle Zwischenstufen Bd. 3. E. Weiß, „Psychologische Streifzüge über Oskar Wilde“, Leipzig 1908, ist geringwertig. — GLEIMS Brief zit. nach Placzek, Freundschaft und Sexualität, Bonn 1916. — WHITMANS Verse aus Withmans Sang von mir selbst zit. bei Bertz, Walt Whitman, ein Charakterbild, Jahrb. f. sex. Zwischenstufen, Bd. 7. Speziell über seine Phalluspoesie bei Schöne, Walt Whitman, Sexualprobleme, 1911. — Allgemeine Zusammenstellung von Homosexuellen: Moll, Berühmte Homosexuelle, Bergmann, Wiesbaden. — A. VON BOURIGNON: Der Jungfrau Antoinette von Bourignon innerliches und äußerliches Leben, aus ihren eignen und des Herrn Poirets Zeugnissen zusammengezogen. Amsterdam 1664. — HL. KATHARINA: zit. nach Hases Biographie 1858. — DENIFLE: Mystische Blumenlese. — MENZELS Testament, zit. nach Zeitschr. f. Sexualw. 1914. Sexualpsychopathologisch bedeutsame Dokumente finden sich übrigens auch noch in sonstigen Abschnitten des Buches (insbesondere in XIV und XV).

XIII. Abnorme seelische Krisen und psychische Ausnahmeerlebnisse (S. 210—227).

TIECK: R. Köpke, Ludwig Tieck, Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach dessen mündlichen und schriftlichen Mitteilungen, Leipzig 1855. — CELLINI: Vita in Goethes Werken. Psychiatrisch: Courbon, Etude psychiatrique sur Benvenuto Cellini, Lyon 1906. Einige psychiatrische Bemerkungen über Cellini auch in Möbius Goethe-Pathographie. — PASCALS Amulett, zit. nach Voivenel, *Littérature et folie*, Paris 1908. Es handelt sich bei Pascal anscheinend um eine schwer degenerativ-hysterische Persönlichkeit. Psychiatrisch: Lélut, *l'amulette de Pascal pour servir à l'histoire des hallucinations*, Paris 1846. Binet Sanglé, *la maladie du Blaise Pascal*, *Annales medico-psychol.* 1899. Vgl. auch Dreydorff, Pascal, sein Leben und seine Kämpfe, Leipzig 1870. — SWAMMERDAM: Hermann Boerhaave in Swammerdams *Biblia naturae*, deutsche Ausgabe 1752. — TOLSTOI: Meine Beichte, Kap. 3—5, stark gekürzt (z. T. in der Wiedergabe von Wobbermin bei James „religiöse Erfahrung“). Psychologisch (allerdings wenig belangvoll): Freimark, Tolstoi als Charakter, *Grenzfr. d. Nerven- u. Seelenlebens*, Wiesbaden 1909. Mariani, L. N. Tolstoi. *Studio psicologico*, Turin 1903. — Die religiöse Konversion hat, besonders in ihren akuten Umwandlungsformen — wohl wegen der starken Beteiligung der Gefühlssphäre — einen unverkennbar stark pathologischen Einschlag und die darauf bezüglichen — aus naheliegenden Gründen vielfach niedergeschriebenen — Selbstbekenntnisse gehören mit zu den interessantesten psychopathologischen Urkunden. — WILDE: *De profundis*, Aufzeichnungen und Briefe aus dem Zuchthause in Reading, deutsch Berlin 1905. — BEARDSLEY: in „Künstlerbriefe des 19. Jahrhunderts“, Berlin Cassirer. — BEETHOVEN: Beethovens Briefe, Gespräche, Erinnerungen, hgg. von Wiegler, Berlin o. J. — Seyfried in *Beethoven-Studien*, zit. nach Leitzmann, *Beethovens Persönlichkeit. Urteile der Zeitgenossen*, Leipzig 1914. Kurze psychiatr. Charakteristik Beethovens, speziell im Hinblick auf die Psychopathologie der Schwerhörigkeit bei Mercklin, *Über das Mißtrauen und den sogen. Verfolgungswahn der Schwerhörigen*, *Allgem. Ztschr. f. Psychiatr.* Bd. 74. Eine umfassende Pathographie des mancherlei psychopathische Züge darbietenden Beethovens ist mir nicht bekannt. — MAGISTER LAUKHARD: 2 bändige Autobiographie in der Lutzschen Memoirenbibliothek, Stuttgart. — WEIDIGS Brief in: „1848, der Vorkampf deutscher Einheit und Freiheit. Erinnerungen, Urkunden, Berichte, Briefe usw. von Klein, München 1914. Es handelt sich bei Weidig um eine psychogene Haftpsychose. — H. LEUSS, *Aus dem Zuchthause*, Berlin 1904. — DOSTOJEWSKI: Briefe, hgg. v. Eliasberg, München 1913. — A. HEIM: *Über den Tod durch Absturz*, *Jahrb. d. Schweizer Alpenklubs* 1891. — E. BÄLZ: *Über Emotionslähmung*, *Allgem. Ztschr. f. Psychiatr.* Bd. 58. Diese Bälzsche Emotionslähmung ist die typische Katastrophenschreckstörung. — GOETHE: *Werke: Campagne in Frankreich, und: zweiter Aufenthalt in Rom.*

XIV. Zeit- und Kulturformen hysteropathischen Geschehens (S. 228—243).

SOEUR JEANNE DES ANGES: *Memoiren einer Besessenen*, hgg. von Ewers, Stuttgart o. J., daselbst auch die zitierten Briefe. — PATER SURIN bei Calmeil-Leubuscher, *der Wahnsinn in den letzten vier Jahrhunderten*, Berlin 1848 mit wertvollem Material für diesen wie für den nächsten Abschnitt. — ELIE MARIONS Selbstschilderung in „*Théâtre sacré des Cevennes*“, gleichfalls bei Calmeil-Leubuscher. — DIE SEHERIN VON PREVORST: in Justinus Kerners Werken. — Brief der Theresa Huber in Kerners Briefwechsel. — D'ESPERANCE: *Aus dem Reiche der Schatten. Licht aus dem Jenseits*, Berlin 1892. — *Allgemeinpsychopathologisches bei Löwenfeld, Somnambulismus und Spiritismus*, Wiesbaden 1901 (*Grenzfr. d. Nerven- u. Seelenlebens*).

Einschlägige Erscheinungen dieses Kapitels finden sich zahlreich, wenn auch nicht immer mit kritischer Stellungnahme, in den älteren Werken über das magische bzw.

mystische Seelenleben aus der Mitte des 19. Jahrhunderts (Schindler, Perty, Kreyer u. a.). Über den modernen Standpunkt orientiert am besten Dessoir, *Vom Jenseits der Seele*, Stuttgart 1918. Wertvolle psychologische Analyse speziell der somnambulen Erscheinungen und der psychischen Automatismen (Sprachneubildungen usw.) bei Flournoy, *Des Indes à la Planete Mars. Etude sur un cas de somnambulisme avec glossolalie*. Paris. Deutsche Ausgabe: *Die Seherin von Genf*, Leipzig 1914.

XV. Psychische Infektionen und psychopathisches Massengeschehen (S. 244—263).

WAGNER: *Mein Leben*, München. — Die ENGLISCHE MASSENVISION: Vischer, die Stachelkrautkrankheit, *Beitr. z. Psychologie d. Kriegsgefangenen*, Zürich 1918, daselbst auch nähere Angaben über die „Engel von Mons“-Literatur. — DIE PANIK VON DOUAUMONT: A. Kronfeld, *Psychologische und neurologische Erfahrungen als Frontarzt. Von der Militärbehörde zur Veröffentlichung nicht freigegeben, als Manuskript gedruckt*, Berlin, Springer 1918. — AACHENER TANZEPIDEMIE: *Limburger Chronik* bei: J. C. F. Hecker, *die großen Volkskrankheiten des Mittelalters*, Berlin 1865, eine wertvolle Bearbeitung speziell auch der psychischen Epidemien mit Quellennachweisen. — PREDIGERKRANKHEIT: L. Clarus, Schweden sonst und jetzt, *geschildert in Briefen auf einer Reise*, Bd. 2, Mainz 1847. — ZÜRICHER PFINGSTBEWEGUNGSKONFERENZ: zit. bei Pfister, *die psychologische Enträselung der religiösen Glossolalie*, *Jahrb. f. psychoanalyt. u. psychopath. Forschung* Bd. 3. — Der Selbstbericht aus Pfingstgrübe 1910, zit. bei Hennig, *Inspiration* 1912. — BIBLISCHES ZUNGENREDEN: *Apostelgeschichte* 2, 2ff. u. 1. Korinther 14f. *Historischer Überblick über die Glossolalie in Mosimans Monographie*, Deutsche Ausgabe. — WILDENSPUCHER KREUZIGUNG: I. I. Meyer, *Schwärmerische Greuelszenen der Kreuzigungsgeschichte einer religiösen Schwärmerin in Wildenspuch Kanton Zürich*, Zürich 1824. — MUCKER VON KÖNIGSBERG: *das Sachssche Schriftstück veröffentl. bei Dixon, Seelenbräute*, Deutsche Ausgabe, Berlin 1868. — WUNDERHEILUNG DES KUPFERSTECHE MÜLLER: W. v. Kügelgen, *Jugenderinnerungen eines alten Mannes*. — DIE VEGETARIERANSIEDLUNG IN ASCONA und die sog. Naturmenschen von Ascona: Referat v. A. Grohmann in Zürich, Halle 1904. — Umfangreiche Materialsammlung über psychische Infektionen und Massenbeeinflussungen aus allen Zeiten und Kulturen, speziell Stoll, *Suggestion und Hypnotismus in der Völkerpsychologie*, Leipzig 1904, allerdings mit sehr weiter und unscharfer Fassung des Suggestions- und Hypnosebegriffs. Mancherlei Beachtenswertes auch bei Friedmann, *über Wahnideen im Völkerleben*. Wiesbaden (Grenzfr. d. Nerven- u. Seelenlebens).

XVI. Psychisch-nervöse Störungen und Nervenfälle (S. 263—279).

LICHTENBEFG: *Gedanken, Satiren, Fragmente*, hgg. von Herzog, Jena 1907. — GOETHE: *Eckermanns Gespräche*. — KANT: „Von der Macht des Gemütes durch bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein“ in: *Streit der Fakultäten*, Königsberg 1798. — GRILLPARZER: *Tagebuchblätter*. — ROUSSEAU: *Bekenntnisse*. — FECHNER: *Die Tagebuchnotizen ausführlich in der Fechner-Biographie seines Neffen J. C. Kunze*, Leipzig 1892. Psychopathologisch: Möbius, G. Th. *Fechners Krankheitsgeschichte*, *Neurol. Beiträge* 1894. Es handelt sich anscheinend um eine rein psychogene Störung bei erhöhter nervöser Irritabilität. Die Fechnersche Darstellung läßt auch — was wenig wahrscheinlich — an eine Cyklothymie mit stark hervortretenden körperlichen Begleiterscheinungen denken. Die grundlegende Bedeutung dieser psychogenen Vorgänge für alle möglichen körperlichen Organstörungen haben übrigens die kriegsneurologischen Erfahrungen erst ins rechte Licht gesetzt. Psychiatrisches über die pathologische Wirkung psychischer Faktoren: Birnbaum, *Psychische Verursachung seelischer Störungen und die psychisch bedingten abnormen Seelenvorgänge*, Bergmann, Wiesbaden 1918. — BISMARCK: H. von Poschinger, *Neue Tischgespräche*,

Stuttgart 1895, zit. nach Lomer, Bismarck im Lichte der Naturwissenschaft, Halle 1907, wo überhaupt die nervös-sensible Natur Bismarcks nachgewiesen wird. Ganz allgemein kann man bei Bismarck beinahe fortlaufend einen Parallelismus zwischen körperlichen Störungen und aufregenden politischen Geschehnissen nachweisen. — Die Erkenntnis des finalen Charakters nervöser Störungen, der „Flucht in die Krankheit“ als Mittel zur Erreichung bestimmter Zwecke, zur Vermeidung von Unlustsituationen usw. ist besonders Freud und seinen Anhängern zu verdanken. — MENDELSSOHN: Nicolai, Beispiel einer Erscheinung usw., Neue Berlinische Monatsschr. 1799; und Zimmermann, Über die Einsamkeit, Bd. 3. Die ausführliche Darstellung der Krankheit in M. F. Bloch, medizinische Bemerkungen, Berlin 1774. — HL. THERESA: Autobiographie, sämtliche Werke, Bd. 1. — Über ihre Hysterie speziell: Hahn, Probleme der Hysterie und die Offenbarungen der hl. Therese, Leipzig 1906. H. geht zwar mit wissenschaftlichem Rüstzeug an die Beziehungen zwischen ihrer hysterischen Artung und den religiösen Erlebnissen heran, erledigt sie aber durchaus im Sinne feststehender Glaubensüberzeugungen. Allgemeines über diese Zusammenhänge vom psychopathologischen Standpunkte: Mörchen, Psychologie der Heiligkeit, Halle, Marhold. Reichliche Materialien über den pathologischen Einschlag bei den Heiligen auch in Ztschr. f. Religionspsychologie, hgg. von Bresler. — MOHAMMED: G. Weil, Mohammed, der Prophet, sein Leben und seine Lehre aus handschriftlichen Quellen und dem Koran geschöpft, Stuttgart 1843. — Psychiatrisch: Moharrem Bey, War Mohammed Epileptiker? Psychiatr. neur. Wochenschr. 1902. Kommt auf Grund der Quellenprüfung gleichfalls zur Ablehnung der Epilepsie. — PLATEN: Tagebücher, hgg. von Petzet, München. — FLAUBERT: Briefe und Maxime du Camp, Souvenirs littéraires, Paris 1892. Psychiatrisch: Binet-Sanglé, l'épilepsie chez Gustave Flaubert. Chronique médicale 1900; Dumesnil, Flaubert, son hérédité, son milieu, sa methode 1905. Vom Freudschen Standpunkt: Reik, Flaubert und seine Versuchung des hl. Antonius, ein Beitrag zur Künstlerpsychologie, Minden o. J. Die Ableitung des Künstlertums vom Sexuellen her erscheint gerade bei Flaubert noch am ehesten verständlich. — VAN GOGH: Briefe an seinen Bruder, 2 Bände, Berlin 1914. — DOSTOJEWSKI: Sonja Kowalewsky, Kindheitserinnerungen; D.'s Briefe, hgg. v. Eliasberg, München 1913. Solowjew bei Segalow, Die Krankheit Dostojewskis, Grenzfr. d. Literatur u. Medizin, München 1907. S. gibt auch noch weitere Belegstücke für Dostojewskis Epilepsie und einen guten Überblick über deren Zusammenhang mit seinen Werken. Er führt übrigens allein fünf verschiedene Epilepsietypen aus den Romanen an, vor allem den Fürsten Mischkin im Idioten. — Dostojewski darf wohl als einer der seltenen Fälle von sicherer Epilepsie bei hervorragenden Persönlichkeiten angesprochen werden.

XVII. Zerstörende psychische Krankheitsprozesse (S. 279—303).

BISMARCK: Moritz Busch, Graf Bismarck, Leipzig 1878, Bd. I, zit. nach Reichardt, Psychiatrie 1918. — BEYLE-STENDHAL: Ausgewählte Werke, Deutsche Ausgabe Bd. 5, Jena 1905. — FRIEDRICH WILHELM IV.: A. von Reumont, Aus König Friedrich Wilhelms IV. gesunden und kranken Tagen, Leipzig 1885. — Es handelt sich im wesentlichen um eine amnestische Aphasie. — FARADAY: Jentsch, Faradays Gedächtnis schwäche, Die Naturwissenschaften 1915, daselbst die angeführten Stellen. (Anscheinend anfangs neurasthenische, später organisch präsenile Erkrankung.) Kurzer Hinweis auch bei Ostwald, Große Männer, Leipzig 1905. — GOTTFRIED KELLER: Wille, ärztliches Gutachten betreffend den Geisteszustand des Altstaatsschreibers Dr. philos. G. Keller von Zürich wegen zweifelhafter Testierfähigkeit, Vierteljahrsschr. f. gerichtl. Medizin 1893. — KANT: Wasianski, Immanuel Kant in seinen letzten Lebensjahren. Ein Beitrag zur Kenntnis seines Charakters und seines häuslichen Lebens aus dem täglichen Umgang mit ihm, Königsberg 1804. Wichtiges unmittelbar nach Kants Tode erschienenen Quellenwerk, das außerdem noch die Schilderungen von Jachmann und Borowsky enthält. Jüngst veröffentlichte „Pathographien“ Kants enthalten nicht viel anderes, als was sich ohne weiteres aus dem kleinen Werk entnehmen läßt. Überraschenderweise treten an Kants jüngst veröffentlichtem philosophischem Alterswerk (Kants Opus postumum, hgg. v. Adickes, Berlin 1920), das den Jahren

1796—1803 entstammt, die psychischen Altersmängel, wenn auch nachweislich, so doch nicht ausgeprägt hervor.

HERZOG VON ABRANTÈS: Roberti, Junots Wahnsinn, Ungedruckte Dokumente aus den letzten Tagen des Herzogs von Abrantès, Psychiatr. neurol. Wochenschr. 1900. — LENAU: Lenaus Briefe, Aufzeichnungen usw. hgg. von Greiner, München 1911, daselbst die angeführten Stellen wie überhaupt alles wesentliche Dokumentarische über Persönlichkeit und Krankheit. Der Krankheitsbericht: Meckel, „Lenau“, Allg. f. Psychiatr. Bd. 7. Psychiatrisch (speziell Feststellung der unzweifelhaften Paralyse unter Betonung der schon vorher vorhandenen abnormen Wesensart): Weiler, Euphorion Bd. 6. Van Vleuten, Kultur, Bd. 1. — Rahmer, Nicolaus Lenau als Mensch und Dichter, ein Beitrag zur Sexualpathologie, Berlin o. J., unterschätzt die psychopathische Konstitution. Sadger, Lenaus Liebesleben, Schriften z. angewandten Seelenkunde, Leipzig 1909, Heft 6. bringt die Psychose in Zusammenhang mit Freudschen Mechanismen, infantilen Sexualeinflüssen usw. — LAUTENSACK: Requiem, lyrisches Flugblatt, hgg. von Meyer, Berlin-Wilmersdorf o. J. — NIETZSCHE: Ecce homo. Über Möbius Pathographie s. VII. — LUDWIG II. VON BAYERN: Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst. Der Bericht über den Verlauf der Kommission: Grashey, Nachruf auf Gudden (der Psychiater, welcher bei der Katastrophe mit Ludwig zusammen den Tod fand). Arch. f. Psychiatr. 1886. Daselbst ausführliche Darstellung sowie psychologische Rekonstruktion der letzten Vorgänge. Psychiatrisch: Ireland, Herrschermacht und Geisteskrankheit, deutsch, Stuttgart 1887. Daselbst (authentische?) Wiedergabe des irrenärztlichen Gutachtens über Ludwig. — Über Cäsarenwahnsinn Wiedemeisters Monographie der Geisteskrankheiten der julisch-klaudischen Imperatoren 1875. — TASSOS Briefe nach Cabanès, *Le Tasse était-il fou? L'indiscretions de l'histoire*, und Lombroso, Studien über Genie und Entartung, deutsch von Jentsch, Leipzig o. J. Psychiatrisch: außer den beiden Werken auch Roncoroni, *Genio e Pazzia in Torquato Tasso*, Turin 1896, und Rothe, *Torquato Tasso*, eine psychiatrische Studie, Allg. f. Psychiatr., Bd. 35. — LENZ: Waldmann, Lenz in Briefen, Zürich 1894, daselbst die angeführten Berichte. — Kurze Pathographie in Möbius, Goethe, Bd. 1. — HÖLDERLIN: Waiblingers Schilderung in dessen gesammelten Werken. Diese sowie die übrigen angeführten Stellen aus der erschöpfenden und z. T. auf selbständigem Quellenstudium beruhenden Hölderlin-Pathographie von W. Lange, Stuttgart 1894. Kurz, aber alles Wesentliche vorzüglich wiedergebend: van Vleuten, die Geistesstörung Friedrich Hölderlins, *Die Nation* 1906.

Ganz allgemein sind verschiedentlich heranzuziehen: die schon erwähnten Arbeiten Lombrosos über Genie und Irresein und zwar speziell für Psychosen und Psychopathien hervorragender Persönlichkeiten; doch ist stets kritische Nachprüfung notwendig. Grasset, *Demi fous et demiresponsables*, Paris 1907, und Voivenel, *Folie et littérature*, Paris 1908, die gleichfalls reichliches Material mit Belegstellen bringen. — Pelman, *psychische Grenzzustände*, Bonn 1908, speziell für historisch und kulturhistorisch bedeutsame psychopathologische Erscheinungen; auch hier interessantes Material in reichstem Umfange, doch nicht mit genügender psychiatrischer Vertiefung und auch in Einzelheiten nicht immer ganz zuverlässig. —

Namenverzeichnis.

Angeführt sind nur die Personen, auf die sich die Dokumente beziehen.

- | | | |
|--------------------------------------|------------------------------------------------------------|----------------------------------|
| Abrantès, Herzog von 287. | Faraday 282f. | Keller, Helen 16f. |
| Adler, Friedrich 188ff. | Fechner 97f., 266ff. | Kleist, H. v. 55, 77, 165ff. |
| Aemil August v. Sachsen-Gotha 202ff. | Flaubert 54, 75, 76, 154f., 194f., 274f. | Laukhard 220ff. |
| Arnim, Bettina v. 124f. | Fourier 59f. | Lautensack 290ff. |
| Arnold, Victor 146. | Frenssen, G. 74. | Lenau 140f., 288ff. |
| Aveling 182f. | Friedrich Wilhelm IV. von Preußen 281f. | Lenz 296ff. |
| Baelz 225f. | Ganghofer, L. 19f., 53. | Leuss, H. 115, 223. |
| Baudelaire 26f., 50, 51, 57f., 62f. | Gautier 93. | Lichtenberg 139f., 263. |
| Beardsley 218. | Gehrmann 60f. | Lingg, H. 21, 46. |
| Beethoven 219f. | Gleim, L. 207f. | Ludwig, Otto 50, 53, 94f., 104f. |
| Berlioz 156ff. | Goethe 2, 55, 72f., 99f., 105, 199, 226f., 263. | Ludwig II. v. Bayern 293ff. |
| Beyle-Stendhal 195, 280. | van Gogh 275f. | Luther 127ff. |
| Billroth 22f. | Grabbe 179ff. | Marion, Elie 235f. |
| Bismarck 22, 98f., 269, 279. | Grillparzer, Carl 147ff. | Maupassant 153f. |
| Blake 5ff. | Grillparzer, Franz 48f., 53, 56, 73f., 106f., 141ff., 264. | Mendelssohn, Moses 269f. |
| Bloem, W. 116. | Gröben, v. d. 238. | Menzel, Ad. 210. |
| Blücher 130ff. | Guyon de la Mothe 64. | Meyer, C. F. 74, 135f., 162f. |
| Blüthgen, V. 23f. | Haller, A. v. 129f. | Meysenbug, M. v. 65. |
| Böhme, Jakob 60, 100. | Hansjacob 95, 125ff. | Mitterwurzer 69f. |
| Bourignon, A. v. 208f. | Hauffe, Friedrike 236ff. | Mohammed 272f. |
| Brentano, Clemens 84f. | Hebbel 54, 56, 61f., 77f., 86, 108, 195f. | Möricke 155. |
| Brugsch, Heinr. 106. | Heidenstam 51. | Moritz, K. Ph. 52, 68f., 80ff. |
| Byron 140. | Heim, Albert 224f. | Müller, Friedr. 259f. |
| Cagliostro 86ff. | Heine 67f. | — Joh. 1. |
| Cardano 2f. | Heyse, Paul 105f. | Musset 102f., 198. |
| Cellini, B. 212ff. | Hoffmann, E. Th. A. 78ff., 110ff. | Nerval, G. de 34f. |
| Coleridge 31. | Hölderlin 299ff. | Nicolai, Fr. 3ff., 93. |
| Constant, Benjamin 163ff. | Holtei, K. v. 107ff. | Nietzsche 100, 117f., 291f. |
| David, J. J. 25f. | Huysman 52. | Öhlenschläger 18f. |
| Davy, H. 113, 117. | Jeanne d'Arc 13f. | Pascal 214f. |
| Devrient, Ludwig 70f. | Jeanne des Anges 230ff. | de Pazzi, Maria Magdalena 64. |
| Diefenbach 172ff. | Kant 21f., 264, 286f. | Philo v. Alexandrien 101. |
| Dostojewski 20, 223f., 276f. | Katharina, hl. 209. | Platen 204ff., 273. |
| Engelbrecht, Hans 146f. | Kayssler, Fr. 71. | Poe, E. A. 32ff., 153. |
| Ense, V. v. 94. | Keller, Gottfr. 96f., 283ff. | Poppenberg 169ff. |
| d'Espérance 241. | | de Quincey 27ff., 114. |
| Eysell-Kilburger, Klara 101f. | | |

- | | | |
|--------------------------------------------------|--------------------------------------|--------------------------------------------|
| Rétif de la Bretonne 199. | Spinoza 20. | Theresa, hl. v. Jesus 16f.,
270f. |
| Reuter, Fritz 150ff. | Staps 12f. | Tieck, L. 210ff. |
| Rimbaud 50. | Stauffer-Bern 120ff. | Tolstoi 216ff. |
| Rousseau 43ff., 65, 96, 102,
183, 196f., 265. | Steiner 192ff. | Turgenjew 103f. |
| Runge, Ph. O. 55. | — Heinrich 133ff. | Wagner, Rich. 18, 93, 109,
184ff., 244. |
| Sacher-Masoch 200ff. | Strindberg 36ff., 155. | Weber, C. M. v. 54f. |
| de Sade 200. | Surin 233f. | Weidig 222f. |
| Saint Germain, Graf 91f. | Suso (Seuse) 15, 97, 115f.,
186f. | Wilde, O. 206f., 218. |
| Saint Pierre, B. v. 95f. | Swammerdam 215f. | Whitman 208. |
| Schiller 102, 110. | Swedenborg 8ff., 58. | Wolter, Charlotte 103. |
| Schopenhauer 46f., 144ff. | | Zimmermann, J. G. 137ff. |
| Schubart, Ch. D. 143, 175ff. | | Zschokke 76. |
| Schumann, Rob. 109. | Tasso 295f. | |
| Scott 48. | Tennyson 63. | |

Sachverzeichnis.

- | | | |
|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| <p>Abenteurer, pathologische 86ff.
 Alkohol 18, 149ff., 181, 220f.
 — und Produktivität 109ff.
 — -delir 33.
 Allegorie 57.
 Altersstörungen 21, 129ff., 283ff.
 — -melancholie 129ff.
 Analogien, pathologische 57f.
 Anfälle, nervöse 269ff.
 Angstträume 17ff.
 Angstzustände 20, 127.
 Aphasie 280f.
 Ästhet 169ff.
 Audition colorée 50f.
 Aura, epileptische 277f.
 Automatismen, psychische 101, 235, 239, 251f.
 Autosuggestion 83.</p> <p>Bekanntheitsempfindungen abnorme 48.
 Bekehrung 212ff.
 Besessenheit 229ff.
 Betäubungsdrang 149f., 166f.
 Bewußtheiten 16f.
 Bewußtseinseinengung 63.
 Bewußtseinsstörungen 19ff.
 Beziehungswahn 38,96.
 Blasphemie 96f.
 Buchstabenmystik 60.</p> <p>Camisarden 234.
 Cäsarenwahnsinn 295.
 Charaktere, psychopathische 153ff.
 Cyclothymie 134.</p> <p>Dämmerzustand 22, 108.
 Dämonomanien 229ff.
 Dandy 169f.
 Deja vu 48f.</p> | <p>Delirante Erscheinungen 22ff.
 Delir, Alkohol- 33.
 — Infektions- 23ff.
 — Haschisch- 25ff.
 — Opium- 28ff.
 — praemortales 22.
 — seniles 22.
 Demenz, senile 286f.
 — paralytische 287ff.
 — schizophrene 299ff.
 Denkstörungen 58ff.
 — schizophrene 60f.
 — manische 120ff.
 Depressionen, psychische 125ff., 216, 223.
 Depressive Konstitution 137ff.
 Dichterische Begabung 24ff. 85f.
 Dichtung, manische 121ff.
 — delirante 25ff.
 — halluzinatorische 7.
 Dipsomanie 149ff.
 Disharmonische Charaktere 163ff.
 Dispositionsschwankungen, seelische 260.
 Doppelbewußtsein 71.</p> <p>Eifersuchtswahn 181.
 Einfühlung, abnorme 67f.
 Einsamkeitsweh 156f.
 Ekstase 64, 106, 115ff., 233, 235, 249.
 Emotionshemmung 225f.
 Entwicklungen, seelische abnorme 219.
 Epidemien, psychische 247ff.
 Epilepsie 20, 272ff.
 Erinnerungstäuschungen 48.
 Erklärungswahn 37.
 Erleuchtungen 101.
 Erotik, abnorme 155, 157ff.
 Erregung, manische 118ff.
 — produktive 117ff.</p> | <p>Erregung, paralytische 118, Erweckungen 234f. [288.
 Exhibitionismus 197.</p> <p>Fabulierung 84f.
 Fanatismus 183ff.
 Farbenspektrum 104.
 Femininismus 203f.
 Fetischismus 199, 201.
 Fieberproduktion 107ff.
 Freundschaftsgefühle, abnorme 207f.
 Frigidität, sexuelle 210.
 Frühreife, sexuelle 195f.</p> <p>Gedächtnis, visionäres 74.
 Gedächtnisschwäche 282ff.
 Gefahrenwirkung, psychische 116.
 Gefühlslabilität 153ff.
 Gehirnerschütterung 279f.
 Genie 99, 113.
 Glückszustände, abnorme 113ff., 277f.</p> <p>Haftpsychosen 222.
 Haftwirkungen, psychische 115, 222ff.
 Halbschlafstörungen 21.
 Halluzinationen 1ff.
 — autoskopische 72, 239.
 — imaginäre 16, 72.
 — intellektuelle 16f.
 — realisierende 12f.
 Haltlose Charaktere 176ff.
 Haschischstörungen 25ff., 56ff.
 Hemmungen, psychische 137ff., 269f.
 Hexenglaube 229ff.
 Homosexualität 204ff.
 Hypersensitive Charaktere 153ff.
 Hypochondrie, sexuelle 198.
 Hypochondrische Konstitution 157ff.</p> |
|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|

- Hyponchondrische Körperstörungen 264f.
 Hypomanisches Temperament 124f.
 Hysterische Störungen 103, 270ff.
 Hysteropathien 228ff.
 Ich-Verdoppelung 62.
 Ideenassoziation, abnorme 56ff.
 Identifikation, abnorme 67f.
 Illusionen 37, 74.
 Impotenz, psychogene 197f.
 Infektion, psychische 247ff.
 Inspiration 7, 99ff., 117.
 Irradiationen 48ff.
 Irritabilität, nervöse 48, 154f.
 Kanonenfieber 226f.
 Katastrophenerlebnisse 224ff.
 Kindheits- (u. Jugend-) Anomalien 2, 16, 18, 19, 46, 67, 68ff., 77, 80ff., 94, 96, 155, 195, 210ff.
 Konfliktnaturen, seelische 163ff.
 Konversion 214ff.
 Koran 272.
 Kriegspathologisches 226f., 245f.
 Krisen, abnorme 210ff.
 — hysterische 156ff.
 — religiöse 212ff.
 Kulturanomalien 251.
 Kulturpathologisches 228ff., 247ff.
 Künstlernatur 156.
 Kunstschöpfungen, pathologische 25ff., 121f.
 Lachgaswirkungen 113f., 117.
 Lebensgefahr, Psychologie der 224ff.
 Lüge, pathologische 83ff.
 Lusterregungen, abnorme 113ff.
 Magische Erscheinungen 236ff.
 Magnetische Erscheinungen 236ff.
 Malerei, visionäre 6f.
 Manie 120ff.
- Märtyrer 186.
 Masochismus 196, 198, 201.
 Massenstörungen, psychische 244ff.
 Medium, spiritistisches 241f.
 Melancholie 125ff.
 Mitempfindungen, pathologische 48f.
 Miterlebensfähigkeit, dichterische 76f.
 Moral insanity 182f.
 Mucker 256ff.
 Musikwirkungen, abnorme 49f.
 Mystisches Erleben 63ff., 100, 115, 203.
 Naturmenschen v. Ascona 261ff.
 Offenbarungen, visionäre 8ff., 275.
 Opiumstörungen 28ff., 114.
 Panik 246.
 Pantheistisches Erleben 65.
 Paralyse 118ff., 287ff.
 Paranoia 40ff.
 Paranoider Charakter 46f.
 Paranoide Verstimmung 46.
 Pavornocurnus 18, 20.
 Periodizität, abnorme 124, 134.
 Persönlichkeitsbewußtseinsstörungen 61ff.
 Persönlichkeitsspaltung 62.
 Persönlichkeitsumwandlung, schauspielerische 69f.
 Pessimismus 144ff.
 Pfingstbewegung 250ff.
 Phalluspoesie 208.
 Phantasie, abnorme 77ff.
 — visionäre 73, 77f.
 Phantast, pathologischer 80ff.
 Poriomanie 147ff., 220f.
 Predigtsucht, epidemische 248f.
 Produktionsvorgang-Begleit anomalies 102ff., 117f.
 — Anreizmittel 109ff.
 Produktionsschädigungen, pathologische 278, 283, 291f., 301ff.
- Produktivität, abnorme 101ff., 117ff.
 Prophetie 100, 236.
 Pseudologie 83ff.
 Psychogene Vorgänge 259, 263ff., 273.
 — Körperstörungen 265ff.
 Pubertätskrise 210ff.
 Querulant 191ff.
 Quietisten 64.
 Realitätsbewußtsein 76, 83ff.
 Reflexion, pathologische 141f., 161f.
 Regierungshandlungen, abnorme 293f.
 Religionspathologisches 9ff., 13ff., 63ff., 96f., 101, 115f., 128ff., 186f., 209ff., 212ff., 229ff., 248ff., 270ff.
 Rollen-Ich, schauspielerisches 69f.
 Sadismus 200.
 Schauspielerbegabung 69.
 Schauspielerkunst, Psychologie der 71.
 Schizophrenie 296ff.
 Schwerhörigkeit, Psychopathologie der 219f.
 Schwindler, pathologische 86ff.
 Seelenbräute 257f.
 Sekten 250, 256ff.
 Sektenbildung 261.
 Selbstanalyse 141f., 161f.
 Selbstkasteiung 186f.
 Selbstmord 133, 145ff., 168f.
 Sexualpathologisches 194ff., 247f., 256ff.
 Sicherungen, seelische 162f.
 Somnambulismus 19f., 106, 238f.
 Spaltungen, seelische 229ff., 234, 241f.
 Spielwut 183ff.
 Spiritismus 241f.
 Suggestion 67, f. 90f., 228ff.
 Symbolik, pathologische 57ff.
 Symbolisten 52.
 Synästhesien 50ff.
 — u. Kunst 52, 54f.

Tanzsucht, epidemische 247f.	Verfolgungswahn 36ff.	Wachträume 73, 76.
Theosophie, visionäre 8ff.	Verschmelzungserlebnis 64f.	Wahnprozesse 35ff.
Todesnähe, Psychologie der 218f., 224ff.	Verschrobene Charaktere 172ff.	Willensschwäche, patholo- gische 31f., 161, 176ff.
Trance 63.	Verstimmungszustände 125ff., 147ff., 217f., 220f., 276ff.	Wunderheilung 259.
Transvestit 193f.	Visionäre Begabungen 72ff.	Wunderkuren 89.
Traumerlebnisse 17ff., 56, 61f.	— Konzeption 103ff.	Zeitstimmungen, abnorme 156, 163.
Traumproduktion 105f.	Vorstellungskraft, pla- stische 72ff.	Zungenreden 235, 250ff.
Trunksucht 149ff.	Vulnerabilität, seelische 127, 155ff., 160f.	Zwangsercheinungen, psy- chische 93ff.
Unterbewußte Geistestätig- keit 101f., 235, 239, 249, 272.		Zweckstörungen, nervöse 269.

Abhandlungen aus dem Gesamtgebiete der Kriminalpsychologie (Heidelberger Abhandlungen) herausgegeben von Geh. Hofrat Professor Dr. K. v. LILIENTHAL, Professor Dr. F. NISSL, Professor Dr. S. SCHOTT, Professor Dr. K. WILMANN.

Heft 1. Die Ursachen der jugendlichen Verwahrlosung und Kriminalität. Studien zur Frage: Milieu oder Anlage. Von Dr. HANS W. GRUHLE in Heidelberg. Mit 23 Abbildungen im Text und 1 farbigen Tafel. 1912. Preis M. 18.—

Heft 2. Lebensschicksale geisteskranker Strafgefangener. Katamnestiche Untersuchungen nach den Berichten L. Kirn's über ehemalige Insassen der Zentralstrafanstalt Freiburg i. B. (1879—1886). Von Privatdozent Dr. med. AUGUST HOMBURGER in Heidelberg. Mit 6 Textabbildungen und 12 farbigen Tafeln. 1912. Preis M. 14.—; gebunden M. 16.—

Heft 3. Über Massenmörder. Ein Beitrag zu den persönlichen Verbrechensursachen und zu den Methoden ihrer Erforschung. Von Privatdozent Dr. ALBRECHT WETZEL, Oberarzt an der Psychiatrischen Universitätsklinik in Heidelberg. Mit 1 Tafel im Text. 1920. Preis M. 18.—

Verbrechertypen. Von Dr. HANS W. GRUHLE und Dr. ALBRECHT WETZEL in Heidelberg.

I. Band, 1. Heft. Geliebtenmörder. Von Dr. ALBRECHT WETZEL und Professor Dr. KARL WILMANN in Heidelberg. 1913. Preis M. 2.80

I. Band, 2. Heft. Säufer als Brandstifter. Von H. W. GRUHLE und K. WILMANN in Heidelberg und G. L. DREYFUSS in Frankfurt a. M. Mit einer Tafel. 1914. Preis M. 3.20.—

I. Band, 3. Heft. Zur Psychologie des Massenmordes. Hauptlehrer Wagner von Degerloch. Eine kriminalpsychologische und psychiatrische Studie von Professor Dr. R. GAUFF in Tübingen nebst einem Gutachten von Geh. Med.-Rat Professor Dr. R. WOLLENBERG in Straßburg i. E. Mit 1 Textabbildung und 1 Tafel. 1914. Preis M. 6.—

Beiträge zur Psychologie und Psychopathologie der Brandstifter. Von Dr. med. HEINRICH TÖBBEN, Beauftragter Dozent für gerichtliche Psychiatrie an der Universität Münster i. W. 1917. Preis M. 4.80

Die Psychologie des Verbrechens. Eine Kritik von Dr. med. et phil. MAX KAUFFMANN, Privatdozent an der Universität Halle a. S. Mit zahlreichen Porträts. 1912. Preis M. 10.—; gebunden M. 11.—

Psychiatrische Familiengeschichten von Dr. J. JÖRGER, Direktor der gräubündnerischen Heilanstalt Waldhaus bei Chur. 1919. Preis M. 6.40

Julius Robert Mayer. Seine Krankheitsgeschichte und die Geschichte seiner Entdeckung von Dr. ERNST JENTSCH. 1914. Preis M. 4.—; gebunden M. 4.80

Monographien aus dem Gesamtgebiete der Neurologie und Psychiatrie.
Herausgegeben von O. FÖRSTER in Breslau und K. WILMANN in Heidelberg.

Heft 15: Wahn und Erkenntnis. Eine psychopathologische Studie.
Von Dr. med. et phil. PAUL SCHILDER. Mit 2 Textabbildungen und
2 farbigen Tafeln. 1918. Preis M. 7.60

Heft 9: Selbstbewußtsein und Persönlichkeitsbewußtsein.
Eine psychopathologische Studie. Von Dr. PAUL SCHILDER, Assistent
an der psychiatrischen und Nervenlinik der Universität Leipzig. 1914.
Preis M. 14.—

Heft 4: Affektstörungen. Studien über ihre Ätiologie und Therapie.
Von Dr. med. LUDWIG FRANK, Spezialarzt für Nerven- und Gemüts-
krankheiten in Zürich, ehem. Direktor der kantonalen Irrenheilanstalt
Münsterlingen, Thurgau. 1913. Preis M. 16.—

Sexuelle Anomalien, ihre psychologische Wertung und deren forensische
Konsequenzen. Von Dr. med. LUDWIG FRANK, Spezialarzt für Nerven-
und Gemütskrankheiten in Zürich. 1914. Preis M. 2.—

Von

KARL BIRNBAUM

erschienen ferner

Psychosen mit Wahnbildung und wahnhafte Einbildungen bei Degene-
rativen. 1908. (Verlag von C. Marhold, Halle a. d. S.) Preis M. 6.—

Über psychopathische Persönlichkeiten. Eine psychopathologische Studie.
1909. (Verlag von J. F. Bergmann, München) Preis M. 2.50

Die krankhafte Willensschwäche und ihre Erscheinungsformen. Eine
psychopathologische Studie. 1911. (Verlag von J. F. Bergmann, München)
Preis M. 2.—

Die psychopathischen Verbrecher. Handbuch für Ärzte, Juristen und
Strafanstaltsbeamte. 1914. (Verlag von Dr. P. Langenscheidt, Berlin)
Preis M. 21.—

Psychische Verursachung seelischer Störungen und die psychisch
bedingten abnormen Seelenvorgänge. 1918. (Verlag von J. F. Berg-
mann, München) Preis M. 3.60

Hierzu Teuerungszuschläge